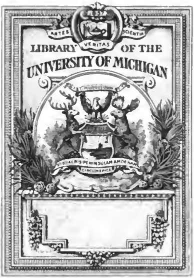

ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LV.

(April — Mai — Juni 1888.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Otto Herrnsdorf. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Capstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Schall & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. U. Hoepli's Hofbuchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, L. Rudolph's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, F. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mozeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn. Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Inhalts-Verzeichniß

zum

Fünfundfünfzigsten Bande (April — Juni 1888).

(Fortsetzung umstehend.)

Kaiser Wilhelm.

Als Kaiser Wilhelm am Morgen des 9. März seine Augen schloß, um nicht mehr zu erwachen, da stand Jeder unter dem Eindruck, daß mit dem Hingang dieses von der Vorsehung erwählten Mannes eine der größten weltgeschichtlichen Epochen sich vollendet habe. Dumpf ging die Kunde von Lippe zu Lippe, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von einem Pole des Erdballs zum anderen: „Kaiser Wilhelm ist nicht mehr!" — Und alle Völker waren ergriffen wie von einem starken Schlage, der auch sie mitbetroffen; ja selbst die Feinde, — nicht Kaiser Wilhelm's, denn Er, der Gütige, der Edle, hatte keine Feinde, — sondern die der Nation, die er groß gemacht vor allen anderen, auch sie neigten sich in stummer Huldigung vor der Majestät eines solchen Todes, der das Irdische nur abzustreifen scheint, um weite, ungemessene Ewigkeiten zu eröffnen.

Wir aber, die wir ihn gekannt, die wir ihn geliebt, die wir ihn verehrt haben, wie einen Vater, wir dürfen unseren vollen Antheil persönlichen Schmerzes verlangen; wir können nimmermehr über der historischen Erscheinung, welche dies Jahrhundert mit unvergänglichem Licht erfüllt, wir werden niemals über dem glorreichen Herrscher, dem Deutschland sein nationales Dasein und die Welt so lange den Frieden verdankte, den edlen, freundlichen Menschen vergessen, der anspruchslos unter uns gewandelt und dem jeder Einzelne von uns für Etwas zu danken hatte, und wär's auch nur für den Gruß,

wenn er an uns vorüberfuhr. Wir haben ihn gesehen in jener fernen Zeit, wo Deutschlands, Preußens und seine Geschicke noch dunkel vor ihm lagen, eine ritterliche Figur in seiner männlichen Kraft und Reife, mitten in den verhängnißvollen Irrthümern einer stürmischen, unklaren Zeit er allein aufrecht und ungebeugt, unnachgiebig in seiner Ueberzeugung das Exil dem Opfer derselben vorziehend, zurücktretend gleichsam vor den Blicken, die ihn suchten; aber damals schon, in der Dämmerung jener Jahre, deutlich und bestimmt unterschieden von Allen, die noch an künftige Entwicklungen glaubten. Wir haben ihn gesehen, ernst und gewissenhaft, wie er, in Ausübung einer verantwortungsvollen Pflicht eher, als im unbeschränkten Besitze der Macht, die Zügel der Regierung ergriff, die den Händen seines unglücklichen Bruders langsam entsanken. Dann sahen wir ihn als König von Preußen, einziehend aus der alten Krönungsstadt in dieses Berlin, das zum ersten Male wieder in Freudigkeit erglänzte. Wie Frühlingsluft wehte es vor ihm her; die Flüchtlinge kamen zurück, alle Die, welche ihrer politischen Meinungen wegen viele Jahre lang in der Fremde das Brot der Verbannung gegessen und die nun, der Heimath wiedergegeben, die Träume ihrer Jugend durch ihn erfüllt sehen und nachmals, zum Theil in bevorzugten Stellen, an ihrer Verwirklichung mitarbeiten sollten. Es war die Zeit, wo König Wilhelm's eigenstes Werk begann, das, in welchem er, schon auf der Höhe seines Lebens, die große Aufgabe desselben erkannte, und welches er, schöpferisch und providentiell zugleich, sogar im Widerspruch mit der Mehrheit seines Volkes und den Stimmen ihrer Vertreter durchzuführen unternahm. Jetzt, wo das preußische Heer das vornehmste Werkzeug zur Gewinnung der deutschen Einheit und Kern und Muster des deutschen Heeres geworden ist, jetzt ist es, rückwärts blickend, nicht schwer, den leitenden Gedanken zu erkennen; aber damals, durch die Nothwendigkeiten der Lage verschleiert, war die Armee-Reorganisation ein unpopuläres Unternehmen, und nur Einer fand sich, der den Muth und das Vertrauen besaß, die

Unpopularität desselben mit seinem Könige zu theilen. Immer, wenn nach langer, oft verzögerter und öfter noch fehlgegangener Vorbereitung die Geschicke der Völker zum Ziele drängen, unaufhaltsam, aber wie aus einem Chaos heraus, dessen Elemente mit einander im Streite liegen: immer dann, im rechten Moment, erscheinen auch die rechten Männer; aber es ist das Zeichen höchster Weisheit, sie zu erkennen und an den rechten Platz zu stellen. Ein märkischer Edelmann, bei seinem ersten Auftreten von der Menge mißachtet, sogar mißhandelt, und ein General, der sechzig Jahre alt geworden, ohne daß man außerhalb des Generalstabsgebäudes von ihm wußte: diese Beiden waren es, die König Wilhelm sich von Anfang erwählt und denen er bis zu seinem letzten Athemzuge treu geblieben ist. Ein ganzes Heldengeschlecht, eine Phalanx des Ruhmes ist um sie schimmernd emporgewachsen: aber vor allen mit dem glorreichen Namen des ersten deutschen Kaisers werden die Namen Bismarck's und Moltke's für immer verbunden sein.

Wir haben ihn hinausziehen sehen in den Krieg, unseren verewigten Herrn, das Haar schon silbern, aber das Herz fest in Demuth vor Gott; wir haben ihn zurückkehren sehen, umringt von seinen siegreichen Schaaren, jubelnd empfangen von seiner Hauptstadt und getragen gleichsam von der Begeisterung und Liebe ganz Deutschlands, dessen Fürsten auf dieses ehrwürdige Haupt die Kaiserkrone gesetzt, dessen Völker in ihm den Ersehnten, den Wiederhersteller der deutschen Einheit, Macht und Herrlichkeit begrüßten.

Länger als ein halbes Menschenalter haben wir ihn dann noch unter uns gesehen, schlicht und einfach in all' seiner Größe, seine Gestalt wie die eines Patriarchen der Bibel. So haben wir ihn gesehen, täglich, täglich, in seinem grauen Soldatenmantel, in dem bescheidenen, von zwei Rappen gezogenen Wagen; so stand er Mittags am Fenster seines Palais, wenn die Wache vorüberzog und Tausende sich versammelt hatten, um einen Blick von ihm zu erhaschen. Er war eine heimathliche Erscheinung, ohne welche Berlin für uns nicht das mehr sein wird, was es ge-

wesen ist. Wir hatten uns an ihn gewöhnt, wie an Etwas, das man nicht verlieren kann. So lange er unter uns weilte, hatten wir ein Gefühl der Sicherheit, als ob er die Kraft besitze, Widerwärtiges von uns fern zu halten oder zu mildern. Ein großes Stück Geschichte haben wir mit ihm erlebt, solch' eines, das der Zukunft erhabene Erinnerungen hinterläßt, auf welchem die Blicke noch ungeborener Geschlechter mit Dankbarkeit ruhen werden. Und nun, da er von uns gegangen, haben wir die Empfindung, als ob mit ihm auch sein Zeitalter zu Ende sei. Ein neues kommt herauf; eines, in dem wir vielleicht zu vertheidigen berufen sein werden, was er für uns geschaffen.

Unsere Hoffnung richtet sich auf Gott und Kaiser Friedrich. Mitten in unserem tiefen Schmerz schaaren wir uns einmüthig um den neuen Kaiser, mit dem dieser Schmerz uns innig vereint — um ihn, der unsere Herzen gewonnen in den frohen Tagen des Siegs und des Glücks und der Zuversicht, und dem sie nicht minder warm schlagen in diesen Tagen des Leids und des Kummers und der Prüfung.

„Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein“ — dies war das letzte Wort Kaiser Wilhelm's auf eine Frage seiner erlauchten Tochter, der Frau Großherzogin von Baden, als er, am Abend des 8. März, auf seinem eisernen Feldbett dem Tode schon in's Antlitz sah. Auch wir haben jetzt keine Zeit, müde zu sein; wir haben das Erbe Kaiser Wilhelm's zu schützen, und flehen zu Gott, daß er uns Kaiser Friedrich erhalte!

Der Schimmelreiter.

Novelle

von

Theodor Storm.

Was ich zu berichten beabsichtige, ist mir vor reichlich einem halben Jahrhundert im Hause meiner Urgroßmutter, der alten Frau Senator Feddersen, kund geworden, während ich, an ihrem Lehnstuhl sitzend, mich mit dem Lesen eines in blaue Pappe eingebundenen Zeitschriftenheftes beschäftigte; ich vermag mich nicht mehr zu entsinnen, ob von den „Leipziger" oder von „Pappes Hamburger Lesefrüchten". Noch fühl' ich es gleich einem Schauer, wie dabei die linde Hand der über Achtzigjährigen mitunter liebkosend über das Haupthaar ihres Urenkels hinglitt. Sie selbst und jene Zeit sind längst begraben; vergebens auch habe ich seitdem jenen Blättern nachgeforscht, und ich kann daher um so weniger weder die Wahrheit der Thatsachen verbürgen, als, wenn Jemand sie bestreiten wollte, dafür aufstehen; nur so viel kann ich versichern, daß ich sie seit jener Zeit, obgleich sie durch keinen äußeren Anlaß in mir aufs Neue belebt wurden, niemals aus dem Gedächtniß verloren habe.

* * *

Es war im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, an einem October-Nachmittag — so begann der damalige Erzähler — als ich bei starkem Unwetter auf einem nordfriesischen Deich entlang ritt. Zur Linken hatte ich jetzt schon seit über einer Stunde die öde, bereits von allem Vieh geleerte Marsch, zur Rechten, und zwar in unbehaglichster Nähe, das Wattenmeer der Nordsee; zwar sollte man vom Deiche aus auf Halligen und Inseln sehen können; aber ich sah nichts als die gelbgrauen Wellen, die unaufhörlich wie mit Wuthgebrüll an den Deich hinaufschlugen und mitunter mich und das Pferd mit schmutzigem Schaum bespritzten; dahinter wüste Dämmerung, die Himmel und Erde nicht unterscheiden ließ; denn auch der halbe Mond, der jetzt in der Höhe stand, war meist von treibendem Wolkendunkel überzogen. Es war eiskalt; meine verklommenen Hände konnten kaum den Zügel halten, und ich verdachte es nicht den Krähen und Möven, die sich fortwährend krächzend und gackernd vom Sturm ins Land hinein

treiben ließen. Die Nachtdämmerung hatte begonnen, und schon konnte ich nicht mehr mit Sicherheit die Hufen meines Pferdes erkennen; keine Menschenseele war mir begegnet, ich hörte nichts als das Geschrei der Vögel, wenn sie mich oder meine treue Stute fast mit den langen Flügeln streiften, und das Toben von Wind und Wasser. Ich leugne nicht, ich wünschte mich mitunter in sicheres Quartier.

Das Wetter dauerte jetzt in den dritten Tag, und ich hatte mich schon über Gebühr von einem mir besonders lieben Verwandten auf seinem Hofe halten lassen, den er in einer der nördlicheren Harden besaß. Heute aber ging es nicht länger; ich hatte Geschäfte in der Stadt, die auch jetzt wohl noch ein paar Stunden weit nach Süden vor mir lag, und trotz aller Ueberredungskünste des Vetters und seiner lieben Frau, trotz der schönen selbstgezogenen Perinette- und Grand-Richard-Aepfel, die noch zu probiren waren, am Nachmittag war ich davon geritten. „Wart' nur, bis Du ans Meer kommst," hatte er noch aus seiner Hausthür mir nachgerufen; „Du kehrst noch wieder um; Dein Zimmer wird Dir vorbehalten!"

Und wirklich, einen Augenblick, als eine schwarze Wolkenschicht es pechfinster um mich machte, und gleichzeitig die heulenden Böen mich sammt meiner Stute vom Deich herabzudrängen suchten, fuhr es mir wohl durch den Kopf: „Sei kein Narr! Kehr' um und setz' Dich zu Deinen Freunden ins warme Nest." Dann aber fiel's mir ein, der Weg zurück war wohl noch länger als der nach meinem Reiseziel; und so trabte ich weiter, den Kragen meines Mantels um die Ohren ziehend.

Jetzt aber kam auf dem Deiche etwas gegen mich heran; ich hörte nichts; aber immer deutlicher, wenn der halbe Mond ein karges Licht herabließ, glaubte ich eine dunkle Gestalt zu erkennen, und bald, da sie näher kam, sah ich es, sie saß auf einem Pferde, einem hochbeinigen hageren Schimmel; ein dunkler Mantel flatterte um ihre Schultern, und im Vorbeifliegen sahen mich zwei brennende Augen aus einem bleichen Antlitz an.

Wer war das? Was wollte der? — Und jetzt fiel mir bei, ich hatte keinen Hufschlag, kein Keuchen des Pferdes vernommen; und Roß und Reiter waren doch hart an mir vorbeigefahren!

In Gedanken darüber ritt ich weiter; aber ich hatte nicht lange Zeit zum Denken; schon fuhr es von rückwärts wieder an mir vorbei; mir war, als streifte mich der fliegende Mantel, und die Erscheinung war, wie das erste Mal, lautlos an mir vorüber gestoben. Dann sah ich sie fern und ferner vor mir; dann war's, als säh' ich plötzlich ihren Schatten an der Binnenseite des Deiches hinuntergehen.

Etwas zögernd ritt ich hinterdrein. Als ich jene Stelle erreicht hatte, sah ich hart am Deich im Kooge unten das Wasser einer großen Wehle blinken — so nennen sie dort die Brüche, welche von den Sturmfluthen in das Land gerissen werden, und die dann meist als kleine, aber tiefgründige Teiche stehen bleiben.

Das Wasser war, trotz des schützenden Deiches, auffallend unbewegt; der Reiter konnte es nicht getrübt haben; ich sah nichts weiter von ihm. Aber ein

Anderes sah ich, das ich mit Freuden jetzt begrüßte: vor mir, von unten aus dem Kooge, schimmerten eine Menge zerstreuter Lichtscheine zu mir herauf; sie schienen aus jenen langgestreckten friesischen Häusern zu kommen, die vereinzelt auf mehr oder minder hohen Werften lagen; dicht vor mir aber auf halber Höhe des Binnendeiches lag ein großes Haus derselben Art; an der Südseite, rechts von der Hausthür, sah ich alle Fenster erleuchtet; dahinter gewahrte ich Menschen und glaubte trotz des Sturmes sie zu hören. Mein Pferd war schon von selbst auf den Weg am Deich hinabgeschritten, der mich vor die Thür des Hauses führte. Ich sah wohl, daß es ein Wirthshaus war; denn vor den Fenstern gewahrte ich die sogenannten „Ricks", das heißt auf zwei Ständern ruhende Balken mit großen eisernen Ringen, zum Anbinden des Viehes und der Pferde, die hier Halt machten.

Ich band das meine an einen derselben und überwies es dann dem Knechte, der mir beim Eintritt in den Flur entgegenkam. „Ist hier Versammlung?" frug ich ihn, da mir jetzt deutlich ein Geräusch von Menschenstimmen und Gläserklirren aus der Stubenthür entgegendrang.

„Is wull so wat," entgegnete der Knecht auf Plattdeutsch — und ich erfuhr nachher, daß dieses neben dem Friesischen hier schon seit über hundert Jahren im Schwange gewesen sei — „Diekgraf un Gevollmächtigten un wecke von de annern Intressenten! Dat is um't hoge Water!"

Als ich eintrat, sah ich etwa ein Dutzend Männer an einem Tische sitzen, der unter den Fenstern entlang lief; eine Punschbowle stand darauf, und ein besonders stattlicher Mann schien die Herrschaft über sie zu führen.

Ich grüßte und bat, mich zu ihnen setzen zu dürfen, was bereitwillig gestattet wurde. „Sie halten hier die Wacht!" sagte ich, mich zu jenem Manne wendend; „es ist bös Wetter draußen; die Deiche werden ihre Noth haben!"

„Gewiß," erwiderte er; „wir, hier an der Ostseite, aber glauben jetzt außer Gefahr zu sein; nur drüben an der anderen Seite ist's nicht sicher; die Deiche sind dort meist noch mehr nach altem Muster; unser Hauptdeich ist schon im vorigen Jahrhundert umgelegt. — Uns ist vorhin da draußen kalt geworden, und Ihnen," setzte er hinzu, „wird es ebenso gegangen sein; aber wir müssen hier noch ein paar Stunden aushalten; wir haben sichere Leute draußen, die uns Bericht erstatten." Und ehe ich meine Bestellung bei dem Wirthe machen konnte, war schon ein dampfendes Glas mir hingeschoben.

Ich erfuhr bald, daß mein freundlicher Nachbar der Deichgraf sei; wir waren ins Gespräch gekommen, und ich hatte begonnen, ihm meine seltsame Begegnung auf dem Deiche zu erzählen. Er wurde aufmerksam, und ich bemerkte plötzlich, daß alles Gespräch umher verstummt war. „Der Schimmelreiter!" rief einer aus der Gesellschaft, und eine Bewegung des Erschreckens ging durch die Uebrigen.

Der Deichgraf war aufgestanden. „Ihr braucht nicht zu erschrecken," sprach er über den Tisch hin; „das ist nicht bloß für uns; anno 17 hat es auch Denen drüben gegolten; mögen sie auf Alles vorgefaßt sein!"

Mich wollte nachträglich ein Grauen überlaufen: „Verzeiht!" sprach ich, „was ist das mit dem Schimmelreiter?"

Abseits hinter dem Ofen, ein wenig gebückt, saß ein kleiner hagerer Mann

in einem abgeschabten schwarzen Röcklein; die eine Schulter schien ein wenig ausgewachsen. Er hatte mit keinem Worte an der Unterhaltung der Anderen theilgenommen; aber seine bei dem spärlichen grauen Haupthaar noch immer mit dunklen Wimpern besäumten Augen zeigten deutlich, daß er nicht zum Schlaf hier sitze.

Gegen diesen streckte der Deichgraf seine Hand: „Unser Schulmeister," sagte er mit erhobener Stimme, „wird von uns hier Ihnen das am besten erzählen können; freilich nur in seiner Weise und nicht so richtig, wie zu Haus meine alte Wirthschafterin Antje Vollmers es beschaffen würde."

„Ihr scherzet, Deichgraf!" kam die etwas kränkliche Stimme des Schulmeisters hinter dem Ofen hervor, „daß Ihr mir Euern dummen Drachen wollt zur Seite stellen!"

„Ja, ja, Schulmeister!" erwiderte der Andere; „aber bei den Drachen sollen derlei Geschichten am besten in Verwahrung sein!"

„Freilich!" sagte der kleine Herr; „wir sind hierin nicht ganz derselben Meinung;" und ein überlegenes Lächeln glitt über das feine Gesicht.

„Sie sehen wohl," raunte der Deichgraf mir ins Ohr; „er ist immer noch ein wenig hochmüthig; er hat in seiner Jugend einmal Theologie studirt und ist nur einer verfehlten Brautschaft wegen hier in seiner Heimath als Schulmeister behangen geblieben."

Dieser war inzwischen aus seiner Ofenecke hervorgekommen und hatte sich neben mir an den langen Tisch gesetzt. „Erzählt, erzählt nur, Schulmeister," riefen ein paar der Jüngeren aus der Gesellschaft.

„Nun freilich," sagte der Alte, sich zu mir wendend, „will ich gern zu Willen sein; aber es ist viel Aberglaube dazwischen, und eine Kunst, es ohne diesen zu erzählen."

„Ich muß Euch bitten, den nicht auszulassen," erwiderte ich, „traut mir nur zu, daß ich schon selbst die Spreu vom Weizen sondern werde!"

Der Alte sah mich mit verständnißvollem Lächeln an: „Nun also!" sagte er. „In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, oder vielmehr, um genauer zu bestimmen, vor und nach derselben, gab es hier einen Deichgrafen, der von Deich- und Sielsachen mehr verstand, als Bauern und Hofbesitzer sonst zu verstehen pflegen; aber es reichte doch wohl kaum; denn was die studirten Fachleute darüber niedergeschrieben, davon hatte er wenig gelesen; sein Wissen hatte er sich, wenn auch von Kindesbeinen an, nur selber ausgesonnen. Ihr hörtet wohl schon, Herr, die Friesen rechnen gut, und habet auch wohl schon über unseren Hans Mommsen von Fahretoft reden hören, der ein Bauer war und doch Boussolen und Seeuhren, Teleskopen und Orgeln machen konnte. Nun, ein Stück von solch' einem Manne war auch der Vater des nachherigen Deichgrafen gewesen; freilich wohl nur ein kleiner. Er hatte ein paar Fennen, wo er Rapps und Bohnen baute, auch eine Kuh graste, ging unterweilen im Herbst und Frühjahr auch aufs Landmessen und saß im Winter, wenn der Nordwest von draußen kam und an seinen Läden rüttelte, zu ritzen und zu prickeln, in seiner Stube. Der Junge saß meist dabei und sah über seine Fibel oder Bibel weg dem Vater zu, wie er maß und berechnete, und grub sich mit der Hand in seinen blonden

Haaren. Und eines Abends frug er den Alten, warum denn das, was er eben hingeschrieben hatte, gerade so sein müsse und nicht anders sein könne, und stellte dann eine eigene Meinung darüber auf. Aber der Vater, der darauf nicht zu antworten wußte, schüttelte den Kopf und sprach: „Das kann ich Dir nicht sagen; genug, es ist so, und Du selber irrst Dich. Willst Du mehr wissen, so suche morgen aus der Kiste, die auf unserem Boden steht, ein Buch; einer, der Euklid hieß, hat's geschrieben; das wird's Dir sagen!"

— — Der Junge war Tags darauf zum Boden gelaufen und hatte auch bald das Buch gefunden; denn viele Bücher gab es überhaupt nicht in dem Hause; aber der Vater lachte, als er es vor ihm auf den Tisch legte. Es war ein holländischer Euklid, und Holländisch, wenngleich es doch halb Deutsch war, verstanden alle Beide nicht. „Ja, Ja," sagte er, „das Buch ist noch von meinem Vater, der verstand es; ist denn kein Deutscher da?"

Der Junge, der von wenig Worten war, sah den Vater ruhig an und sagte nur: „Darf ich's behalten? Ein Deutscher ist nicht da."

Und als der Alte nickte, wies er noch ein zweites, halbzerrissenes Büchlein vor. „Auch das?" frug er wieder.

„Nimm sie alle Beide!" sagte Tede Haien; „sie werden Dir nicht viel nützen."

Aber das zweite Buch war eine kleine holländische Grammatik, und da der Winter noch lange nicht vorüber war, so hatte es, als endlich die Stachelbeeren in ihrem Garten wieder blühten, dem Jungen schon so weit geholfen, daß er den Euklid, welcher damals stark im Schwange war, fast überall verstand.

Es ist mir nicht unbekannt, Herr," unterbrach sich der Erzähler, „daß dieser Umstand auch von Hans Mommsen erzählt wird; aber vor dessen Geburt ist hier bei uns schon die Sache von Hauke Haien — so hieß der Knabe — berichtet worden. Ihr wisset auch wohl, es braucht nur einmal ein Größerer zu kommen, so wird ihm Alles aufgeladen, was in Ernst oder Schimpf seine Vorgänger einst mögen verübt haben.

Als der Alte sah, daß der Junge weder für Kühe noch Schafe Sinn hatte, und kaum gewahrte, wenn die Bohnen blühten, was doch die Freude von jedem Marschmann ist, und weiterhin bedachte, daß die kleine Stelle wohl mit einem Bauer und einem Jungen, aber nicht mit einem Halbgelehrten und einem Knecht bestehen könne, ingleichen, daß er auch selber nicht auf einen grünen Zweig gekommen sei, so schickte er seinen großen Jungen an den Deich, wo er mit andern Arbeitern von Ostern bis Martini Erde karren mußte. „Das wird ihn vom Euklid curiren," sprach er bei sich selber.

Und der Junge karrte; aber den Euklid hatte er allzeit in der Tasche, und wenn die Arbeiter ihr Frühstück oder Vesper aßen, saß er auf seinem umgestülpten Schubkarren mit dem Buche in der Hand. Und wenn im Herbst die Fluthen höher stiegen und manch ein Mal die Arbeit eingestellt werden mußte, dann ging er nicht mit den Andern nach Haus, sondern blieb, die Hände über die Kniee gefaltet, an der abfallenden Seeseite des Deiches sitzen und sah stundenlang zu, wie die trüben Nordseewellen immer höher an die Grasnarbe des Deiches hinaufschlugen; erst wenn ihm die Füße überspült waren, und der Schaum ihm ins Gesicht spritzte, rückte er ein paar Fuß höher und blieb dann wieder sitzen.

Er hörte weder das Klatschen des Wassers noch das Geschrei der Möven und Strandvögel, die um oder über ihm flogen und ihn fast mit ihren Flügeln streiften, mit den schwarzen Augen in die seinen blitzend; er sah auch nicht, wie vor ihm über die weite, wilde Wasserwüste sich die Nacht ausbreitete; was er allein hier sah, war der brandende Saum des Wassers, der, als die Fluth stand, mit hartem Schlage immer wieder dieselbe Stelle traf und vor seinen Augen die Grasnarbe des steilen Deiches auswusch.

Nach langem Hinstarren nickte er wohl langsam mit dem Kopfe oder zeichnete, ohne aufzusehen, mit der Hand eine weiche Linie in die Luft, als ob er dem Deiche damit einen sanfteren Abfall geben wollte. Wurde es so dunkel, daß alle Erdendinge vor seinen Augen verschwanden und nur die Fluth ihm in die Ohren donnerte, dann stand er auf und trabte halbdurchnäßt nach Hause.

Als er so eines Abends zu seinem Vater in die Stube trat, der an seinen Meßgeräthen putzte, fuhr dieser auf: „Was treibst Du draußen? Du hättest ja versaufen können; die Wasser beißen heute in den Deich."

Hauke sah ihn trotzig an.

— „Hörst Du mich nicht? Ich sag', Du hätt'st versaufen können."

„Ja," sagte Hauke; „ich bin doch nicht versoffen!"

„Nein," erwiderte nach einer Weile der Alte und sah ihm wie abwesend ins Gesicht, — „diesmal noch nicht."

„Aber," sagte Hauke wieder; „unsere Deiche sind nichts werth!"

— „Was für was, Junge?"

„Die Deiche, sag' ich!"

— „Was sind die Deiche?"

„Sie taugen nichts, Vater!" erwiderte Hauke.

Der Alte lachte ihm ins Gesicht. „Was denn, Junge? Du bist wohl das Wunderkind aus Lübeck!"

Aber der Junge ließ sich nicht irren. „Die Wasserseite ist zu steil," sagte er; „wenn es einmal kommt, wie es mehr als einmal schon gekommen ist, so können wir hier auch hinterm Deich ersaufen!"

Der Alte holte seinen Kautaback aus der Tasche, drehte einen Schrot ab und schob ihn hinter die Zähne. „Und wieviel Karren hast Du heut' geschoben?" frug er ärgerlich; denn er sah wohl, daß auch die Deicharbeit bei dem Jungen die Denkarbeit nicht hatte vertreiben können.

„Weiß nicht, Vater," sagte dieser; „so, was die Anderen machten; vielleicht ein halbes Dutzend mehr; aber — die Deiche müssen anders werden!"

„Nun," meinte der Alte und stieß ein Lachen aus; „Du kannst es ja vielleicht zum Deichgraf bringen; dann mach' sie anders!"

„Ja, Vater!" erwiderte der Junge.

Der Alte sah ihn an und schluckte ein paar Mal; dann ging er aus der Thür; er wußte nicht, was er dem Jungen antworten sollte.

Auch als zu Ende Octobers die Deicharbeit vorbei war, blieb der Gang nordwärts nach dem Haf hinaus für Hauke Haien die beste Unterhaltung; den Allerheiligentag, um den herum die Aequinoctialstürme zu tosen pflegen, von dem

wir sagen, daß Friesland ihn wohl beklagen mag, erwartete er, wie heut' die Kinder das Christfest. Stand eine Springfluth bevor, so konnte man sicher sein, er lag trotz Sturm und Wetter weit draußen am Deiche mutterseelenallein; und wenn die Möven gackerten, wenn die Wasser gegen den Deich tobten und beim Zurückrollen ganze Fetzen von der Grasdecke mit ins Meer hinabrissen, dann hätte man Hauke's zorniges Lachen hören können. „Ihr könnt nichts Rechtes," schrie er in den Lärm hinaus, „sowie die Menschen auch nichts können!" Und endlich, oft im Finstern, trabte er aus der weiten Oede den Deich entlang nach Hause, bis seine aufgeschossene Gestalt die niedrige Thür unter seines Vaters Rohrdach erreicht hatte und darunter durch in das kleine Zimmer schlüpfte.

Manchmal hatte er eine Faust voll Kleierde mitgebracht; dann setzte er sich neben den Alten, der ihn jetzt gewähren ließ, und knetete bei dem Schein der dünnen Unschlittkerze allerlei Deichmodelle, legte sie in ein flaches Gefäß mit Wasser und suchte darin die Ausspülung der Wellen nachzumachen, oder er nahm seine Schiefertafel und zeichnete darauf das Profil der Deiche nach der Seeseite, wie es nach seiner Meinung sein mußte.

Mit denen zu verkehren, die mit ihm auf der Schulbank gesessen hatten, fiel ihm nicht ein; auch schien es, als ob ihnen an dem Träumer nichts gelegen sei. Als es wieder Winter geworden und der Frost hereingebrochen war, wanderte er noch weiter, wohin er früher nie gekommen, auf den Deich hinaus, bis die unabsehbare eisbedeckte Fläche der Watten vor ihm lag.

Im Februar bei dauerndem Frostwetter wurden angetriebene Leichen aufgefunden; draußen am offenen Haf auf den gefrorenen Watten hatten sie gelegen. Ein junges Weib, die dabei gewesen war, als man sie in das Dorf geholt hatte, stand redselig vor dem alten Haien: „Glaubt nicht, daß sie wie Menschen aussahen," rief sie; „nein, wie die Seeteufel! So große Köpfe," und sie hielt die ausgespreizten Hände von Weitem gegen einander, „gnidder schwarz und blank, wie frisch gebacken Brot! Und die Krabben hatten sie angeknabbert; die Kinder schrieen laut, als sie sie sahen!"

Dem alten Haien war so was just nichts Neues: „Sie haben wohl seit November schon in See getrieben!" sagte er gleichmüthig.

Hauke stand schweigend daneben; aber sobald er konnte, schlich er sich auf den Deich hinaus; es war nicht zu sagen, wollte er noch nach weiteren Todten suchen, oder zog ihn nur das Grauen, das noch auf den jetzt verlassenen Stellen brüten mußte. Er lief weiter und weiter, bis er einsam in der Oede stand, wo nur die Winde über den Deich wehten, wo nichts war als die klagenden Stimmen der großen Vögel, die rasch vorüberschossen; zu seiner Linken die leere weite Marsch, zur andern Seite der unabsehbare Strand mit seiner jetzt vom Eise schimmernden Fläche der Watten; es war, als liege die ganze Welt in weißem Tod.

Hauke blieb oben auf dem Deiche stehen, und seine scharfen Augen schweiften weit umher; aber von Todten war nichts mehr zu sehen; nur wo die unsichtbaren Wattströme sich darunter drängten, hob und senkte die Eisfläche sich in stromartigen Linien.

Er lief nach Hause; aber an einem der nächsten Abende war er wiederum da draußen. Auf jenen Stellen war jetzt das Eis gespalten; Rauchwolken stiegen

aus den Rissen, und über das ganze Watt spann sich ein Netz von Dampf und Nebel, das sich seltsam mit der Dämmerung des Abends mischte. Hauke sah mit starren Augen darauf hin; denn in dem Nebel schritten dunkle Gestalten auf und ab, sie schienen ihm so groß wie Menschen. Würdevoll, aber mit seltsamen, erschreckenden Gebärden; mit langen Nasen und Hälsen sah er sie fern an den rauchenden Spalten auf und ab spazieren; plötzlich begannen sie wie Narren unheimlich auf und ab zu springen, die großen über die kleinen und die kleinen gegen die großen; dann breiteten sie sich aus und verloren alle Form.

„Was wollen die? Sind es die Geister der Ertrunkenen?“ dachte Hauke. „Hoiho!“ schrie er laut in die Nacht hinaus; aber die draußen kehrten sich nicht an seinen Schrei, sondern trieben ihr wunderliches Wesen fort.

Da kamen ihm die furchtbaren norwegischen Seegespenster in den Sinn, von denen ein alter Capitän ihm einst erzählt hatte, die statt des Angesichts einen stumpfen Pull von Seegras auf dem Nacken tragen; aber er lief nicht fort, sondern bohrte die Hacken seiner Stiefel fest in den Klei des Deiches und sah starr dem possenhaften Unwesen zu, das in der einfallenden Dämmerung vor seinen Augen fortspielte. „Seid Ihr auch hier bei uns?“ sprach er mit harter Stimme; „Ihr sollt mich nicht vertreiben!“

Erst als die Finsterniß Alles bedeckte, schritt er steifen langsamen Schrittes heimwärts. Aber hinter ihm drein kam es wie Flügelrauschen und hallendes Geschrei. Er sah nicht um; aber er ging nicht schneller und kam erst spät nach Hause; doch niemals soll er seinem Vater oder einem Anderen davon erzählt haben. Erst viele Jahre später hat er sein blödes Mädchen, womit später der Herrgott ihn belastete, um dieselbe Tages- und Jahreszeit mit sich auf den Deich hinausgenommen, und dasselbe Wesen soll sich derzeit draußen auf den Watten gezeigt haben; aber er hat ihr gesagt, sie solle sich nicht fürchten, das seien nur die Fischreiher und die Krähen, die im Nebel so groß und fürchterlich erschienen; die holten sich die Fische aus den offenen Spalten.

Weiß Gott, Herr!“ unterbrach sich der Schulmeister; „es gibt auf Erden allerlei Dinge, die ein ehrlich Christenherz verwirren können; aber der Hauke war weder ein Narr noch ein Dummkopf.“

Da ich nichts erwiderte, wollte er fortfahren; aber unter den übrigen Gästen, die bisher lautlos zugehört hatten, nur mit dichterem Tabaksqualm das niedrige Zimmer füllend, entstand eine plötzliche Bewegung; erst Einzelne, dann fast Alle wandten sich dem Fenster zu. Draußen — man sah es durch die unverhangenen Fenster — trieb der Sturm die Wolken, und Licht und Dunkel jagten durcheinander; aber auch mir war es, als hätte ich den hageren Reiter auf seinem Schimmel vorbeisausen gesehen.

„Wart Er ein wenig, Schulmeister!“ sagte der Deichgraf leise.

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Deichgraf!“ erwiderte der kleine Erzähler, „ich habe ihn nicht geschmäht, und hab' auch dessen keine Ursach';“ und er sah mit seinen kleinen, klugen Augen zu ihm auf.

„Ja, ja,“ meinte der Andere; „laß' Er sein Glas nur wieder füllen.“ Und nachdem das geschehen war, und die Zuhörer, meist mit etwas verdutzten Gesichtern, sich wieder zu ihm gewandt hatten, fuhr er in seiner Geschichte fort:

„So für sich, und am liebsten nur mit Wind und Wasser und mit den Bildern der Einsamkeit verkehrend, wuchs Hauke zu einem langen, hageren Burschen auf. Er war schon über ein Jahr lang eingesegnet, da wurde es auf einmal anders mit ihm, und das kam von dem alten weißen Angorakater, welchen der alten Trien' Jans einst ihr später verunglückter Sohn von seiner spanischen Seereise mitgebracht hatte. Trien' wohnte ein gut Stück hinaus auf dem Deiche in einer kleinen Kathe, und wenn die Alte in ihrem Hause herumarbeitete, so pflegte diese Unform von einem Kater vor der Hausthür zu sitzen und in den Sommertag und nach den vorüberfliegenden Kiebitzen hinauszublinzeln. Ging Hauke vorbei, so mauzte der Kater ihn an, und Hauke nickte ihm zu; die Beiden wußten, was sie mit einander hatten.

Nun aber war's einmal im Frühjahr, und Hauke lag nach seiner Gewohnheit oft draußen am Deich, schon weiter unten dem Wasser zu, zwischen Strandnelken und dem duftenden Seewermuth, und ließ sich von der schon kräftigen Sonne bescheinen. Er hatte sich Tags zuvor droben auf der Geest die Taschen voll von Kieseln gesammelt, und als in der Ebbezeit die Watten bloßgelegt waren und die kleinen grauen Strandläufer schreiend darüber hinhuschten, holte er jählings einen Stein hervor und warf ihn nach den Vögeln. Er hatte das von Kindesbeinen an geübt, und meistens blieb einer auf dem Schlicke liegen; aber ebenso oft war er dort auch nicht zu holen; Hauke hatte schon daran gedacht, den Kater mitzunehmen und als apportirenden Jagdhund zu dressiren. Aber es gab auch hier und dort feste Stellen oder Sandlager; solchenfalls lief er hinaus und holte sich seine Beute selbst. Saß der Kater bei seiner Rückkehr noch vor der Hausthür, dann schrie das Thier vor nicht zu bergender Raubgier so lange, bis Hauke ihm einen der erbeuteten Vögel zuwarf.

Als er heute, seine Jacke auf der Schulter, heimging, trug er nur einen ihm noch unbekannten, aber wie mit bunter Seide und Metall gefiederten Vogel mit nach Hause, und der Kater mauzte wie gewöhnlich, als er ihn kommen sah. Aber Hauke wollte seine Beute — es mag ein Eisvogel gewesen sein — diesmal nicht hergeben und kehrte sich nicht an die Gier des Thieres. „Umschicht!“ rief er ihm zu, „heute mir, morgen Dir; das hier ist kein Katerfressen!“ Aber der Kater kam vorsichtigen Schrittes herangeschlichen; Hauke stand und sah ihn an, der Vogel hing an seiner Hand, und der Kater blieb mit erhobener Tatze stehen. Doch der Bursche schien seinen Katzenfreund noch nicht so ganz zu kennen; denn während er ihm seinen Rücken zugewandt hatte und eben fürbaß wollte, fühlte er mit einem Ruck die Jagdbeute sich entrissen, und zugleich schlug eine scharfe Kralle ihm ins Fleisch. Ein Grimm, wie gleichfalls eines Raubthiers, flog dem jungen Menschen ins Blut; er griff wie rasend um sich und hatte den Räuber schon am Genicke gepackt. Mit der Faust hielt er das mächtige Thier empor und würgte es, daß die Augen ihm aus den rauhen Haaren vorquollen, nicht achtend, daß die starken Hintertatzen ihm den Arm zerfleischten. „Hoiho!“ schrie er und packte ihn noch fester; „wollen sehen, wer's von uns Beiden am längsten aushält!“

Plötzlich fielen die Hinterbeine der großen Katze schlaff herunter, und Hauke ging ein paar Schritte zurück und warf sie gegen die Kathe der Alten. Da sie sich nicht rührte, wandte er sich und setzte seinen Weg nach Hause fort.

Aber der Angorakater war das Kleinod seiner Herrin; er war ihr Geselle und das Einzige, was ihr Sohn, der Matrose, ihr nachgelassen hatte, nachdem er hier an der Küste seinen jähen Tod gefunden hatte, da er im Sturm seiner Mutter beim Porrenfangen hatte helfen wollen. Hauke mochte kaum hundert Schritte weiter gethan haben, während er mit einem Tuch das Blut aus seinen Wunden auffing, als schon von der Kathe her ihm ein Geheul und Zetern in in die Ohren gellte. Da wandte er sich und sah davor das alte Weib am Boden liegen; das greise Haar flog ihr im Winde um das rothe Kopftuch: „Todt!" rief sie, „todt!" und erhob dräuend ihren mageren Arm gegen ihn: „Du sollst verflucht sein! Du hast ihn todtgeschlagen, Du nichtsnutziger Strandläufer; Du warst nicht werth, ihm seinen Schwanz zu bürsten!" Sie warf sich über das Thier und wischte zärtlich mit ihrer Schürze ihm das Blut fort, das noch aus Nas' und Schnauze rann; dann hob sie aufs Neue an zu zetern.

„Bist Du bald fertig?" rief Hauke ihr zu, „dann laß Dir sagen: ich will Dir einen Kater schaffen, der mit Maus- und Rattenblut zufrieden ist!"

Darauf ging er, scheinbar auf nichts mehr achtend, fürbaß. Aber die todte Katze mußte ihm doch im Kopfe Wirrsal machen; denn er ging, als er zu den Häusern gekommen war, dem seines Vaters und auch den übrigen vorbei und eine weite Strecke noch nach Süden auf dem Deich der Stadt zu.

Inmittelst wanderte auch Trien' Jans auf demselben in der gleichen Richtung; sie trug in einem alten blaucarrirten Kissenüberzug eine Last in ihren Armen, die sie sorgsam, als wär's ein Kind, umklammerte; ihr greises Haar flatterte in dem leichten Frühlingswind. „Was schleppt Sie da, Trina?" frug ein Bauer, der ihr entgegenkam. „Mehr, als Dein Haus und Hof," erwiderte die Alte; dann ging sie eifrig weiter. Als sie dem unten liegenden Hause des alten Haien nahe kam, ging sie den Akt, wie man bei uns die Trift- und Fußwege nennt, die schräg an der Seite des Deiches hinab- oder hinaufführen, zu den Häusern hinunter.

Der alte Tede Haien stand eben vor der Thür und sah ins Wetter: „Na, Trien'!" sagte er, als sie pustend vor ihm stand und ihren Krückstock in die Erde bohrte, „was bringt Sie Neues in Ihrem Sack?"

„Erst laß mich in die Stube, Tede Haien! dann soll Er's sehen!" und ihre Augen sahen ihn mit seltsamem Funkeln an.

„So komm' Sie!" sagte der Alte. Was gingen ihn die Augen des dummen Weibes an.

Und als beide eingetreten waren, fuhr sie fort: „Bring' Er den alten Tabacks-kasten und das Schreibzeug von dem Tisch — — Was hat er denn immer zu schreiben? — — So; und nun wisch' Er ihn sauber ab!"

Und der Alte, der fast neugierig wurde, that Alles, was sie sagte; dann nahm sie den blauen Ueberzug bei beiden Zipfeln und schüttete daraus den großen Katerleichnam auf den Tisch. „Da hat Er ihn!" rief sie; „Sein Hauke hat ihn todtgeschlagen." Hierauf aber begann sie ein bitterliches Weinen; sie streichelte das dicke Fell des todten Thieres, legte ihm die Tatzen zusammen, neigte ihre lange Nase über dessen Kopf und raunte ihm unverständliche Zärtlich-keiten in die Ohren.

Tede Haien sah dem zu. „So," sagte er; „Hauke hat ihn todtgeschlagen?" Er wußte nicht, was er mit dem heulenden Weibe machen sollte.

Die Alte nickte ihn grimmig an: „Ja, ja; so Gott, das hat er gethan!" und sie wischte sich mit ihrer von Gicht verkrümmten Hand das Wasser aus den Augen. „Kein Kind, kein Lebigs mehr!" klagte sie. „Und er weiß es ja auch wohl, uns Alten, wenn's nach Allerheiligen kommt, frieren Abends im Bett die Beine, und statt zu schlafen, hören wir den Nordwest an unseren Fensterläden rappeln. Ich hör's nicht gern, Tede Haien, er kommt daher, wo mein Junge mir im Schlick versank."

Tede Haien nickte, und die Alte streichelte das Fell ihres todten Katers: „Der aber", begann sie wieder, „wenn ich Winters am Spinnrad saß, dann saß er bei mir und spann auch und sah mich an mit seinen grünen Augen! Und kroch ich, wenn's mir kalt wurde, in mein Bett — es dauerte nicht lang, so sprang er zu mir und legte sich auf meine frierenden Beine, und wir schliefen so warm mitsammen, als hätte ich noch meinen jungen Schatz im Bett!" Die Alte, als suche sie bei dieser Erinnerung nach Zustimmung, sah den neben ihr am Tische stehenden Alten mit ihren funkelnden Augen an.

Tede Haien aber sagte bedächtig: „Ich weiß Ihr einen Rath, Trien' Jans," und er ging nach seiner Schatulle und nahm eine Silbermünze aus der Schublade — „Sie sagt, daß Hauke Ihr das Thier vom Leben gebracht hat, und ich weiß, Sie lügt nicht; aber hier ist ein Kronthaler von Christian dem Vierten; damit kauf' Sie sich ein gegerbtes Lammfell für Ihre kalten Beine! Und wenn unsere Katze nächstens Junge wirft, so mag Sie sich das größte davon aussuchen; das zusammen thut wohl einen altersschwachen Angorakater! Und nun nehm' Sie das Vieh und bring' Sie es meinethalb an den Racker in der Stadt, und halt' Sie das Maul, daß es hier auf meinem ehrlichen Tisch gelegen hat!"

Während dieser Rede hatte das Weib schon nach dem Thaler gegriffen und ihn in einer kleinen Tasche geborgen, die sie unter ihren Röcken trug; dann stopfte sie den Kater wieder in das Bettbühr, wischte mit ihrer Schürze die Blutflecken von dem Tisch und stakte zur Thür hinaus. „Vergiß Er mir nur den jungen Kater nicht!" rief sie noch zurück.

— — Eine Weile später, als der alte Haien in dem engen Stüblein auf- und abschritt, trat Hauke herein und warf seinen bunten Vogel auf den Tisch; als er aber auf der weiß gescheuerten Platte den noch kennbaren Blutfleck sah, frug er, wie beiläufig: „Was ist denn das?"

Der Vater blieb stehen: „Das ist Blut, was Du hast fließen machen!"

Dem Jungen schoß es doch heiß ins Gesicht: „Ist denn Trien' Jans mit ihrem Kater hier gewesen?"

Der Alte nickte: „Weshalb hast Du ihr den todtgeschlagen?"

Hauke entblößte seinen blutigen Arm. „Deshalb," sagte er; „er hatte mir den Vogel fortgerissen!"

Der Alte sagte nichts hierauf; er begann eine Zeitlang wieder auf- und abzugehen; dann blieb er vor dem Jungen stehen und sah eine Weile wie abwesend auf ihn hin. „Das mit dem Kater hab' ich rein gemacht," sagte er dann; „aber, siehst Du, Hauke, die Kathe ist hier zu klein; zwei Herren können darauf nicht sitzen — es ist nun Zeit, Du mußt Dir einen Dienst besorgen!"

„Ja, Vater," entgegnete Hauke; „hab' dergleichen auch gedacht."

„Warum?" frug der Alte.

— „Ja, man wird grimmig in sich, wenn man's nicht an einem ordentlichen Stück Arbeit auslassen kann."

„So?" sagte der Alte, „und darum hast Du den Angorer todtgeschlagen? Das könnte leicht noch schlimmer werden?"

— „Er mag wohl recht haben, Vater; aber der Deichgraf hat seinen Kleinknecht fortgejagt; das könnt' ich schon verrichten!"

Der Alte begann wieder auf- und abzugehen und spritzte dabei die schwarze Tabaksjauche von sich: „Der Deichgraf ist ein Dummkopf, dumm wie 'ne Saatgans! Er ist nur Deichgraf, weil sein Vater und Großvater es gewesen sind, und wegen seiner neunundzwanzig Fennen. Wenn Martini heran kommt und hernach die Deich- und Sielrechnungen abgethan werden müssen, dann füttert er den Schulmeister mit Gansbraten und Meth und Weizenkringeln und sitzt dabei und nickt, wenn der mit seiner Feder die Zahlenreihen hinunterläuft, und sagt: „Ja, ja, Schulmeister, Gott vergönn's ihm! Was kann er rechnen!" Wenn aber einmal der Schulmeister nicht kann oder auch nicht will, dann muß er selber dran und sitzt und schreibt und streicht wieder aus, und der große dumme Kopf wird ihm roth und heiß, und die Augen quellen wie Glaskugeln, als wollte das bischen Verstand da hinaus."

Der Junge stand gerade auf vor dem Vater und wunderte sich, was der reden könne; so hatte er's noch nicht von ihm gehört. „Ja, Gott tröst'!" sagte er, „dumm ist er wohl; aber seine Tochter Elke, die kann rechnen!"

Der Alte sah ihn scharf an. „Ahoi, Hauke", rief er; „was weißt Du von Elke Volkerts?"

— „Nichts, Vater; der Schulmeister hat's mir nur erzählt."

Der Alte antwortete nicht darauf; er schob nur bedächtig seinen Tabaksknoten aus einer Backe hinter die andere. „Und Du denkst," sagte er dann, „Du wirst dort auch mitrechnen können."

„O ja, Vater, das möcht' schon gehen," erwiderte der Sohn, und ein ernstes Zucken lief um seinen Mund.

Der Alte schüttelte den Kopf: „Nun, aber meinethalb; versuch' einmal Dein Glück!"

„Dank auch, Vater!" sagte Hauke und stieg zu seiner Schlafstatt auf dem Boden; hier setzte er sich auf die Bettkante und sann, weshalb ihn denn sein Vater um Elke Volkerts angerufen habe. Er kannte sie freilich, das ranke achtzehnjährige Mädchen mit dem bräunlichen schmalen Antlitz und den dunklen Brauen, die über den trotzigen Augen und der schmalen Nase in einander liefen; doch hatte er noch kaum ein Wort mit ihr gesprochen; nun, wenn er zu dem alten Tede Volkerts ging, wollte er sie doch besser darauf ansehen, was es mit dem Mädchen auf sich habe. Und gleich jetzt wollte er gehen, damit kein Anderer ihm die Stelle abjage; es war ja kaum noch Abend. Und so zog er seine Sonntagsjacke und seine besten Stiefeln an und machte sich guten Muthes auf den Weg.

— Das langgestreckte Haus des Deichgrafen war durch seine hohe Werfte,

besonders durch den höchsten Baum des Dorfes, eine gewaltige Esche, schon von Weitem sichtbar; der Großvater des jetzigen, der erste Deichgraf des Geschlechtes, hatte in seiner Jugend eine solche often der Hausthür hier gesetzt; aber die beiden ersten Anpflanzungen waren vergangen, und so hatte er an seinem Hochzeitsmorgen diesen dritten Baum gepflanzt, der noch jetzt mit seiner immer mächtiger werdenden Blätterkrone in dem hier unablässigen Winde wie von alten Zeiten rauschte.

Als nach einer Weile der lang aufgeschossene Hauke die hohe Werfte hinaufstieg, welche an den Seiten mit Rüben und Kohl bepflanzt war, sah er droben die Tochter des Hauswirths neben der niedrigen Hausthür stehen. Ihr einer etwas hagerer Arm hing schlaff herab, die andere Hand schien im Rücken nach dem Eisenring zu greifen, von denen je einer zu beiden Seiten der Thür in der Mauer war, damit, wer vor das Haus ritt, sein Pferd daran befestigen könne. Die Dirne schien von dort ihre Augen über den Deich hinaus nach dem Meer zu haben, wo an dem stillen Abend die Sonne eben in das Wasser hinabsank und zugleich das bräunliche Mädchen mit ihrem letzten Schein vergoldete.

Hauke stieg etwas langsamer an der Werfte hinan und dachte bei sich: „So ist sie nicht so dösig!" dann war er oben. „Guten Abend auch!" sagte er zu ihr tretend; „wonach guckst Du denn mit Deinen großen Augen, Jungfer Elke?"

„Nach dem," erwiderte sie, „was hier alle Abend vor sich geht; aber hier nicht alle Abend just zu sehen ist." Sie ließ den Ring aus der Hand fallen, daß er klingend gegen die Mauer schlug. „Was willst Du, Hauke Haien?" frug sie.

„Was Dir hoffentlich nicht zuwider ist", sagte er. „Dein Vater hat seinen Kleinknecht fortgejagt, da dachte ich bei Euch in Dienst."

Sie ließ ihre Blicke an ihm herunterlaufen: „Du bist noch so was schlanterig, Hauke!" sagte sie; „aber uns dienen zwei feste Augen besser als zwei feste Arme!" Sie sah ihn dabei fast düster an; aber Hauke hielt ihr tapfer Stand. „So komm," fuhr sie fort; „der Wirth ist in der Stube, laß uns hineingehen!"

Am anderen Tage trat Tede Haien mit seinem Sohne in das geräumige Zimmer des Deichgrafen; die Wände waren mit glasurten Kacheln bekleidet, auf denen hier ein Schiff mit vollen Segeln oder ein Angler an einem Uferplatz, dort ein Rind, das kauernd vor einem Bauernhause lag, den Beschauer vergnügen konnte; unterbrochen war diese dauerhafte Tapete durch ein mächtiges Wandbett mit jetzt zugeschobenen Thüren und einen Wandschrank, der durch seine beiden Glasthüren allerlei Porzellan- und Silbergeschirr erblicken ließ; neben der Thür zum anstoßenden Pesel war hinter einer Glasscheibe eine holländische Schlaguhr in die Wand gelassen.

Der starke, etwas schlagflüssige Hauswirth saß am Ende des blankgescheuerten Tisches im Lehnstuhl auf seinem bunten Wollenpolster. Er hatte seine Hände über dem Bauch gefaltet und starrte aus seinen runden Augen befriedigt auf das Gerippe einer fetten Ente; Gabel und Messer ruhten vor ihm auf dem Teller.

„Guten Tag, Deichgraf!" sagte Haien, und der Angeredete drehte langsam Kopf und Augen zu ihm hin. „Ihr seid es, Tede?" entgegnete er, und der Stimme war die verzehrte fette Ente anzuhören, „setzt Euch; es ist ein gut Stück' von Euch zu mir herüber!"

„Ich komme, Deichgraf," sagte Tede Haien, indem er sich auf die an der Wand entlang laufende Bank dem Anderen im Winkel gegenübersetzte. „Ihr habt Verdruß mit Euerem Kleinknecht gehabt und seid mit meinem Jungen einig geworden, ihn an dessen Stelle zu setzen!"

Der Deichgraf nickte: „Ja, ja, Tede; aber — was meint Ihr mit Verdruß? Wir Marschleute haben, Gott tröst' uns, was dagegen einzunehmen!" und er nahm das vor ihm liegende Messer und klopfte wie liebkosend auf das Gerippe der armen Ente. „Das war mein Leibvogel," setzte er behaglich lachend hinzu; „sie fraß mir aus der Hand!"

„Ich dachte," sagte der alte Haien, das Letzte überhörend, „der Bengel hätte Euch Unheil im Stall gemacht."

„Unheil? Ja, Tede; freilich Unheil genug! Der dicke Mopsbraten hatte die Kälber nicht gebörmt; aber er lag voll getrunken auf dem Heuboden, und das Viehzeug schrie die ganze Nacht vor Durst, daß ich bis Mittag nachschlafen mußte; dabei kann die Wirthschaft nicht bestehen!"

„Nein, Deichgraf; aber dafür ist keine Gefahr bei meinem Jungen."

Hauke stand, die Hände in den Seitentaschen, am Thürpfosten, hatte den Kopf im Nacken und studirte an den Fensterrähmen ihm gegenüber.

Der Deichgraf hatte die Augen zu ihm gehoben und nickte hinüber: „Nein, nein, Tede;" und er nickte nun auch dem Alten zu; „Euer Hauke wird mir die Nachtruh' nicht verstören; der Schulmeister hat's mir schon vordem gesagt, der sitzt lieber vor der Rechentafel, als vor einem Glas mit Branntwein."

Hauke hörte nicht auf diesen Zuspruch, denn Elke war in die Stube getreten und nahm mit ihrer leichten Hand die Reste der Speisen von dem Tisch, ihn mit ihren dunkeln Augen flüchtig streifend. Da fielen seine Blicke auch auf sie. „Bei Gott und Jesus," sprach er bei sich selber, „sie sieht auch so nicht dösig aus!"

Das Mädchen war hinausgegangen: „Ihr wisset, Tede," begann der Deichgraf wieder, „unser Herrgott hat mir einen Sohn versagt!"

„Ja, Deichgraf; aber laßt Euch das nicht kränken," entgegnete der Andere, „denn im dritten Gliede soll der Familienverstand ja verschleißen; Euer Großvater, das wissen wir noch Alle, war Einer, der das Land geschützt hat!"

Der Deichgraf, nach einigem Besinnen, sah schier verdutzt aus: „Wie meint Ihr das, Tede Haien?" sagte er, und setzte sich in seinem Lehnstuhl auf; „ich bin ja doch im dritten Gliede!"

„Ja so! Nicht für ungut, Deichgraf; es geht nur so die Rede!" Und der hagere Tede Haien sah den alten Würdenträger mit etwas boshaften Augen an.

Der aber sprach unbekümmert: „Ihr müßt Euch von alten Weibern dergleichen Thorheit nicht aufschwatzen lassen, Tede Haien; Ihr kennt nur meine Tochter nicht, die rechnet mich selber dreimal um und um! Ich wollt' nur sagen, Euer Hauke wird außer im Felde auch hier in meiner Stube mit Feder oder Rechenstift so Manches profitiren können, was ihm nicht schaden wird!"

„Ja, ja, Deichgraf, das wird er; da habt Ihr völlig Recht!“ sagte der alte Haien und begann dann noch einige Vergünstigungen bei dem Miethcontract sich auszubedingen, die Abends vorher von seinem Sohne nicht bedacht waren. So sollte dieser außer seinen leinenen Hemden im Herbst auch noch acht Paar wollene Strümpfe als Zugabe seines Lohnes genießen; so wollte er selbst ihn im Frühling acht Tage bei der eigenen Arbeit haben, und was dergleichen mehr war. Aber der Deichgraf war zu Allem willig; Hauke Haien schien ihm eben der rechte Kleinknecht.

— — „Nun, Gott tröst' Dich, Junge,“ sagte der Alte, da sie eben das Haus verlassen hatten, „wenn der Dir die Welt klar machen soll!“

Aber Hauke erwiderte ruhig: „Laß Er nur, Vater; es wird schon Alles werden.“

Und Hauke hatte so Unrecht nicht gehabt; die Welt, oder was ihm die Welt bedeutete, wurde ihm klarer, je länger sein Aufenthalt in diesem Hause dauerte; vielleicht um so mehr, je weniger ihm eine überlegene Einsicht zu Hülfe kam, und je mehr er auf seine eigene Kraft angewiesen war, mit der er sich von jeher beholfen hatte. Einer freilich war im Hause, für den er nicht der Rechte zu sein schien; das war der Großknecht Ole Peters, ein tüchtiger Arbeiter und ein maulfertiger Geselle. Ihm war der träge, aber dumme und stämmige Kleinknecht von vorhin besser nach seinem Sinn gewesen, dem er ruhig die Tonne Hafer auf den Rücken hatte laden und den er nach Herzenslust hatte herumstoßen können. Dem noch stilleren, aber ihn geistig überragenden Hauke vermochte er in solcher Weise nicht beizukommen; er hatte eine gar zu eigne Art, ihn anzublicken. Trotzdem verstand er es, Arbeiten für ihn auszusuchen, die seinem noch nicht gefesteten Körper hätten gefährlich werden können, und Hauke, wenn der Großknecht sagte: „Da hättest Du den dicken Niß nur sehen sollen; dem ging es von der Hand!“ faßte nach Kräften an und brachte es, wenn auch mit Mühsal, doch zu Ende. Ein Glück war es für ihn, daß Elke selbst oder durch ihren Vater das meistens abzustellen wußte. Man mag wohl fragen, was mitunter ganz fremde Menschen an einander bindet; vielleicht — sie waren beide geborene Rechner, und das Mädchen konnte ihren Kameraden in der groben Arbeit nicht verderben sehen.

Der Zwiespalt zwischen Groß- und Kleinknecht wurde auch im Winter nicht besser, als nach Martini die verschiedenen Deichrechnungen zur Revision eingelaufen waren.

Es war an einem Maiabend; aber es war Novemberwetter; von drinnen im Hause hörte man draußen hinterm Deich die Brandung donnern. „He, Hauke,“ sagte der Hausherr, „komm herein; nun magst Du weisen, ob Du rechnen kannst!“

„Uns' Weerth,“ entgegnete dieser; — denn so nennen hier die Leute ihre Herrschaft — „ich soll aber erst das Jungvieh füttern!“

„Elke!“ rief der Deichgraf; „wo bist Du, Elke! — Geh' zu Ole, und sag' ihm, er sollte das Jungvieh füttern; Hauke soll rechnen!“

Und Elke eilte in den Stall und machte dem Großknecht die Bestellung,

der eben damit beschäftigt war, das über Tag gebrauchte Pferdegeschirr wieder an seinen Platz zu hängen.

Ole Peters schlug mit einer Trense gegen den Ständer, neben dem er sich beschäftigte, als wolle er sie kurz und klein haben: „Hol' der Teufel den verfluchten Schreiberknecht!" — Sie hörte die Worte noch, bevor sie die Stallthür wieder geschlossen hatte.

„Nun?" frug der Alte, als sie in die Stube trat.

„Ole wollte es schon besorgen," sagte die Tochter, ein wenig sich die Lippen beißend, und setzte sich Hauke gegenüber auf einen grobgeschnitzten Holzstuhl, wie sie noch derzeit hier an Winterabenden im Hause selbst gemacht wurden. Sie hatte aus einem Schubkasten einen weißen Strumpf mit rothem Vogelmuster genommen, an dem sie nun weiterstrickte; die langbeinigen Creaturen darauf mochten Reiher oder Störche bedeuten sollen. Hauke saß ihr gegenüber in seine Rechnerei vertieft, der Deichgraf selbst ruhte in seinem Lehnstuhl und blinzelte schläfrig nach Hauke's Feder; auf dem Tisch brannten, wie immer im Deichgrafenhause, zwei Unschlittkerzen, und vor den beiden in Blei gefaßten Fenstern waren von außen die Läden vorgeschlagen und von innen zugeschroben; mochte der Wind nun poltern, wie er wollte. Mitunter hob Hauke seinen Kopf von der Arbeit und blickte einen Augenblick nach den Vogelstrümpfen oder nach dem schmalen ruhigen Gesicht des Mädchens.

Da that es aus dem Lehnstuhl plötzlich einen lauten Schnarcher, und ein Blick und ein Lächeln flog zwischen den beiden jungen Menschen hin und wieder; dann folgte allmälig ein ruhigeres Athmen; man konnte wohl ein wenig plaudern; Hauke wußte nur nicht, was. Als sie aber das Strickzeug in die Höhe zog, und die Vögel sich nun in ihrer ganzen Länge zeigten, flüsterte er über den Tisch hinüber: „Wo hast Du das gelernt, Elke?"

„Was gelernt?" frug das Mädchen zurück.

— „Das Vogelstricken?" sagte Hauke.

„Das? Von Trien Jans draußen am Deich; sie kann allerlei; sie war vor Zeiten einmal bei meinem Großvater hier im Dienst."

„Da warst Du aber wohl noch nicht geboren?" sagte Hauke.

„Ich denk' wohl nicht; aber sie ist noch oft ins Haus gekommen."

„Hat denn die die Vögel gern?" frug Hauke; „ich meint', sie hielt es nur mit Katzen!"

Elke schüttelte den Kopf: „Sie zieht ja Enten und verkauft sie; aber im vorigen Frühjahr, als Du den Angorer todtgeschlagen hattest, sind ihr hinten im Stall die Ratten dazwischen gekommen; nun will sie sich vorn am Hause einen andern bauen."

„So," sagte Hauke und zog einen leisen Pfiff durch die Zähne, „dazu hat sie von der Geest sich Lehm und Steine hergeschleppt! Aber dann kommt sie in den Binnenweg; — hat sie denn Concession?"

„Weiß ich nicht," meinte Elke; aber er hatte das letzte Wort so laut gesprochen, daß der Deichgraf aus seinem Schlummer auffuhr. „Was Concession?" frug er und sah fast wild von Einem zu der Andern. „Was soll die Concession?"

Als aber Hauke ihm dann die Sache vorgetragen hatte, klopfte er ihm

lachend auf die Schulter: „Ei was, der Binnenweg ist breit genug; Gott tröst' den Deichgrafen, sollt' er sich auch noch um die Entenställe kümmern!"

Hauke fiel es aufs Herz, daß er die Alte mit ihren jungen Enten den Ratten sollte preisgegeben haben, und er ließ sich mit dem Einwand abfinden. „Aber uns' Weerth," begann er wieder, „es thät' wohl Dem und Jenem ein kleiner Zwicker gut, und wollet Ihr ihn nicht selber greifen, so zwicket den Gevollmächtigten, der auf die Deichordnung passen soll!"

„Wie, was sagt der Junge?" und der Deichgraf setzte sich vollends auf, und Elke ließ ihren künstlichen Strumpf sinken und wandte das Ohr hinüber.

„Ja, uns' Weerth," fuhr Hauke fort, „Ihr habt doch schon die Frühlingsschau gehalten; aber trotzdem hat Peter Jansen auf seinem Stück das Unkraut auch noch heute nicht gebuscht; im Sommer werden die Stieglitzer da wieder lustig um die rothen Distelblumen spielen! Und dicht daneben, ich weiß nicht, wem's gehört, ist an der Außenseite eine ganze Wiege in dem Deich; bei schön Wetter liegt es immer voll von kleinen Kindern, die sich darin wälzen; aber — Gott bewahr' uns vor Hochwasser!"

Die Augen des alten Deichgrafen waren immer größer geworden.

„Und dann" — sagte Hauke wieder.

„Was dann noch, Junge?" frug der Deichgraf; „bist Du noch nicht fertig?" und es klang, als sei der Rede seines Kleinknechts ihm schon zu viel geworden.

„Ja, dann, uns' Weerth," sprach Hauke weiter; „Ihr kennt die dicke Vollina, die Tochter vom Gevollmächtigten Harders, die immer ihres Vaters Pferde aus der Fenne holt, — wenn sie nur eben mit ihren runden Waden auf der alten gelben Stute sitzt, hü hopp? so geht's allemal schräg an der Dossirung den Deich hinan!"

Hauke bemerkte erst jetzt, daß Elke ihre klugen Augen auf ihn gerichtet hatte und leise ihren Kopf schüttelte.

Er schwieg; aber ein Faustschlag, den der Alte auf den Tisch that, dröhnte ihm in die Ohren, „da soll das Wetter dreinschlagen!" rief er, und Hauke erschrak beinahe über die Bärenstimme, die plötzlich hier hervorbrach: „Zur Brüche! Notir' mir das dicke Mensch zur Brüche, Hauke! Die Dirne hat mir im letzten Sommer drei junge Enten weggefangen! Ja, Ja, notir' nur," wiederholte er, als Hauke zögerte; „ich glaub' sogar, es waren vier!"

„Ei, Vater," sagte Elke, „war's nicht die Otter, die die Enten nahm?"

„Eine große Otter!" rief der Alte schnaufend; „werd' doch die dicke Vollina und eine Otter auseinander kennen! Nein, nein, vier Enten, Hauke! — Aber was Du im Uebrigen schwatzest, der Herr Oberdeichgraf und ich, nachdem wir zusammen in meinem Hause hier gefrühstückt hatten, sind im Frühjahr an Deinem Unkraut und an Deiner Wiege vorbeigefahren und haben's doch nicht sehen können. Ihr Beide aber," und er nickte ein paar Mal bedeutsam gegen Hauke und seine Tochter, „danket Gott, daß Ihr nicht Deichgraf seid! Zwei Augen hat man nur, und mit hundert soll man sehen. — — Nimm nur die Rechnungen über die Bestickungsarbeiten, Hauke, und sieh sie nach; die Kerls rechnen oft zu liederlich!"

Dann lehnte er sich wieder in seinen Stuhl zurück, ruckte den schweren Körper ein paar Mal, und überließ sich bald dem sorgenlosen Schlummer.

Dergleichen wiederholte sich an manchem Abend. Hauke hatte scharfe Augen und unterließ es nicht, wenn sie beisammensaßen, das Eine oder Andre von schädlichem Thun oder Unterlassen in Deichsachen dem Alten vor die Augen zu rücken, und da dieser sie nicht immer schließen konnte, so kam unversehens ein lebhafterer Geschäftsgang in die Verwaltung, und die, welche früher im alten Schlendrian fortgesündigt hatten und jetzt unerwartet ihre frevlen oder faulen Finger geklopft fühlten, sahen sich unwillig und verwundert um, woher die Schläge denn gekommen seien. Und Ole, der Großknecht, säumte nicht, möglichst weit die Offenbarung zu verbreiten und dadurch gegen Hauke und seinen Vater, der doch die Mitschuld tragen mußte, in diesen Kreisen einen Widerwillen zu erregen; die Andern aber, welche nicht getroffen waren, oder denen es um die Sache selbst zu thun war, lachten und hatten ihre Freude, daß der Junge den Alten doch einmal etwas in Trab gebracht habe. „Schad' nur," sagten sie, „daß der Bengel nicht den gehörigen Klei unter den Füßen hat; das gäbe später sonst einmal wieder einen Deichgrafen, wie vordem sie da gewesen sind; aber die paar Demath seines Alten, die thäten's denn doch nicht!"

Als im nächsten Herbst der Herr Amtmann und Oberdeichgraf zur Schauung kam, sah er sich den alten Tede Volkerts von oben bis unten an, während dieser ihn zum Frühstück nöthigte. „Wahrhaftig, Deichgraf," sagte er, „ich dacht's mir schon, Ihr seid in der That um ein Halbstieg Jahre jünger geworden; Ihr habt mir diesmal mit all' Euern Vorschlägen warm gemacht; wenn wir mit alledem nur heute fertig werden!"

„Wird schon, wird schon, gestrenger Herr Oberdeichgraf," erwiderte der Alte schmunzelnd; „der Gansbraten da wird schon die Kräfte stärken! Ja, Gott sei Dank, ich bin noch allezeit frisch und munter!" Er sah sich in der Stube um, ob auch nicht etwa Hauke um die Wege sei; dann setzte er in würdevoller Ruhe noch hinzu: „So hoffe ich zu Gott, noch meines Amtes ein paar Jahre in Segen warten zu können."

„Und darauf, lieber Deichgraf," erwiderte sein Vorgesetzter sich erhebend, „wollen wir dieses Glas zusammen trinken!"

Elke, die das Frühstück bestellt hatte, ging eben, während die Gläser an einander klangen, mit leisem Lachen aus der Stubenthür. Dann holte sie eine Schüssel Abfall aus der Küche und ging durch den Stall, um es vor der Außenthür dem Federvieh vorzuwerfen. Im Stall stand Hauke Haien und steckte den Kühen, die man der argen Witterung wegen schon jetzt hatte heraufnehmen müssen, mit der Furke Heu in ihre Raufen. Als er aber das Mädchen kommen sah, stieß er die Furke auf den Grund. „Nu, Elke!" sagte er.

Sie blieb stehen und nickte ihm zu: „Ja, Hauke; aber eben hättest Du drinnen sein müssen!"

„Meinst Du? Warum denn, Elke?"

„Der Herr Oberdeichgraf hat den Wirth gelobt!"

— „Den Wirth? Was thut das mir?"

„Nein, ich mein', den Deichgrafen hat er gelobt!" Ein dunkles Roth flog über das Gesicht des jungen Menschen: „Ich weiß wohl," sagte er, „wohin Du damit segeln willst!"

„Werd' nur nicht roth, Hauke; Du warst es ja doch eigentlich, den der Oberdeichgraf lobte!"

Hauke sah sie mit halbem Lächeln an. „Auch Du doch, Elke!" sagte er.

Aber sie schüttelte den Kopf: „Nein, Hauke; als ich allein der Helfer war, da wurden wir nicht gelobt. Ich kann ja auch nur rechnen; Du aber siehst draußen Alles, was der Deichgraf doch wohl selber sehen sollte; Du hast mich ausgestochen!"

„Ich hab' das nicht gewollt, Dich am mindsten," sagte Hauke zaghaft, und er stieß den Kopf einer Kuh zur Seite: „Komm', Rothbunt, friß mir nicht die Furke auf, Du sollst ja Alles haben!"

„Denk' nur nicht, daß mir's leid thut, Hauke," sagte nach kurzem Sinnen das Mädchen; „das ist ja Mannessache?"

Da streckte Hauke ihr den Arm entgegen: „Elke, gib mir die Hand darauf!"

Ein tiefes Roth schoß unter die dunkeln Brauen des Mädchens. „Warum? Ich lüg' ja nicht!" rief sie.

Hauke wollte antworten; aber sie war schon zum Stall hinaus, und er stand mit seiner Furke in der Hand und hörte nur, wie draußen die Enten und Hühner um sie schnatterten und krähten.

Es war im Januar von Hauke's drittem Dienstjahre, als ein Winterfest gehalten werden sollte; „Eisboseln" nennen sie es hier. Ein ständiger Frost hatte beim Ruhen der Küstenwinde alle Gräben zwischen den Fennen mit einer festen ebenen Krystallfläche belegt, so daß die zerschnittenen Landstücke nun eine weite Bahn für das Werfen der kleinen mit Blei ausgegossenen Holzkugel bildeten, womit das Ziel erreicht werden sollte. Tag aus Tag ein wehte ein leichter Nordost: Alles war schon in Ordnung; die Geestleute in dem zu Osten über der Marsch belegenen Kirchdorf, die im vorigen Jahre gesiegt hatten, waren zum Wettkampf gefordert und hatten angenommen; von jeder Seite waren neun Werfer aufgestellt; auch der Obmann und die Kret'ler waren gewählt. Zu letzteren, die bei Streitfällen über einen zweifelhaften Wurf mit einander zu verhandeln hatten, wurden allezeit Leute genommen, die ihre Sache ins beste Licht zu rücken verstanden, am liebsten Burschen, die außer gesundem Menschenverstand auch noch ein lustig Mundwerk hatten. Dazu gehörte vor allen Ole Peters, der Großknecht des Deichgrafen. „Werft nur wie die Teufel," sagte er; „das Schwatzen thu ich schon umsonst!"

Es war gegen Abend vor dem Festtag; in der Nebenstube des Kirchspielkrugs war eine Anzahl von den Werfern erschienen, um über die Aufnahme einiger zuletzt noch Angemeldeten zu beschließen. Hauke Haien war auch unter diesen; er hatte erst nicht wollen, obschon er seiner wurfgeübten Arme sich wohl bewußt war; aber er fürchtete durch Ole Peters, der einen Ehrenposten in dem Spiel bekleidete, zurückgewiesen zu werden; die Niederlage wollte er sich sparen. Aber Elke hatte ihm noch in der elften Stunde den Sinn gewandt: „Er wird's nicht wagen, Hauke," hatte sie gesagt; „er ist ein Tagelöhnersohn; Dein Vater hat Kuh und Pferd und ist dazu der klügste Mann im Dorf!"

„Aber, wenn er's dennoch fertig bringt?"

Sie sah ihn halb lächelnd aus ihren dunkeln Augen an. „Dann,“ sagte sie, „soll er sich den Mund wischen, wenn er Abends mit seines Wirths Tochter zu tanzen denkt!“ — Da hatte Hauke ihr muthig zugenickt.

Nun standen die jungen Leute, die noch in das Spiel hineinwollten, frierend und fußtrampelnd vor dem Kirchspielskrug und sahen nach der Spitze des aus Felsblöcken gebauten Kirchthurms hinauf, neben dem das Krughaus lag. Des Pastors Tauben, die sich im Sommer auf den Feldern des Dorfes nährten, kamen eben von den Höfen und Scheuern der Bauern zurück, wo sie sich jetzt ihre Körner gesucht hatten und verschwanden unter den Schindeln des Thurmes, hinter welchen sie ihre Nester hatten; im Westen über dem Haf stand ein glühendes Abendroth.

„Wird gut Wetter morgen!“ sagte der eine der jungen Burschen und begann heftig auf und ab zu wandern; „aber kalt! kalt!“ Ein zweiter, als er keine Taube mehr fliegen sah, ging in das Haus und stellte sich horchend neben die Thür der Stube, aus der jetzt ein lebhaftes Durcheinander-Reden herausscholl; auch des Deichgrafen Kleinknecht war neben ihn getreten. „Hör', Hauke,“ sagte er zu diesem; „nun schreien sie um Dich!“ und deutlich hörte man von drinnen Ole Peters knarrende Stimme: „Kleinknechte und Jungens gehören nicht dazu!“

„Komm,“ flüsterte der Andere und suchte Hauke am Rockärmel an die Stubenthür zu ziehen, „hier kannst Du lernen, wie hoch sie Dich taxiren!“

Aber Hauke riß sich los und ging wieder vor das Haus: „Sie haben uns nicht ausgesperrt, damit wir's hören sollen!“ rief er zurück.

Vor dem Hause stand der Dritte der Angemeldeten. „Ich fürcht', mit mir hat's einen Haken,“ rief er ihm entgegen; „ich hab' kaum achtzehn Jahre; wenn sie nur den Taufschein nicht verlangen! Dich, Hauke, wird Dein Großknecht schon herauskreteln!“

„Ja, heraus!“ brummte Hauke und schleuderte mit dem Fuße einen Stein über den Weg; „nur nicht hinein!“

Der Lärm in der Stube wurde stärker; dann allmälig trat eine Stille ein; die draußen hörten wieder den leisen Nordost, der sich oben an der Kirchthurmspitze brach. Der Horcher trat wieder zu ihnen. „Wen hatten sie da drinnen?“ frug der Achtzehnjährige.

„Den da!“ sagte Jener und wies auf Hauke; „Ole Peters wollte ihn zum Jungen machen; aber Alle schrieen dagegen. „Und sein Vater hat Vieh und Land,“ sagte Jeß Hansen; „Ja, Land“, rief Ole Peters, „das man auf dreizehn Karren wegfahren kann?“ — Zuletzt kam Ole Hensen: „Still da!“ schrie er; „ich will's Euch lehren: sagt nur, wer ist der erste Mann im Dorf?“ Da schwiegen sie erst und schienen sich zu besinnen; dann sagte eine Stimme: „Das ist doch wohl der Deichgraf!“ Und alle Andern riefen: „Nun ja; unserthalb der Deichgraf!“ — „Und wer ist denn der Deichgraf?“ rief Ole Hensen wieder; „aber nun bedenkt Euch recht!“ — — Da begann Einer leis zu lachen, und dann wieder Einer, bis zuletzt nichts in der Stube war, als lauter Lachen. „Nun, so ruft ihn;“ sagte Ole Hensen; Ihr wollt doch nicht den Deichgrafen von der Thür stoßen!“ Ich glaub', sie lachen noch; aber Ole Peters Stimme war nicht mehr zu hören!“ schloß der Bursche seinen Bericht.

Fast in demselben Augenblicke wurde drinnen im Hause die Stubenthür aufgerissen, und: „Hauke! Hauke Haien!" rief es laut und fröhlich in die kalte Nacht hinaus.

Da trabte Hauke in das Haus und hörte nicht mehr, wer denn der Deichgraf sei; was in seinem Kopfe brütete, hat indessen Niemand wohl erfahren.

— — Als er nach einer Weile sich dem Hause seiner Herrschaft nahte, sah er Elke drunten am Heck der Auffahrt stehen; das Mondlicht schimmerte über die unermeßliche weiß bereifte Weidefläche. „Stehst Du hier, Elke?" frug er.

Sie nickte nur: „Was ist geworden?" sagte sie; „Hat er's gewagt?"

— „Was sollt' er nicht!"

„Nun, und?"

— „Ja, Elke; ich darf es morgen doch versuchen!"

„Gute Nacht, Hauke!" Und sie lief flüchtig die Werfte hinan und verschwand im Hause.

Langsam folgte er ihr.

Auf der weiten Weidefläche, die sich zu Osten an der Landseite des Deiches entlang zog, sah man am Nachmittag darauf eine dunkle Menschenmasse bald unbeweglich stille stehen, bald, nachdem zweimal eine hölzerne Kugel aus derselben über den durch die Tagessonne jetzt von Reif befreiten Boden hingeflogen war, abwärts von den hinter ihr liegenden langen und niedrigen Häusern allmälig weiter rücken; die Parteien der Eisbosler in der Mitte, umgeben von Alt und Jung, was mit ihnen, sei es in jenen Häusern oder in denen droben auf der Geest Wohnung oder Verbleib hatte; die älteren Männer in langen Röcken, bedächtig aus kurzen Pfeifen rauchend, die Weiber in Tüchern und Jacken, auch wohl Kinder an den Händen ziehend oder auf den Armen tragend. Aus den gefrorenen Gräben, welche allmälig überschritten wurden, funkelte durch die scharfen Schilfspitzen der bleiche Schein der Nachmittagssonne, es fror mächtig; aber das Spiel ging unablässig vorwärts, und Aller Augen verfolgten immer wieder die fliegende Kugel; denn an ihr hing heute für das ganze Dorf die Ehre des Tages. Der Kret'ler der Parteien trug hier einen weißen, bei den Geestleuten einen schwarzen Stab mit eiserner Spitze; wo die Kugel ihren Lauf geendet hatte, wurde dieser, je nachdem, unter schweigender Anerkennung oder dem Hohngelächter der Gegenpartei in den gefrorenen Boden eingeschlagen, und wessen Kugel zuerst das Ziel erreichte, der hatte für seine Partei das Spiel gewonnen.

Gesprochen wurde von all den Menschen wenig; nur wenn ein Capitalwurf geschah, hörte man wohl einen Ruf der jungen Männer oder Weiber; oder von den Alten einer nahm seine Pfeife aus dem Mund und klopfte damit unter ein paar guten Worten den Werfer auf die Schulter: „Das war ein Wurf, sagte Zacharias und warf sein Weib aus der Luke!" oder: „So warf Dein Vater auch; Gott tröst' ihn in der Ewigkeit!" oder was sie sonst für Gutes sagten.

Bei seinem ersten Wurfe war das Glück nicht mit Hauke gewesen: als er eben den Arm hinten ausschwang, um die Kugel fortzuschleudern, war eine Wolke von der Sonne fortgezogen, die sie vorhin bedeckt hatte, und diese traf mit ihrem vollen Strahl in seine Augen; der Wurf wurde zu kurz, die Kugel fiel auf einen Graben und blieb im Bummeis stecken.

„Gilt nicht! Gilt nicht! Hauke, noch einmal," riefen seine Partner.

Aber der Kret'ler der Geestleute sprang dagegen auf: „Muß wohl gelten; geworfen ist geworfen!" „Ole! Ole Peters!" schrie die Marschjugend. „Wo ist Ole? Wo, zum Teufel, steckt er?"

Aber er war schon da: „Schreit nur nicht so! Soll Hauke wo geflickt werden! Ich dacht's mir schon."

— „Ei was! Hauke muß noch einmal werfen; nun zeig', daß Du das Maul am rechten Fleck hast!"

„Das hab' ich schon!" rief Ole und trat dem Geest-Kret'ler gegenüber und redete einen Haufen Gallimathias auf einander. Aber die Spitzen und Schärfen, die sonst aus seinen Worten blitzten, waren diesmal nicht dabei. Ihm zur Seite stand das Mädchen mit den Räthselbrauen und sah scharf aus zornigen Augen auf ihn hin; aber reden durfte sie nicht; denn die Frauen hatten keine Stimme in dem Spiel.

„Du leierst Unsinn," rief der andere Kret'ler, „weil Dir der Sinn nicht dienen kann! Sonne, Mond und Sterne sind für uns Alle gleich und allezeit am Himmel; der Wurf war ungeschickt, und alle ungeschickten Würfe gelten!"

So redeten sie noch eine Weile gegen einander; aber das Ende war, daß nach Bescheid des Obmanns Hauke seinen Wurf nicht wiederholen durfte.

„Vorwärts!" riefen die Geestleute, und ihr Kret'ler zog den schwarzen Stab aus dem Boden, und der Werfer trat auf seinen Nummer-Ruf dort an und schleuderte die Kugel vorwärts. Als der Großknecht des Deichgrafen dem Wurfe zusehen wollte, hatte er an Elke Volkerts vorbei müssen: „Wem zu Liebe ließest Du heut' Deinen Verstand zu Hause?" raunte sie ihm zu.

Da sah er sie fast grimmig an, und aller Spaß war aus seinem breiten Gesichte verschwunden. „Dir zu Lieb!" sagte er; „Denn Du hast Deinen auch vergessen!"

„Geh' nur; ich kenne Dich, Ole Peters!" erwiderte das Mädchen sich hoch aufrichtend; er aber kehrte den Kopf ab und that, als habe er das nicht gehört.

Und das Spiel und der schwarze und der weiße Stab gingen weiter. Als Hauke wieder am Wurf war, flog seine Kugel schon so weit, daß das Ziel, die große weiß gekalkte Tonne, klar in Sicht kam. Er war jetzt ein fester junger Kerl, und Mathematik und Wurfkunst hatte er täglich während seiner Knabenzeit getrieben. „Oho, Hauke!" rief es aus dem Haufen; „das war ja, als habe der Erzengel Michael selbst geworfen!" Eine alte Frau mit Kuchen und Branntwein drängte sich durch den Haufen zu ihm; sie schenkte ein Glas voll und bot es ihm: „Komm," sagte sie, „wir wollen uns vertragen: das heut' ist besser, als da Du mir die Katze todtschlugst!" Als er sie ansah, erkannte er, daß es Trien' Jans war. „Ich dank' Dir, Alte;" sagte er; „aber ich trink' das nicht." Er griff in seine Tasche und drückte ihr ein frischgeprägtes Markstück in die Hand: „Nimm das und trink selber das Glas aus, Trien'; so haben wir uns vertragen!"

„Hast recht, Hauke!" erwiderte die Alte, indem sie seiner Anweisung folgte; „hast recht; das ist auch besser für ein altes Weib, wie ich!"

„Wie geht's mit Deinen Enten?" rief er ihr noch nach, als sie sich schon

mit ihrem Korbe fortmachte; aber sie schüttelte nur den Kopf, ohne sich umzuwenden, und patschte mit ihren alten Händen in die Luft. „Nichts, nichts, Hauke; da sind zu viele Ratten in Euren Gräben; Gott tröst' mich; man muß sich anders nähren!“ Und somit drängte sie sich in den Menschenhaufen und bot wieder ihren Schnaps und ihre Honigkuchen an.

Die Sonne war endlich schon hinter den Deich hinabgesunken; statt ihrer glimmte ein rothvioletter Schimmer empor; mitunter flogen schwarze Krähen vorüber und waren auf Augenblicke wie vergoldet, es wurde Abend. Auf den Fennen aber rückte der dunkle Menschentrupp noch immer weiter von den schwarzen schon fern liegenden Häusern nach der Tonne zu; ein besonders tüchtiger Wurf mußte sie jetzt erreichen können. Die Marschleute waren an der Reihe; Hauke sollte werfen.

Die kreidige Tonne zeichnete sich weiß in dem breiten Abendschatten, der jetzt von dem Deiche über die Fläche fiel. „Die werdet Ihr uns diesmal wohl noch lassen!“ rief einer von den Geestleuten; denn es ging scharf her; sie waren um mindestens ein halb Stieg Fuß im Vortheil.

Die hagere Gestalt des Genannten trat eben aus der Menge; die grauen Augen sahen aus dem langen Friesengesicht vorwärts nach der Tonne; in der herabhängenden Hand lag die Kugel.

„Der Vogel ist Dir wohl zu groß,“ hörte er in diesem Augenblicke Ole Peters Knarrstimme dicht vor seinen Ohren: „Sollen wir ihn um einen grauen Topf vertauschen?“

Hauke wandte sich und blickte ihn mit festen Augen an: „Ich werfe für die Marsch!“ sagte er. „Wohin gehörst denn Du?“

„Ich denke, auch dahin; Du wirfst doch wohl für Elke Volkerts!“

„Beiseit!“ schrie Hauke und stellte sich wieder in Positur. Aber Ole drängte mit dem Kopf noch näher auf ihn zu. Da plötzlich, bevor noch Hauke selber etwas dagegen unternehmen konnte, packte den Zudringlichen eine Hand und riß ihn rückwärts, daß der Bursche gegen seine lachenden Kameraden taumelte. Es war keine große Hand gewesen, die das gethan hatte; denn als Hauke flüchtig den Kopf wandte, sah er neben sich Elke Volkerts ihren Aermel zurecht zupfen, und die dunkeln Brauen standen ihr wie zornig in dem heißen Antlitz.

Da flog es wie eine Stahlkraft in Hauke's Arm; er neigte sich ein wenig, er wiegte die Kugel ein paarmal in der Hand; dann holte er aus, und eine Todesstille war auf beiden Seiten; alle Augen folgten der fliegenden Kugel, man hörte ihr Sausen, wie sie die Luft durchschnitt; plötzlich, schon weit vom Wurfplatz, verdeckten sie die Flügel einer Silbermöve, die ihren Schrei ausstoßend vom Deich herüber kam; zugleich aber hörte man es in der Ferne an die Tonne klatschen. „Hurrah für Hauke!“ riefen die Marschleute und lärmend ging es durch die Menge: „Hauke! Hauke Haien hat das Spiel gewonnen!“

Der aber, da ihn Alle dicht umdrängten, hatte seitwärts nur nach einer Hand gegriffen; auch da sie wieder riefen: „Was stehst Du, Hauke? Die Kugel liegt ja in der Tonne!“ nickte er nur und ging nicht von der Stelle; erst als er fühlte, daß sich die kleine Hand fest an die seine schloß sagte er: „Ihr mögt schon recht haben; ich glaube auch, ich hab' gewonnen!“

Dann strömte der ganze Trupp zurück, und Elke und Hauke wurden getrennt und von der Menge fortgerissen, die den Weg zum Kruge nach der Geest hinaufzog, der an des Deichgrafen Hofplatz abbog. Hier aber entschlüpften Beide dem Gedränge, und während Elke auf ihre Kammer ging, stand Hauke hinten vor der Stallthür auf der Werfte, und sah, wie der dunkle Menschentrupp allmälig nach dort hinaufwanderte, wo im Kirchspielskrug ein Raum für die Tanzenden bereit stand. Das Dunkel breitete sich allmälig über die weite Gegend; es wurde immer stiller um ihn her, nur hinter ihm im Stalle regte sich das Vieh; oben von der Geest her glaubte er schon das Pfeifen der Clarinetten aus dem Kruge zu vernehmen. Da hörte er um die Ecke des Hauses das Rauschen eines Kleides, und kleine feste Schritte gingen den Fußsteig hinab, der durch die Fennen nach der Geest hinaufführte. Nun sah er auch im Dämmer die Gestalt dahinschreiten und sah, daß es Elke war; sie ging auch zum Tanze nach dem Krug. Das Blut schoß ihm in den Hals hinauf; sollte er ihr nicht nachlaufen und mit ihr gehen? Aber Hauke war kein Held den Frauen gegenüber; mit dieser Frage sich beschäftigend blieb er stehen, bis sie im Dunkel seinem Blick entschwunden war.

Dann, als die Gefahr sie einzuholen vorüber war, ging auch er denselben Weg, bis er droben den Krug bei der Kirche erreicht hatte, und das Schwatzen und Schreien der vor dem Hause und auf dem Flur sich Drängenden und das Schrillen der Geigen und Clarinetten betäubend ihn umrauschte. Unbeachtet drückte er sich in den „Gildesaal"; er war nicht groß und so voll, daß man kaum einen Schritt weit vor sich hinsehen konnte. Schweigend stellte er sich an den Thürpfosten und blickte in das unruhige Gewimmel; die Menschen kamen ihm wie Narren vor; er hatte auch nicht zu sorgen, daß Jemand noch an den Kampf des Nachmittags dachte, und wer vor einer Stunde erst das Spiel gewonnen hatte; jeder sah nur auf seine Dirne und drehte sich mit ihr im Kreis herum. Seine Augen suchten nur die Eine, und endlich — dort! Sie tanzte mit ihrem Vetter, dem jungen Deichgevollmächtigten; aber schon sah er sie nicht mehr; nur andere Dirnen aus Marsch und Geest, die ihn nicht kümmerten. Dann schnappten Violinen und Clarinetten plötzlich ab, und der Tanz war zu Ende; aber gleich begann auch schon ein anderer. Hauke flog es durch den Kopf, ob denn Elke ihm auch Wort halten, ob sie nicht mit Ole Peters ihm vorbeitanzen werde. Fast hätte er einen Schrei bei dem Gedanken ausgestoßen; dann — — ja, was wollte er dann? Aber sie schien bei diesem Tanze gar nicht mitzuhalten, und endlich ging auch der zu Ende, und ein anderer, ein Zweitritt, der eben erst hier in die Mode gekommen war, folgte. Wie rasend setzte die Musik ein, die jungen Kerle stürzten zu den Dirnen, die Lichter an den Wänden flirrten. Hauke reckte sich fast den Hals aus, um die Tanzenden zu erkennen; und dort, im dritten Paare, das war Ole Peters; aber wer war die Tänzerin? Ein breiter Marschbursche stand vor ihr und deckte ihr Gesicht! Doch der Tanz raste weiter, und Ole mit seiner Partnerin drehte sich heraus. „Vollina! Vollina Harders!" rief Hauke fast laut und seufzte dann gleich wieder erleichtert auf. Aber wo blieb Elke? Hatte sie keinen Tänzer, oder hatte sie alle ausgeschlagen, weil sie nicht mit Ole hatte tanzen wollen? — Und

die Musik setzte wieder ab, und ein neuer Tanz begann; aber wieder sah er Elke nicht! Doch dort kam Ole, noch immer die dicke Vollina in den Armen! „Nun, nun," sagte Hauke; „da wird Jeß Harders mit seinen fünfundzwanzig Demath auch wohl bald aufs Altentheil müssen! — Aber wo ist Elke?"

Er verließ seinen Thürpfosten und drängte sich weiter in den Saal hinein; da stand er plötzlich vor ihr, die mit einer älteren Freundin in einer Ecke saß. „Hauke!" rief sie, mit ihrem schmalen Antlitz zu ihm aufblickend; „bist Du hier? Ich sah Dich doch nicht tanzen!"

„Ich tanzte auch nicht," erwiderte er.

— „Weshalb nicht, Hauke?" und sich halb erhebend, setzte sie hinzu: „Willst Du mit mir tanzen? Ich hab' es Ole Peters nicht gegönnt; der kommt nicht wieder!"

Aber Hauke machte keine Anstalt: „Ich danke, Elke," sagte er; „ich verstehe das nicht gut genug; sie könnten über Dich lachen; und dann . . ." er stockte plötzlich und sah sie nur aus seinen grauen Augen herzlich an, als ob er's ihnen überlassen müsse, das Uebrige zu sagen.

„Was meinst Du, Hauke?" frug sie leise.

— „Ich mein', Elke, es kann ja doch der Tag nicht schöner für mich ausgeh'n, als er's schon gethan hat."

„Ja," sagte sie, „Du hast das Spiel gewonnen."

„Elke!" mahnte er kaum hörbar.

Da schlug ihr eine heiße Lohe in das Angesicht: „Geh!" sagte sie; „was willst Du?" und schlug die Augen nieder.

Als aber die Freundin jetzt von einem Burschen zum Tanze fortgezogen wurde, sagte Hauke lauter: „Ich dachte, Elke, ich hätt' was Besseres gewonnen!"

Noch ein paar Augenblicke suchten ihre Augen auf dem Boden; dann hob sie sie langsam, und ein Blick, mit der stillen Kraft ihres Wesens, traf in die seinen, der ihn wie Sommerluft durchströmte. „Thu', wie Dir ums Herz ist, Hauke!" sprach sie; „wir sollten uns wohl kennen!"

Elke tanzte an diesem Abend nicht mehr, und als Beide dann nach Hause gingen, hatten sie sich Hand in Hand gefaßt; aus der Himmelshöhe funkelten die Sterne über der schweigenden Marsch; ein leichter Ostwind wehte und brachte strenge Kälte; die Beiden aber gingen, ohne viel Tücher und Umhang, dahin, als sei es plötzlich Frühling worden.

Hauke hatte sich auf ein Ding besonnen, dessen passende Verwendung zwar in ungewisser Zukunft lag, mit dem er sich aber eine stille Feier zu bereiten gedachte. Deshalb ging er am nächsten Sonntag in die Stadt zum alten Goldschmied Andersen und bestellte einen starken Goldring. „Streckt den Finger her, damit wir messen!" sagte der Alte und faßte ihm nach dem Goldfinger. „Nun," meinte er, „der ist nicht gar so dick, wie sie bei Euch Leuten sonst zu sein pflegen!" Aber Hauke sagte: „Messet lieber am kleinen Finger!" und hielt ihm den entgegen.

Der Goldschmied sah ihn etwas verdutzt an; aber was kümmerten ihn die Einfälle der jungen Bauernburschen: „Da werden wir schon so einen unter den

Mädchenringen haben!“ sagte er, und Hauke schoß das Blut durch beide Wangen. Aber der kleine Goldring paßte auf seinen kleinen Finger, und er nahm ihn hastig und bezahlte ihn mit blankem Silber; dann steckte er ihn unter lautem Herzklopfen, und als ob er einen feierlichen Act begehe, in die Westentasche. Dort trug er ihn seitdem an jedem Tage mit Unruhe und doch mit Stolz, als sei die Westentasche nur dazu da, um einen Ring darin zu tragen.

Er trug ihn so über Jahr und Tag, ja der Ring mußte sogar aus dieser noch in eine neue Westentasche wandern; die Gelegenheit zu seiner Befreiung hatte sich noch immer nicht ergeben wollen. Wohl war's ihm durch den Kopf geflogen, nur graden Wegs vor seinen Wirth hinzutreten; sein Vater war ja doch auch ein Eingesessener! Aber wenn er ruhiger wurde, dann wußte er wohl, der alte Deichgraf würde seinen Kleinknecht ausgelacht haben. Und so lebten er und des Deichgrafen Tochter neben einander hin; auch sie in mädchenhaftem Schweigen, und Beide doch, als ob sie allzeit Hand in Hand gingen.

Ein Jahr nach jenem Winterfesttag hatte Ole Peters seinen Dienst gekündigt und mit Vollina Harders Hochzeit gemacht; Hauke hatte recht gehabt: der Alte war auf Altentheil gegangen, und statt der dicken Tochter ritt nun der muntere Schwiegersohn die gelbe Stute in die Fenne und, wie es hieß, rückwärts allzeit gegen den Deich hinan. Hauke war Großknecht geworden, und ein Jüngerer an seine Stelle getreten; wohl hatte der Deichgraf ihn erst nicht wollen aufrücken lassen. „Kleinknecht ist besser!“ hatte er gebrummt; „ich brauch' ihn hier bei meinen Büchern!“ Aber Elke hatte ihm vorgehalten: „dann geht auch Hauke, Vater!“ Da war dem Alten bange geworden, und Hauke war zum Großknecht aufgerückt, hatte aber trotz dessen nach wie vor auch an der Deichgrafschaft mitgeholfen.

Nach einem andern Jahr aber begann er gegen Elke davon zu reden, sein Vater werde kümmerlich, und die paar Tage, die der Wirth ihn im Sommer in dessen Wirthschaft lasse, thäten's nun nicht mehr; der Alte quäle sich, er dürfe das nicht länger anseh'n. — Es war ein Sommerabend; die beiden standen im Dämmerschein unter der großen Esche vor der Hausthür. Das Mädchen sah eine Weile stumm in die Zweige des Baumes hinauf; dann entgegnete sie: „Ich hab's nicht sagen wollen, Hauke; ich dachte, Du würdest selber wohl das Rechte treffen.“

„Ich muß dann fort aus Eurem Hause,“ sagte er, „und kann nicht wiederkommen.“

Sie schwiegen eine Weile und sahen in das Abendroth, das drüben hinterm Deiche in das Meer versank. „Du mußt es wissen,“ sagte sie; „ich war heut' Morgen noch bei Deinem Vater und fand ihn in seinem Lehnstuhl eingeschlafen; die Reißfeder in der Hand, das Reißbrett mit einer halben Zeichnung lag vor ihm auf dem Tisch; — und da er erwacht war und mühsam ein Viertelstündchen mit mir geplaudert hatte, und ich nun gehen wollte, da hielt er mich so angstvoll an der Hand zurück, als fürchte er, es sei zum letzten Mal; aber . . .“

„Was aber, Elke?“ frug Hauke, da sie fortzufahren zögerte.

Ein paar Thränen rannen über die Wangen des Mädchens. „Ich dachte nur an meinen Vater,“ sagte sie; „glaub' mir, es wird ihn schwer ankommen,

Dich zu missen." Und als ob sie zu dem Worte sich ermannen müsse, fügte sie hinzu: „Mir ist es oft, als ob auch er auf seine Todtenkammer rüste."

Hauke antwortete nicht; ihm war es plötzlich, als rühre sich der Ring in seiner Tasche; aber noch bevor er seinen Unmuth über diese unwillkürliche Lebensregung unterdrückt hatte, fuhr Elke fort: „Nein, zürn' nicht, Hauke! Ich trau', Du wirst auch so uns nicht verlassen!"

Da ergriff er eifrig ihre Hand, und sie entzog sie ihm nicht. Noch eine Weile standen die jungen Menschen in dem sinkenden Dunkel bei einander, bis ihre Hände auseinanderglitten, und jedes seine Wege ging. — Ein Windstoß fuhr empor und rauschte durch die Eschenblätter und machte die Läden klappern, die an der Vorderseite des Hauses waren; allmälig aber kam die Nacht, und Stille lag über der ungeheueren Ebene.

Durch Elke's Zuthun war Hauke von dem alten Deichgrafen seines Dienstes entlassen worden, obgleich er ihm rechtzeitig nicht gekündigt hatte, und zwei neue Knechte waren jetzt im Hause. — Noch ein paar Monate weiter, dann starb Tede Haien; aber bevor er starb, rief er den Sohn an seine Lagerstatt: „Setz' Dich zu mir, mein Kind," sagte der Alte mit matter Stimme, „dicht zu mir! Du brauchst Dich nicht zu fürchten; wer bei mir ist, das ist nur der dunkle Engel des Herrn, der mich zu rufen kommt."

Und der erschütterte Sohn setzte sich dicht an das dunkle Wandbett: „Sprecht Vater, was Ihr noch zu sagen habt!"

„Ja, mein Sohn, noch Etwas," sagte der Alte und streckte seine Hände über das Deckbett. „Als Du, noch ein halber Junge, zu dem Deichgrafen in Dienst gingst, da lag's in Deinem Kopf, das selbst einmal zu werden. Das hatte mich angesteckt, und ich dachte auch allmälig, Du seiest der rechte Mann dazu. Aber Dein Erbe war für solch ein Amt zu klein — ich habe während Deiner Dienstzeit knapp gelebt — ich dacht' es zu vermehren."

Hauke faßte heftig seines Vaters Hände, und der Alte suchte sich aufzurichten, daß er ihn sehen könne. „Ja, ja, mein Sohn," sagte er, „dort in der obersten Schublade der Schatulle liegt das Document. Du weißt, die alte Antje Wohlers hat eine Fenne von fünf und einem halben Demath; aber sie konnte mit dem Miethgelde allein in ihrem krüppelhaften Alter nicht mehr durchfinden; da habe ich allzeit um Martini mein Erspartes, eine bestimmte Summe, und auch mehr, wenn ich es hatte, dem armen Mensch gegeben; und dafür hat sie die Fenne mir übertragen; es ist Alles gerichtlich fertig. — — Nun liegt auch sie am Tode; die Krankheit unserer Marschen, der Krebs hat sie befallen; Du wirst nicht mehr zu zahlen brauchen!"

Eine Weile schloß er die Augen; dann sagte er noch: „Es ist nicht viel; doch hast Du mehr dann, als Du bei mir gewohnt warst. Mög' es Dir zu Deinem Erdenleben dienen!"

Unter den Dankesworten des Sohnes schlief der Alte ein. Er hatte nichts mehr zu besorgen; und schon nach einigen Tagen hatte der dunkle Engel des Herrn ihm seine Augen für immer zugedrückt, und Hauke trat sein väterliches Erbe an.

— — Am Tage nach dem Begräbniß kam Elke in dessen Haus. „Dank, daß Du eingucktst, Elke!“ rief Hauke ihr als Gruß entgegen.

Aber sie erwiderte: „Ich guck' nicht ein; ich will bei Dir ein wenig Ordnung schaffen, damit Du ordentlich in Deinem Hause wohnen kannst! Dein Vater hat vor seinen Zahlen und Rissen nicht viel um sich gesehen, und auch der Tod schafft Wirrsal; ich will's Dir wieder ein wenig lebig machen!“

Er sah aus seinen grauen Augen voll Vertrauen auf sie hin: „So schaff' nur Ordnung!“ sagte er; „ich hab's auch lieber.“

Und dann begann sie aufzuräumen: das Reißbrett, das noch da lag, wurde abgestäubt und auf den Boden getragen; Reißfedern und Bleistift und Kreide sorgfältig in einer Schatullen-Schublade weggeschlossen; dann wurde die junge Dienstmagd zur Hilfe hereingerufen, und mit ihr das Geräthe der ganzen Stube in eine andere und bessere Stellung gebracht, so daß es anschien, als sei dieselbe nun heller und größer geworden. Lächelnd sagte Elke: „das können nur wir Frauen!“ und Hauke, trotz seiner Trauer um den Vater, hatte mit glücklichen Augen zugesehen; auch wohl selber, wo es nöthig war, geholfen.

Und als gegen die Dämmerung — es war zu Anfang des Septembers — Alles war, wie sie es für ihn wollte, faßte sie seine Hand und nickte ihm mit ihren dunkeln Augen zu: „Nun komm und iß bei uns zu Abend; denn meinem Vater hab' ich's versprechen müssen, Dich mitzubringen; wenn Du dann heimgehst, kannst Du ruhig in Dein Haus treten!“

Als sie dann in die geräumige Wohnstube des Deichgrafen traten, wo bei verschlossenen Läden schon die beiden Lichter auf dem Tische brannten, wollte dieser aus seinem Lehnstuhl in die Höhe, aber mit seinem schweren Körper zurücksinkend, rief er nur seinem früheren Knecht entgegen: „Recht, recht, Hauke, daß Du Deine alten Freunde aufsuchst! Komm nur näher, immer näher!“ Und als Hauke an seinen Stuhl getreten war, faßte er dessen Hand mit seinen beiden runden Händen: „Nun, nun, mein Junge;“ sagte er, „sei nur ruhig jetzt; denn sterben müssen wir Alle, und Dein Vater war keiner von den Schlechtsten! — Aber Elke, nun sorg', daß Du den Braten auf den Tisch kriegst; wir müssen uns stärken! Es gibt viel Arbeit für uns, Hauke! Die Herbstschau ist in Anmarsch; Deich- und Sielrechnungen haushoch; der neuliche Deichschaden am Westerkoog — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht; aber Deiner, Gott Lob, ist um ein gut Stück jünger; Du bist ein braver Junge, Hauke!“

Und nach dieser langen Rede, womit der Alte sein ganzes Herz dargelegt hatte, ließ er sich in seinen Stuhl zurückfallen und blinzelte sehnsüchtig nach der Thür, durch welche Elke eben mit der Bratenschüssel hereintrat. Hauke stand lächelnd neben ihm. „Nun setz' Dich,“ sagte der Deichgraf, „damit wir nicht unnöthig Zeit verspillen; kalt schmeckt das nicht!“

Und Hauke setzte sich; es schien ihm Selbstverstand, die Arbeit von Elke's Vater mitzuthun. Und als die Herbstschau dann gekommen war, und ein paar Monde mehr ins Jahr gingen, da hatte er freilich auch den besten Theil daran gethan.“

Der Erzähler hielt inne und blickte um sich. Ein Mövenschrei war gegen das Fenster geschlagen und draußen vom Hausflur aus wurde ein Trampeln hörbar, als ob einer den Klei von seinen schweren Stiefeln abtrete.

Deichgraf und Gevollmächtigte wandten die Köpfe gegen die Stubenthür. „Was ist?“ rief der Erstere.

Ein starker Mann, den Südwester auf dem Kopf, war eingetreten. „Herr,“ sagte er, „wir Beide haben es gesehen, Hans Nickels und ich: der Schimmelreiter hat sich in den Bruch gestürzt!“

„Wo saht Ihr das?“ frug der Deichgraf.

— „Es ist ja nur die eine Wehle; in Jansens Fenne, wo der Hauke-Haienkoog beginnt.“

„Saht Ihr's nur einmal?“

— „Nur einmal; es war auch nur wie Schatten; aber es braucht drum nicht das erste Mal gewesen zu sein.“

Der Deichgraf war aufgestanden. „Sie wollen entschuldigen,“ sagte er, sich zu mir wendend, „wir müssen draußen nachsehen, wo das Unheil hin will!“ Dann ging er mit dem Boten zur Thür hinaus; aber auch die übrige Gesellschaft brach auf und folgte ihm.

Ich blieb mit dem Schullehrer allein in dem großen öden Zimmer; durch die unverhangenen Fenster, welche nun nicht mehr durch die Rücken der davor sitzenden Gäste verdeckt wurden, sah man frei hinaus, und wie der Sturm die dunklen Wolken über den Himmel jagte. Der Alte saß noch auf seinem Platze, ein überlegenes, fast mitleidiges Lächeln auf seinen Lippen. „Es ist hier zu leer geworden,“ sagte er; „darf ich Sie zu mir auf mein Zimmer laden? Ich wohne hier im Hause; und glauben Sie mir, ich kenne die Wetter hier am Deich; für uns ist nichts zu fürchten.“

Ich nahm das dankend an; denn auch mich wollte hier zu frösteln anfangen, und wir stiegen unter Mitnahme eines Lichtes die Stiegen zu einer Giebelstube hinauf, die zwar gleichfalls gegen Westen hinauslag, deren Fenster aber jetzt mit dunklen Wollteppichen verhangen waren. In einem Bücherregal sah ich eine kleine Bibliothek, daneben die Porträte zweier alter Professoren; vor einem Tische stand ein großer Ohrenlehnstuhl. „Machen Sie sich's bequem!“ sagte mein freundlicher Wirth und warf einige Torf in den noch glimmenden kleinen Ofen, der oben von einem Blechkessel gekrönt war. „Nur noch ein Weilchen! Er wird bald sausen; dann brau' ich uns ein Gläschen Grog; das hält Sie munter!“

„Dessen bedarf es nicht,“ sagte ich; „ich werd' nicht schläfrig, wenn ich Ihren Hauke auf seinem Lebensweg begleite!“

— „Meinen Sie?“ und er nickte mit seinen klugen Augen zu mir herüber, nachdem ich behaglich in seinem Lehnstuhl untergebracht war. „Nun, wo blieben wir denn? — — Ja, ja; ich weiß schon! Also:

Hauke hatte sein väterliches Erbe angetreten, und da die alte Antje Wohlers auch ihrem Leiden erlegen war, so hatte deren Fenne es vermehrt. Aber seit dem Tode, oder, richtiger, seit den letzten Worten seines Vaters war in ihm Etwas aufgewachsen, dessen Keim er schon seit seiner Knabenzeit in sich getragen

hatte; er wiederholte es sich mehr als zu oft, er sei der rechte Mann, wenn's einen neuen Deichgrafen geben müsse. Das war es; sein Vater, der es verstehen mußte, der ja der klügste Mann im Dorf gewesen war, hatte ihm dieses Wort wie eine letzte Gabe seinem Erbe beigelegt; die Wohler'sche Fenne, die er ihm auch verdankte, sollte den ersten Trittstein zu dieser Höhe bilden! Denn, freilich, auch mit dieser — ein Deichgraf mußte noch einen andern Grundbesitz aufweisen können! — — Aber sein Vater hatte sich einsame Jahre knapp beholfen, und mit dem, was er sich entzogen hatte, war er des neuen Besitzes Herr geworden; das konnte er auch, er konnte noch mehr; denn seines Vaters Kraft war schon verbraucht gewesen, er aber konnte noch jahrelang die schwerste Arbeit thun! — — Freilich, wenn er es dadurch nach dieser Seite hin erzwang, durch die Schärfen und Spitzen, die er der Verwaltung seines alten Dienstherrn zugesetzt hatte, war ihm eben keine Freundschaft im Dorf zu Wege gebracht worden, und Ole Peters, sein alter Widersacher, hatte jüngsthin eine Erbschaft gethan und begann ein wohlhabender Mann zu werden! Eine Reihe von Gesichtern ging vor seinem innern Blick vorüber, und sie sahen ihn alle mit bösen Augen an; da faßte ihn ein Groll gegen diese Menschen, er streckte die Arme aus, als griffe er nach ihnen; denn sie wollten ihn vom Amte drängen, zu dem von allen nur er berufen war. — Und die Gedanken ließen ihn nicht; sie waren immer wieder da, und so wuchsen in seinem jungen Herzen neben der Ehrenhaftigkeit und Liebe auch die Ehrsucht und der Haß. Aber diese Beiden verschloß er tief in seinem Innern; selbst Elke ahnte nichts davon.

— Als das neue Jahr gekommen war, gab es eine Hochzeit; die Braut war eine Verwandte von den Haiens, und Hauke und Elke waren Beide dort geladene Gäste; ja, bei dem Hochzeitessen traf es sich durch das Ausbleiben eines näheren Verwandten, daß sie ihre Plätze neben einander fanden. Nur ein Lächeln, das über Beider Antlitz glitt, verrieth ihre Freude darüber. Aber Elke saß heute theilnahmlos in dem Geräusche des Plauderns und Gläserklirrens.

„Fehlt Dir etwas?" frug Hauke.

— „O, eigentlich nichts; es sind mir nur zu viele Menschen hier."

„Aber Du siehst so traurig aus!"

Sie schüttelte den Kopf; dann sprachen sie wieder nicht.

Da stieg es über ihr Schweigen wie Eifersucht in ihm auf, und heimlich unter dem überhängenden Tischtuch ergriff er ihre Hand; aber sie zuckte nicht, sie schloß sich wie vertrauensvoll um seine. Hatte ein Gefühl der Verlassenheit sie befallen, da ihre Augen täglich auf der hinfälligen Gestalt des Vaters haften mußten? — Hauke dachte nicht daran, sich so zu fragen; aber ihm stand der Athem still, als er jetzt seinen Goldring aus der Tasche zog. „Läßt Du ihn sitzen?" frug er zitternd, während er den Ring auf den Goldfinger der schmalen Hand schob.

Gegenüber am Tische saß die Frau Pastorin; sie legte plötzlich ihre Gabel hin und wandte sich zu ihrem Nachbar: „Mein Gott, das Mädchen!" rief sie; „sie wird ja todtenblaß!"

Aber das Blut kehrte schon zurück in Elke's Antlitz. „Kannst Du warten, Hauke?" frug sie leise.

Der kluge Friese besann sich doch noch ein paar Augenblicke. „Auf was?“ sagte er dann.

— „Du weißt das wohl; ich brauch Dir's nicht zu sagen.“

„Du hast recht,“ sagte er; „ja, Elke, ich kann warten — wenn's nur ein menschlich Abseh'n hat!“

„O Gott, ich fürcht', ein nahes! Sprich nicht so, Hauke; Du sprichst von meines Vaters Tod!“ Sie legte die andere Hand auf ihre Brust: „Bis dahin,“ sagte sie, „trag' ich den Goldring hier; Du sollst nicht fürchten, daß Du bei meiner Lebzeit ihn zurück bekommst!“

Da lächelten sie Beide, und ihre Hände preßten sich in einander, daß bei anderer Gelegenheit das Mädchen wohl laut aufgeschrieen hätte.

Die Frau Pastorin hatte indessen unablässig nach Elke's Augen hingesehen, die jetzt unter dem Spitzenstrich des goldbrokatenen Käppchens wie in dunklem Feuer brannten. Bei dem zunehmenden Getöse am Tische aber hatte sie nichts verstanden; auch an ihren Nachbar wandte sie sich nicht wieder; denn keimende Ehen — und um eine solche schien es ihr sich denn doch hier zu handeln — schon um des daneben keimenden Traupfennigs für ihren Mann, den Pastor, pflegte sie nicht zu stören.

Elke's Vorahnung war in Erfüllung gegangen, eines Morgens nach Ostern hatte man den Deichgrafen Tede Volkerts todt in seinem Bett gefunden; man sah's an seinem Antlitz. ein ruhiges Ende war darauf geschrieben. Er hatte auch mehrfach in den letzten Monden Lebensüberdruß geäußert; sein Leibgericht, der Ofenbraten, selbst seine Enten hatten ihm nicht mehr schmecken wollen.

Und nun gab es eine große Leiche im Dorf. Droben auf der Geest auf dem Begräbnißplatz um die Kirche war zu Westen eine mit Schmiedegitter umhegte Grabstätte; ein breiter blauer Grabstein stand jetzt aufgehoben gegen eine Traueresche, auf welchem das Bild des Todes mit stark gezahnten Kiefern ausgehauen war; darunter in großen Buchstaben:

Dat is de Dot, de Allens fritt,
Nimmt Kunst un Wetenschop di mit;
De kloke Mann is nu vergån,
Gott gäw em selik Uperstån.

Es war die Begräbnißstätte des früheren Deichgrafen Volkert Tedsen; nun war eine frische Grube gegraben, wo hinein dessen Sohn, der jetzt verstorbene Deichgraf Tede Volkerts begraben werden sollte. Und schon kam unten aus der Marsch der Leichenzug heran, eine Menge Wagen aus allen Kirchspielsdörfern; auf dem vordersten stand der schwere Sarg, die beiden blanken Rappen des deichgräflichen Stalles zogen ihn schon den sandigen Anberg zur Geest hinauf; Schweife und Mähnen der Pferde wehten in dem scharfen Frühjahrswind. Der Gottesacker um die Kirche war bis an die Wälle mit Menschen angefüllt; selbst auf dem gemauerten Thore huckten Buben mit kleinen Kindern in den Armen; sie wollten alle das Begraben anseh'n.

Im Hause drunten in der Marsch hatte Elke in Pesel und Wohngelaß das Leichenmahl gerüstet; alter Wein wurde bei den Gedecken hingestellt; an den

Platz des Oberdeichgrafen — denn auch er war heut' nicht ausgeblieben — und an den des Pastors je eine Flasche Langkork. Als Alles besorgt war, ging sie durch den Stall vor die Hofthür; sie traf Niemanden auf ihrem Wege; die Knechte waren mit zwei Gespannen in der Leichenfuhr. Hier blieb sie stehen und sah, während ihre Trauerkleider im Frühlingswinde flatterten, wie drüben an dem Dorfe jetzt die letzten Wagen zur Kirche hinauffuhren. Nach einer Weile entstand dort ein Gewühl, dem eine Todtenstille zu folgen schien. Elke faltete die Hände; sie senkten wohl den Sarg jetzt in die Grube: „Und zur Erde wieder sollst Du werden!" Unwillkürlich, leise, als hätte sie von dort es hören können, sprach sie die Worte nach; dann füllten ihre Augen sich mit Thränen, ihre über der Brust gefalteten Hände sanken in den Schoß; „Vater unser, der Du bist im Himmel!" betete sie voll Inbrunst. Und als das Gebet des Herrn zu Ende war, stand sie noch lange unbeweglich, sie, die jetzige Herrin dieses großen Marschhofes; und Gedanken des Todes und des Lebens begannen sich in ihr zu streiten.

Ein fernes Rollen weckte sie. Als sie die Augen öffnete, sah sie schon wieder einen Wagen um den anderen in rascher Fahrt von der Marsch herab und gegen ihren Hof heran kommen. Sie richtete sich auf, blickte noch einmal scharf hinaus und ging dann, wie sie gekommen war, durch den Stall wieder in die feierlich hergestellten Wohnräume zurück. Auch hier war Niemand; nur durch die Mauer hörte sie das Rumoren der Mägde in der Küche. Die Festtafel stand so still und einsam; der Spiegel zwischen den Fenstern war mit weißen Tüchern zugesteckt und ebenso die Messingknöpfe an dem Beilegerofen, es blinkte nichts mehr in der Stube. Elke sah die Thüren vor dem Wandbett, in dem ihr Vater seinen letzten Schlaf gethan hatte, offen stehen und ging hinzu und schob sie fest zusammen; wie gedankenlos las sie den Sinnspruch, der zwischen Rosen und Nelken mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben stand:

„Hest du din Dågwark richtig dån,
Da kommt de Slåp von sülvst heran."

Das war noch von dem Großvater! — Einen Blick warf sie auf den Wandschrank; er war fast leer; aber durch die Glasthüren sah sie noch den geschliffenen Pocal darin, der ihrem Vater, wie er gern erzählt hatte, einst bei einem Ringreiten in seiner Jugend als Preis zu Theil geworden war. Sie nahm ihn heraus und setzte ihn bei dem Gedeck des Oberdeichgrafen. Dann ging sie ans Fenster; denn schon hörte sie die Wagen an der Werfte heraufrollen; einer um den andern hielt vor dem Hause, und munterer, als sie gekommen waren, sprangen jetzt die Gäste von ihren Sitzen auf den Boden. Hände reibend und plaudernd drängte sich Alles in die Stube; nicht lange, so setzte man sich an die festliche Tafel, auf der die wohlbereiteten Speisen dampften, im Pesel der Oberdeichgraf mit dem Pastor; und Lärm und lautes Schwatzen lief den Tisch entlang, als ob hier nimmer der Tod seine furchtbare Stille ausgebreitet hätte. Stumm, das Auge auf ihre Gäste, ging Elke mit den Mägden an den Tischen herum, daß an dem Leichenmahle nichts versehen werde. Auch Hauke Haien saß im Wohnzimmer neben Ole Peters und anderen kleineren Besitzern.

Nachdem das Mahl beendet war, wurden die weißen Thonpfeifen aus der Ecke geholt und angebrannt, und Elke war wiederum geschäftig, die gefüllten Kaffeetassen den Gästen anzubieten; denn auch der wurde heute nicht gespart. Im Wohnzimmer an dem Pulte des eben Begrabenen stand der Oberdeichgraf im Gespräche mit dem Pastor und dem weißhaarigen Deichgevollmächtigten Jewe Manners. „Alles gut, Ihr Herren", sagte der Erste, „den alten Deichgrafen haben wir mit Ehren beigesetzt; aber woher nehmen wir den neuen? Ich denke, Manners, Ihr werdet Euch dieser Würde unterziehen müssen!"

Der alte Manners hob lächelnd das schwarze Sammetkäppchen von seinen weißen Haaren: „Herr Oberdeichgraf," sagte er, „das Spiel würde zu kurz werden; als der verstorbene Tede Volkerts Deichgraf, da wurde ich Gevollmächtigter und bin es nun schon vierzig Jahre!"

„Das ist kein Mangel, Manners; so kennt Ihr die Geschäfte um so besser und werdet nicht Noth mit ihnen haben!"

Aber der Alte schüttelte den Kopf: „Nein, nein, Euer Gnaden, lasset mich, wo ich bin, so laufe ich wohl noch ein paar Jahre mit!"

Der Pastor stand ihm bei: „Weshalb," sagte er, „nicht den ins Amt nehmen, der es thatsächlich in den letzten Jahren doch geführt hat?"

Der Oberdeichgraf sah ihn an: „Ich verstehe nicht, Herr Pastor!"

Aber der Pastor wies mit dem Finger in den Pesel, wo Hauke in langsam ernster Weise zwei älteren Leuten etwas zu erklären schien. „Dort steht er;" sagte er, „die lange Friesengestalt mit den klugen grauen Augen neben der hageren Nase und den zwei Schädelwölbungen darüber! Er war des alten Knecht und sitzt jetzt auf seiner eigenen kleinen Stelle; er ist zwar etwas jung!"

„Er scheint ein Dreißiger," sagte der Oberdeichgraf, den ihm so Vorgestellten musternd.

„Er ist kaum vierundzwanzig," bemerkte der Gevollmächtigte Manners; „aber der Pastor hat recht: was in den letzten Jahren Gutes für Deiche und Siele und dergleichen vom Deichgrafenamt in Vorschlag kam, das war von ihm; mit dem Alten war's doch zuletzt nichts mehr."

„So, so?" machte der Oberdeichgraf; „und Ihr meinet, er wäre nun auch der Mann, um in das Amt seines alten Herrn einzurücken?"

„Der Mann wäre er schon," entgegnete Jewe Manners; „aber ihm fehlt das, was man hier „Klei unter den Füßen" nennt; sein Vater hatte so um fünfzehn, er mag gut zwanzig Demath haben; aber damit ist bis jetzt hier Niemand Deichgraf geworden."

Der Pastor that schon den Mund auf, als wolle er Etwas einwenden, da trat Elke Volkerts, die eine Weile schon im Zimmer gewesen, plötzlich zu ihnen: „Wollen Euer Gnaden mir ein Wort erlauben?" sprach sie zu dem Oberbeamten; „es ist nur, damit aus einem Irrthum nicht ein Unrecht werde!"

„So sprecht, Jungfer Elke!" entgegnete dieser; „Weisheit von hübschen Mädchenlippen hört sich allzeit gut!"

— „Es ist nicht Weisheit, Euer Gnaden; ich will nur die Wahrheit sagen."

„Auch die muß man ja hören können, Jungfer Elke!"

Das Mädchen ließ ihre dunkeln Augen noch einmal zur Seite gehen, als

ob sie wegen überflüssiger Ohren sich versichern wolle: „Euer Gnaden," begann sie dann, und ihre Brust hob sich in stärkerer Bewegung, „mein Pathe, Jewe Manners, sagte Ihnen, daß Hauke Haien nur etwa zwanzig Demath im Besitz habe; das ist im Augenblick auch richtig; aber sobald es sein muß, wird Hauke noch um so viel mehr sein eigen nennen, als dieser, meines Vaters, jetzt mein Hof an Demathzahl beträgt; für einen Deichgrafen wird das zusammen denn wohl reichen."

Der alte Manners reckte den weißen Kopf gegen sie, als müsse er erst sehen, wer denn eigentlich da rede: „Was ist das?" sagte er; „Kind, was sprichst Du da?"

Aber Elke zog an einem schwarzen Bändchen einen blinkenden Goldring aus ihrem Mieder: „Ich bin verlobt, Pathe Manners," sagte sie; „hier ist der Ring, und Hauke Haien ist mein Bräutigam."

— „Und wann — ich darf's wohl fragen, da ich Dich aus der Taufe hob, Elke Volkerts — wann ist denn das passirt?"

— „Das war schon vor geraumer Zeit; doch war ich mündig, Pathe Manners," sagte sie; „mein Vater war schon hinfällig worden, und da ich ihn kannte, so wollt' ich ihn nicht mehr damit beunruhigen; itzt, da er bei Gott ist, wird er einsehen, daß sein Kind bei diesem Manne wohl geborgen ist. Ich hätte es auch das Trauerjahr hindurch schon ausgeschwiegen; jetzt aber, um Hauke's und um des Kooges willen hab' ich reden müssen." Und zum Oberdeichgrafen gewandt, setzte sie hinzu: „Euer Gnaden wollen mir das verzeihen!"

Die drei Männer sahen sich an; der Pastor lachte, der alte Gevollmächtigte ließ es bei einem „Hmm, Hmm!" bewenden, während der Oberdeichgraf wie vor einer wichtigen Entscheidung sich die Stirn rieb. „Ja, liebe Jungfer," sagte er endlich, „aber wie steht es denn hier im Kooge mit den ehelichen Güterrechten? Ich muß gestehen, ich bin augenblicklich nicht recht capitelfest in diesem Wirrsal!"

„Das brauchen Euer Gnaden auch nicht," entgegnete des Deichgrafen Tochter, „ich werde vor der Hochzeit meinem Bräutigam die Güter übertragen. Ich habe auch meinen kleinen Stolz," setzte sie lächelnd hinzu; „ich will den reichsten Mann im Dorfe heirathen!"

„Nun, Manners," meinte der Pastor, „ich denke, Sie werden auch als Pathe nichts dagegen haben, wenn ich den jungen Deichgrafen mit des alten Tochter zusammengebe!"

Der Alte schüttelte leis den Kopf: „Unser Herr Gott gebe seinen Segen!" sagte er andächtig.

Der Oberdeichgraf aber reichte dem Mädchen seine Hand: „Wahr und weise habt Ihr gesprochen, Elke Volkerts; ich danke Euch für so kräftige Erläuterungen und hoffe auch in Zukunft, und bei freundlicheren Gelegenheiten als heute, der Gast Eueres Hauses zu sein; aber — daß ein Deichgraf von solch junger Jungfer gemacht wurde, das ist das Wunderbare an der Sache!"

„Euer Gnaden," erwiderte Elke und sah den gütigen Oberbeamten noch einmal mit ihren ernsten Augen an, „einem rechten Manne wird auch die Frau wohl helfen dürfen!" Dann ging sie in den anstoßenden Pesel und legte schweigend ihre Hand in Hauke Haien's.

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Einführung der französischen Regie durch Friedrich den Großen 1766.

Akademische Rede zum 26. Januar.

Von

Gustav Schmoller.

Seit in den Jahren 1785—1787 der Graf und Minister Hertzberg an diesem Tage, an dieser Stelle und zu der Feier, zu der wir uns heute wieder hier versammelt haben, seine bekannten Reden über die innere Politik seines Königs hielt, hat sich die dankbare Erinnerung der Nachlebenden zwar immer wieder zu dem großen Monarchen an diesem Tage zurückgewandt — aber kaum je zu seiner Wirthschafts- und Finanzpolitik. Die Ursache ist einfach; es fehlen zu einer wissenschaftlichen Aufdeckung derselben die Vorarbeiten. Auch heute noch ist dieser Mangel zu beklagen, und so will ich mich nicht vermessen, hier etwa ein allgemeines Urtheil über diesen Theil seiner inneren Politik abzugeben. Ich will nur versuchen, ein einzelnes Blatt aus der Finanzgeschichte des Königs heute aufzuschlagen, vielleicht freilich das denkwürdigste, jedenfalls das bisher von einer legendenhaften Ueberlieferung am meisten entstellte: ich meine die Einrichtung der vielgeschmähten französischen Regie im Jahre 1766.

Ich bin dazu veranlaßt durch die Untersuchung eines jüngeren Gelehrten, Herrn Dr. Walther Schultze, die ich in diesen Tagen im 30. Hefte meiner „Staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen" veröffentlicht habe. Doch will ich nicht seine Anschauungen hier wiedergeben, sondern versuchen, kurz zu erzählen, wie sich mir die Motive und Gründe der Berufung der französischen Beamten zu einem einheitlichen Bilde zusammenschließen. Die eigentlichen Acten und Briefschaften, die sich auf den Vorgang beziehen, sind verloren. Während aber Dr. Schultze auf eine kritische Prüfung der späteren unbeglaubigten Erzählungen und auf eine Benutzung weniger von Preuß zum Theil falsch abgedruckten Cabinetserlasse angewiesen war, habe ich in der Abschriftensammlung der Cabinetsbriefe des Königs, der sogenannten Minüten, doch eine ganz feste Grundlage vor mir gehabt.

Die zu erörternde Frage ist, etwas weiter gefaßt, die nach den Persönlichkeiten, denen der König vor und nach dem Kriege die Leitung der Finanzgeschäfte anvertraute, also die nach den Ministern des General-Directoriums. Friedrich motivirt selbst die Berufung der Franzosen durch den Tod der alten Minister.

Er hatte von 1740—1762 im Ganzen mit den Ministern und Räthen seines Vaters regiert. Noch repräsentirten ja die Minister damals nicht bestimmte politische oder administrative Gedanken, mit deren Annahme oder Ablehnung sie ein- und austraten. Sie waren treue Diener ihres Herrn; es war selbstverständlich, daß sie unter Umständen die Befehle desselben auch gegen ihre Ueberzeugung ausführten. Wer nicht in Ungnade fiel, blieb bis zum letzten Athemzug im Amte. Sie wurden gelobt und getadelt wie andere Beamte, sie gehorchten wie andere.

Friedrich kannte, als er 1740 die Geschäfte übernahm, keine andere Uebung. Waren auch die großen Talente, mit denen sein Vater regiert, wie Kraut, Creutz, Grumbkow todt, er änderte nichts in der Besetzung der obersten Stellen. Man hatte erwartet, Minister Boden, welcher für die steigende Härte der Finanzverwaltung der letzten Jahre verantwortlich gemacht wurde, werde fallen. Er war, wie die beiden Kraut und manche Andere, einer jener gewürfelten magdeburgischen Amtleute, die es durch Thatkraft, Fleiß, Geschäftskenntniß und Rücksichtslosigkeit bis zu den höchsten Stellen unter Friedrich Wilhelm I. gebracht hatten. Die zahlreichen Donnerwetter aus dem Cabinet Friedrich Wilhelm's in den späteren Jahren hatte er als Cabinetsrath concipirt. Er hatte schon in dieser Stellung vielfach die Minister beherrscht; 1739 war er ihr College geworden. Friedrich erkannte seine ganze Brauchbarkeit und Geschäftskenntniß; er vertraute ihm die wichtigsten Finanzsachen, hauptsächlich auch die Tresorverwaltung an. Aber er hat ihm doch auch ab und zu hart auf die Finger geklopft, ihn als das behandelt, was er war, als einen emporgekommenen Routinier. Er war kein Mann der Gedanken, noch weniger der Reform, der Neuerung.

Der alte Friedrich von Görne, dessen Verdienst die ganze Umbildung der Domänenverwaltung 1713—1730 war, der seit 1723 als Minister fungirte, stand an allgemeiner Bildung weit über ihm, an administrativem Talent ihm wenigstens gleich. Aber er war 1740 ein Siebziger, der wenige Jahre darauf (1745) starb.

Am meisten schätzte Friedrich wohl Samuel von Marschall, der seit 1733 Minister war; er hatte sich als Lenker des Postwesens, als Kenner von Handel und Gewerbe bewährt. Er erhielt vom König das 1740 neugegründete fünfte Departement für Handel und Manufacturen, das erste Fachministerium neben den vier alten Provinzial-Departements. Der König war mit ihm bis zu seinem Tode 1749 sehr zufrieden.

Franz Wilhelm von Happe, der Sohn eines bürgerlichen Cassenbeamten, war ein guter Kammerpräsident gewesen, als Minister seit 1731 thätig, hat er an der Spitze der beiden wichtigsten Provinzen Brandenburg und Magdeburg sich unter Friedrich nicht bewährt; aber er blieb Minister, erhielt nur 1747 ein leichteres, kleineres Provinzial-Departement, während Boden über die Kurmark und Magdeburg gesetzt wurde.

Der Senior der Minister war 1740 der alte Herr von Viereck, 1684 als Mecklenburger geboren, einst Diplomat in Friedrich's I. glänzenden Tagen, war er 1723 Kammerpräsident geworden; Friedrich Wilhelm hatte ihn als beliebte, gewandte Persönlichkeit und „in Consideration seines Schwiegervaters", des Generals von Gersdorf, gewählt, ihm dabei aber aufgegeben, nicht zu viel à l'Hombre zu spielen, sich im Lande mit 30000 Thalern possessioniret und sich auch sonst meritiret zu machen. Er war dann 1727 Minister geworden. Seine bequeme, lässige Weise paßte Friedrich von Anfang an nicht; er wurde bei mancherlei Geschäften übergangen, fühlte sich verletzt, wollte, alt und kränklich, wiederholt seinen Abschied haben. Aber Friedrich gewährte ihm denselben nicht. Erst 1754 durfte er sein eigentliches Departement an Herrn von Borcke abgeben; aber er blieb ältester dirigirender Minister, sollte den Sitzungen, soweit es seine Umstände erlaubten, noch beiwohnen.

Als neue Minister waren außer Borcke 1740—1750 ins General-Directorium eingetreten: 1745 Ad. Ludwig von Blumenthal für Görne und 1746 Herr von Katte, der frühere Kammerpräsident von Cüstrin, der sich im zweiten schlesischen Kriege als Ober-Kriegscommissar ausgezeichnet hatte; er wurde Minister des neugebildeten sechsten Departements, das die Armee- und Magazinverwaltung des ganzen Staates zu besorgen hatte. An die Stelle von Marschall's im Jahre 1749 hatte der König nur einen Geheimen Finanzrath berufen, den bisherigen preußischen Handelsagenten in Amsterdam; Fäsch stammte aus einer Baseler Kaufmannsfamilie. Er hatte sich aber seiner Stelle nicht gewachsen gezeigt. Friedrich machte in den Jahren 1750—1756 viele Geschäfte seines Departements über seinen Kopf weg mit den anderen Räthen, hauptsächlich mit Ursinus ab.

Auch die Räthe des General-Directoriums waren 1740—1757 überwiegend ältere Herren, wie z. B. Manitius, der schon unter Friedrich I. lange als Steuercommissar in der Neumark gedient hatte. Friedrich nannte die ganze Gesellschaft wohl scherzend seine vieulles perruques.

Eine jüngere Generation von Kammerpräsidenten Graf Münchow, Platen, Aschersleben, Joachim Christian von Blumenthal, Joachim Ewald von Massow, Valentin von Massow und Schlabrendorf waren viel eher die Leute seines Vertrauens. Vieles machte er direct mit ihnen ab, berief sie auch jährlich von 1747 an im December zu gemeinsamen Conferenzen mit ihm und den Ministern nach Berlin. Aber als er 1756 in den Krieg zog, war doch noch keiner dieser Herren an der Spitze des General-Directoriums; das alte Geschlecht der Minister und Räthe seines Vaters hielt im Ganzen noch vor.

Am 15. Februar 1763 war der Friede geschlossen worden; nach sechsjähriger Abwesenheit kehrte der König in seine Hauptstadt zurück. Er hatte im Kriege nicht bloß seine Mutter, seinen Bruder, seine besten Freunde verloren; auch die Minister und zahlreiche Räthe des General-Directoriums waren bei seiner Rückkehr nicht mehr. Viereck war 11. Juli 1758, Happe 1. Juli 1760, Katte 23. November 1760, Blumenthal 23. September 1761, Boden 11. März 1762 gestorben. Nur Katte's Stelle hat der König sofort wieder 1761 durch den General von Wedell ersetzt.

Mehr als die laufenden Geschäfte waren in dieser furchtbaren Nothzeit im General-Directorium nicht zu erledigen. Alles Wichtige besorgte und entschied der König direct aus dem Feldlager. Es nahm fast den Anschein, als ob es in Berlin keine Regierung und Verwaltung mehr gebe. Die feindlichen Einfälle hatten auch die Thätigkeit der Provinzial-Collegien gelähmt; viele der unteren Beamten hatten an den Untergang des Staates geglaubt und sich die gröbsten Mißbräuche ungestraft erlaubt, ganze Forsten z. B. waren niedergeschlagen und das gelöste Geld verschwunden. „An Stelle von Billigkeit und Ordnung — sagt Friedrich — war der gemeine Egoismus und die anarchische Unordnung getreten"; Genußsucht und Habgier beherrschten alle Classen.

Es galt, mit energischer Hand Staat und Volkswirthschaft neu aufzurichten. Mit einem fast leidenschaftlichen Eifer, mit einer nie ermüdenden Arbeitskraft ging der König ans Werk, bereiste die Provinzen, suchte sich neue Minister und Beamte, ließ bauen, Armeepferde und Saatkorn vertheilen, Geldunterstützungen reichen. Ueber 20 Millionen Thaler hat er etwa binnen kürzester Zeit zur Unterstützung der Provinzen und Abzahlung der Schulden ausgegeben, um so rasch als möglich überall die gewohnte wirthschaftliche Thätigkeit der Einzelnen wieder in Gang zu bringen. Und fast Alles hatte er zuerst selbst zu besorgen. „Ich habe," schreibt er im Juli 1763 an seinen Bruder, „vier Monate nur über Rechnungen gesessen, um die gänzliche Verwirrung in den Finanzen zu vermeiden." Aber bald kam auch wieder die Staatsmaschine in regelmäßigen geordneten Gang.

Die Ministerstellen wurden nach einander wieder besetzt. Zwei Kammerpräsidenten, die sich im Kriege bewährt hatten, Valentin von Massow aus Minden, Joachim Christian von Blumenthal aus Magdeburg erhielten (9. Mai und 3. September 1763) die wichtigsten Provinzialdepartements, Ludwig Philipp von Hagen (13. Juni 1764) die westlichen Provinzen. Die ersten beiden scheinen Cavaliere gewesen zu sein, die zu befehlen und die Domainenverwaltung zu leiten verstanden; Hagen war ein selten kenntnißreicher und thätiger Mann, dem der König wohl, wenn er die Minister in corpore gerüffelt hatte, schrieb, er wisse wohl, daß er unschuldig an der Sache sei. Er erhielt bald darauf die wichtigsten handelspolitischen und sonstigen Aufträge; er hat die preußische Bank geschaffen; er erfreute sich der Gunst des Königs in steigendem Maße. Als er 1771 starb, ließ Friedrich sein Porträt für den Sitzungssaal des Generaldirectoriums malen, und schrieb dazu die Worte: „Sein Andenken wird mir immer werth und unvergeßlich bleiben." An die Spitze des wichtigsten fünften Departements berief der König nicht als Minister, sondern als Generalcommissar der Commercien einen fünfunddreißigjährigen Diplomaten, der durch seine Abstammung, wie durch die außerordentlichen Dienste, die er bereits geleistet, sich zu empfehlen schien: Dodo Heinrich von Knyphausen, einen Enkel des großen Finanzministers aus der Dankelmann'schen Zeit und des Ministers Ilgen, einen Sohn des auswärtigen Ministers Knyphausen, der 1730 wegen seiner Theilnahme an den englischen Heirathsprojecten Friedrich's verabschiedet worden war. Er war 1751—1754 dem preußischen Gesandten in Paris beigegeben gewesen, hatte 1754—1756 die Stelle eines solchen selbständig bekleidet und von da viel über volkswirthschaftliche und finanzielle Dinge berichtet. Frankreich war seit Sully's, Richelieu's

und Colbert's Tagen nicht bloß die hohe Schule der Verwaltung; es war bis über die Mitte des Jahrhunderts England an Colonialbesitz und Welthandel überlegen; es war der einzige Großstaat, an dessen Handelssystem sich Preußen vor dem Kriege hatte anschließen wollen, mit dem Hamburg und die Ostseestädte erhebliche directe Handelsverbindungen hatten. Von 1756 bis Januar 1763 war Knyphausen in London als preußischer Gesandter gewesen, hatte dem Könige hier die ausgezeichnetsten Dienste geleistet, hauptsächlich auch mit großem Geschick die Uebermittelung der englischen Subsidien besorgt. Es konnte anscheinend keine bessere Wahl geben, als ihn nun an die Spitze des Handelsdepartements zu stellen. Daß und warum er die Hoffnungen Friedrich's nicht ganz erfüllte, ist aus den Acten nicht recht ersichtlich; er tritt vom December 1765 und Januar 1766 an ganz in denselben zurück. Daß er nicht völlig einschlug, damit hängt die Berufung der französischen Finanzbeamten indirect sicher zusammen.

An die Spitze des gesammten Berg- und Hüttenwesens, wie der Eisenwerke des Landes wurde der unzweifelhaft erste damals lebende Cameralist Deutschlands, J. Heinrich Gottlob von Justi (26. Juli 1765) berufen, der, ursprünglich preußischer Regiments-Quartiermeister, sich ebenso sehr durch seine Schriftstellerei, als durch seine praktische Thätigkeit in Wien, Göttingen und Kopenhagen ausgezeichnet, eben noch die Stelle eines Präsidenten der bairischen Akademie der Wissenschaften abgelehnt hatte.

Auch für die Berliner Rathsstellen fand der König eine Reihe ausgezeichneter Kräfte. Ich erinnere nur an den Kriegsrath Roden, den er (1763) aus Westfalen, und Friedrich Gottlieb Michaelis, den er (1767) aus Schlesien sich holte. Beide haben sich in jeder Beziehung bewährt und sind später zu höheren Stellen aufgestiegen. Sie bilden neben Ursinus, Magusch, Tarrach und Anderen einen Kreis, den der König wohl zu schätzen wußte. An die Spitze der kurmärkischen Kammer hatte er den Halberstädter Kriegs- und Domainenrath von der Horst gerufen, der wesentlich über dem alten Herrn von Gröben stand, über dessen Faulheit und geringe Brauchbarkeit der König sich Jahre lang vor dem Kriege immer wieder geärgert hatte. Horst war eine sehr lebendige, etwas sanguinische Natur, von unglaublicher Arbeitskraft; bald darauf 1766 an die Spitze des fünften Departements berufen, hatte er sich bis 1774 so überarbeitet, daß er seinen Abschied nehmen mußte.

Man wird so kaum sagen können, die obersten Stellen seien nach dem Kriege schlechter, als vor demselben besetzt gewesen, auch nicht, daß der König bei seinen Berufungen eine unglückliche Hand gehabt. Im Gegentheil, es war eine Reihe der vorzüglichsten Kräfte, die er um sich versammelt hatte; sie waren jünger, leistungsfähiger als die Minister vor 1756. Es waren darunter nicht die getriebenen bürgerlichen Leute aus der Amtmannscarrière, wie sie Friedrich Wilhelm neben seine adeligen Minister gestellt. Ihr banausisches Wesen, ihre cameralistische Eckigkeit widerstanden vielleicht dem Könige. Er verlangte weltmännische Bildung von seinen Ministern; andere als vollendete Cavaliere hat er nur ausnahmsweise zu Kammerpräsidenten und Ministern gemacht. Er beschränkte sich dadurch etwas die Auswahl. Aber hervorragend tüchtige Leute fand er doch.

Warum sie ihm trotzdem die Verwaltung der Accise nicht besser einzurichten verstanden, darauf komme ich nachher.

In der Organisation des General-Directoriums und der Abtheilung der Geschäfte, die dem einzelnen Minister zugewiesen wurde, verfolgte er von 1763 noch mehr die Bahn, die er schon 1740—1756 betreten; er stellte neben die alten vier Provinzial-Departements, in welchen alle Arten von Geschäften, nach Provinzen an die Minister vertheilt, besorgt wurden, die Real-Departements, welche die Leitung bestimmter Geschäfte im ganzen Staate in eine Hand gaben. Er hatte 1740 so das Handels-Departement, 1746 das Kriegsverwaltungs- und Magazin-Departement geschaffen, 1750 das Münzwesen an Graumann übergeben. Jetzt schuf er das Hütten- und Bergwerks-Departement, das er erst Justi, später Hagen, dann Waitz von Eschen anvertraute, bald darauf auch das Forst-Departement. Die 1766 erfolgende Berufung der Franzosen führte zu einem besonderen Departement der indirecten Steuern, wenn auch die Steuerverwaltung formell ein Glied des fünften, des Handels-Departements blieb. Mit Recht hat schon Ernst Meier darauf hingewiesen, daß in dieser Vermehrung der Real-Departements, die ja 1808 definitiv über die Provinzial-Departements siegten, ein Fortschritt, daß höchstens darin ein Fehler lag, einen Theil der Geschäfte in der alten Form zu lassen. Friedrich freilich sah darin, daß zu Vielem nun ein Provinzial- und ein Fachminister zusammen wirken mußte, daß der eine den andern controlirte, einen Vortheil.

Steht die Berufung der Franzosen so im Zusammenhange mit der fortschreitenden Arbeitstheilung unter den obersten Räthen der Krone, mit dem siegreichen Vordringen der Fachministerien, so erklärt das keineswegs die Idee des Königs, sie als Steuerpächter, in der Form einer Finanzgesellschaft ins Land zu rufen. Um das zu verstehen, müssen wir der volkswirthschaftlichen Pläne und Ideen gedenken, die den König nach dem Kriege beschäftigten.

Er wollte um jeden Preis rasch die Wunden des Krieges heilen, seine Lande womöglich auf eine höhere Stufe der wirthschaftlichen Organisation erheben. Er beförderte die Einwanderung und die Colonisation mehr als je zuvor, suchte Capitalien und neue Industrien ins Land zu ziehen. Der große Aufschwung, den Hamburg, Magdeburg und andere Orte während des Krieges genommen, schien zunächst fortzudauern. Die Ausprägung des leichteren Geldes und die daraus folgende Steigerung der Preise hatte die Handelsthätigkeit sehr angeregt. Außer den neuen Ministern und Räthen sehen wir in jenen Tagen in der Umgebung des Königs rasch alle möglichen Leute auftauchen: Finanzkünstler, Kaufleute, Bankiers, Techniker, Industrielle, Webermeister und Färber, Leute aus Holland, aus Italien, aus Frankreich. Es sind gleichsam die Spitzen seiner colonisatorischen Thätigkeit, die er selbst empfängt, mit denen er persönlich unterhandelt. Man könnte sagen, das königliche Cabinet habe zeitweise den Charakter einer industriellen und kaufmännischen Gründungsagentur angenommen. Heute empfängt der König den Kaufmann von Dahlen aus Spanien, der ihm eine Compagnie für den Handel nach Spanien zu gründen vorschlägt, morgen ein Mitglied des Welthauses Neuville aus Amsterdam, der ihm eine Reihe von Memoirs über die Gründung einer Bank mit holländischem Capital, über die Umgestaltung des

Rheinhandels, die Neuordnung der Münze, den Kolberger Handel vorlegt und darauf bogenlange eingehende Antworten des Königs erhält (April 1763). Neben reellen tüchtigen Geschäftsleuten kommen die bankerotten Existenzen, die Abenteurer, sowie manche, welche die Mitte zwischen beiden halten, wie der Livornese Gian Antonio di Calzabigi, der in Frankreich als Finanzmann eine Rolle gespielt, in Genua eine Lotterie eingerichtet hatte und nun im September 1764 dem König sein großartiges Project überreichte; er wollte eine große Compagnie mit 25 Millionen Thalern Capital und großer Papiergeldausgabe ins Leben rufen; sie sollte Bank-, Assecuranz- und Handelsgeschäfte aller Art treiben. Viele, wohl die meisten dieser Leute sind abgewiesen worden; mit keinem verhandelt der König fast ohne eingehende Gutachten seiner Minister und Räthe einzuziehen. Fast ängstlich und mit äußerster Vorsicht fragt er sich, welche Motive sie haben; er fürchtet, so sehr er fremde Capacitäten und fremdes Capital ins Land ziehen will, nichts mehr, als eine Einmischung und einen Einfluß fremder Finanzmächte. C'est contre tous les principes établis dans ce Gouvernement, sagte er einem dieser Herren, de souffrir que des marchands étrangers établissent des comptoirs aux quels nos propres marchands ont le premier droit.

Aber gänzlich ist er erfüllt von dem Gedanken, den alle die deutschen Cameralisten seit hundert Jahren immer wieder gepredigt, an dem er die Regierung seines Vaters seit 1720 hatte immer wieder, freilich meist vergeblich, arbeiten sehen, daß zu einer großen volkswirthschaftlichen Blüthe große Compagnien und Finanzgesellschaften gehörten. Daß die Versuche, die er vor 1756 in Emden gemacht, der Krieg zerstört hatte, konnte ihn nicht abhalten, jetzt darauf zurückzukommen. Und wenn er beobachtete, wie im Kriege einige wenige große Privathäuser in Berlin und Magdeburg emporgekommen waren, wie sie suchten alle kleinen Geschäfte neben sich todt zu machen, in Amsterdam und Hamburg auf ihren Ruin hinzuarbeiten — hauptsächlich über das Haus Wegeli in Berlin ist er dieserhalb immer wieder entrüstet —, so konnte ihn das nur in der Absicht bestärken, neben diese privaten Monopolisten große vom Staate controlirte Gesellschaften zu setzen.

Viele der damals schwebenden Projecte sind gar nicht oder nur halb zur Reife gelangt; bei mehreren handelte es sich gar nicht um neue Geschäfte, sondern um die Zusammenfassung einer Anzahl bestehender Geschäfte und Capitalkräfte zu einer einheitlichen Thätigkeit. Der Schmutz des Actiengründungswesens hat auch damals nicht gefehlt, so sehr der König dagegen eifert. Die ertheilten Concessionen werden mit Gewinn weiter verkauft. Franzosen und adelige Damen machen Versuche, Actien ohne Einzahlung vom König zu erhalten, natürlich vergeblich. Mehrere der zehn von 1765—1772 gegründeten Compagnien sind rasch wieder zusammengebrochen, mehrere in königliche Administrationen verwandelt worden. Andere haben, wie die Emdener Häringsfischerei-Gesellschaft, eine bedeutsame Stellung und Blüthe sich mit der Zeit errungen. Auf die Anfänge von Allen legte sich wie ein verzehrender Mehlthau die lange, schwere Handelskrisis, die 1763 in Amsterdam und Hamburg begann und 1766 in Berlin ihren Höhepunkt erreichte. Falsch aber waren die dabei vorwaltenden Absichten so wenig, als die damalige Gründung der preußischen Bank. Man war dabei in

Uebereinstimmung mit der ganzen geistigen Strömung der Zeit; es galt in dem wenig entwickelten Lande wirklich große Geschäfte mit großen Capitalien zu schaffen, damit einigermaßen ebenbürtig neben Holland, England, Frankreich zu treten, von der Vormundschaft der holländischen und hamburger Häuser sich zu emancipiren. Nicht die Staatsthätigkeit zu erweitern war die vorwaltende Absicht, sondern das gesammelte Privatcapital und den privaten Unternehmungsgeist und Erwerbssinn gleichsam in den Dienst der Gesellschaft und des Staates zu stellen. Wenn man die großen inländischen Tabacksfabriken zu einer sogenannten Ferme, einer capitalistischen Gesellschaft vereinigte, ihr allein den inländischen Markt übergab und von ihr die jährliche Zahlung einer Million Thaler an den Staat forderte, so hoffte man in dieser Weise Steuererhebung und speculative Privatunternehmung gleichsam zu verbinden.

Aehnlich war längst die Erhebung der indirecten Steuern in Frankreich organisirt. Große capitalkräftige Pächter und Pachtgesellschaften, die dem Staate Jahr für Jahr gleiche feste Summen zahlten, wenn es noth that, große Vorschüsse machten, welche die Technik der Steuererhebung aufs vollendetste ausgebildet hatten, bestanden daselbst seit langer Zeit. General Krokow, der dreißig Jahre in Frankreich zugebracht, hatte dem König viel davon erzählt; der Philosoph Helvetius, der im Frühjahr 1765 den König in Potsdam besuchte, war früher Theilhaber einer solchen Gesellschaft gewesen und hatte Friedrich ebenfalls die französischen Einrichtungen gerühmt. So sehr man in Frankreich schon die Schattenseiten der Steuerverpachtung kannte, in der Ferne konnte leicht die Virtuosität der Steuertechnik und die Sicherheit der Steuereingänge blenden. Die Generalverpachtung der preußischen Domainen, die sich so sehr bewährt, bot eine gewisse Analogie. Im October 1765 erwähnt der König, gegenüber Minister von Massow, er werde französische Fermiers zur Uebernahme der Accise kommen lassen. Im Januar hatte ihr Führer, de la Haye de Launay, die erste Audienz beim König. Die Verhandlungen drehten sich von da bis 29. April darum, ob diese Fermiers sofort 300000 Thaler als Vorschuß und Caution erlegen, die ganzen Einrichtungskosten der neuen Organisation tragen, die bisherigen Einnahmen von Accisen, Zöllen, Transitoabgaben und Licenten garantiren könnten, und vom Ueberschuß 25 Procent erhalten sollten.

Es zeigte sich, daß sie zu einer solchen Steuerpacht nur im Stande wären, wenn nicht sie, sondern in Wirklichkeit die reiche Pariser Gesellschaft, der sie bisher gedient, den Vertrag abschlösse. Der König ist über diese Zumuthung entrüstet: c'en est trop, je n'ai pas besoin d'eux et je peux arranger mes finances sans leur ministère. Nach der Abweisung dieses Vorschlages schreibt er befriedigt: So bin ich befreit von einem Areopag von Augen, die sich anmaßen wollten, meine Geschäfte von Paris aus nach ihrem Belieben umzustürzen.

Aber de Launay gefällt ihm; er hört von ihm, welche große Schattenseiten eine solche Steuerpacht habe. Er geht auf den Vorschlag ein, ihn und einige seiner Genossen als Beamte für die Accise, die Zölle und die Licenten anzustellen, zunächst auf sechs Jahre, mit einer gewissen Freiheit in Bezug auf die technischen Einrichtungen und die Anstellung der Unterbeamten, aber in Bezug auf alle

principiellen Fragen in strenger Unterordnung unter den König und den zum Minister des fünften Departements ernannten Baron von der Horst.

Die Frage, was ihn dazu bestimmt habe, ist natürlich theilweise eine rein persönliche; de Launay machte ihm den günstigsten Eindruck, und er hatte unzweifelhaft in ihm den richtigen Mann gefunden. Er war von unerschütterlicher Ehrlichkeit, von außerordentlicher Arbeitskraft, von großen finanziellen Kenntnissen, ein geschickter Organisator; seine Berichte an den König sind Muster von Klarheit, Kürze und Eleganz. Er lebte in ähnlichen mercantilistischen Anschauungen wie Friedrich. Er machte nicht den Anspruch, eigene Politik zu treiben; eine elastische nachgiebige, findige Natur, ordnete er sich jedem Befehl des Königs folgsam unter.

Aber das hätte noch nicht genügt; auch konnte der König aus den Verhandlungen von einigen Wochen noch nicht so sicher schließen, ob er alle diese Eigenschaften dauernd bewähren werde. Friedrich muß also doch noch mehr in ihm gefunden haben.

Oder war es nur der Franzose, der Fremde? War er wirklich über seine eigenen Beamten so mißmuthig, mit seinen Ministern so unzufrieden, daß er um jeden Preis einen Fremden vorzog.

Man hat von einer ganz allgemeinen Abwendung des Königs von dem preußischen Beamtenthum gesprochen; das scheint mir mehr spätere Legende. Ich kann dafür weder in den gleichzeitigen Quellen noch im Charakter des Königs, noch in seinem Verhältniß zu den Ministern, Kammer-Präsidenten und wichtigern Räthen in den Jahren 1762—1766 die entsprechenden Beweise finden.

Gewiß war der König mit den unteren Accisebeamten unzufrieden; er war bemüht, die Corruption, die im Beamtenkörper durch den Krieg sich eingeschlichen, durch strenge Ausmerzung zu beseitigen. Von den neuberufenen höheren Beamten hatte sich Knyphausen nicht bewährt. Aber mit Wedell, Massow, Blumenthal, Hagen, Horst, Schlabrendorf und manchem Anderen war der König damals so zufrieden, als er mit seinen Räthen und Ministern überhaupt je zufrieden war. Wenn er sie einzelne Male rüffelt, so dürfen wir nicht vergessen, daß das zum Tone der damaligen Zeit gehört, daß ein König, der nie einen Minister entläßt, wie Friedrich II., dafür das Recht haben muß, dem augenblicklichen Aerger einmal Luft zu machen. Und diesen Aeußerungen der Unzufriedenheit stehen ebenso zahlreiche oder vielmehr noch viel häufigere Aussprüche der Zufriedenheit und Anerkennung gegenüber. Die stärksten derartigen Rüffel überdies aus jenen Jahren, z. B. die Erklärung des Königs bei Aufdeckung einer großen Unterschlagung in Frankfurt a. O., er wisse wohl, daß im General-Directorium und in den Kammern viel diebisches Federvieh sei, oder die Bemerkungen über die Ignoranz der Minister und die Malice und Corruption des concipirenden Rathes Ursinus, als diese im October 1766 die ganze Stockung im Handel auf die Regie zurückführten, fallen lange nach der Berufung der Franzosen. Sie können nicht ihre Ursache gewesen sein. Der Bericht, der den König so erbittert hatte, war ein Symptom der Unzufriedenheit, die sich im General-Directorium eingestellt hatte, als man ihm einen so wichtigen Theil seiner Functionen abgenommen. Nur das bleibt klar: der König fand unter seinen Ministern und höheren Räthen keinen, der ihm ge-

nügend erklären konnte, warum die Acciseverwaltung schlecht sei, in den Erträgen zurückgehe, der zugleich bereit gewesen wäre, gerade jetzt mit kühner Hand, eine Entlastung der unteren Classen vorzunehmen, wie sie Friedrich wünschte.

Die spätere carikirte Legende, die nach dem Tode Friedrich's von dem Potsdamer Kriegsrath Richter verbreitet und bis heute immer wieder abgeschrieben wurde, stellt die Sache umgekehrt dar; der König habe zwei Millionen mehr indirecte Steuern gefordert, seine ehrenwerthen Minister hätten sich dessen geweigert, und deshalb habe er die Franzosen kommen lassen. Nun ist richtig, daß der König von 1763 an versuchte, seine Einnahmen durch einige neue Quellen, durch die Lotterie, die Tabakspacht, durch Neuordnung des Stempelwesens, durch erhöhte Salzpreise etwas zu erhöhen; daß er die gesammten reinen Staatseinnahmen wenigstens nicht unter den Stand von 1756—1764 sinken lassen wollte, wie es von 1764—1765 an den Anschein hatte. Aber an eine allgemeine Erhöhung der directen Steuern und der Accisen dachte er nicht, konnte er bei der Lage des Landes und Volkes nicht denken. Im Gegentheil, bezüglich der Accisetarife wünschte er nur, daß sein Lieblingsgedanke, die höhere Besteuerung des Luxus, und die Entlastung der Armen durchgeführt werde. Schon Boden gegenüber hatte er stets diese Gedanken betont, auch in den vierziger Jahren eine Anzahl auf die Aermeren drückende Sätze der Accise herabgesetzt, andere aufgehoben. Der seit 1756 stark gestiegene Luxus schien ihm jetzt doppelt verwerflich. Er fürchtete von ihm eine Verweichlichung seines kriegerischen Volkes. Sofort bei seiner ersten Rückkehr nach Berlin (April 1763) verhandelt er mit dem Accise-Director Klinggräff über die Frage und setzt die fremden Weine, Biere und Branntweine, sowie fremde Butter in den Tarifen herauf. Im October 1765 finden wieder längere Berathungen mit Massow und Knyphausen in dieser Richtung statt; der König will hauptsächlich die grandes importations de choses del uxe, vins, poissons, chapons de Hambourg erhöht wissen. Diese Tendenzen sind es, die im Declarationspatent vom 14. April 1766 nach kurzen Berathungen mit de Launay zum Abschluß kommen: die Accise auf Mehl, Malz- und Branntweinschrot wird aufgehoben; die Fleischaccise wird um einen Pfennig pro Pfund für die besseren Fleischsorten erhöht; das Schweinefleisch, die Nahrung der Armen, bleibt unverändert; die Abgaben auf den Wein und das Bier werden etwas erhöht. Der König hoffte mit diesen Bestimmungen eine gerechtere Vertheilung der Steuerlast herbeizuführen, die Armen durch Aufhebung der Mahlsteuer zu entlasten, was jedenfalls auch bis auf einen gewissen Grad geschah. Er mußte mit de Launay über diese materielle Steueränderung zuerst sich einigen, weil nur auf Grund derselben der beabsichtigte Vertrag über die Steuerpacht denkbar war. Die Declaration ist in den Grundgedanken Friedrich's, höchstens im Detail de Launay's Werk, wie dieser auch später niemals der eigentlich Maßgebende für das innere Steuersystem und die Handelspolitik war. Diese Dinge bestimmte der König selbst, berieth sie mit Horst, Hagen und anderen Räthen, verfügte auf den Bericht de Launay's ebenso oft gegen seine Anträge als ihnen entsprechend. Einen gewissen Einfluß behauptete de Launay natürlich; es gelang ihm öfter, den übertreibenden Schutzzolleifer des Königs zu ermäßigen. Aber beherrscht hat de Launay die materielle Steuerpolitik Preußens so wenig als seine Handelspolitik.

Was konnte aber sonst de Launay dem König bieten: Einfach das Versprechen der Herstellung einer integern Steuerverwaltung, die Beseitigung des maßlosen Schmuggels und der Defraudationen. In diesem Resultat komme ich mit der Untersuchung Dr. Schultze's überein. Aber das Wichtigere ist, daß de Launay dieses Versprechen und damit auch einige Aussicht auf höhere Einnahmen bieten konnte, auf Grund eines Organisations- und Verwaltungsplanes, wie er ihn später durchführte, wie er sich ihm — als geschulten Finanzbeamten einer alten centralistisch verwalteten Monarchie — sofort darbieten mußte, als er genauere Kunde von den preußischen Verwaltungseinrichtungen erhielt.

Vier Steuersysteme aus vier ganz verschiedenen Zeitaltern standen in Preußen noch ganz unvermittelt neben einander, die Zölle und Ziesen aus dem 16. Jahrhundert, die Licenten aus dem dreißigjährigen Kriege, die Accisen aus der Zeit von 1680—1740, die Transitozölle, die Friedrich II. eingeführt hatte. Verschiedene Beamte, verschiedene Cassen hatten diese Branchen noch an demselben Ort. Die Accisen hatten zu einer Abschließung jeder Stadt für sich, nicht zu der des ganzen Landes geführt. Es fehlte jede Grenzbewachung und Grenzcontrole. Die Städte waren Schutzzollinseln in einem Meere des ländlichen Freihandels. Als man 1718 die Wollausfuhr verbot, konnte man das nicht anders controliren, als durch regelmäßige Abforderung des städtischen Wollaccisezettels, der den Verkauf in der nächsten Stadt bewies, von jedem Adeligen und jedem Bauern. Die zur Einfuhr verbotenen Waaren sollten auch auf dem Lande nicht gebraucht werden. Aber wie sollte das der einzige Polizeiausreiter controliren, den ein Kreis von 10 Quadratmeilen besaß. Die Acciseverwaltung in den Städten hatte wohl der jüngere Grumbkow unter Friedrich Wilhelm I. noch sehr verbessert; die vorhandenen Controlbeamten, die Steuerräthe, deren jeder eine Anzahl Städte jährlich mehrmals visitirte, hatten, so lange sie noch nicht zu viel Anderes zu thun hatten, genügt, Ordnung und Redlichkeit einigermaßen zu erhalten. Diese Sache war gegangen, so lange die Accisetarife nicht allzu hoch waren, so lange der Handelsvertrag mit Sachsen von 1728 einen relativ freien Verkehr dahin gestattet hatte, so lange der Minister Grumbkow, der das System geschaffen, gelebt hatte. Er hatte 1711—1723 allein an der Spitze des Accisewesens gestanden; 1723 wurde auch er im General-Directorium auf ein Provincial-Departement beschränkt; aber erst nach seinem Tode 1739 trat es mehr hervor, daß die Accise nun unter vier verschiedenen Provincial-Ministern stand, daß die Kriegs- und Domänenkammern vielmehr Domänen- als Steuerbehörden waren, daß die Polizeigeschäfte des Steuerrathes diesem keine Zeit zur Steuercontrole mehr ließen.

Die Tarife erhöhten sich von 1740 an, das zollpolitische Verhältniß zu den Nachbarstaaten verschlechterte sich; in Sachsen organisirte sich ein Schmuggelhandel ohne Gleichen, das ganze platte Land Preußens erfüllte sich ebenfalls mit Schmuggeldepots. Die geographische Configuration des Staates war so ungünstig als möglich. Behauptete man doch, keine preußische Stadt liege vier Meilen von der Grenze. Nannte die Diplomatie doch spöttisch Friedrich II. den Roi des lisières.

Wären nicht, besonders 1750—1756, relativ so günstige Jahre gewesen, so

hätten die Klagen des Königs über Acciseausfälle und Defraudationen, über die Unfähigkeit und Unredlichkeit in der Acciseverwaltung schon damals einen acuteren Charakter angenommen. Jetzt hatte der Krieg vollends die Bande der Ordnung aufgelöst. Der Zustand erschien dem König ein unerträglicher.

Was lag näher, als daß er sofort zugriff, wenn ihm de Launay vorstellte, daß die mangelnde Grenzcontrole, der Mangel aller der Formalien, Begleitscheine, Plombirungen u. s. w., wie sie die französische Steuertechnik ausgebildet, an allen Uebelständen schuld sei, daß das General-Directorium, die Kriegs- und Domänenkammern und Steuerräthe schlechte Organe der indirecten Steuerverwaltung seien, weil sie von anderen Dienstgeschäften erdrückt würden, daß nur besondere Controlbeamte die Defraudationen beseitigen könnten. Eine Aenderung des Behördenorganismus und der Steuerformalien in diesem Sinne mußte die Aussicht auf höhere Einnahmen ebenso eröffnen, wie auf eine Beseitigung des dem König wegen der Schädigung seiner neuen Industrien so verhaßten Einschmuggelns fremder Waaren. Wenn seine Minister und Räthe ihm bisher oft vorgestellt, er dürfe die Zahl der Einfuhrverbote nicht so vermehren, die Tarifsätze nicht über 30—50 Procent der Waarenwerthe erhöhen, wenn nicht der Schmuggel noch mehr zunehmen solle, so mochte er nun hoffen, mit dem neuen verbesserten Apparat diese Einwendungen nicht mehr zu hören. Wenn er bisher die Schwankungen der Zoll- und Acciseeinnahme nur zu geneigt gewesen war, der mangelnden Controle der Unterbeamten zuzuschreiben, so schien ihm auch in dieser Hinsicht durch de Launay's Vorschläge nun eine bessere Zukunft zu blühen. Daß die Einschiebung eines ganz neuen selbständigen Beamtenapparats und die Schaffung einer theilweise berittenen Grenzcontrole und zahlreicher Grenzbureaus ganz andere Kosten als bisher bedinge, zumal das Personal des General-Directoriums, der Kammern und der Steuerräthe ziemlich unverändert fortbestehen mußte, war von Anfang selbstverständlich. Der König genehmigte statt etwas über 300 000 Thaler wie bisher, 8—900 000 Thaler dafür.

Von den 2000 Stellen, welche die Accise- und Zollverwaltung umfaßte, wurden etwa 175 — 200 mit Franzosen besetzt. Selbst in die Centralbehörde setzte der König, um sich einen deutschen Nachwuchs zu verschaffen, sofort junge talentvolle Deutsche, wie z. B. den Sohn des Oberpräsidenten Domhardt.

Bedenken wir zugleich, daß Berlin damals noch eine französische Colonie von 6—7000 Seelen hatte, von welchen viele in den Staatsdienst übergegangen waren, daß eine Reihe der höchsten Beamten Söhne von französischen Müttern aus den Réfugiésfamilien waren, daß in der Armee vielleicht mehr Franzosen als Officiere waren, wie in der ganzen Acciseverwaltung, daß der Hof, die Gesellschaft des Königs, die Akademie halb französisch damals war, so wird uns die nativistische Entrüstung über den König, der seine indirecten Steuern fremden Finanzkünstlern, statt deutscher Ehrlichkeit übertragen habe, doch in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen, als jenen Franzosenhassenden Schriftstellern aus der Zeit gegen 1800, aus deren Hand wir bisher die Ueberlieferung übernahmen.

Die Maßregel schließt sich an ältere Vorbilder an, hauptsächlich an die Reorganisation der österreichischen Verwaltung unter Kaiser Maximilian nach französischem Muster. Sie bezweckte Aehnliches, wie die Maßnahmen von

Montgelas in Bayern, von Hardenberg und Bülow in Preußen, die fünfzig Jahre später wesentlich auch französische Verwaltungs- und Steuereinrichtungen nachahmten. Aeußerlich glich sie der Art, wie Rußland seit Peter I. zu Hunderten deutsche Beamte und Officiere anstellte, in gewissem Sinne dem Verfahren, das heute Japan, China, die Türkei, Aegypten mit der Anstellung europäischer Beamten verfolgen. Die Aufpfropfung solch fremder Reiser auf einen einheimischen Baum bleibt stets ein schwieriges Experiment; es geht nicht ab ohne schwere Ressortkämpfe und Frictionen. Die Fremden werden stets dem Hasse der Neider, der Kurzsichtigen ausgesetzt sein; sie werden selbst niemals sich ganz frei halten von einzelnen schweren Fehlgriffen und von zeitweiser Ueberhebung.

In wie weit diese Mißstände von 1766—1786 auch in Preußen eintraten, wie die ganze sogenannte Regieverwaltung sich weiter entwickelte, welche Umstände die Resultate ihrer Geschäftsführung beeinflussen, kann ich an dieser Stelle nicht ausführen.

Es handelte sich hier nur darum, zu zeigen, wie die folgenschweren Entscheidungen Friedrich's des Großen vom Frühjahr 1766 nicht in erster Linie zurückgehen auf eine unmotivirte Mißstimmung über seine deutschen Beamten, nicht bloß auf zufällige Todesfälle im Kreise der Minister, oder auf Forderungen einer Acciseerhöhung, welche die deutschen Beamten abgelehnt hätten. Nein, es handelte sich um große fundamentale Fortschritte in der Organisation der Staatsverwaltung überhaupt und der indirecten Steuern im Speciellen. Die Einrichtungen Frankreichs gaben Anstoß und Vorbild, aber sie wurden nicht copirt. Gerade das Eigenthümlichste derselben, die Steuerpacht, die dort später so verhängnißvoll wirkte, wurde fallen gelassen; nur aus der Steuertechnik und der monarchisch centralisirten Beamtenmaschinerie wurde das für Preußen Passende herübergenommen.

An Stelle von vier Provinzialministern trat de Launay an die Spitze der ganzen staatlichen indirecten Steuerverwaltung; ein einheitlicher, nur mit der Steuerverwaltung befaßter Beamtenkörper trat an Stelle von Organen, die alles Mögliche zugleich besorgen sollten; eine Reihe von ausschließlichen Controlbeamten ersetzte die überhäuften Steuerräthe, eine wirkliche Steuer- und Grenzwache die Kreispolizeiausreiter. Die verschiedenen indirecten Steuersysteme, Licenten, Accisen und Transitoabgaben kamen in eine Hand und in wirkliche Uebereinstimmung und Verbindung. Die Ungeheuerlichkeit für einen mercantilistisch regierten Staat wie Preußen, daß die Waaren nur beim Eintritt in die einzelne Stadt controlirt wurden, hörte auf; die staatliche Grenzcontrole ergänzte die städtische Thorcontrole. Die 1766 geschaffene Grenzzolllinie wurde das Vorbild für die von 1818. Erst mit ihr kam man in Wirklichkeit in Preußen aus dem Gebiet der alten Stadt-Wirthschaftspolitik heraus in das der Staats-Wirthschaftspolitik. Die Regie wurde gerade, weil sie allen localen, provinziellen, ständischen und hergebrachten Sonderrechten und Privilegien entgegengestellt war, weil sie nur als königliche centralistische Behörde sich fühlte, nach allen Seiten hin die Trägerin des monarchischen Staatsgedankens.

An ihrer Wiege stehen die großen Principien der fortschreitenden Arbeits-

theilung im Behördenorganismus, der fachmäßigen Specialisirung der staatlichen Zwecke, der principiellen monarchischen Einheit aller indirecten Steuern und der möglichst genauen Anpassung der indirecten Steuern an die finanziellen zugleich wie an die volkswirthschaftlichen Bedürfnisse des Staates.

Es gibt wenige Wendepunkte in der preußischen Finanzgeschichte von größerer Bedeutung, wenige, wo so mit kühnster Hand in die Zukunft gegriffen, Neugestaltungen geschaffen wurden, die in ihrer principiellen Fassung für alle Folgezeit sich bewährt haben.

Nur weil man die Punkte, auf die es 1766 allein ankam, bisher nicht richtig erfaßte, konnte man zweifeln, ob auch hier der scharfe Adlerblick des großen Königs sich bewährt habe.

Friedrich war hier, wie bei allen seinen großen Entschlüssen, ganz nur erfüllt von den inneren Nothwendigkeiten der preußischen Staatsentwicklung; er hat hier viel mehr als in seiner eigentlichen Tarif- und Handelspolitik das praktische Genie gezeigt, das von den Modetheorien der Zeit gerade nur so viel aufnimmt, als für die augenblickliche scharf und genau erfaßte Lage des Staates heilsam und nothwendig ist.

Antonio Rosmini.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Franz Xaver Kraus.

VI.

Ein anderer und bedeutenderer Mann noch als Terenzio Mamiani stand bald in den Waffen gegen unsern Roveretaner: ein Mann, mit dem ihn das Schicksal dereinst erst recht in nahe und folgenschwere Beziehung bringen sollte. Das war Vincenzo Gioberti.

Vincenzo Gioberti ist vielleicht die echteste Incarnation des italienischen Genius — soweit unser Jahrhundert in Betracht kommt — und zwar nach seinen mannigfaltigen Vorzügen wie nach seinen Fehlern. So nahe und zahlreich die Berührungspunkte mit denen Mamiani's und Rosmini's waren, so verschieden war seine geistige Physiognomie von derjenigen der beiden Erstgenannten. Während sowohl der Roveretaner, als der Pesarese den höheren Schichten der Gesellschaft angehörten, war Gioberti ein Kind des Volkes: geboren 1801 in Turin, hatte er seine armen Eltern früh verloren und das Mitleid einer Wohlthäterin war seine Vorsehung geworden. Philosophischen, bald aber auch politischen Bestrebungen im Sinne des Liberalismus hingegeben, neigte er der milden Auffassung des Katholicismus zu, wie ihn Silvio Pellico und Manzoni damals vertraten. Er selbst erzählt, wie er mit Thränen in den Augen Augustin's Bekenntnisse las. Er war Priester geworden und bildete bald einen Verein von jungen Männern, die begeistert seinen Vorträgen lauschten. „Ich fand," schrieb Silvio Pellico, „nach meiner Rückkehr in Piemont unter den jungen, mit meinem Bruder Franz, dem späteren Jesuiten, befreundeten Geistlichen, den heißblütigen Gioberti. Ich erkannte in ihm einen erhabenen Geist, voll glühenden Glaubens, von aufrichtigem Herzen; es fehlte ihm bloß etwas Weltklugheit. Er schwärmte für die Sache der armen Polen und fürchtete nicht sich zu schaden, indem er aller Welt sagte, was er dachte. Wir befanden uns damals in einer kritischen Zeit: Gioberti kam in Verdacht, wurde eingezogen und verbannt" [1]). Das war 1833. Nach viermonatlicher Einkerkerung ließ man den jungen Doctor los, der nun nach Paris ging, um dort das Brot der Verbannung zu suchen. Berührun-

[1]) Silv. Pellico, Lettere, No. 217. Ed. Monnier, Firenze 1856.

gen mit Mazzini und dem „jungen Italien" hatte Gioberti gehabt: aber er war kein Affiliirter der Secte und trennte sich von ihr völlig, um sich der von Rosmini, Manzoni, d'Azeglio, Balbo, Capponi vertretenen idealistisch-christlichen Richtung anzuschließen. Die Jahre des Exils (1833—48) waren vor Allem dem Studium der Philosophie geweiht. Rosmini's „Nuovo Saggio" hatte ihn aufs Tiefste ergriffen. In einem Briefe vom Jahre 1831 schon schildert er den Eindruck, den dieses Buch auf ihn gemacht, dessen Verfasser ihm werth erscheint, neben den größten Vertretern des italienischen Gedankens, von Pythagoras herab bis auf Marsilio Ficino und Vico, genannt zu werden [1]). Aber bald entfernte er sich mehr und mehr von den Wegen, welche der „Nuovo Saggio" gezeigt hatte. Was er in diesen Jahren stiller geistiger Arbeit geleistet hat, ist eine gewaltige Schöpfung, welche durch die Verbindung von Philosophie, Theologie und Politik auf die in voller Gährung befindliche italienische Volksseele einen unermeßlichen Einfluß gehabt: der Art, daß man behaupten kann, alle die leitenden Ideen, welche von 1846 an bis zum Züricher Frieden und diesen eingeschlossen, Italien und seine Schicksale beherrscht, gehen mehr oder weniger auf Vincenzo Gioberti und den von ihm gegebenen Anstoß zurück. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn das Denkmal dieses Staatsmannes in Turin ihn den „Vater des Vaterlandes" nennt; Cavour wäre der letzte gewesen, diese Einwirkung in Abrede zu stellen. Die Philosophie Gioberti's hat nicht minder zahlreiche Geister erfaßt: wie mächtig ihr Eindruck war, zeigt der Umstand, daß selbst ein Mitglied des Gioberti so verhaßten und später von ihm so heftig und in manchen Punkten so ungerecht angegriffenen Ordens, der Jesuit Romano, in seinem Werk über die „Wissenschaft des inneren Menschen und seine Beziehungen zu Natur und Gott" (1840—46) auf seine Seite trat. Und doch muß man mit dem Geschichtschreiber der italienischen Philosophie zugeben, daß diese Philosophie ein Rückschritt gegen Rosmini und Galluppi war [2]). Indem Gioberti die moderne Psychologie und die analytische Methode bestritt; indem er die reine Synthese auf seine Fahne schrieb, hat er die sichersten Errungenschaften des modernen Geistes in Frage gestellt. Die Amalgamirung von Philosophie und Theologie, welche Rosmini verworfen hatte, nahm er von Neuem auf, vielleicht angesteckt durch das Beispiel der Franzosen, die seit den Tagen Bonald's und Lamennais' auf diesem Wege festgefahren sind. So groß und berechtigt das Aufsehen war, welches die „Teorica del sovranaturale" (1838), die „Introduzione allo studio della filosofia" (1839—40), die „Errori filosofici d'Antonio Rosmini" (1841 f.) machten, es wird in der Wissenschaft keine tiefe oder breite Spur dieser geistigen Arbeit zurückbleiben; keines dieser Bücher reicht an die reife Durcharbeitung eines ideologischen Sujets, wie es in dem „Nuovo Saggio" vorliegt. Das Bedeutendste wird noch die ästhetische Studie „del Bello" bleiben, welche 1841 erschien: die wahre Bedeutung Gioberti's liegt dagegen auf dem politischen Gebiete, dem sein „Primato morale e politico degli Italiani" (1842), die „Prolegomena" zu diesem

[1]) Brief vom Jahre 1831. Massari, Carteggiio di V. Gioberti, I, 177. Ferri a. a. O., Bd. I, S. 347.

[2]) Ferri a. a. O., Bd. I, S. 451.

Werke (1845), der „Gesuita moderno“ (1846) und die Apologie des letzteren (1848), endlich der „Rinnovamento polit. d' Italia“ (1851) gewidmet sind. Ich habe nicht die Absicht, auf diese Schriften hier näher einzugehen: gegenwärtig beschäftigt uns nur der Angriff auf Rosmini, den Gioberti in den „Errori filosofici di A. R.“ niederlegte.“

Dieser Angriff war von dem Roveretaner selbst hervorgerufen. Gioberti hatte in seinem ersten philosophischen Werke der „Teorica del sovranaturale“ seine Bewunderung für Rosmini ausgesprochen, aber die psychologische Analyse desselben ungenügend, seine Ontologie nicht frei von Mängeln gefunden. Der Verfasser des „Nuovo Saggio“ äußerte sich in einem aus Stresa, 10. Mai 1839 datirten Schreiben an den Grafen Gustavo d' Avogadro in Novara über das Buch und griff, bei aller Anerkennung desselben, mehrere Aufstellungen Gioberti's scharf an: so dessen Perception des Intelligibeln, welche auf Unklarheit in der Unterscheidung natürlicher und übernatürlicher Erkenntniß hindeute; so weiter dessen Annahme eines speciellen natürlichen Vermögens zur Perception des Uebernatürlichen, worin Rosmini die Unterstellung einer blinden Potenz sieht, die dem Aberglauben und Fanatismus Thor und Thüre öffne. Endlich rügt er, daß Gioberti das Recht der Regierung den „Bessern“ (ai migliori) zuschreibe: eine Ansicht, die consequent durchgeführt, zum Umsturz aller menschlichen Verhältnisse führen müsse. Gioberti antwortete auf diese Kritik zunächst in der „Introduzione alla filosofia“, dann aber in der umfangreichen, direct gegen Rosmini gerichteten Schrift: „Errori filosofici di A. R.“ (Brüssel 1841 u. ö.), welche speciell durch das Auftreten mehrerer Rosminianer, wie des Turiner Professor Tarditi[1]), Paolo Barone's und Tommaséo's[2]) veranlaßt war. Der Ton dieser Schrift ist oft heftig und leidenschaftlich; man erkennt, wie sehr Rosmini's Widerspruch, vielleicht noch mehr die Sprache seiner minder bedeutenden Anhänger, den Verfasser gereizt hatten. Er lehnt sich entschieden gegen die von Rosmini, wie er sagt, in Anspruch genommene Alleinherrschaft seiner Philosophie in Italien auf, findet dessen Kritik Mamiani's bedauerlich, und verwahrt sich gegen die Consequenzen, welche sein Gegner aus dem Satz von der Herrschaftsberechtigung der „Bessern“ gezogen, wie gegen die Zumuthung, als habe er sich damit auf den Boden der Volkssouveränetät gestellt. An Rosmini's Ideologie setzt er vor Allem aus, daß sie bloßer Psychologismus sei, der eine wahrhafte Ontologie unmöglich mache; sein unmittelbares Object der menschlichen Anschauung sei nur eine reine Abstraction, eine vage, der Realität entbehrende Allgemeinheit, kein substantielles, absolutes Sein. Auf diesem Wege komme man zum reinen Scepticismus und Nullismus. Seine ganze Methode stütze sich, entgegen der allgemeinen Richtung unserer Zeit, nur auf innere Beobachtung und psychologische Analyse, er sei reiner Nominalist und komme daher auch in der Entwickelung des ideellen Wahrheitsgehalts der christlichen Lehre zu rein rationalistischen Auffassungsweisen, wie in der Lehre von der Trinität und vom Logos, wo er sich Arius und Hermes nähere. Es sei hermesischer Irrthum, die judicative Thätigkeit der ideellen Apprehension

[1]) **Tarditi**, Lettere d'un Rominiano a V. Gioberti. Torino 1841.

[2]) **Tommaseo**, Studj critici, Ven. 1843, p. 159 f.

vorauszuschicken. Die ganze Logoslehre mache Rosmini schließlich illusorisch, indem er den Menschengeist seine Reflexion mit einer Idee beginnen lasse, welche weder eine Affirmation noch ein Urtheil in sich schließe, so daß also die Nothwendigkeit des Wortes für unser reflexives Denken in Abrede gestellt wird. Das Princip seiner ganzen Philosophie sei wesentlich rationalistisch: er stehe zu Cartesius und Kant, und wisse sich ebenso von den ersten Realisten wie Bonaventura, als von den Ontologisten wie Malebranche und Gerdil abgestoßen, während er für die Vertiefung des Creationsgedankens durch Vico und Leibniz keine Empfindung habe.

Man erkennt sofort, daß in diesen Auslassungen sich ein Gegensatz documentirt, der aus einer total verschiedenen, nicht durch Argumentationen auszugleichenden Geistesart entspringt. Gioberti ist eben Synthetiker und intuitiver Denker; Rosmini Analytiker und in seiner Denkthätigkeit vorwaltend reflexiv. Menschen von so verschiedener Naturveranlagung werden sich stets vergebens bemühen, einander zu überzeugen. Eine lange, von den Anhängern beider Philosophen vielfach getragene Polemik entspann sich. Italien theilte sich in zwei Schulen, indem Turin zu Rosmini stand, Neapel, wo Massari für Gioberti thätig war, letzterem anhing. Das bedeutendste Werk, welches die Geschichte dieser Verhandlungen aufzuweisen hat, sind die zuerst anonym in dem „Filocattolico“ von Florenz 1846, dann zu Mailand erschienenen Briefe Rosmini's (an Tarditi?), welche den Titel tragen: „Vincenzo Gioberto e il Panteismo-Saggio di lezioni filosofiche“, Milano 1847 (auch Lucca 1853). In mächtigen und wuchtigen Hieben holt hier unser Philosoph aus, um die Haltlosigkeit der Gioberti'schen Einwände und Angriffe darzuthun. Er sucht zu zeigen, daß sein Gegner, indem er das Essere ideale mit dem Menschen als denkenden Subject identisch setze, auf dem Boden des deutschen idealistischen Transcendentalismus stehe; daß der Satz, die erste Wirklichkeit müsse auch die erste Idee sein, weil jede Sache ein Concept, jedes Concept eine Sache sei, zu der Hegel'schen Identificirung von Körper und Concept, also zum Pantheismus und dem idealistischen Materialismus führe. Die Vorhaltungen in Bezug auf seine Seinsidee sucht er als auf völligem Mißverstehen derselben zu erweisen: es sei ein überflüssiger und verfehlter Versuch, das System des „Nuovo Saggio“ verbessern zu wollen, wenn Gioberti und seine Anhänger Nallino und Bertini alle Realität in die Idee verlegten. Für ihn, Rosmini, ist die Idee die intelligible, nicht die reelle Wesenheit der Dinge; und diese Idee, in den Mittelpunkt unserer Erkenntniß gestellt, ist ganz geeignet, die Geister zu einigen, indem sie zugleich weder sie noch die Dinge mit der Wesenheit Gottes zusammenwirft — eine Gefahr, der man mit der Ideologie Gioberti's nicht entrinnen kann.

Gioberti hatte, wie gesagt, einen Bundesgenossen gefunden an Professor Bertini in Turin, dessen „Idea d'una filosofia della vita“ (1850) gleichfalls von der Identität des Realen und Idealen ausgeht und Rosmini bekämpfte. Letzterer erwies ihm die Ehre einer Antwort, und zwar in der Vorrede der letzten von seiner Hand besorgten Ausgabe des „Nuovo Saggio“ (Torino 1851) und in der „Teosofia“, welche 1859—1874 von seinen Jüngern herausgegeben wurde und die neben dem „Saggio“ das bedeutendste Werk seines Lebens genannt werden muß. In dem ersten Theile dieser „Teosofia“, der „Ontologia“ kommt Ros-

mini, wie auch in der „Logica“ (1853) auf die Polemik mit Gioberti und Bertini zurück. Man kann nicht leugnen, daß die Art, wie er hier seine Erkenntnißtheorie von Neuem vorlegt, einen Beweis dafür liefert, wie aufmerksam und ehrlich er die Einwendungen seiner Gegner geprüft hat. Diese Darstellung der letzten Jahre weist eine Modification der Ideologie auf, welche sich als Ergebniß des Zusammenstoßes mit Gioberti's Genie herausstellt. Der ganze Paragraph 3 mit dem Nachweis, daß die intellectuelle Perception eine unvollkommene Apprehension des schaffenden Acts — dell' creativo — in sich schließe, ist eine Concession an Gioberti's Theorie, deren pantheistische Consequenz Rosmini indessen mit den Schlußbemerkungen ablehnt, es seien die Annahmen falsch: 1) daß es eine natürliche Intuition des creativen Actes gebe; 2) daß dieser creative Act vereint mit seinem Subject, d. i. Gott, geschaut wurde; 3) daß dieser Act natürlicher Weise zugleich mit den Existenzen, d. h. mit den geschaffenen Dingen gesehen werde; 4) daß es eine natürliche Intuition des (absoluten) Seins, d. i. Gottes gebe; 5) daß wir in den geschaffenen Dingen Gott selbst sehen, und 6) daß Gott ohne die zufälligen, von ihm geschaffenen Dinge kein Object unserer Erkenntniß sei[1]).

Wenn Rosmini auf diese Weise sich Gioberti einigermaßen genähert hat — vielleicht nicht so sehr wie Ferri[2]) das annimmt, der geradezu behauptet, er sei mit diesem letzten Zugeständnisse Realist und Ontologist geworden — so hat Vincenzo Gioberti trotz seiner politischen Vereinigung mit dem großen Roveretaner im Jahre 1848 in der Speculation seiner letzten Jahre Wege verfolgt, welche, in ihrer zunehmenden Annäherung an Hegel, sich von Rosmini wieder weiter entfernten und es wahr machten, was dieser vorausgesagt: daß sein Gegner bei consequenter Ausbildung seines Systems der deutschen Identitätsphilosophie nicht entrinnen könne. Man braucht die formale Rechtgläubigkeit Vincenzo Gioberti's nicht anzugreifen: man wird aber zugeben müssen, daß sein Verhältniß zum Dogma und zur Kirche unübertrefflich gezeichnet ist in jenem Worte Alessandro Manzoni's, das ich einem der letzten überlebenden Freunde des großen Dichters, Msgr. Jacopo Bernardi in Venedig, verdanke: „man kann nicht sagen, Gioberti stehe außerhalb der Barke: er hat einen Fuß drinnen, aber mit dem anderen spielt er zu zuversichtlich draußen im Wasser.“[3])

Gegner viel leichteren Kalibers als die Genannten erstanden Rosmini in dem Abate Testa, den wir bereits genannt haben, und dem Jesuiten Dmowski, der in seinen „Institutiones Philosophicae“ (Rom 1840) Rosmini's Unterscheidung von Idee und Perception angriff. Auf die Polemik des Ersteren, welcher die Ideologie des „Nuovo Saggio“ zu den philosophischen Romanzen rechnete, brauchte Rosmini kaum ernstlich einzugehen. Mit Dmowski's in anständiger und urbaner Form vorgetragenem Einwurfe setzte er sich in einem Sendschreiben auseinander, das 1842 in Mailand erschien[4]).

[1]) Rosmini, Teosofia. Torino, 1859. I, 253 f.

[2]) Ferri a. a. O., Bd. I, S. 489.

[3]) „Non poterei proprio dire che sia fuori della barca: ha un piè dentro, ma con l' altro scherza troppo confidentemente con l' acqua.“

[4]) Sulla teoria dell' essere ideale, risposta al R. P. L. Dmowski della C. d. G., Mil. 1842, in den Opuscoli morali 413—443.

Rosmini hatte sich nach der Auflösung des Trienter Hauses und dem Rücktritt von dem Pfarramt in Rovereto nach Domodossola zurückgezogen. Die Sorge für sein Institut trat zunächst in den Vordergrund. Wenn der Austritt einiger Männer, die einst einen lebhaften Antheil so an dem Stifter wie an dem Werke genommen, wenn die Trennung von Löwenbrück namentlich, den sein unruhiges Temperament wieder nach Frankreich zurückführte, Rosmini schmerzlich sein mußte, so konnte er in dem Eintritte zahlreicher anderer Kräfte und in der Ausbreitung seiner Thätigkeit und der Aufgaben des Instituts auch reichsten Trost finden. Höchst ehrenvoll war für ihn das Anerbieten des Königs Karl Albert von Sardinien, welcher ihm die alte und berühmte Abtei St. Michele della Chiusa als Präbende übertrug. Noch wichtiger und erfreulicher war die erfolgreiche Einführung der Genossenschaft in England und Irland. Hier interessirten sich, wie schon bemerkt, Phillipps und Trelawny für das Institut, dessen erster Missionar jenseits des Canals Luigi Gentili, einer der ausgezeichnetsten und hingebendsten Mitarbeiter Don Antonio's wurde. In Bath erlangten die Väter des Instituts die Leitung des großen Prior-Park, übernahmen dann das Colleg in Oscott, und später das ihr Eigenthum gewordene zu Ratcliff und Rugby. Rosmini konnte sich nicht selbst entschließen, die Reise nach England zu unternehmen. Er bildete also aus den Häusern dieses Reiches eine eigene Provinz, deren Leitung D. Giambattista Pagani übertragen wurde, seinem späteren Nachfolger als Generalobern. Tüchtige und hervorragenden Familien entstammende junge Männer schlossen sich jetzt dem neuen Institut an: unter ihnen ist der jetzige Rector von St. Etheldreda und Procurator der Congregation in Rom, William Lockhart zu nennen, den wir in unserer Einleitung bereits als Biographen Rosmini's kennen gelernt haben. Er war als Schüler Newman's mit diesem von dem Protestantismus zur katholischen Kirche übergetreten, eine verehrungswürdige Persönlichkeit, welche als Prediger und Seelenführer in England seither großen Ruf gewann und vor Kurzem die bischöfliche Würde ablehnte, um dem Institut treu bleiben zu können. Eine neue Aufgabe erschloß sich dem letzteren, als die englische Regierung ihm die Besserungsanstalten für verwahrloste Knaben in Market-Weigthon (Beverley) und Upton (Cork) übergab, wo an vierhundert junge Leute der Führung der Rosminianer unterstanden. Nicht minder tröstlich war auch die Einführung der „Schwestern der Vorsehung" oder der Maestre Rosminiane, jenes weiblichen Zweiges des Instituts, das Löwenbrück zuerst in Piemont verbreitet hatte und das nun auch eine stattliche Reihe von Häusern in Italien und Großbritannien besitzt.

Noch weiter hinaus gingen Rosmini's Gedanken und Hoffnungen: auch die Mission in Australien und Indien fing an ihn zu beschäftigen. Kein Zweifel, daß er die richtigen Grundsätze für die orientalischen Missionen vertrat. Der Brief an den Bischof von Hesebon (1846) und die in demselben enthaltenen Aeußerungen über die Nothwendigkeit der Achtung und Erhaltung der orientalischen Riten ist ein glänzender Beleg dafür[1]). Die Ausführungen dieser Hoffnungen aber verloren sich vor der Hand in weiter Ferne.

[1]) Epist. Lett. XDXLVIII. Stresa, 7 dec. 1846.

Während die Angelegenheiten des Instituts diese Wendung nahmen, hatte Rosmini seinen Wohnsitz von dem abgelegenen Domodossola nach einem zugänglicheren Orte verlegt, welcher zugleich den Vortheil hatte, von dem Hauptsitze der Congregation nicht allzuweit entfernt zu sein. Das war Stresa. Heute gibt es Wenige, die in der Schweiz oder Italien gereist sind und diesen schönsten Punkt des Lago Maggiore nicht kennen. Jetzt ist Stresa ein bemittelter und bedeutender Flecken: damals gab es dort nur wenige Häuser und nur ein einziges von Bedeutung, das der Signora Anna Maria Bolongara, einer reichen Kaufmannswittwe, welche, mit dem Bischof von Novara, Cardinal Morozzo befreundet, durch diesen Rosmini kennen und verehren lernte. Sie bot ihm für die Seinigen ein Landhaus auf dem Bergabhange an, dessen Fuß das Städtchen umzieht. Rosmini dankte für das Geschenk, kaufte aber am 27. November 1837 ihr das Eigenthum ab, um dort das Noviciat seines Ordens einzurichten. Wer immer diesen Theil des Sees besucht hat, erinnert sich des großen palastähnlichen Baues, der jetzt über Stresa weit in diese gesegnete und zauberhafte Landschaft hineinragt und von dessen Terrasse man eine Aussicht genießt, mit der sich kaum eine andere in Oberitalien, selbst nicht diejenige von Villa Serbeloni oder einem anderen Punkte des Comersees zu messen im Stande ist: ein Stück Paradies, voll jener Harmonie, voll jenes Lichts und jenes Friedens, den wir uns gern als einen Abglanz Eden's vorstellen: ein Stück Welt, werth, Antonio Rosmini und sein Werk zu tragen, dies Werk des Friedens, des Lichtes und der Liebe.

Neben dem Collegio, welches übrigens seit Rosmini's Tode noch vergrößert wurde, erstand aber eine kleine geschmackvolle Kirche, deren Bau der Mailänder Moraglia leitete, deren plastischem und malerischem Schmuck Don Antonio eine besondere Sorgfalt angedeihen ließ. Vier große Statuen, gute Arbeiten Samoini's, stellen die vier Patrone des Langensees dar, St. Carlo Borromeo, der in dem benachbarten Arona geboren war, St. Caterina da Pallanza, St. Arialb, der auf der Isola Madre gemartert wurde, Alberto Besozzi, der in St. Caterina del Sasso, Stresa gegenüber, sein Bußleben führte. Für die Seitenaltäre führten Barabini, Drivet (aus Lyon), Zuccoli (aus Mailand) gute, wenn auch nicht bedeutende Gemälde aus. Um für die Altäre etwas Hervorragendes zu erlangen, war Rosmini zunächst mit unserem großen Landsmann Overbeck in Verbindung getreten. Die anziehende Biographie des deutschen Meisters, welche wir Miß Margaret Howitt verdanken, sagt uns über die Verhandlungen desselben mit Don Antonio etwas mehr, als wir aus Paoli erfahren. „Um die Zeit, als das Istituto della Carità die förmliche Genehmigung des hl. Stuhles erlangte, besuchte der edle Stifter derselben in Begleitung des französischen Künstlers M. Hallez, Overbeck's Werkstätte. Es war Mitte September 1839. Der große Philanthrop und christliche Philosoph aus Roveredo war ein Bewunderer Overbeck's und sah in seiner Theorie und Praxis die einzig berechtigte, dauerhafte Schule christlicher Kunst. Es lag ihm deshalb viel daran, mit ihm über die fünf Altarbilder sich zu berathen, welche für die Kirche nöthig waren, die er neben dem Noviciathause seiner Congregation in Stresa erbauen ließ. Er wußte wohl, daß des Künstlers Zeit zu vielfältig in Anspruch genommen sei, um den Auftrag selbst zu übernehmen, aber er rechnete auf seine Mitwirkung bei der Wahl eines fähigen

jungen Mannes unter seinen Schülern oder Bekannten, der die Altarbilder unter seiner Aufsicht ausführen könnte.

„Overbeck nahm sich des Projectes willig an, doch blieb die Sache ruhen, bis im September des folgenden Jahres ein Brief des Abate Rosmini von Stresa aus die Unterhandlung wieder aufnahm.

„Die Altarbilder sollten die fünf Hauptaufgaben und Beschäftigungen der Mitglieder des Istituto della Carità vorstellen, nämlich Gebet, Arbeit, Werke leiblicher, intellectueller, geistlicher Barmherzigkeit. Der letzte für den Hochaltar bestimmte Gegenstand sollte durch das Opfer des am Kreuze sterbenden Heilands versinnlicht werden, mit Maria und Johannes am Fuße des Kreuzes; in einer Ecke des Bildes der hl. Karl Borromäus, in tiefer Anbetung, mit den bischöflichen Gewändern bekleidet, zur Versinnbildlichung des Priesterthums Christi. Für die vier kleineren Altarbilder waren Episoden aus dem Leben einzelner, durch Uebung der besonderen Tugenden typisch bekannter Heiligen ausgewählt.

„Im Verfolg des Unternehmens werden wir Rosmini und Overbeck in ihrer Handlungsweise selbst ein praktisches Beispiel jener Gottes- und Menschenliebe geben sehen, welche auf der Leinwand vorgestellt werden sollte.

„Overbeck wählte, mit Zustimmung des Bestellers, Stefano Pozzi für den Auftrag aus, der, eine reinwillige Künstlernatur, das Bild des Hochaltars für die bescheidene Summe von 120 Scudi zu malen übernahm. Obgleich der würdige Abate bei einer früheren Gelegenheit den einem Künstler geleisteten Vorschuß eingebüßt hatte, zögerte er doch auf Overbeck's Ansuchen nicht, eine erste Rate von 40 Scudi zum Voraus an den jungen Pozzi in Rom zu bezahlen. Als nun aber Pozzi im Jahre 1841 gefährlich erkrankte, hielt sich Overbeck für die 40 Scudi und die Vollendung des Bildes verantwortlich. Rosmini, auf der anderen Seite, opferte gerne die vorgestreckte Summe; er hatte nur Mitleid mit dem armen, kranken jungen Manne und seinem Schmerze, wenn er den Auftrag in eine andere Hand übergehen sehen müßte. Erst als für Pozzi's Genesung keine Hoffnung mehr bestand (er starb zu Anfang 1842), nahm Rosmini die Dienste des Malteser Malers Vincenz Hyzler an, der damals unter Overbeck in Rom sich ausbildete. Man verglich sich dahin, daß der junge Künstler ein Honorar von 100 Scudi erhalten, das Altarbild aber in Overbeck's Studio und unter seiner unmittelbaren Aufsicht gemalt werden sollte. Aber nun war es Vincenzo Hyzler, dessen Gesundheit während der Arbeit ins Schwanken gerieth: von schwindsüchtiger Anlage, wurde er täglich schwächer, bis es endlich dahin kam, daß sein älterer Bruder Giuseppe ihn heim nach Malta bringen mußte. Nachdem die Brüder im Juli 1843 Rom verlassen hatten, nahm sich Overbeck nunmehr selbst der Arbeit an und führte mit aller Sorgfalt, Liebe und Selbstaufopferung in einigen Wochen Vincenzo's unvollendetes Gemälde zum befriedigenden Abschluß; nöthigte aber diesen gleichwohl, die 100 Scudi anzunehmen, welche der Besteller übersandt hatte.

„Groß war deshalb das freudige Erstaunen des Stifters des Istituto della Carità, als er im Januar 1844 ein Oelgemälde empfing, welches, anstatt das Werk eines Anfängers zu sein, die Hand und den Griff eines Meisters verrieth. Dankbaren Gefühls betrachtete er die vollendeten Pinselstriche Overbeck's; doch

wollte er auch der Arbeit Vincenzo Hyzler's nicht die Anerkennung vorenthalten, und so ergoß er sich in einem Briefe voll Lobes an diesen über das schöne, tief empfundene Gemälde. Der Leib des Herrn sei nicht ein gewöhnlicher Leichnam, sondern noch wie durchhaucht von dem Göttlichen (ma tieu del divino); die jungfräuliche Mutter und der Lieblingsjünger seien rührend erhabene Gestalten: der Kopf des hl. Karl Borromäus schön und ausdrucksvoll. Die Wirkung des Ganzen, gehoben durch das ernste harmonische Colorit, Andacht und tiefste Wehmuth erweckend, wie es dem Gegenstande angemessen.

„Rosmini erkannte in Hyzler den echten Jünger des Regenerators christlicher Kunst, den zum Meister und Protector zu haben er sich rühmen könne. Er hoffte deshalb, daß er wieder genesen werde, und erheiterte die letzten Jahre des kranken Malers durch das Versprechen, daß er ihm, sobald es immer seine Gesundheit erlaube, einen neuen Auftrag bereit halte. Aber Vincenzo Hyzler, der sich nicht mehr völlig erholte, erlag seinem mit frommer Resignation ertragenen Leiden zu Malta am 28. Februar 1849.

„Der ursprüngliche Plan für die Ausschmückung der schönen Kirche oberhalb Stresa's wurde im vollen Umfange niemals ausgeführt; seit dem Januar 1855 ruhen in dieser dem Crucifixus geweihten Kirche auch die sterblichen Reste eines wahren Kreuzträgers, Antonio Rosmini's.

„Im Mai 1850 hatte er sich noch einmal mit einer Bestellung an Overbeck gewandt: es handelte sich um eine Madonna Addolorata, welche von ihm oder einem seiner Schüler gemalt werden sollte. Der Maler, wie gewöhnlich mit Arbeit überbürdet, betraute Ferdinand Platner mit der Ausführung des Bildes, der alsbald einen Vorschuß von 40 Scudi erhielt. Es wurde im August des nächstfolgenden Jahres von diesem vollendet, wie Overbeck im Diarium zum 12. August 1851 vermerkt" [1]).

Diese Bauten in Stresa konnte Rosmini unternehmen, nachdem er sein Werk durch die Gutheißung des apostolischen Stuhles gekrönt sah. Mauro Cappellari, der ihn als Cardinal schon begünstigt, gab Don Antonio bald nach seiner Thronbesteigung als Gregor XVI. unzweideutige Beweise seiner Huld. Ein Breve aus den ersten Jahren seines Pontificates ermahnt zum Vertrauen auf das Gebet des Mannes, „der in so vielen Armen, Zeugen seiner Wohlthätigkeit, sich ebenso viele mächtige Fürsprecher am Throne Gottes geschaffen" [2]). Ein zweites vom Jahre 1832 rühmt Rosmini's Thätigkeit in seinem Institut wie in seinen wissenschaftlichen Schriften, und fordert ihn als einen Gelehrten di Sana dottrina auf, auch ferner der Kirche in bewährter Weise zu dienen. Die Constitutionen des neuen Ordens, welche bereits eine große Anzahl oberitalienischer Bischöfe gebilligt hatten, ließ der Papst durch eine Commission prüfen. Einer der Consultoren erhob Schwierigkeiten, weil Rosmini trotz des Gelübdes der Armuth, das die Seinigen ablegten, ihnen das Recht des individuellen Besitzes beließ, freilich so, daß die Verfügung über die Einkünfte ihres Vermögens dem Orden und den Armen zufiel. Ein anderer Consultor, der Jesuit Zecchinelli,

[1]) M. Howitt, Friedrich Overbeck. Freiburg i. Br., 1886. Bd. II, S. 109—112.
[2]) Paoli, Bd. I, S. 289.

hatte Besorgnisse wegen der den Obern eingeräumten Befugniß zur Entbindung von den Gelübden und der wissenschaftlichen Ausbildung der Mitglieder, in Bezug auf welche das Institut alle Freiheit ließ. Rosmini begegnete diesen Einwänden mit der Bemerkung, daß seine Gesellschaft ein Mittelglied zwischen Welt- und Ordensclerus darstellen solle und daher einer freieren Verfassung als die alten Orden bedürfe. So erfolgte die Bestätigung des Instituts durch einstimmigen Beschluß der die Congregation bildenden Cardinäle (20. December 1838). Am 25. März 1839 legten die Brüder in der Kirche del Crocifisso ihre feierlichen Gelübde ab. Rosmini, von Gregor XVI. selbst zum ersten Generalobern des Instituts ernannt, begab sich im August 1839 nach Rom, in Gesellschaft Gentili's und mehrerer anderer hervorragender Mitglieder der Congregation, und wurde vom Papste gnädig aufgenommen: nach der Audienz wanderte er mit den Seinigen in die Katakombe von San Sebastiano, wo er die hl. Messe feierte und wo nun Alle das vierte Gelübde ablegten, welches die Mitglieder für die Missionen zur völligen Verfügung des hl. Stuhles stellt. Am 20. September 1839 beurkundete der Papst in einem apostolischen Schreiben die Bestätigung des Ordens (In sublimi militantis Ecclesiae), dessen Stifter er das höchste Lob ertheilte und den er sammt seinem Institute den Bischöfen des katholischen Erdkreises auf das Angelegentlichste empfahl[1]).

In Stresa änderte Rosmini nichts an seiner bisherigen einfachen und strengen Lebensweise. Seine Wohnung, seine Kost waren nicht verschieden von der seiner Genossen. Seine Zelle auch hier so arm wie droben in Domodossola. Die Lieblingstugenden seiner Seele sprachen auch hier aus dem Spruch, den er über der Thüre der Zelle anbrachte: „Im Schweigen und in Hoffnung ist euere Stärke“[2]). Hier war es, in jenen Jahren, wo der Eremit von Stresa den Besuch vieler bedeutenden Männer empfing. So kam 1843 der spätere Bischof und Cardinal Wiseman, um ihn zu sehen: die Unterhaltungen, welche er mit A. Rosmini pflog, veranlaßten ihn zu dem Ausspruch: derselbe werde einst zu den Intelligenzen ersten Ranges wie Augustin und Thomas von Aquino gezählt werden. Auch Lacordaire brachte den Tribut seiner Hochachtung. In Rovereto, wohin sich Rosmini 1842 begab, um die Ehe seines Bruders Joseph mit Adelheid Baronin Cristani di Rallo einzusegnen, suchte ihn der Bischof von Sidney, Msgr. Polding, auf, in der Hoffnung, einige Mitglieder des Instituts für Australien zu gewinnen. Reizend sind die begeisterten Worte, die ein anderer Besuch, der Graf und die Gräfin Bielinski, 1843 in Stresa zurückließ: „mit Bewunderung und Ehrfurcht näherte ich mich dem Herde, von dem die Erneuerung der echten und wahren Philosophie der Religion Christi ausgeht, gegründet in der geistigen, intellectuellen und moralischen Liebe: ich habe da gebetet für die rasche Ausbreitung eines Institutes, welches das Reich des Herrn auf

[1]) Von A. Rosmini sagt das Breve: virum excellenti ac praestanti ingenio praeditum, egregiisque animi dotibus ornatum, rerum divinarum atque humanarum scientia summopere illustrem, eximia vero pietate, probitate, prudentia, integritate clarum, ac miro in catholicam religionem atque ergo hanc Apostolicam sedem amore et studio fulgere. Diese Worte fügte Gregor XVI. dem Entwurf des Schreibens eigenhändig bei.

[2]) In silentio et in spe erit fortitudo vestra. Is. 30, 15.

Erden auszubreiten verspricht. Zu Stresa, am 24. Januar 1843, wo der Herr mir dies Glück gewährt hat, dessen Erinnerung ich stets bewahren werde, indem ich mein Vaterland (Polen) dem Gebete des ehrwürdigen Generalobern empfehle" [1]). Ein anderer dieser Besuche legte Rosmini eine eigenthümliche Erweiterung seines Institutes ans Herz. Das war ein Prinz Albert von Aremberg, Gemahl einer Prinzessin Therese von Windischgrätz, welcher 1839 nach Stresa kam und Rosmini den Vorschlag machte, ein medicinisches Colleg mit seinem Institute zu verbinden. Es sollten da Aerzte aufgenommen und weiter gebildet werden, welche im Geiste des Christenthums ihres Amtes walteten, als ein Gegengewicht gegen den unter den Medicinern überhand nehmenden Materialismus. Rosmini ging auf den Gedanken ein, obgleich die Verwirklichung desselben große Schwierigkeiten darbot — Schwierigkeiten, die sich auch bald als unüberwindlich herausstellten und den Verzicht auf die weitere Ausführung des Unternehmens bedingten. Doch trat ein Arzt aus Mondovi, Aimo, in das Institut ein, und noch heute zeugt die in dem großen Speisesaale des unteren Collegs zu Domodossola aufgestellte medicinische Bibliothek, wie ernstlich Don Antonio das Project des belgischen Fürsten ergriffen hatte. Mehr Aussicht und mehr Bestand hatte die Bildung eines Collegiums für Ausbildung von Volksschullehrern, welchem Zwecke noch heute das Haus in Stresa dient, nachdem das Noviciat wiederum nach Domodossola zurückverlegt ist. Erfolge, welche ihn ebenfalls erfreuen mußten, waren die Gründung eines Hauses zu Verona, wo die Pfarrei der berühmten St. Zenokirche dem Institute übertragen wurde; dann die Bemühungen des Großherzogs Leopold II. von Toscana, welcher Rosmini für die Universität Pisa gewinnen wollte und ihm jede beliebige Lehrkanzel anbot. Rosmini lehnte ab, gab aber endlich unter der Bedingung nach, daß er einige Genossen seines Institutes mitbringen dürfe. Der Großherzog wäre damit einverstanden gewesen und ließ Rosmini erklären, daß er daran denke, seinem Institut die Volksschulen in Toscana zu übertragen. Als dann die Sache dem Ministerium vorgelegt wurde, scheiterte sie an den Josephinischen Grundsätzen der toscanischen Gesetzgebung, welche nur eingeborene Toscaner als Religiose zuließ. Es war ein geringer Trost für die Zerstörung dieser Aussichten, daß das Institut de France unsern Abate im Jahre 1848 an Galluppi's Stelle zum Mitglied ernannte, was Rosmini in Beziehung zu Victor Cousin brachte.

Während all' dieser Jahre, welche mit geringen Unterbrechungen der Aufenthalt in Stresa füllte, war die Beschäftigung mit der Philosophie nicht ausgesetzt. Wenn man absieht von den Verhandlungen mit Mamiani und Gioberti, so war die Hauptthätigkeit des Denkers hier aber nicht sowohl den erkenntnißtheoretischen als den anthropologischen und ethischen Problemen zugewandt. Schon im Jahre 1838 erschien in Mailand seine „Antropologia in servigio della scienza morale" mit den tiefsinnigen Untersuchungen über die sittliche Freiheit als Grundlage aller Moralität; 1839 folgte die Abhandlung über das Gewissen („Trattato della Coscienza morale") und die Gesellschaft und ihren Zweck („La Società e il suo fine"), 1840 die Vorrede zu Corte's „Principj di Filosofia";

---

[1]) Paoli, Bd. I, S. 268.

1841 und die folgenden Jahre das große Werk über die Rechtsphilosophie („Filosofia del Diritto"), die „Opuscoli morali", 1845 das „Sistema filosofico", welches ursprünglich für Cesare Cantu's Allgemeine Weltgeschichte geschrieben war und eine Art Compendium der Lehre Rosmini's bietet[1]). Das Jahr 1845 sah weiter die Veröffentlichung der „Teodicea", wiederum ein Hauptwerk Rosmini's, das er bereits 1827 verfaßt und seiner Schwester Gioseffa Margarita gewidmet hatte. Es handelt von der Vorsehung Gottes, und enthält, irre ich mich nicht, die gedankenreichste Untersuchung, welche wohl jemals über die Vertheilung der irdischen Güter in der Hand der göttlichen Providenz geschrieben wurde.

Gerade diese Untersuchungen über moraltheologische und anthropologische Fragen brachten Rosmini die bitterste Feindschaft ein. Die Polemik Mamiani's und Gioberti's war eine rein wissenschaftliche: jetzt aber treten Rosmini Schriftsteller anderer Art entgegen. Der Kampf drehte sich von da ab und unter den Händen dieser Feinde nicht mehr um diese oder jene Lehrmeinung, sondern um die Rechtgläubigkeit des Philosophen von Rovereto, um seine Stellung in der Kirche und zur Kirche, um seine Person und die Zukunft des Instituts. Kein Gift wirkt sicherer, kein Dolch verwundet schmerzlicher als derjenige, welchen unsere eigenen Hausgenossen auf uns zücken. Für den katholischen Schriftsteller, der die ganze Arbeit seines Lebens dem Dienst seiner Kirche gewidmet, der Tag und Nacht nur auf die Vertheidigung der christlichen Wahrheit gesonnen und kein Opfer gescheut hat, um der Sache Christi und seiner Kirche zu dienen, für ihn gibt es keinen tieferen Schmerz, als seine redlichsten Absichten verkannt, die Treue seiner Gesinnung verdächtigt, die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung bemängelt, all' sein Thun und Lassen von den echten Nachfolgern des biblischen Pharisäismus arglistig begeifert und entstellt zu sehen. Rosmini ist so wenig wie irgend eine andere Größe des heutigen Katholicismus diesem Schicksal entgangen. Das Jahr 1841 brachte unter dem Pseudonym des Eusebio Cristiano eine Schmähschrift der schlimmsten Art, welche Rosmini allen Erzketzern an die Seite setzte und namentlich seine Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung als jansenistisch angriff[2]). Das Libell war mit ausgesuchter Bosheit geschrieben: „man müßte," äußerte Gregor XVI., „kein Blut in den Adern haben, wollte man bei diesen Imputationen ruhig bleiben." Was Rosmini schmerzte, war, daß es von einer Seite kam, gegen welche er sich keinerlei Feindseligkeit vorzuwerfen hatte. Er antwortete zunächst mit der Schrift: „Risposta al finto Eusebio Cristiano" (Mil. 1841). Mehr noch als diese Abhandlung zeugen die zwischen 1841 und 1842 geschriebenen Briefe, wie tief Rosmini's Seele die ihm widerfahrene Unbill empfand. Wenn seiner Feder in der erwähnten Vertheidigungsschrift einige schärfere Wendungen entschlüpften, als man sie sonst

[1]) Eine neue, sehr elegante Ausgabe dieser Schrift, auf welche wir später zurückzukommen haben, erschien zu Turin 1886. Schon 1879 wurde bei G. J. Manz in Regensburg eine deutsche Uebersetzung gedruckt: „Ant. Rosmini-Serbati's Philosophisches System".

[2]) Alcune affermazioni del signor Ant. Rosmini-Serbati, prete Roveretano, con un Saggio di riflessioni scritto da Eusebio Cristiano. Livorno, 1841. Eine zweite Ausgabe erschien zu Lucca.

bei ihm gewohnt war, so bemerkt er dazu, daß sein Gegner „der Erste sei, der ihn an dem delicatesten Punkte, dem der Integrität seines Glaubens", verwundet habe[1]). Es war wirklich eine Verfolgung, die über ihn hereingebrochen und deren zweifellose Absicht darauf ging, seinen Credit innerhalb der Kirche zu erschüttern und die Zukunft seines Instituts zu compromittiren. Die absurdesten Gerüchte wurden ausgestreut: es würden, hieß es, demnächst Rosmini's Werke verboten! Gregor XVI. trat dazwischen, indem er nach Abhaltung einer Congregation der Cardinäle den Parteien eine perpetuo silenzio auferlegte. Das Decret wurde Rosmini mit dem Bemerken zugestellt, es sei ebenso an den General der Jesuiten der Befehl ergangen, seinen Ordensmitgliedern jede Verketzerung und Anfeindung Rosmini's zu untersagen. Der Papst wollte offenbar verhindern, daß der Streit größere Verhältnisse annehme und den Frieden der Kirche bedrohe. Rosmini entsprach der Anordnung des Papstes, indem er nicht nur die zu seiner weiteren Vertheidigung bestimmte Fortsetzung der „Nozioni di peccato e colpa", sondern auch die bereits unter der Presse befindliche Schrift „Ueber den in den theologischen Schulen sich einschleichenden Rationalismus"[2]) zurückzog — wohl allerdings das Schneidendste, was er je geschrieben, ein schwerwiegender neuer Commentar zu dem nun schon alten berühmten Ausspruch des Cardinals Bona: wer heutzutage nicht Molinist ist, gilt als Häretiker — „così oggi va il mondo, e chi non è molinista, è eretico". Er that mehr als dies, indem er den Seinigen jede Aufrührung jener Polemik aufs Strengste untersagte. Gleiches läßt sich von den Gegnern nicht rühmen. Ein anonymes, ohne Titel gedrucktes Pamphlet („Postille") erneuerte und verstärkte den Vorwurf der Häresie gegen Rosmini, einen Vorwurf, dessen Zurückweisung jetzt einer von Rosmini's Freunden unternahm[3]). Diese Angriffe schienen einen Augenblick vergessen, traten dann aber um so entschiedener, nach dem Jahre 1848—49, in den „Lettere di un prete Bolognese" und anderen gleichartigen Erzeugnissen hervor.

Wie heftig und arglistig auch die gegen den Stifter des Istituto della Carità gerichtete Polemik war, sie erreichte vorläufig ihren Zweck nicht. Rosmini's Stern war noch im Aufsteigen, und auch der neue Papst, Pio IX., versicherte ihn in einem Schreiben vom Jahre 1846 seines Schutzes. So lagen die Dinge, als jene nationale Bewegung Italien zu ergreifen begann, die zu der Revolution von 1848 führen, den Einsiedler von Stresa plötzlich aus der Stille seiner Zelle herausreißen und mitten in das Gewühl der politischen Welt stellen sollte.

VII.

Die Geschichte Italiens in den Jahren 1846—1848 gleicht einem Traume, dessen Einzelheiten uns heute fast wie ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" anmuthen. Vor mir liegt eine Sammlung „Ragguaglio storico di quanto

---

[1]) Brief an Mellerio, Lett. 130. Stresa. 24. ag. 1841.

[2]) Das Buch erschien viele Jahre später: Il Rationalismo che tenta insinuarsi nelle Scuole teologiche additato in varj recenti opuscoli anonimi, da Antonio Rosmini-Serbati. Torino, 1882.

[3]) Aless. Pestalozza, Le Postille di un anonimo. Saggio di oservazioni. Milano, 1851.

è avvenuto in Roma, in tutte le provincie dello stato pontificio in seguito del perdono accordato dalla Santità di N. S. Papa Pio IX." (Roma 1846): ein dicker Band, der in tausend Wendungen, in Prosa und in Vers, das überfließende Entzücken Roms und der päpstlichen Staaten schildert, als Pio IX. der Nachfolger Gregor's geworden und am 17. Juli 1846 die große Amnestie veröffentlichte, welche Hunderten von politischen Gefangenen die Freiheit wiedergab. „Alle Wünsche," schreibt ein Mann, der später sehr verschiedene Wege einschlagen sollte, „alle Hoffnungen, alle Voraussagen sind nun erfüllt. Das Band des Friedens, das nach dem Willen Gottes die Söhne mit dem Vater vereinen sollte, ist nunmehr geknüpft: Rom und sein Staat werden das Ereigniß des 17. Juli 1846 zu seinen glorreichsten Triumphen zählen. In den Nachmittagsstunden des 17. Juli erschien, mehr ersehnt als erwartet, das Motuproprio oder, wie das Volk es nennt, das Editto di perdono. So Vieles auch eine derartige Entscheidung hoffen ließ, so fand sich, inmitten der entgegengesetztesten Ansichten, doch kaum Jemand, der dem allerhöchsten Gnadenact eine solche Ausdehnung vorausgesagt hätte. Der Erlaß ist so beredt, daß er allein hinreichte, einen Thron zu verherrlichen. Wer ihn aufmerksam prüft, muß den Geist und die Mäßigung desselben, die Sprache der edelmüthigsten Güte bewundern. Das ist ein Fürst, der zugleich begnadigt und beschämt, der zur rechten Zeit das schönste Recht des Souveräns ausübt und sich so jenes höchsten Amtes würdig erweist, das er auf Erden bekleidet. Einen Gnadenerlaß in solchem Umfange auf das bloße Ehrenwort der Verurtheilten hin geben, lieber der Schwäche als der Bosheit die politischen Verirrungen, welche die Jugend begangen, zuschreiben, das sind Züge, die höchster Bewunderung werth sind. Alles zielt dahin, aus verirrten Unterthanen ebenso viele eifrige, treue und ihrer Regierung ergebene Bürger zu schaffen. In diesem Augenblicke gibt es auf Erden keinen Souverän, der geliebter und mächtiger wäre als Pius IX.!"

„Gegen Abend des 17. überließ sich die Hauptstadt dem größten Enthusiasmus und allgemeiner Ergriffenheit. In weniger als einer Stunde war die große Piazza di Monte Cavallo voll von Personen aller Stände und jeglichen Geschlechtes: Freudenrufe forderten den Anblick des gnädigen Gebieters. Der Papst zeigte sich auf der Loggia des Quirinal: plötzlich folgte dem Lärm und dem wirren Schreien der Menge ein tiefes Schweigen. Mit Blitzesschnelle sank Alles vor Pius IX. auf die Kniee, und der Papst, zu Thränen bewegt, goß die Segnungen des Himmels auf die Erde nieder. Ein Meer von flammenden Fackeln erhöhte den Effect dieser Scene" [1]). Ein Zeuge, der dieser Manifestation beigewohnt, hat uns den wunderbaren Eindruck derselben bestätigt und versichert, es sei der-

[1]) Borgatti, Le Feste di Roma e Bologna. Zuerst im Giorn. di Lucca No. 66, dann in anderen Zeitungen und separat (Roma, tip. delle Scienze) gedruckt. Dieser Bericht, von Pius IX. bemerkt, trug dem Verfasser desselben das besondere Vertrauen des Papstes ein, der ihn zum Unterstaatssecretär im Ministerium der äußeren Angelegenheiten machte. Als solcher hat Borgatti auch nach dem Sturze des Papstes bis zur Einnahme Roms durch Oudinot fungirt. Nachdem er längere Zeit als Verbannter insgeheim in Bologna gelebt, nahm er einen hervorragenden Antheil an den Ereignissen von 1859 und trat später als Justizminister in das Ministerium Ricasoli.

selbe noch gesteigert worden durch einen eigenthümlichen Zufall. Im Augenblick, wo der Papst den Segen spendete, senkte sich eine der Tauben, die diesen Platz wie den von St. Marco in Venedig belebten, auf die Schulter Pius IX. Kein Wunder, daß alle Welt, daß ganz Italien in den Ruf einstimmte: VIVA PIO IX — A PIO IX DATORE DI PACE — NOVA INCIPIT AETAS — ALLA CLEMENZA DI PIO IX!

Lange schon vor der Februarrevolution in Paris befand sich die Halbinsel in einem Zustande der Gährung, der schließlich zur Revolution führen mußte. Wer die treibenden Kräfte dieser Bewegung auf die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften zurückführt und in der Conspiration Mazzini's und seiner Genossen allein den Schlüssel zu den Ereignissen von 1848 sucht, wird zwar eine Menge Belege für seine Ansicht beibringen können, aber gleichwohl sicher nicht das Richtige treffen. Eine plötzliche, von der Nation kaum geahnte und kaum begriffene Umwälzung, wie die Februarrevolution, konnte auf das Treiben von Verschwörern zurückgeführt werden. Nicht so die italienische Bewegung, die sich der ungeheueren Mehrzahl des Volkes mitgetheilt hatte und die eine in ihrer Entwicklung klar vorliegende Genesis aufweist. Heute wird es wohl Niemanden geben, der das Werk des Wiener Congresses in Bezug auf Italien nicht als eine unverantwortliche Thorheit erklärt; auch wohl Niemanden, der die Forderungen Italiens: Unabhängigkeit nach Außen, Einheit nach Innen als unberechtigte zurückwiese. Die politischen Hoffnungen der Italiener hatten in der Literatur längst Bürgerrecht erlangt: Ugo Foscolo, Silvio Pellico, Manzoni, Leopardi, Vertreter der verschiedensten Richtungen, stimmten Alle in diesem Punkte zusammen. Was in den Herzen Aller lebte und wogte, was ängstlich jede Lippe flüsterte, das sprach Vincenzo Gioberti's „Primato“ mit nie erhörter Offenheit und Ueberschwenglichkeit aus. Das Erscheinen dieses Buches gab das Signal zu einer Bewegung, die vielleicht noch einzudämmen, aber nicht mehr zurückzuhalten war. Einen Augenblick schien es, als ob Pio IX. sich zum Interpreten und Vollzieher des Volkswillens machen werde. Damit begann jene „liberale Aera“ Pius' IX., die mit dem Zusammensturz der päpstlichen Herrschaft und der Flucht nach Gaëta endete.

Die Geschichte dieser beiden Jahre ist noch zu schreiben. Farini's Werk[1]) ist gewiß das Vollständigste, was wir über diesen Gegenstand besitzen. Aber Farini ist Parteimann: ein Agitator und Conspirator par excellence hat er seine Geschichtsdarstellung vor Allem in den Dienst der Faction gestellt. Eine vorurtheilsfreie, objective Geschichte kann Niemand von ihm erwarten. Gualtierio ist noch weniger empfehlenswerth. Besser ist, was ein bekannter liberaler Geistlicher Roms darzustellen unternommen; der Professor Audisio begann die Schilderung der Ereignisse von 1848—1850, zunächst in der „Rivista universale“. Da die Zeitschrift mit dem December 1878 aufhörte, gelangte seine Darstellung nicht über Ende April 1848. Audisio nahm dieselbe wieder auf in der „Rassegna nazionale“, wo er, von 1880—1882, die Geschichte dieser Zeit vom April 1848 bis zum September 1849 fortsetzte. Sein Tod, am 29. Sep-

[1]) Luigi Carlo Farini, Lo Stato Romano dall' anno 1815 al 1850. 3a Ediz., Firenze 1853. 4 voll.

tember 1882, bereitete auch dieser Arbeit ein Ende[1]). Manche Hilfsmittel für die Kenntniß jener Epoche liegen jetzt vor in der Publication der Reden und Briefe Cavour's und d'Azeglio's, namentlich aber in Nicom. Bianchi's großer „Storia documentata della diplomazia Europea in Italia dall' anno 1814 all' anno 1861“ (Torino 1869), sowie in Massari's Veröffentlichungen über Gioberti und Cavour: eingehendere, in den älteren Darstellungen völlig unbenutzte Mittheilungen über eine Reihe von Thatsachen verdanken wir Paoli's „Commentario della Missione a Roma di Antonio Rosmini-Serbati negli anni 1848—1849“ (Torino 1881); volles Licht wird erst zu erwarten sein von der vollständigen Publication von Rosmini's Briefen und von derjenigen des Geheimen Archivs des Staatssecretariats, bez. des Ministeriums des Auswärtigen in Rom, welches 1849, nach der Einnahme Roms durch die Franzosen, aus Rom verschwand, aber erhalten ist und hoffentlich nicht allzu lange der öffentlichen Benutzung verschlossen bleibt. Die nachfolgende Darstellung stützt sich auf die angezogenen Quellen, sowie die mündlichen Mittheilungen von Männern, welche jenen Ereignissen nahe standen, auch lange genug gelebt haben, um dem Verfasser dieser Blätter zu begegnen:[2]) sie hat nicht die Absicht, die vollständige Geschichte der römischen Revolution von 1848 und 1849 zu erzählen, sondern die Ereignisse dieser Jahre nur insoweit darzulegen, als sie für Rosmini's Leben in Betracht kommen.

Das Jahr 1847 hatte von politischen Maßregeln Pius' IX. die Milderung des Censurgesetzes (12. März), das Edict über die Staatsconsulta (14. April), die Einsetzung eines Ministerraths und die Erhebung Antonelli's zum Cardinal (14. Juni), das von Volksversammlungen abrathende Manifest des 22. Juni gesehen. Meuchelmorde und blutige Zusammenstöße in den Marken und Legationen führten zur Gewährung der Bürgerwehren (5. Juli). Am 3. November schloß der Papst mit Piemont und Toscana einen auf Errichtung eines italienischen Zollvereins gehenden Präliminarvertrag ab. Schon der 1. Januar des folgenden Jahres zeigte in dem Volksauflauf zu Rom, wie schwül die Lage und wie stark der Boden durch die Mazzinisten unterminirt war. Es erfolgte die Neuordnung der Ministerien und die Statuirung der Ministerverantwortlichkeit; der Papst gab dann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Staatsconsulta zu: es war offenbar von da zum Erlaß einer Constitution nur noch ein kleiner Schritt, den zu thun nun der Municipalrath von Bologna den hl. Vater geradezu in einer Petition bat (Februar). Selbstverständlich war, daß ein Mann wie Rosmini diese Dinge mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte: daß der Verfasser der „Filosofia di diritto della politica“ ein höchstes Interesse daran nehmen mußte, wie dies erste von einem Papst zu erlassende Statut ausfalle, war nicht minder klar. Rosmini hatte sich seit dem Jahre 1847 mit dem Entwurf einer seinen Grund-

[1]) Vergl. den Nekrolog Audisio's von Negri, seinem bald darauf verstorbenen Freunde. Rassegna naz. 1883, Febr.

[2]) Auch das kürzlich ausgegebene Werk des Grafen Henry d'Ideville, Le Comte Pellegrino Rossi, sa vie, son œuvre et sa mort 1787—1848, Paris 1887, bringt manches Neue, ohne indessen eine erschöpfende Darstellung der politischen Geschichte Roms von 1846—1848 zu gewähren.

jätzen entsprechenden Constitution getragen. Jetzt, glaubte er, sei der Augenblick gekommen, um mit demselben hervorzutreten. Er besprach sich daüber mit dem ihm befreundeten Cesare Balbo und ließ das von ihm ausgearbeitete „Progetto di Statuto“ für den Kirchenstaat dann durch den Cardinal Castracane dem Papst überreichen. Leider kam es zu spät. Die Befürchtung, welche Don Antonio in einem Briefe an seinen Procurator, Carlo Gilardi, am 25. Februar ausgesprochen, war unterdessen bereits bestätigt worden. Rosmini hatte besorgt, man werde in Rom ein Statut erlassen, das nichts Anderes als ein schlechter Abklatsch der französischen Constitution sein werde. Sein Brief an Castracane ersuchte dringend um reife Ueberlegung der Sache, um Vermeidung der Aufregung und der gefahrvollen Störungen, welche zwischen dem Erlaß einer Verfassung und der zu weithin ausgedehnten Einberufung der Kammern sich ergeben müßten. Er hielt es für besser, die Kammern vor Publication der Verfassung zu versammeln, und zwar nach dem Wahlmodus, den man später definitiv einführen wolle. Castracane schrieb am 1. April an Rosmini, zu seinem Bedauern sei dessen Entwurf zu spät in die Hände des Papstes gelangt, welcher mit größter Achtung von ihm spreche. Er ersuche ihn, seine Studien über diesen Gegenstand fortzusetzen. Unterdessen war, am 14. März, das „Fundamentalstatut für die weltliche Regierung des Kirchenstaates“ gegeben worden, nachdem bereits am 5. März Carlo Alberto die sardinische Verfassung verkündigt hatte. Dem Ausbruch der Revolution in Paris und Wien (13. März) waren (18. bis 22. März) die „fünf Tage“ in Mailand gefolgt, welche die Intervention Sardiniens in der Lombardei (Proclamation des Königs Karl Albert vom 24. März: „L'Italia farà da se“) herbeiführte. Der Einmarsch der sardinischen Truppen in Mailand erfolgte am 26. März, vier Tage nach der Proclamation der Republik in Venedig. Jetzt verlangte auch in Rom das Volk „einstimmig“ (?) die Theilnahme an dem Unabhängigkeitskampfe gegen Oesterreich. Das österreichische Wappen wurde beschimpft, General Giov. Durando mit der päpstlichen Armee an die Nordgrenze des Kirchenstaates entsandt (24. März), allenthalben bildeten sich Freiwilligencorps, und der Papst sah sich auf einmal vor die bedeutungsvolle Frage gestellt, ob er, als Oberhaupt der Kirche, einen Krieg gegen einen christlichen Souverän, und obendrein gegen seinen bisherigen Beschützer und Freund führen dürfe. Die Ansprache Pius' IX. „ai Popoli d'Italia“ (vom 30. März), welche die Völker Italiens zur Einigkeit aufrief und mit dem Satze schloß, daß, wenn das Oberhaupt der Kirche in seiner Liebe für die gesammte katholische Welt Italien auch nicht das ihm theuerste Land nennen dürfe, so sei es doch dasjenige, welches ihm am nächsten sei — diese Ansprache, welche als ein Aufruf zum Kampf gegen Oesterreich aufgenommen wurde, entzündete die Kriegsbegeisterung erst recht: das Schreiben des Ministerraths an den Papst, welches die Unterschrift des Präsidenten des Conseils, des Cardinals Antonelli und der Minister Recchi, Minghetti, Aldobrandini, Simonetti, Pasolini, Sturbinetti und Galletti trägt, verlangte eine offene Kriegserklärung als eine Forderung der Zeit und der öffentlichen Meinung. Der Papst, welcher sich nicht dazu entschließen konnte, antwortete — nachdem bereits am 21. April Durando die Truppen über den Po geführt und den Krieg thatsächlich eröffnet hatte — mit der Allocution vom

29. April, in welcher er die Theilnahme an dem Kriege, als gegen die Stellung des apostolischen Stuhles verstoßend, mit den Pflichten des Stellvertreters Christi unvereinbar ablehnt. Diese Neutralitätserklärung wirkte wie ein Strahl kalten Wassers auf die erhitzten Köpfe der Italiener: dem Fürsten, dem bis jetzt Alles zugejubelt, drang statt des Hosiannah bald ein „Crucifige“ entgegen. Das Proclama vom 1. Mai 1848 suchte zu beschwichtigen und den Eindruck der Allocution wieder zu verwischen: in schmerzbewegten Worten klagte der Papst, daß all' sein guter Wille, Alles, was er bisher gethan, um den Wünschen seines Volkes zuvorzukommen, ihn nicht vor Mißverständnissen und den Auswüchsen der Parteiwuth habe schützen können: Popule meus, quid feci tibi! Im Anschlusse an diese Kundgebungen schrieb Pius an den Kaiser von Oesterreich, um ihn zur Beendigung des Krieges und zum freiwilligen Verzicht auf Venetien und die Lombardei aufzufordern; diesen Brief (vom 3. Mai) ließ er Carlo Alberto mit einem anderen Schreiben an diesen mittheilen, in welchem er sich gegen den Vorwurf verwahrt, als habe er in seiner Allocution vom 29. April die nationale Empfindung Italiens verdammt (12. Mai). Schon einige Tage vorher war das Ministerium gefallen, und Mamiani mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt worden, in welchem er das Innere, der Cardinal Ciacchi (und, bis zu seiner Ankunft, der Cardinal Orioli) das Präsidium und das Staatssecretariat der auswärtigen kirchlichen Angelegenheiten, der Graf Marchetti — zum ersten Mal ein Laie — die auswärtigen weltlichen Angelegenheiten, Pasquale de Rossi die Justiz, Giuseppe Lunati die Finanzen, der Fürst Filippo Doria Pamfili den Krieg, der Herzog von Rignano die öffentlichen Arbeiten, Galletti die Polizei übernahm: ein Conseil, das Pius sozusagen schon aufoctroyirt war, das sein Vertrauen nie genießen konnte und dessen Seele, Terenzio Mamiani, die Revolution glaubte bekämpfen zu können, indem er ihr alle Bürgschaften des Erfolges zugestand. Auch die geistlichen Kreise waren von dem demokratischen Taumel erfaßt. Es liest sich wie ein Roman, was der Vertraute und Beichtvater Pius' IX., der berühmte Theatiner Padre Ventura da Raulica, Italiens größter Kanzelredner im 19. Jahrhundert, derselbe, welcher ein halbes Jahr später, am 27. November 1848, die bekannte Trauerrede auf die „Todten von Wien“ in St. Andrea della Valle hielt, am 20. März desselben Jahres an Gioberti schrieb: „Ihr Brief über die Nothwendigkeit, daß Italien die constitutionelle Monarchie nicht aufgebe, ist voll großer Wahrheiten. Aber, offen gesagt, wenn ich dem, was Sie sagen, von Herzen beistimme, und wünsche, was Sie fordern, so kann ich es doch nicht hoffen. Ich glaube, die Monarchie ist in jeder Form für Europa dahin, und spätestens im nächsten Anno santo (das wäre 1875? oder 1900?) gibt es keine Könige mehr. Man muß unterdessen die Kirche vom Staat völlig emancipiren und den Unterricht der weltlichen Macht entziehen. Ich werde nie glauben, daß ein Staat wahrhaft frei ist, so lange er ein Ministerium des Cultus und Unterrichts hat (!): das sind Dinge, die der Regierung fern liegen, und wenn sie sich darein mischt, muß sie zum Despotismus gelangen.“ Man sieht, wie völlig diese Liberalen unter der Herrschaft des seichtesten französischen Doctrinarismus standen, und wie weit ihnen die moderne Idee des Culturstaates als der vollendeten Kunst-

schöpfung der Nation noch ferne lag. Ventura fügt hinzu: „Man hat daran gedacht, Ihr Buch über den „Gesuita moderno" auf den Index zu setzen. Aber Pius IX. war dagegen, und hat mich, in einer Unterredung, die ich über diesen Gegenstand mit ihm gehabt, versichert, so lange er lebe, werde das nie geschehen (!). Aber Alles kommt zu spät. Die armen Jesuiten verlassen schon Italien"[1]). Bald darauf kehrte der Verfasser des „Primato degli Italiani" nach Italien zurück. Sardinien hatte ihm nicht bloß die Rückkehr gestattet, sondern ihn bereits zum Senator des Königreichs ernannt. Als ein armer Exulirter war Gioberti am 30. September 1833 aus seiner Heimath geflohen; als Triumphator langte er, am Morgen des 29. April 1848, wieder in Turin an. Unbekannt, hatte er geglaubt, im Hôtel Feder abzusteigen: die ganze Stadt empfing ihn hier; in namenlosem Jubel pries man den „größten Bürger Italiens", dessen Name allein die „Concordia e l' unione" des Vaterlandes bedeute. Eine Deputation des Volkes und der Presse bat ihn des Abends, die Regeneration Italiens, die er mit seinem Wort und seinen Schriften eingeleitet, nun zu gutem Ende zu führen. Sofort begann er jenen Triumphzug durch die Städte Ober- und Mittelitaliens, der den Höhepunkt seiner Popularität und seines Einflusses auf die Gemüther zeigte. In Mailand, in Novara, in Cremona, Piacenza, Parma, Brescia, Sommacampagna, wo er den König sah, überall derselbe Enthusiasmus. In einigen Städten feierte man seine Rückkehr mit einem Tedeum. Der Hauptzweck der Reise war Rom. Kaum in Turin angelangt, hatte er die Nachricht von der päpstlichen Allocution desselben Tages empfangen; er empfand es tief, daß Pius IX. im Begriffe stand, sich von der Wiedererneuerung Italiens loszusagen — denn so faßte man in Piemont die Ansprache auf — er entschloß sich, selbst nach Rom zu gehen und den Papst der nationalen Sache wieder zu gewinnen, freilich mit dem Entschluß, Karl Albert zum König von Rom zu proclamiren, falls Pius IX. sich mit der Einheit und Freiheit Italiens nicht mehr verständigen wolle. In diesem Sinne sprach er sich vor seiner Abreise seinen Freunden, dem Minister Pareto und Massari, gegenüber aus. Am 16. Mai wählte ihn die Abgeordnetenkammer, in welche ihn seine Vaterstadt Genua gesandt hatte, zum Präsidenten. Ueber Genua und Livorno ging er dann nach Rom, wo er am 24. Mai anlangte und im Albergo d'Inghilterra (Bocca dei Leone) abstieg. Im Nu verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft, und ein immenser Jubel erfüllte die heilige Stadt, die in ihren Vertretern ihn aufsuchte und ihm ein glänzendes Fest nach dem anderen bereitete. Unter den Männern, mit denen er in Rom verkehrte, waren Pellegrino Rossi, Mamiani, Pantaleoni, Orioli, der Fürst von Canino, Sterbini, Tenerani (der damals Gioberti's Bildniß in Marmor schuf), Gioachino Ventura. Dreimal empfing ihn der Papst, das erste Mal auf sein Ansuchen, zweimal motu proprio. Pius IX. nahm den Volkstribunen äußerst herzlich auf. Ein Zeuge seiner Audienz versichert, er habe ihn umarmt und den Tag gepriesen, an dem er „den Vater des Vaterlandes" bei sich gesehen. Gioberti hatte alle Beredtsamkeit aufgeboten, um Pius von der Nothwendigkeit zu überzeugen, mit Italien zusammen-

[1]) Massari, Riccordi biogr. e carteggio de Vinc. Gioberti III, 80 f. (Opere ined. X.)

zugehen und die geheimen Einflüsterungen zurückzuweisen, welche ihn zu der Sache Oesterreichs und des Absolutismus zurückzuführen suchten. Hochbefriedigt von seinem Empfang und dem, was ihm der Papst geantwortet, kehrte er in seinen Gasthof zurück und hielt da jene berühmte Rede an das Volk, in welcher er Pius als den seit Jahrhunderten erwarteten „englischen Papst" pries, der einst die eiserne Krone auf das Haupt des Siegers von Goito und Peschiera setzen werde — „evviva Pio IX.! Evviva il Papa Italiano che cingera la corona di ferro sul capo del vincitore di Goito e di Peschiera" — Aeußerungen derselben Ueberschwänglichkeit, die er, schon 1847, in seinem „Discorso di un filosofo cattolico a Pio IX. P. O. M." [1]) bewiesen hatte.

Von Rom ging Gioberti nach den Marken und der Romagna, auf welchem Wege er Perugia berührte: von seinem Aufenthalt in dieser Stadt und dem Eindruck, den er dort hinterlassen, hat sich ein heute recht seltsam anmuthendes Zeugniß in dem Dank und Bewunderung aussprechenden Schreiben erhalten, welches der damalige Erzbischof von Perugia, G. Pecci, am 14. Juni ihm nachsandte [2]). Jetzt ziert der nämliche Cardinal Pecci als Leo XIII. den päpstlichen Stuhl, während Gioberti's Lehre und Thun wenige Monate nach all' diesen zauberhaften Festen in der Verurtheilung seiner Schriften verdammt wurden — man sagt auf Grund eines Votums des P. Tomimi, welches sich in dem Ausspruch zusammenfaßt: „in philosophia parvus, in theologia nullus, in religione impius."

Wir verfolgen hier Gioberti's Wirken nicht weiter. Man weiß, daß er bald nach seiner Rückkehr nach Turin, am 29. Juli, als Minister ohne Portefeuille in das Fusionsministerium Casati trat, daß dieser nach der Schlacht von Custozza seine Entlassung nahm und einem Opportunitätsministerium Alfieri di Sostegno-Pinelli Platz machte, und nun Gioberti in der Opposition erschien, wie auf der Versammlung der liberalen Führer, welche im October 1848 als Congresso federativo im Nationaltheater zu Turin abgehalten wurde und bei welchem er unumwunden Piemont die Rolle Macedoniens in Italien zusprach. Am 4. December nahm das Opportunitätsministerium seine Entlassung; nach mehrfach fehlgeschlagenen Versuchen mit Moffa, Gioia und Massimo d'Azeglio sandte der König zu Gioberti (12. December), welcher die Neubildung des Ministeriums übernahm, als Präsident in dasselbe eintrat und demselben bis zum 21. Februar 1849 angehörte.

Keiner von all' den italienischen Staatsmännern, wie sie bis dahin in den Vordergrund getreten, ist von Uebertreibungen, utopistischen Vorstellungen, von der Anwendung bedenklicher Mittel und der Verwendung noch bedenklicherer Menschen freizusprechen. Sehen wir nun, wie in diesen stürmischen Tagen sich Rosmini verhalten hat: man wird zugeben müssen, daß er seine Zeitgenossen und Landsleute an Besonnenheit und Ruhe, an Consequenz und Gewissenhaftigkeit, an Ehrlichkeit und Lauterkeit seiner Absichten übertroffen hat, wenn seine

[1]) Abgedruckt im Mondo illustrato, Torino, 9 genn. 1847, und in besonderem Abdruck Roma 1847 — eine höchst merkwürdige, jetzt äußerst seltene Pièce.

[2]) Massari a. a. O. Bd. X, S. 137.

Einsichten auch, nach Maßgabe der damaligen Zeitlage beschaffen, heute in mehr als einer Hinsicht der Correctur bedürftig erscheinen mögen.

Der Aufforderung des Cardinals Castracane, der politischen Frage näher zu treten, war Rosmini gefolgt. Er hatte sich sofort entschlossen, den umgearbeiteten Entwurf einer Constitution sammt einem Anhange über die Einheit Italiens, zugleich aber auch eine andere, längst verfaßte Schrift, diejenige über die „Fünf Wunden der hl. Kirche“ („Delle cinque Piaghe della S. Chiesa“) der Oeffentlichkeit zu übergeben: eine Publication, die ebenso bedeutend, als für ihren Urheber verhängnißvoll werden sollte.

Der Entwurf der Constitution beginnt mit einer Kritik der nach dem Muster der französischen gearbeiteten Verfassungen, welchen Rosmini vorwirft, daß sie die Länder, welche mit ihnen beschenkt wurden, in eine beständige Unruhe versetzt, überall extreme Parteien erzeugt, die Herrschaft der Massen angebahnt und die Freiheit der Kirche schließlich bedroht haben. Als Heilmittel gegen diese Gefahren will er die Einsetzung eines Tribunals für politische Gerichtsbarkeit, dem namentlich auch die Verantwortlichkeit der Minister unterliegt; dann die Proportionirung des activen Wahlrechts nach Maßgabe der von Jedem bezahlten Einkommensteuer. Der Entwurf statuirt im Einzelnen die Freiheit der Kirche und ihrer Jurisdiction, die Wahl der Bischöfe durch Clerus und Volk, nach der alten Uebung, unter Bestätigung durch den Papst; die Form der Regierung ist die durch die Gesetze beschränkte Monarchie: der Souverän mit zwei Kammern übt die legislative Gewalt aus, die Executive liegt in der Hand des Königs, dessen Civilliste durch die Kammern festgesetzt wird. Die persönliche Freiheit der Bürger, die Unverletzlichkeit des Hauses, des Eigenthums sind garantirt. Die Steuern werden von der Legislative festgestellt. Das Versammlungsrecht ist anerkannt, doch unterliegen öffentliche Versammlungen der polizeilichen Erlaubniß. Das Associationsrecht ist gewährleistet, doch kann der oberste Gerichtshof gemeingefährliche Verbindungen aufheben. Die Presse ist frei, doch wird der Mißbrauch derselben gesetzlich bestraft. Die Freiheit des Unterrichts ist zugestanden, doch wird sie durch Specialgesetze geregelt und jeder Mißbrauch geahndet. Der Zutritt zu den Staatsämtern steht allen Bürgern frei. Die Aushebung zum Heer wird gesetzlich normirt. Die Wahl der Deputirten zu beiden Kammern geschieht nach dem Census und indirect. Wählbar sind alle großjährigen, nicht bestraften oder interdicirten Bürger, nur nicht Beamte, welche, wenn sie sich wählen lassen, für die Zeit der Ausübung ihres Mandats zur Disposition gestellt werden. Die beiden Kammern treten nie zu einem Congreß zusammen. Die Deputirten werden auf den König und die Verfassung vereidigt. Ihre Sitzungen sind nur gültig, wenn die absolute Majorität anwesend ist. Die Minister sind verantwortlich und können von jeder Kammer in Anklagezustand versetzt werden; die andere Kammer urtheilt über das Factum, der politische Gerichtshof applicirt das Gesetz. Die Richter sind unabsetzbar. Der König ist unverletzlich. Diese und eine Menge untergeordneter Bestimmungen werden in den beigegebenen Motiven begründet. Der Anhang behandelt die Frage, wie man die Einheit Italiens verfassungsmäßig gestalten könne. Daß sie herbeigeführt werden müsse, wird als von allen Seiten und auch seitens der Regierungen und Fürsten Italiens als zugestanden

und unabweisbar unterstellt. Die Form, welche Rosmini vorschwebt, ist offenbar der Bundesstaat unter Leitung eines in Rom residirenden, permanenten Bundesrathes (Dieta), dessen Protector der Papst gewesen wäre und welcher die vitalen Interessen des gesammten Italiens ebenso repräsentirt hätte wie die Kammern der Einzelstaaten die individuellen Interessen der letzteren. Jeder Staat hätte nach Maßgabe seiner Bevölkerung eine bestimmte Anzahl Vertreter zu dieser Dieta gesandt, von denen ein Drittel durch den betreffenden Landesherrn, ein Drittel durch die erste, ein Drittel durch die zweite Kammer gewählt worden wäre. Die Dieta hätte sich in Sectionen zu theilen, je nach den zu berathenden Materien; jeder Staat hätte in jeder Section seine Vertretung gehabt; in die Section der auswärtigen Angelegenheiten wären von den einzelnen Landesherren zu bestimmende Nuntien zu senden gewesen. In der Hand dieser Dieta hätte die eigentliche politische und diplomatische Führung Italiens gelegen, so daß die Einzelstaaten fürder keine Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sondern nur Agenten oder Bevollmächtigte des Bundesrathes gehabt hätten, bei welchem auch die Entscheidung über Krieg und Frieden gelegen. Ebenso hätte er die politische Gleichheit und Gleichförmigkeit der Einzelstaaten zu überwachen, die Zölle und internationalen Handelsbeziehungen zu regeln, Zwistigkeiten zwischen den Einzelstaaten definitiv auszutragen, den Frieden zwischen denselben zu erhalten und das Verhältniß zu den auswärtigen Mächten zu pflegen gehabt. Daneben wäre die Alta Corte di Giustizia, der Dieta collateral und dem päpstlichen Consistorium anvertraut, als oberste gerichtliche Instanz eingesetzt worden, so daß der Papst den Schlußstein in diesem politischen Gebäude gebildet hätte, während in den Einzelstaaten die Monarchie bewahrt geblieben wäre. Rosmini macht sich Gioberti's Erklärung ausdrücklich zu eigen: „die constitutionelle Monarchie ist die einzige politische Gestaltung, welche zur Unabhängigkeit und Einheit Italiens führen kann: wenn sie von volksthümlichen Einrichtungen umgeben ist, kann sie ebenso viel Freiheit als die Republik gewähren," ja, mehr als die Republik. In der Monarchie mit einer guten Constitution, nicht in der Republik, sieht Rosmini die Regierungsform der Zukunft. Uebrigens könne dieselbe Verfassung unter einer Republik wie unter einer Monarchie functioniren. Zu Gunsten der letzteren spreche aber dies: die Republik sei nur von einem Individuum regiert, die Monarchie von einer Familie, so daß hier die Pflege aller die Familie bedingenden edeln Affecte und Institutionen sich von selbst ergebe. Vor Allem aber entscheidend sei, daß in einer Monarchie der Platz des höchsten Ehrgeizes bereits besetzt sei: nie werde eine Monarchie in dem Maße wie eine Republik die Beute ehrgeiziger und gewissenloser Abenteurer werden. „Italiener, meine Brüder," schließt Rosmini diesen Abschnitt: „habet wohl Acht auf das, was Ihr jetzt unternehmet. Wollt Ihr aus Italien ein Spanien oder ein Südamerika machen? Ihr werft den Gedanken weit von Euch; wenn Ihr Euch aber täuscht, sei es in der Wahl der Verfassung, sei es in der der Regierungsform, so werdet Ihr gethan haben, was Ihr nicht wolltet." Am Schlusse sucht Rosmini die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich der Einleitung dieses ganzen Werkes entgegenstellen könnten: die Hauptsache sei, daß es in Angriff genommen werde, unverzüglich: si faccia, si faccia.

Wohl hat auch dieser merkwürdige Entwurf seine Unvollkommenheiten, und vielleicht war sein größtes Gebrechen, daß er einen speculativen Denker, und nicht einen praktischen Staatsmann zum Verfasser hatte. Aber vielleicht war er von allen Vorschlägen, die damals in Italien auftauchten, doch noch am durchführbarsten, jedenfalls war er der besonnenste und am tiefsten durchdachte. Hätte er sich verwirklicht, die Nation wäre vor den Krisen der Jahre 1859, 1866, 1870 bewahrt geblieben, die römische Frage gelöst und die weltliche Herrschaft des Papstes in ihrer einzig möglichen Form erhalten worden; Italiens conservative Elemente hätten sich an dem nationalen Werke betheiligen können, während es auf dem nun beliebten Wege der Entwicklung ihnen entrungen und mehr und mehr dem Radicalismus überliefert worden ist. So lange Karl Albert und Pius IX. Rosmini als ihren Vertrauensmann behandelten, so lange man daran denken konnte, dieser werde die Führung der Geschäfte in Rom übernehmen, hatten seine Ideen, hatte sein „Statut" glänzende Aussichten. Sie zerrannen nur zu bald. Rosmini's politisches Werk mußte an Schwierigkeiten scheitern, die zu überwinden Niemand stark genug war. Zunächst ward die Hoffnung auf Einheit vernichtet, als die Unabhängigkeit Italiens den österreichischen Waffen unterlag: damit war die Wiedererweckung aller absolutistischen Tendenzen an den bourbonischen Höfen wie an der Curie nothwendig verbunden. Auf der anderen Seite erwies sich die liberal-nationale Partei nicht als besonnen, stark, rein genug, um den Einflüssen der Mazzinistischen Conspiration zu widerstehen. Den Fürsten und insbesondere dem Papst mußte jede Aussicht auf eine befriedigende Lösung schwinden, seit ihnen klar wurde, daß schließlich die Situation von den Liberalen an die Radicalen ausgeliefert werde. Endlich war die Rolle, welche Piemont spielte, weder klar noch redlich. Schon gleich nach dem Sturze des Ministeriums Casati drang im Turiner Cabinet die auf den Einheitsstaat und die gewaltsame Annexion hinsteuernde Politik durch, die ja auch Gioberti als äußerstes Mittel zum Zweck vor Augen hatte, die Ratazzi und Cavour mehr und mehr unverhüllt vertraten. Noch einmal schien es, als ob Rosmini's Idee der Verwirklichung nahe käme: es war damals, als Napoleon III. im Züricher Frieden sich das Wesentlichste derselben aneignete. Aber es war zu spät. Zu viel Blut und zu viel Galle war zwischen den Parteien geflossen, das Vertrauen zwischen Rom und Sardinien, auf welchem allein eine derartige Gestaltung Italiens sich hätte aufbauen lassen, war völlig zerstört, seit die Siccardi'schen Gesetze das Turiner Cabinet auf die Bahn einer kirchenfeindlichen Politik geführt hatten; Piemont selbst war es nicht mehr Ernst, die Rolle Macedoniens aufzugeben. In Rom aber war die „nationale" Politik ausgespielt und Antonelli der Mann des Tages. Niemand hat den Bundesstaat unmöglicher gemacht, Niemand Piemonts Politik durch Ungeschick (?) geschickter gedient, als er. Man sagt, Pius IX. habe seinem langjährigen Minister keine Thränen nachgeweint; ob er über ihn und sein „Staatssecretariat" nie geweint, wer weiß es? Damals, als zu Ausgang der sechziger Jahre die bekannten Clarendon'schen Vermittelungsversuche zwischen Florenz und Rom stattfanden, sandte das Ministerium Ricasoli einen Pius IX. nahestehenden Geistlichen zu ihm, um die Möglichkeit einer Vereinbarung vertraulich zu besprechen. Der Papst hörte Alles an, was ihm der Abate vortrug.

Dann schwieg er lange, während er sich das thränenbenetzte Antlitz mit den Händen bedeckte, um endlich in die Worte auszubrechen: „O Italien, Italien! Alles wäre noch möglich gewesen — „senza Siccardi" — ohne die kirchenfeindliche Politik Piemonts!" Ein Wiederaufleben der alten Erinnerungen und der Freuden, die das Idol Italiens vor 1848 genossen, wie es auch hier und da in dem höchst merkwürdigen unedirten Briefwechsel des Papstes mit Victor Emanuel hervortritt, aus dem uns eine Reihe sehr interessanter Aeußerungen vorliegen.

Der Verfassungsentwurf Rosmini's erschien zugleich mit einem anderen, schon oben berührten, ebenfalls längst vorbereiteten Werke, den „Cinque piaghe della santa Chiesa". „Der arme Rosmini," rief Vincenzo Gioberti, als dies Buch ausgegeben wurde, „er spricht von den fünf Wunden der Kirche, ich kenne deren mindestens zehn." Der Ausruf ist charakteristisch und erhält seinen Commentar durch die von Massari herausgegebenen Fragmente Gioberti's „über die Reform der Kirche[1]). So bedeutend die hier mehr hingeworfenen als entwickelten Gedanken sind, so vielfach schießen sie über Ziel und Maß hinaus. Während Gioberti die Hauptübel, welche den Katholicismus zu Grunde richteten, in der weltlichen Herrschaft der Päpste, der Inquisition und dem Jesuitismus erkannte, und erklärte: der römische Clerus gehe in den Fußtapfen des griechischen und russischen; er bleibe zurück, verliere die Kenntniß der Zeiten und die Kunst, Dinge und Menschen zu behandeln, und zwar in Folge der reactionären Tendenzen, namentlich gegenüber der wissenschaftlichen Entwicklung, und das durch die Schuld Roms („il male viene da Roma"), lehnt Rosmini jeden aggressiven Gedanken gegen den hl. Stuhl ab, „dessen Denkweise er immer edel, würdevoll, der Wahrheit und Gerechtigkeit höchst entsprechend gefunden habe". Er nennt daher nichts mißbräuchlich, als was die Päpste als solches erkannt und als solches getadelt haben. Eine Hauptquelle des Verderbens sieht er, im Anschluß an das bekannte, im Auftrage Paul's III. 1537 ausgearbeitete Reformationsgutachten der Cardinäle Contarini, Caraffa, Sadoleto, Polo u. s. w. in „der raffinirten Schmeichelei der Juristen bezw. Kanonisten," welche das Libito zum Licito gemacht. Es manifestirt sich aber das in die christliche Gesellschaft eingeströmte Gift nach Rosmini's Auffassung in gewissen Zuständen und Einrichtungen, welche von dem Körper der Kirche als Wunden empfunden werden. Die erste dieser Wunde ist der Mangel an Zusammenhang zwischen Clerus und Volk beim öffentlichen Gottesdienst, wie sie aus der unzulänglichen Unterweisung des Volkes und dem Gebrauch einer nicht mehr lebenden Sprache beim Cultus erwachse. Den feierlichsten Momenten des letzteren wohne das Volk bei wie die Statuen und Säulen des Tempels, taub gegen die Stimme der Kirche. Die Folge sei, daß das Priesterthum sich zu einer ambitiösen und injuriösen Höhe über das Volk erhoben, zu einem Patriciat oder einer in sich abgeschlossenen Gesellschaft geworden sei, die eine andere Sprache, andere Interessen, andere Gesetze und Sitten als alle übrige Welt habe. Die zweite Wunde sei die unzureichende Erziehung des Clerus. Aus einem geistigen Milieu, das höchst un-

---

[1]) Della Riforma cattolica della Chiesa, frammenti di Vinc. Gioberti, pubbl. per cura di Giuseppe Massari (Opere inedite di V. G. I).

genügende Vorstellungen über die Aufgabe des Priesterthums habe, gehe der junge Kleriker hervor: die Alumnen des Heiligthums zeichnen sich durchweg durch eine erschreckende nullità di pensare ecclesiastico aus. Ehedem seien die Bischöfe als die geistige Blüthe der Gemeinde bedacht gewesen, selbst einen würdigen und geeigneten Nachwuchs zu erziehen. Das sei anders geworden, seit Reichthum und Macht, damit aber auch weltliche Gesinnung in die Kirche eingeströmt, seit die Unterscheidung eines „hohen" und „niederen Clerus" aufgekommen, die Bischöfe, mit irdischen Regierungsgeschäften belastet, das Geschäft des Unterrichts von sich abgewälzt und die Belehrung des Volkes dem „niederen" Clerus überlassen haben. Diese Scheidung der Geistlichkeit in zwei Classen führte zur Erniedrigung derselben in den Augen des Volkes. Die Einrichtung der Seminarien habe dagegen kein radicales Heilmittel gebracht, weil ihre Leitung meist unerfahrenen und unbedeutenden Leuten übergeben worden war, und man total vergaß, daß „nur große Männer große Männer erziehen können." Der ewige Wechsel der Lehrer, die geringe und unwürdige Besoldung derselben verhindere die Seminarien je zu ordentlichen Lehranstalten zu werden; die Lehrbücher derselben seien meist herzlich unbedeutend und geringwerthig, die Methode des Unterrichts verfehlt, namentlich wenn sie in einem bloßen Auswendiglernen der Vorlesungen statt in lebendigem Contact von Lehrern und Lernenden bestehe. Die Krankheit des gesammten Unterrichtswesens sei namentlich, daß dem Einen eine rein profane, heidnische, dem Anderen eine specifisch christliche Erziehung gegeben und so im selben Volke zwei Völker erzogen werden. Es sei Sache der Bischöfe, hier abzuhelfen, indem sie sich selbst wieder zum geistigen Mittelpunkte der Gemeinde und des wissenschaftlichen Strebens machten. Das sei aber bei dem damaligen Zustand des Episcopates nicht möglich. Und darin bestehe eine dritte und vierte Wunde der hl. Kirche: die dritte sei die Uneinigkeit der Bischöfe, ein unerfreulicher Gegensatz gegen die Zeiten, wo die Bischöfe persönlich und brieflich unter einander verkehrten, häufige Concilien sie versammelten, die Metropolitanverfassung kräftig lebte und die politische Stellung der Oberhirten sie ihren Gemeinden noch nicht entfremdete. Die vierte Wunde ist die Ernennung der Bischöfe durch die weltliche Macht, welche im Widerspruch mit den ewigen Rechten der Kirche und der constanten Uebung des christlichen Alterthums stehe, wo Volk und Clerus den Bischof frei wählten. Endlich erscheint als fünfte Wunde die Unfreiheit des kirchlichen Besitzes, wie er aus der Feudalzeit her sich erhalten habe, und seine, den ursprünglichen milden Zwecken desselben nicht entsprechende Verwendung. Zwei Briefe, welche der Abhandlung beigegeben sind, verbreiten sich ausführlicher über die Wahl der Bischöfe durch Priesterschaft und Volk, und fordern die Fürsten auf, ein Vorrecht aufzugeben, welches ihnen eine furchtbare Verantwortlichkeit auferlege und niemals gut von ihnen ausgeübt werden könne.

Diese beiden Schriften, hineingeworfen in die ungeheuere Gährung des achtundvierziger Jahres, konnten nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck zu machen. Zum ersten Male, seit langer Zeit, sah man einen hochangesehenen Priester, dem Niemand die selbstloseste Hingabe an die Sache der Kirche abstreiten konnte, den Finger auf Wunden legen, die kaum zu verhehlen, auf die Dauer nicht zu ertragen waren. Rosmini's Ausführungen mußten vielseitigen Beifall, aber auch

mannigfachen Tadel finden. Sie waren nicht in allen Punkten unbedenklich, und man konnte sehr erlaubter Weise bezweifeln, ob die vorgeschlagenen Reformen alle zeitgemäß waren. Wenn die Erklärung der ersten Wunde den Schluß nahelegte, als wolle der Verfasser der „Cinque Piaghe“ die Abschaffung der lateinischen Sprache im katholischen Ritus befürworten, so war vorauszusehen, daß für eine solche Neuerung die Zustimmung der kirchlichen Autorität nie zu gewinnen war: und wäre sie zu gewinnen gewesen, diese Neuerung wäre, meines Erachtens, ein großes Unglück gewesen. Die Forderung der Wiedereinführung der Wahl der Bischöfe durch Clerus und Volk nimmt sich, theoretisch betrachtet, sehr schön aus und entspricht zweifellos der altchristlichen Uebung. Aber sie wäre praktisch höchst bedenklich. In einer Zeit, in welcher sich die Transformation der Gesellschaft im demokratischen Sinne vollzieht, in welcher der Kirche vielleicht keine größere Gefahr droht als die Invasion der Demokratie in den kirchlichen Organismus, wäre die Wiederherstellung der Bischofswahlen durch das Volk fast gleichbedeutend mit der Herrschaft der Demagogie. Die Forderung scheitert weiter an dem Umstande, daß das „Volk“ heutzutage durchaus nicht allenthalben aus Gläubigen besteht: wer will die Grenze ziehen zwischen Denen, welche berufen sind, den Bischof zu wählen, und Denen, welche es nicht sind? Endlich verkennt Rosmini die historische Entwicklung des Präsentationsrechts der Fürsten. So reich seine historische Gelehrsamkeit in dieser Untersuchung hervortritt, es zeigt sich doch hier, daß der Philosoph von Rovereto nicht Historiker ist: sonst hätte ihm nicht entgehen können, wie die Betheiligung der Fürsten an den Bischofsernennungen nichts Anderes als die den Zeitverhältnissen entsprechende und sich von selbst ergebende Fortsetzung oder Umgestaltung der der plebs christiana zustehenden, oder sagen wir besser, im Alterthum zugestandenen Theilnahme an dem Wahlgeschäft darstellt. So groß die Mißbräuche sind, deren Fürsten und Regierungen sich in diesem Geschäfte schuldig gemacht, so hätte Rosmini doch auch nicht vergessen dürfen, daß einerseits auch zahllose vortreffliche Bischöfe der Initiative der Fürsten ihre Ernennung verdankten, andererseits die Formel schwer zu finden ist, welche die ererbten historisch begründeten Ansprüche beseitigen könnte, ohne daß man zur Trennung von Staat und Kirche schreiten muß.

In der That sind auch sehr bald gewichtige Bedenken gegen die „Cinque Piaghe“ geäußert worden. Augustin Theiner, der Vorstand des geheimen päpstlichen Archivs, welcher eben sein bekanntes Werk über Clemens XIV. und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu vorbereitete, schrieb 1849 seine „Briefe über die fünf Wunden“, in denen er, sehr entgegen seiner früher für den Verfasser derselben bezeugten und in der Einleitung auch hier betonten freundschaftlichen und hochachtungsvollen Gesinnung, ihn scharf angriff, ihm einen völligen Mangel an Geschichtskenntniß, Unbekanntschaft mit dem kanonischen Recht, unglaubliche Confusion von Ideen und Facten vorwarf[1]). Rosmini beantwortete diese Streitschrift sofort mit einer umfangreichen, übrigens nie veröffentlichten Abhandlung,

[1]) Lettere storico-critiche intorno alle Cinque Piaghe della S. Chiesa del ch. sac. D. Ant. de Rosmini-Serbati, scritte in Alemanno dal P. Ag. Theiner, sac. dell' oratorio, e trad. in Italiano dell' ab. Ferd. Mansi. Lettera prima, intorno alla elezione dei vescovi. Napoli 1849.

in welcher er seine Reformvorschläge vertheidigt und, den Stil umkehrend, seinem Gegner bedenkliche theologische Irrthümer nachzuweisen sucht[1]). Zieht man das Facit aus dieser Controverse, so wird man Theiner die Ueberlegenheit auf dem Gebiete der kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Studien, das größere Maß historischen Sinnes und historischer Methode nicht absprechen können; während Rosmini jedenfalls reicher an Ideen und größeren Blickes für die heutige Lage der Gesellschaft erscheint. Weder der Eine noch der Andere hatte volle Einsicht in die Entwicklung der Kirche seit dem 13. Jahrhundert und in die Ursachen des kirchlichen Zerfalles, des Abfalles des nördlichen Europa's von Rom und der zunehmenden Schwächung der kirchlichen Action gewonnen: Beide aber haben Ahnungen des Zusammenhanges der Dinge, Beide haben einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Bischofswahlen und zur künftigen Regelung dieser Frage geliefert. Ein sehr wahres und heute schon nur zu traurig bestätigtes Wort ist es, welches Theiner gegen den Schluß seiner Schrift äußert: „ohne es zu wollen und vielleicht ohne es entfernt zu ahnen, würde uns Rosmini mit seinen Grundsätzen — im Gegensatze zu dem einst beklagten Cäsaropapismus — zu einem Popolopapismus führen, dessen Ketten sicher schwerer und schrecklicher wären als die des Cäsaropapismus es in den Zeiten seiner schlimmsten Ausartung gewesen, und der den keuschen Augen der Kirche in unersättlicher Weise blutige Thränen entpressen würde. Diese neue Art von Papstthum wäre die brutalste und barbarische Sklaverei, Demüthigung und Erniedrigung der Kirche und würde zur Auflösung der letzten geheiligten Bande der menschlichen Gesellschaft führen.“ Heute sind wir dem von Theiner gefürchteten Uebel mit erschreckender Schnelligkeit näher gerückt. Die größte Gefahr, welche dem Organismus der katholischen Kirche Angesichts der demokratischen Transformation der Gesellschaft drohen kann, liegt dicht vor uns. Die instinctive Empfindung derselben erklärt die Politik des Papstthums im Jahre 1870. Ich weiß, daß ich damit Etwas sage, was einer großen und einflußreichen Partei zuwider ist, welche die Herrschaft des Trottoirs über Thron und Altar zu verwirklichen unternommen hat. Ich tröste mich mit der Zustimmung der Besten meiner Zeit und Desjenigen vor Allem, welcher in diesen unseren Tagen den Stuhl Petri inne hat. Es sind einige Jahre, seit ich veranlaßt war, die Ansichten zweier edler deutscher Fürsten und die meinige über dieses Thema Leo XIII. in eingehender Darstellung vorzulegen. Die Antwort des Papstes war eine völlig zustimmende und begleitet von dem Hinweise auf die damals eben ausgegebene Encyclica „Immortale Dei“ (November 1885), in welcher mit einer sehr bestimmten Absicht und im Hinblicke auf die in meiner Denkschrift bezeichneten Gefahren die Unvernünftigkeit und Verderblichkeit der „Volksherrschaft“ und ihrer Consequenzen ausgeführt seien. Leider sind diese beherzigenswerthen Ausführungen damals geflissentlich dem deutschen Publicum möglichst verdeckt worden.

Nichts wäre ungerechtfertigter als eine geistig so vornehme, in ihrer innersten Seele aller demagogischen Agitation so widerstrebende Persönlichkeit wie Don

[1]) Risposta al Agostino Theiner contro il suo scritto intitolato Lettere stor.-crit. intorno alle Cinque Piaghe della s. Chiesa etc. Casale 1850.

Antonio in irgend welchen Zusammenhang mit den geschilderten Tendenzen zu bringen. Wenn wir seine Ansicht über die Wiedereinführung der Bischofswahl durch Volk und Clerus für die Gegenwart und die nächste Zukunft nicht theilen, so geben wir einerseits zu, daß eine erweiterte Betheiligung des Diöcesanclerus über die Capitel hinaus sehr zulässig, vielleicht hier und da sogar empfehlenswerth wäre; wir verkennen auf der anderen Seite nicht die besonderen Verhältnisse, deren Anblick Rosmini zur Aufstellung seiner Forderung bewogen haben mag. Wer gleich ihm gesehen hatte, wie unter der Herrschaft des von ihm bekämpften Systems die Kirchen Neapels und Oesterreichs zur lebendigen Mumie geworden, der konnte wohl auf Mittel sinnen, den Episcopat frei zu stellen und der Kirche würdigere Zustände zu schaffen.

Doch kehren wir zu den Ereignissen des Sommers 1848 zurück.

Der Cardinal Castracane hatte wiederholt Rosmini aufgefordert, nach Rom zu kommen; er hatte ihm mitgetheilt, daß auch der Papst, welcher mit Befriedigung die „Cinque Piaghe“ lese, ihn dort wünsche. Aber Rosmini erwiderte sowohl ihm wie dem Cardinal Soglia, dem damaligen Staatssecretär, daß er nur nach Rom gehen werde, wenn er überzeugt sei, es sei dies der Wille Gottes, und er werde diesen Willen Gottes nur in einem bestimmten Befehl Sr. Heiligkeit sehen: so noch in Briefen vom 24. Juni und vom Juli. Schon vorher, in einem Schreiben an Don Gilardi vom 9. Mai, hatte er sich eingehend über die Kriegsfrage ausgelassen und seinen Procurator beauftragt, diese seine Aeußerung durch Castracane an den Papst zu bringen. Man könne, meint er, die Frage nicht mit dem einfachen Wahlspruch Julius II.: fuori i barbari d'Italia — hinaus mit den Deutschen — lösen. Ebenso wenig paßten die Verhältnisse, unter denen Pius VII. die Kriegserklärung gegen England verweigert habe, auf den vorliegenden Fall. Sei der Krieg gegen Oesterreich ein gerechter, so könne der Papst sich nicht weigern, an demselben Theil zu nehmen, ohne zu abdiciren und ohne die Interessen des ihm anvertrauten Landes zu verletzen. Werde festgestellt, daß der Papst als gemeinsamer Vater Aller nicht Krieg führen dürfe, so werde die Welt den Schluß ziehen, daß die weltliche Herrschaft und das Pontificat unvereinbare Dinge seien. In diesem Falle sei der Kirchenstaat unhaltbar. Die Frage könne also nur sein, ob der Krieg gerecht und nützlich sei. Was den letzteren Punkt anlange, so sei er evident; wenn eine Nation so einhellig sich über einen derartigen Gegenstand ausspreche, so könne sie sich nicht über ihre eigenen Interessen täuschen (??). Die Frage der Gerechtigkeit lasse sich auf folgende Weise erledigen. Es solle der hl. Vater, in Gemeinschaft mit Neapel und Toscana, Oesterreich vorstellen: Italiens Völker seien in solcher Erbitterung gegen dasselbe, daß die verbündeten Fürsten bei Verlust ihrer eigenen Krone genöthigt seien, von Oesterreich den Rückzug aus Italien zu verlegen. Oesterreich habe durch sein Auftreten in der Lombardei und Venezien, durch die Unterdrückung der nationalen und kirchlichen Freiheit jedes Recht auf Erhaltung dieses Territoriums verscherzt und müsse sich unbedingt zurückziehen. Thue es dasselbe, so erbieten sich die verbündeten Fürsten, ihm die denkbar günstigsten Bedingungen zu erzielen; andernfalls zwinge sie die Rücksicht auf ihre Selbsterhaltung, sich Karl Albert anzuschließen. Rosmini schrieb weiter (17. Mai)

an Castracane, die schwankende Haltung des Papstes schließe dem Anscheine nach einen Widerspruch in sich. Auf diesem Wege laufe derselbe Gefahr, sein ganzes Ansehen einzubüßen und von Italien als weltlicher Fürst verwünscht, als das Haupthinderniß der nationalen Freiheit, Einheit und Unabhängigkeit angesehen zu werden. Alle Verdienste früherer Päpste um Italien würden ihm nichts nützen, wenn er im entscheidenden Augenblick die Nation verlasse. Die Zerschneidung des politischen Bandes, welches das Papstthum mit Italien verbunden, werde aber den religiösen Zusammenhang des Landes mit jenem aufheben. Was kann der Papst schließlich gegen Rom, gegen Italien thun, wenn es sich gegen ihn auflehnt? Soll er die fremden Mächte zu Hilfe rufen? Gott möge uns davor bewahren (Iddio ce ne guardi). Noch schlimmer wäre in diesem Falle die Handhabung geistlicher Waffen, welche zum Schisma und zur Häresie führen dürfte. Trenne sich der Clerus in der nationalen Sache vom Volke, so stehe ein furchtbarer Kampf zu erwarten. Die Rücksicht auf Oesterreich dürfe nicht maßgebend sein. Einmal habe sich Oesterreich ohnedies bereits Pius IX. so feindlich als möglich gezeigt; dann aber gab es eine Möglichkeit, dasselbe zu versöhnen, indem man seine Interessen in Deutschland auf das Lebhafteste unterstütze. Man gehe in Deutschland mit dem Gedanken um, das Kaiserreich wieder zu errichten, gegen dessen Abolition der hl. Stuhl im Jahre 1815 protestirt habe. Jetzt habe der Papst eine vortreffliche Gelegenheit, sich mit Oesterreich zu verbinden, wenn er nach Frankfurt gehe, um den deutschen Kaiser zu krönen. Schlage der Papst angegebenermaßen den Weg einer offenen Politik ein, so verpflichte er sich beide Nationen; im entgegengesetzten Falle verderbe er es mit der einen wie mit der anderen.

Pius IX., welchem Castracane beide Briefe vorlas, zeigte sich von ihnen ergriffen; aber die Entscheidung sollte anders ausfallen, als es Rosmini gewünscht.

Der Papst hatte seit Ende September 1847 mit Karl Albert über den Abschluß eines Zollvereins verhandelt, der in der That im Januar 1848 zu Stande kam. Aber schon am 10. September hatte Sardinien den römischen Hof wissen lassen, daß es einem politischen Bunde den Vorzug geben würde, welchem Toscana sich günstig zeigte und dem auch der Papst nicht abgeneigt schien. Als aber der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, wünschte Piemont, daß der Kirchenstaat, Neapel und Toscana an demselben sich betheiligten. Rom ließ durch eine Depesche vom 9. Juni erklären, daß es nur zu einem gegenseitigen Schutzvertrag Verhandlungen eröffnen könne, und bestand in einer Depesche vom 28. desselben Monats darauf, daß diese Verhandlungen in der Residenz des Papstes geführt würden. Das sardinische Cabinet, in welchem Gabriel Casati damals den Vorsitz führte und Gioberti Minister ohne Portefeuille war, erklärte sich damit einverstanden und beschloß, Rosmini zum Zweck dieser Verhandlungen als Gesandten nach Rom zu senden.

(Ein dritter Artikel folgt.)

St. Petersburger Aufzeichnungen.

Aus den ersten Regierungsjahren des Kaisers Nikolaus.

Die letzten Jahre Alexander's I. und die ersten der Regierung seines Nachfolgers, des Kaisers Nicolaus, haben zu den unbehaglichsten Zeiten gehört, welche das moderne Rußland überhaupt durchzumachen gehabt; in mancher Rücksicht können sie mit den Tagen verglichen werden, welche den Ausgang Alexander's II. und die Anfänge Alexander's III. begleiteten. Auf die glorreiche Erhebung des Jahres 1812 und die aufregenden Ereignisse des Zeitalters der Freiheitskriege war eine Periode der Abspannung, der Ermüdung und der Enttäuschung gefolgt. Der Abspannung, weil die ungeheure Anstrengung der Feldzüge von 1813 und 1814 Rußlands materielle Mittel erschöpft und ein Siechthum des Wirthschaftslebens hinterlassen hatte, gegen welches weder die Palliative der Campenhausen und Gurjew, noch die rationell geordneten Curmethoden des Grafen Cancrin zu verschlagen schienen; der Ermüdung, weil die Nerven der durch die Ereignisse und Erfolge des großen Krieges erzogenen, von halb Europa geführten Soldatengeneration die Eintönigkeit vaterländischer Garnisonexistenzen als unerträglichen Druck empfanden. Als schwere Enttäuschung aber mußte es angesehen werden, daß der Befreier „Europa's und Wiederhersteller Polens" an seinen eigenen Idealen irre geworden war, die freisinnigen Rathgeber seiner Jugend und seiner früheren Mannesjahre bei Seite geschoben und, vom Mißtrauen gegen sich selbst und seine Umgebung verzehrt, den verhaßten und gefürchteten Kriegsminister Grafen Araktschejew zu seinem fast ausschließlichen Rathgeber gemacht hatte. Während der „jenseit St. Petersburgs liegende weite Raum, den man gewöhnlich Rußland nennt," alsbald nach Vertreibung des Landesfeindes in die Apathie zurücksank, in welcher er sich vor dem Erhebungsjahre befunden, war über die beiden Hauptstädte des Reichs eine Schwüle und Spannung gebreitet, die seit dem Jahre 1820 von Tag zu Tage zuzunehmen schien. Die aus Deutschland und Frankreich zurückgekehrten Officiere, jüngeren Generale und Staatsmänner und die von diesen bestimmten Kreise hatten von der Culturwelt zu viel gesehen, um sich in der Weiterführung von Zuständen beruhigen zu können, welche sie bei Beginn der Kriegszeit zurückgelassen hatten. Alle Welt wußte nicht nur, daß

der Kaiser sich längere Zeit hindurch mit weitaussehenden Reformplänen getragen habe, diese Welt wußte zugleich, daß es eine in Geheimbünde zusammengefaßte aristokratische Reformpartei gebe, der der Monarch direct entgegenzutreten sich nicht getraute. Er, der die Bibelgesellschaft auf die Denunciation eines einzelnen russischen Geistlichen fallen gelassen und aus dem nämlichen Grunde seinen nächsten Freund, den Fürsten Alexander Galyzin, seiner wichtigsten Aemter entkleidet, er hatte bereits im Sommer 1818 von dem Bestehen einer Anzahl halbrevolutionärer Geheimbünde unter seinen Officieren Kunde erhalten, die Namen mehrerer Führer in Erfahrung gebracht und dennoch keine Maßregeln zur Bestrafung der Schuldigen ergriffen. Erst auf eine zweite, im Jahre 1825 an ihn gelangte Anzeige des Capitäns Maiboroda und des Ulanenunterofficiers Sherwood (eines geborenen Engländers) war auf durchgreifende Maßregeln Bedacht genommen, die Ausführung derselben indessen durch den plötzlichen Tod des Monarchen und das sogenannte Interregnum (27. November bis 14. December) aufgehalten worden. Als drei Wochen nach der dem Großfürsten Constantin geleisteten Huldigung dessen Abdankung bekannt gemacht und der Befehl zur Eidesleistung auf den Namen des Kaisers Nicolaus ertheilt worden war, suchten die Verschworenen die dadurch bewirkte Verwirrung der Gemüther zu der bekannten thörichten Schilderhebung vom 14. (26.) December, dem sogenannten Dekabristen-Aufstande zu benutzen, um über sich selbst, die von ihnen verführten armen Soldaten und ihr Vaterland unermeßliches Unheil zu bringen.

Die Geschichte dieses Ausbruchs ist wiederholt und von Personen sehr verschiedener Denkungsart geschrieben worden: im Einzelnen vielfach von einander abweichend, treffen die bezüglichen Schilderungen rücksichtlich des entscheidenden und charakteristischen Punktes vollständig zusammen. An einem jener trüben, feuchten und kalten Decembermorgen, an denen die Zahl der von der Sonne beschienenen Tagesstunden sich auf fünf und eine halbe beschränkt und alles Unbehagen, das der hohe Norden auf den Menschen zu häufen vermag, den höchsten Grad erreicht zu haben scheint, — an einem solchen Morgen verließen etwa zwei Tausend Mann zur Eidesleistung versammelter Gardetruppen tumultuarisch ihre Casernen, um in Mitten des nach allen vier Seiten offen liegenden Senatsplatzes eine Aufstellung zu nehmen, aus welcher sie durch den ersten auf sie abgefeuerten Kanonenschuß vertrieben und in die Flucht gejagt werden konnten. Lediglich weil man sich zu diesem Schuß erst zu entschließen vermochte, nachdem alle Mittel friedlicher Verhandlung erschöpft worden, war dem thörichtsten aller jemals unternommenen Aufstandsversuche eine etwa halbtägige Dauer gegönnt gewesen. Die Sinnlosigkeit des Unternehmens, in einem absolutistisch regierten, zumeist von Leibeigenen bewohnten Staate aristokratisch-constitutionelle Einrichtungen zur Anerkennung bringen zu wollen, hatte deutlicher nicht bescheinigt werden können, als durch das äußere Bild, welches der Senatsplatz am 14. (26.) December 1825 darbot: rings von Tausenden erstaunt zusehender Bürger, Arbeiter und Bauern umgeben, stand eine Handvoll mit dem Wesen constitutioneller Institutionen völlig unbekannter Soldaten stundenlang bei zehn Grad Kälte frierend und hungernd da, während ihre zumeist dem höchsten Adel angehörigen Officiere rathlos hin- und herirrten, bald nach dem — zu elfter Stunde unsichtbar ge-

wordenen — Oberanführer, Fürsten Trubezkoi, bald nach der zunächst zu unternehmenden „Action" fragten, in völlig wahnwitziger Weise alle ihnen gemachten Unterwerfungsvorschläge höhnisch zurückwiesen und den wohlmeinendsten der an sie abgesendeten Parlamentäre, den Grafen Miloradowitsch, meuchlings erschossen. Als gegen drei Uhr die Dunkelheit einzubrechen begann, hatten die von der tollen Scene ermüdeten Zuschauer sich längst verlaufen: dann krachten zwei in der Umgebung des Winterpalais abgefeuerte Kartätschenschüsse — und wenige Augenblicke später war der gesammte Spuk zerstoben. Einzelne der unglücklichen verführten Soldaten waren in die auf den Platz mündende Galeerenstraße geflüchtet und dort niedergeschossen worden, andere in der Newa ertrunken; den Rest ließ man laufen, über die während der folgenden Tage arretirten Officiere aber wurde ein schweres Strafgericht verhängt, das im Sommer 1826 zur Ausführung kam und allenthalben den tiefsten Eindruck hinterließ.

Die Zahl der vor den Richter gestellten Verschwörer betrug 121; sie hatten drei verschiedenen Geheimbünden, dem „Verein des Nordens", dem „Verein des Südens" und der „Gesellschaft der vereinigten Slaven" angehört und an zwei Orten (zu St. Petersburg und zu Tultschino in Südrußland) Erhebungsversuche angestellt. Nur sechs von ihnen waren Nicht-Militärs, alle übrigen active oder verabschiedete Officiere der Garde, der Linie oder Flotte, bez. höhere Armeebeamte. Man zählte unter den Verurtheilten sechzehn Fürsten, Grafen und Barone, mehr als zwanzig Mitglieder der ältesten titellosen Bojarengeschlechter, im Uebrigen fast lauter Söhne angesehener Adels- und Beamtenfamilien, zumeist hochgebildete junge Männer im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren, die in reichen und anspruchsvollen Verhältnissen emporgekommen waren. Fünf Rädelsführer endeten am Galgen, die Uebrigen wurden entweder zu lebenslänglicher, bez. vieljähriger Zwangsarbeit in Sibirien oder zur Degradation und zur Verweisung in entfernte Garnisonen verurtheilt; über denen aber, zu denen sie in näherer freund- oder verwandtschaftlicher Beziehung gestanden, hing die Wolke eines Verdachts, welche jede freie Bewegung niederhielt. Da die Mehrzahl älterer und angesehener Adelsfamilien mittelbar compromittirt erschien, herrschte grade in den Kreisen, welche das gesellschaftliche Leben St. Petersburgs und Moskau's repräsentirten, banges und verlegenes Schweigen. In der Umgebung des Kaisers wagte man die sonst gefeierten Namen der Naryschkin, Fürst Barjätinski, Fürst Trubezkoi, Fürst Odojewski, Graf Konownizin, von Wisin, Beßtuschew-Rjumin, Murawjew, Baron Tscherkaßki u. s. w. kaum zu nennen, seit Mitglieder dieser Geschlechter in den vordersten Reihen der Verschworenen gestanden hatten; einzelne der höchsten Würdenträger, wie Fürst Wolkonski, der österreichische Botschafter Lebzeltern, General Tschernytschew zählten nahe Verwandte unter den Verurtheilten, andere wußten, daß ihre Angehörigen sich nur mit Mühe von der Anklage der Mitwisserschaft an der Verschwörung zu reinigen vermocht hatten. Für nicht minder compromittirt galten die Regimenter, deren Mannschaften an der Ansammlung auf dem Senatsplatze betheiligt gewesen waren: die Namen „Moskausches Garde-Regiment", „Leib-Grenadiere", „Garde-Equipage" brauchten nur erwähnt zu werden, damit die Stirne des schwer beleidigten Herrschers sich verfinsterte. Die vielfach vernommene Klage, daß Kaiser Nicolaus,

dem alten russischen Adel abgeneigt und von einer gewissen Vorliebe für „Deutsche und für Emporkömmlinge" erfüllt sei, stand mit den im December 1825 gemachten Erfahrungen in engstem Zusammenhange und verschwand erst nach dem Jahre 1848, als die Stellung der Deutschen eine Veränderung zu erfahren begann. Vollständig hat der dritte Sohn Kaiser Paul's die Eindrücke der ersten Tage seiner Regierung niemals verwunden; aus ihnen datirte die Feindschaft des Zaren gegen Alles, was nach liberalen oder constitutionellen Ideen schmeckte, aus ihnen des Kaisers Vertrauen zu Männern des blinden Gehorsams, denen die kaiserliche Gnade Alles galt, weil sie dieser Gnade Alles zu verdanken hatten.

Die auf die zweite Hälfte der zwanziger Jahre bezüglichen Memoirenwerke und Sittenschilderungen der russischen Literatur stimmen ausnahmslos in dem Bekenntniß überein, daß über dem weiten Reich ein dumpfer Bann gelegen habe, dem weder Herrscher noch Beherrschte sich zu entziehen vermocht hätten. Selbst die Tage der Kaiserkrönung in Moskau (Sommer 1826) zeigten ein freudloses Gesicht. „Der feierliche Einzug in die erste Hauptstadt, der Krönungsact selbst, die Festlichkeiten bei Hof und die von Botschaftern und Würdenträgern gegebenen Bälle (so heißt es in den Aufzeichnungen Alexander Koschelew's, des bekannten Slawophilen und polnischen Finanzministers von 1864) vollzogen sich unter dem Eindruck der letzten traurigen Vorgänge. Sehr viele Edelleute blieben auf ihren Landgütern, während sich zu den erwähnten Festen nur diejenigen einfanden, welche durch ihre amtliche Stellung dazu genöthigt waren. Der Kaiser selbst sah außerordentlich düster aus und machte den meisten Anwesenden einen unheimlichen Eindruck; der Zukunft ging man schweren und beunruhigten Herzens entgegen." — Einen der Gründe dieser peinlichen Stimmung finden wir in den Memoiren eines anderen Zeitgenossen, des Staatsrath Przeslawski, näher erörtert: „Allen denjenigen Personen, welche den Unterthaneneid zu leisten gehabt, wurde ein Revers darüber abgefordert, daß sie keiner geheimen Gesellschaft angehörten; wer irgend einer Gesellschaft angehörte, mußte Ziel und Zusammensetzung derselben genau angeben und hinzufügen, was er etwa über andere Gesellschaften wußte. Jede bezügliche Unterlassung sollte die Anklage auf Staatsverbrechen zur Folge haben." Obgleich der damalige Chef der Geheimpolizei, M. J. von Fock, und dessen Vorgesetzter, der Minister des Innern W. S. Lanskoi, mit außerordentlicher Humanität verfuhren, war die Sache gerade für gewissenhafte Personen mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Da Mitglied des Freimaurerordens zu sein, seit Jahren zum guten Ton gehört hatte, war der auf diese Gesellschaft bezüglichen Untersuchungen und Erörterungen kein Ende und blieben viele Betheiligte widerwärtigen Vexationen unaufhörlich ausgesetzt. Rasch aufeinander folgten Erlasse, welche die früher üblich gewesene Erziehung junger Russen im Auslande, den dauernden Aufenthalt außerhalb der Reichsgrenzen, die Zugehörigkeit zu Vereinen und Gesellschaften so erheblich einschränkten, daß die dem Adel in früherer Zeit gewährte Freiheit der Bewegung nahezu aufhörte.

Bald nach dem Regierungsantritt des neuen Herrschers griffen zahlreiche Personalveränderungen in dem höheren Beamtenkreis Platz. Daß der gefürchtete

Vertraute Alexander's I., Araktschejew, von der Scene verschwand und dem Einfluß gewisser fanatischer Geistlichen der griechischen Kirche eine feste Grenze gesteckt wurde, mußte allgemein als Wohlthat empfunden werden. Minder günstig war der Eindruck, den die Ernennung Tschernytschew's zum Kriegsminister machte; noch überraschender aber wirkte es, daß die Verwaltung des wichtigsten aller Ministerien, diejenige des Innern, aus den Händen Lanskoi's in diejenigen des General-Gouverneurs von Finnland, Grafen Sakrewski, eines strammen Militärs, überging, den die Bedingungslosigkeit seiner loyalen und autoritären Gesinnung dem an den Männern des früheren Régime's irre gewordenen jungen Monarchen empfohlen hatte. Die Unzweckmäßigkeit dieser Wahl ist in der Folge von dem Kaiser selbst eingeräumt worden: Sakrewski war ein beschränkter und dabei unliebenswürdiger Formenmensch, der zwischen Regimentscommando und Staatsverwaltung keinen Unterschied zu machen wußte und gerade wegen seines „Ordnungssinnes" eine Verwirrung anrichtete, an welcher seine Nachfolger noch viele Jahre zu tragen haben sollten. Ueber der Sorge für kleinliche Aeußerlichkeiten des „Dienstes" und der Dienstführung wurde das Uebrige vergessen und verabsäumt. Przeslawski, der zur Zeit Lanskoi's in das Ministerium getreten war, hat von der Verwaltung Sakrewski's ein Bild entworfen, dem wir die nachstehenden charakteristischen Züge entnehmen:

„Graf Sakrewski war von tiefstem Mißtrauen gegen das gesammte ihm unterstellte Ressort erfüllt; er glaubte, daß Alles zerfahren sei und daß in der Verwaltung vollständige Unordnung herrsche. Er sah es für seine Aufgabe an, das Ministerium hinter Schloß und Riegel zu bringen und so kurz wie immer möglich zu halten. Die Directoren zitterten vor ihm, von uns, von den kleineren Beamten gar nicht zu reden: Jedermann sollte von 10 bis 3 Uhr unentwegt zur Stelle sein, der Executor über Kommen und Gehen jedes Einzelnen genau Buch führen und den geringsten Verstoß gegen das Reglement zu sofortiger und directer Kenntniß des Ministers bringen. Mit Ziffern der Tagesstunden beschriebene Tafeln wurden über den Thüren der einzelnen Abtheilungen und oberhalb der Plätze der einzelnen Bureauchefs (Tischvorsteher) angebracht. Sakrewski's Reglementireifer ging so weit, daß der Conseil des Ministeriums (die Versammlung der Abtheilungsvorsteher) förmliche Beschlüsse über die Beschaffenheit der Federwischer fassen, die Frage „Tuch- oder Leinwandlappen von schwarzer Farbe" entscheiden und darüber ein Protokoll aufnehmen lassen mußte. Durch einen von Sr. Excellenz bestätigten protokollarischen Beschluß wurde die wichtige Frage zu Gunsten des „schwarzen Calico" entschieden und Fetzen dieses Stoffs zu amtlicher Vertheilung gebracht, welche sich wegen ihrer Dicke völlig unbrauchbar erwiesen. Aehnliche Resolutionen wurden über Sand und Tintenfässer gefaßt und den Ministerialacten von 1828 einverleibt, wo sie noch gegenwärtig zu finden sein müssen.

„Wie in dergleichen Fällen Regel zu sein pflegt, so fanden sich auch bei uns Streber ein, die das von dem Chef gegebene Beispiel noch zu überbieten versuchten. Proprio motu kam einer der Directoren auf den Einfall, eine Vorschrift zu erlassen, nach welcher jeder, in einer dem Director bestimmten Vorlage enthaltene Schreibfehler an dem betreffenden Bureauchef das erste Mal mit

einem Verweise, das zweite Mal mit einem Extra-Dujour (voller Tagesarbeit), das dritte Mal mit einwöchentlichem Dujour und das vierte Mal mit Dienstentlassung bestraft werden sollte; der schuldige Schreiber sollte bereits bei der dritten Contravention entlassen werden; dabei war vorgeschrieben, daß Verstöße gegen die Orthographie Schreibfehlern gleich zu achten seien . . . . . . Sakrewski selbst fand, daß die bestehende, bereits außerordentlich pedantische Art der Registratur und Controle höheren Ansprüchen nicht genüge. Er ließ besondere Register über alle den untergeordneten Behörden wiederholt ertheilten Aufträge anfertigen (jedes Schreiben sollte — auch wenn es in entfernte Provinzen entsendet worden war, — binnen vierzehn Tagen nach Eingang beantwortet sein) und Tabellen über die „Bewegung der Geschäfte während jeder Woche" abfassen, die bis Sonnabend Mittag fertig gestellt sein sollten, um alsdann dem Minister vorgelegt zu werden. Veranlassung dazu hatte der folgende Vorfall gegeben: der Kaiser hatte dem Unterrichtsminister Lieven einen das Schulwesen in Kronstadt betreffenden Auftrag ertheilt, drei Wochen später, bei Gelegenheit eines Besuches dieser Stadt, erfahren, daß seine Anordnung noch nicht in Ausführung gebracht worden sei, den Ministerialdirector Jasykow dafür auf die Hauptwache geschickt und eine der späteren Sakrewski'schen Einrichtung entsprechende Ordre für das Ministercomité und die erste Abtheilung der Allerhöchsten Canzlei erlassen.

„Merkwürdiger als alles Uebrige war eine im Jahre 1827 angeordnete Institution Sakrewski's, welche das peinlichste Aufsehen erregte: den bestehenden Dienstlisten (Personalacten) der General-Gouverneure und Gouverneure des gesammten Reichs ließ der gestrenge Graf eine Rubrik anhängen, in welche alle auf diese hohen Beamten bezüglichen Gerüchte und Denunciationen, insbesondere solche, welche das Privatleben derselben betrafen, eingetragen wurden. Diese zu einem dicken Bande angeschwollene chronique scandaleuse machte allmonatlich bei sämmtlichen Bureauvorstehern des Ministeriums die Runde, um von diesen auf Grund des an denselben vorübergegangenen Actenmaterials vervollständigt zu werden. — Wieder ein anderes Mal machte der Minister einem der Directoren vor dem gesammten Beamtenpersonal eine tadelnde Bemerkung darüber, daß er statt mit Tinte mit Bleistift Notizen aufgenommen habe, und wurden auf Grund dieses Vorfalls sämmtliche Bleistifte aus den Ministerial-Bureaux verbannt. Ein drittes Mal wurde angeordnet, siebzehn Jahrgänge alter, längst geschlossener Ministerialacten mit Inhaltsverzeichnissen zu versehen, wie sie in früherer Zeit nicht geführt worden waren. Mit dieser Arbeit aber nahm man es so wichtig und so eilig, daß Sakrewski zu Anfang des Jahres 1828 eine Anordnung erließ, nach welcher für die Dauer eines Jahres kein Bureauchef ein Abschieds- oder Urlaubsgesuch einreichen dürfe und bis zur Beendigung der erwähnten Registraturen sämmtliche an derselben betheiligte Beamte um sechs Uhr Morgens an die Arbeit gehen und eventuell bis zehn Uhr Abends im Bureau bleiben sollten; nach den Abwesenden wurden Couriere ausgesendet, welche über die Gründe des Nichterscheinens der Betreffenden zu berichten hatten . . . . Schließlich wurden Militärschreiber herancommandirt, um die Ministerialbeamten zu noch eingehenderer als der bisherigen Art der Registrirung und Archivirung anzuleiten: Sa-

krewski hatte seiner Zeit eine Archiv-Ordnung für das Inspections-Departement des Kriegsministeriums entworfen und für zweckmäßig gehalten, die Vortheile derselben der Verwaltung der inneren Angelegenheiten des ausgedehntesten Reichs der Erde zuzuwenden."

Das Institut der Geheimpolizei wurde zur Zeit der Sakrewski'schen Ministerschaft von der dem Ministerium unterstellten allgemeinen Polizei getrennt und als dritte Abtheilung von „Sr. Majestät höchst eigener Canzlei" selbständig organisirt. Aus Eifersucht auf den Einfluß dieser alsbald zur wichtigsten politischen Centralstelle der Residenz erhobenen und mit der Gensdarmerie in Verbindung gebrachten Verwaltung unterhielt auch das Ministerium des Innern eine Anzahl geheimer Agenten, die mit denjenigen der dritten Abtheilung in tödtlicher Feindschaft lebten, indem sie ihnen, wo immer möglich, Concurrenz zu machen suchten. Als Beamter des Ministeriums war der oben erwähnte Prszeslawski mit den Einzelnheiten dieses Wettbetriebes genau bekannt. Nichtsdestoweniger mußte er die Wahrnehmung machen, daß man ihn ebenso überwachte, wie andere minder gut unterrichtete Leute. Seine im Jahre 1875 von der St. Petersburger Zeitschrift „Russkaja Starina" veröffentlichten Memoiren enthalten einen höchst ergötzlichen Bericht über die Bemühungen, welche ein im Dienste der dritten Abtheilung stehender vornehmer Herr wochenlang fortsetzte, um die gemeinsam mit Prszeslawski an der Wirthstafel eingenommenen Mittagsmahlzeiten zur Anknüpfung politischer Unterhandlungen auszunutzen. Erst nachdem der unglückliche Agent ein kleines Vermögen für vergeblich gespendete Champagnerlibationen verschwendet hatte, wurde er gewahr, daß sein Tischnachbar ein „Eingeweihter" sei, mit dem sich nichts anfangen lasse. Der Memoirenschreiber fügt hinzu, er müsse eine besondere Anziehungskraft für die Geheimpolizei besessen haben. Während seines vieljährigen Aufenthaltes an der Newa seien nicht weniger als drei Generationen dieser „Versucher" an ihm vorübergezogen. Die meisten derselben habe er kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und über ihre Unbelehrbarkeit häufig genug mit dem bekannten zweiten Chef des Instituts, dem Gensdarmerie-General Dubbelt, gelacht. Wachsthum und Einfluß der Geheimpolizei standen mit der allgemeinen Lage der Verhältnisse in engem Zusammenhange. Nachdem auf den unglücklichen December-Aufstand von 1825 die polnische Erhebung von 1830/31 gefolgt war, kam das Mißtrauen der Regierung gegen die Gesinnung der höheren gebildeten Classen nicht mehr zur Ruhe. Ihren Höhepunkt erreichte die Wichtigkeit der dritten Abtheilung übrigens erst nach dem Jahre 1848, wo das Gensdarmerie-Corps zur Aufsichtsbehörde über alle anderen Verwaltungen, ins Besondere diejenige der allgemeinen Polizei wurde. Nahezu alle Minister des Innern standen demgemäß mit den Gensdarmeriechefs der Nicolaitischen Zeit, dem Grafen Benckendorf und seinem Nachfolger, dem Grafen, später Fürsten A. Orlow auf gespanntem Fuße.

Dem von Sakrewski geleiteten Ministerium waren neben zahlreichen anderen Materien auch diejenigen der Medicinal-Verwaltung untergeordnet. Sonst wenig beachtet, trat dieses Ressort in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit als Ende April des Jahres 1831 die erste Cholera-Epidemie in St. Petersburg ausbrach. — Dem Bericht über den Verlauf dieser Seuche werden

einige Bemerkungen über die damalige äußere Beschaffenheit der Hauptstadt vorausgeschickt werden müssen, die unter den Metropolen Europa's bekanntlich die jüngste und zugleich von der Natur am stiefmütterlichsten behandelte ist.

Zu dem Zeitpunkte, von welchem hier die Rede ist, war die auf den Trümmern der schwedisch-finnländischen Feste Nyenschanz erbaute Stadt Peter's des Großen wenig über hundert Jahre alt und trotz ihrer gewaltigen Ausdehnung von kaum 300 000 Menschen bewohnt. Die schwache Frequenz der Straßen und öffentlichen Plätze stand zu den gewaltigen Raumverhältnissen in auffallendem Gegensatz — eine Eigenthümlichkeit, welche Petersburg mit dem damaligen Berlin theilte. Aber nicht das allein. Der Versuch, einen niedrig gelegenen, beständig der Ueberschwemmungsgefahr ausgesetzten Sumpf zum Wohnplatz einer großen Menschenansammlung zu machen, nahm sich vor sechzig Jahren noch verwegener aus als heute, wo ungeheuere Strom- und Dammbauten die mit diesem Unternehmen verbundenen Uebelstände mindestens erträglich gemacht haben. Zu jener Zeit genügten drei Tage lang aus Westen wehende Winde, damit der Palmyra des Nordens das Schicksal Stavoren's und Vineta's direct angedroht wurde. Zeuge der größten und gefährlichsten dieser Ueberschwemmungen war das letzte Regierungsjahr Alexander's I. gewesen. Nachdem es mehrere Tage lang aus Nordwesten geweht, waren in der Nacht vom 7. auf den 8. (19. und 20.) November 1824 sämmtliche der Newa benachbarte Straßen bis zu den ersten Stockwerken überschwemmt und die Canäle der Moikwa und Fontanka in reißende Ströme verwandelt worden, auf denen man zu Boote fuhr, und die ihre sämmtlichen Brücken eingebüßt hatten. Am Morgen des 7. standen auch die Erdgeschosse sämmtlicher der Newa benachbarten Straßen von Wassily-Ostrowo unter Wasser und war die Verbindung dieser Insel mit der an dem benachbarten Ufer belegenen Stadt wegen der Zerstörung der Newa-Brücken vollständig gehemmt. Casernen, Hospitäler und andere öffentliche Gebäude waren während der folgenden Tage von den Flüchtigen überfüllt, die unter Zurücklassung ihrer gesammten Habe mühsam das nackte Leben gerettet hatten und des Nöthigsten entbehrten. Ein um vier Uhr Nachmittags erfolgter Umschlag der Windrichtung, welchem während der folgenden Nacht Frostwetter folgte, setzte weiteren Zerstörungen durch das Element ein gnädiges Ziel. Dafür hatten Noth und Elend der zahlreichen Obdachlosen ein so entsetzliches Maß erreicht, daß die Regierung helfend eingreifen mußte. Die Zahl der Verunglückten war eine verhältnißmäßig geringe; eine von Hunderten von Kindern besuchte Schule, welche man bereits verloren gegeben, hatte eben noch gerettet werden können. In so entsetzlicher Weise aber war die Newastadt an die Geschichte ihrer gewaltsamen Entstehung gemahnt worden, daß ältere Personen bitter die Aufhebung einer, zu Anfang des Jahrhunderts noch geltenden Vorschrift Peter's des Großen beklagten, nach welcher jedes Haus der Stadt ein eignes Boot hatte unterhalten müssen, um gegen plötzliche Wassersnoth gesichert zu sein. — Das Unheil von 1824 hatte sich glücklicher Weise nicht wiederholt, die Wirkung desselben indessen noch mehrere Jahre lang fortgedauert. Die alle Zeit außerordentlich hoch gewesene Sterblichkeit der Einwohnerschaft wuchs in Folge schwerer typhöser Fieber über ihr gewöhnliches Maß hinaus; die Feuchtigkeit der Häuser spottete aller Heizungs- und Ventilationsmaßregeln und

die Beschaffenheit des Pflasters bewies, daß der Sumpf, den Peter zum Bauplatz ausgesucht, sein altes Recht wieder erobert zu haben glaubte. Dazu kam, daß die Bebauung höchst unregelmäßig vor sich gegangen war und in Mitten des städtischen Weichbildes weite Strecken wüst und unregulirt dalagen, andere in ungeheure Bauplätze verwandelt waren, deren Bretterzäune das Geschlecht derer, welche dieselben aufgerichtet hatten, um viele Jahre überlebten. Ein solches Bild bot z. B. der riesige, um das Winterpalais gebreitete Platz dar, aus welchem nur einzelne fertig gestellte Gebäude heraussahen; die für diese Gegend charakteristischen Bauten der Neuzeit waren entweder nicht vorhanden oder in den Anfängen begriffen. Noch bestanden die mächtigen Linien der stolzen Newski-Perspective aus zumeist gelb angestrichenen, mit weiß gegypsten Säulen verzierten Häusern, welche der Fremde für Casernen hielt, während die Baumgänge dieser glänzendsten Straße der Residenz trostlos verkümmerte Lindenstämmchen zeigten, die alljährlich erneuert werden mußten und niemals zu grünen Zweigen gelangten. Da wo sich heute das prächtige Michailow'sche Palais erhebt, starrte bis zum Jahre 1825 ein trostloser Morast, in welchen Abfälle aller Gattungen und Arten versenkt wurden; die Stelle des Alexandertheaters nahm ein Holzschuppen ein, in welchem russische Comödie gespielt wurde, — das sogenannte große Theater aber blieb Jahr und Tag hindurch im Umbau begriffen. Von den heutigen öffentlichen Denkmälern waren allein die beiden Standbilder Peter's des Großen, die Suworow-Statue vom Marsfelde und der Rumjänzow-Obelisk vorhanden; an dem großartigsten Bauwerke der Stadt, der Isaaks-Kathedrale, wurde seit den Zeiten Catharina's II. gebaut, ohne daß den drei nächsten Nachfolgern dieser Herrscherin beschieden gewesen wäre, die ihrem Sitze benachbarte Riesenplanke sinken zu sehen. Die Nachbarschaft dieser permanenten Baustelle bildete wiederum ein öder, wüst daliegender Platz, die Stätte, an welcher sich gegenwärtig das von Kaiser Nicolaus erbaute Leuchtenberg'sche Palais und das dem genannten Monarchen errichtete Reiterstandbild erheben.

Von dieser Beschaffenheit der Haupt- und Glanzviertel der seitdem unkenntlich veränderten Stadt kann auf den damaligen Zustand der ärmeren und bescheidenen Quartiere, der Nachbarschaft des Heumarkts, der Vorstädte Ochta und „Petersburger Seite", der weiter abliegenden Theile Wassily-Ostrow's, der Liteinaja, Kolomna's u. s. w. geschlossen werden. Hielt es wegen der Unregelmäßigkeit der Bebauung, wegen des sumpfigen Bodens und der Rauhheit des nordischen Klimas bereits in den begünstigteren Gegenden außerordentlich schwer, die Bedingungen baulicher, polizeilicher und sanitärischer Ordnung herzustellen, so mußten da, wo die Augen des Herrschers und seiner Großen nicht hinreichten, die Ansprüche an ein erträgliches Decorum vollständig zurücktreten. Die Masse der ärmeren Bevölkerung war in Gassen, Häuser und Gelasse gezwängt, deren Unreinlichkeit, Unbequemlichkeit und Ungesundheit kaum übertroffen werden konnte. Die Uebel und Unzuträglichkeiten, an welchen die ärmeren Quartiere großstädtischer Menschenanhäufungen allenthalben zu leiden haben, waren hier gesteigert und verschärft, weil es den Kampf mit einem Klima galt, dessen Kälte und Feuchtigkeit Abwehr der frischen Luft zum dringendsten aller Bedürfnisse zu machen schien. Auf den kurzen, tropisch heißen Sommer und dessen Bedürfnisse Rücksicht zu

nehmen, mußte den Bewohnern einer Erdgegend fern abliegen, in welcher der Winter sechs Monate, jede der Uebergangsjahreszeiten je sechs Wochen dauert, Herbst und Frühjahr einen wesentlich winterlichen Charakter tragen. Demgemäß war Alles auf die Zusammendrängung in heiße Stuben und Küchen berechnet, und als einzige baupolizeiliche Rücksicht, mit welcher man es genau nahm, galt diejenige auf möglichste Verminderung der beständig drohenden, unvermeidlich wiederkehrenden Feuersgefahr. In allen übrigen Beziehungen baute, vermiethete und hauste Jedermann, wie ihm gut dünkte und wie sich's unter normalen Verhältnissen ertragen und verantworten ließ. Entscheidend war dabei der Umstand, daß die Masse des eigentlichen Volkes aus bedürfnißlosen Leibeigenen, bezw. Freigelassenen und deren Kindern, d. h. aus in die Stadt gekommenen bäuerlichen Arbeitern und aus Kaufleuten bestand, welche von jenen wenig verschieden waren und selbst inmitten erworbener Reichthümer dem bescheiden-patriarchalischen Zuschnitte ihrer Väter treu zu bleiben pflegten. Mit ihnen vermischten sich versprengte Polen, Finnen, deutsche und französische Proletarier, während die Mittelclasse der größeren Industriellen, der Geschäftsleute und Gelehrten sich fast ausschließlich aus Ausländern, zumeist Deutschen zusammensetzte, welche zu damaliger Zeit auch im Beamtenthum außerordentlich zahlreich vertreten waren. Darüber thronte eine um den kaiserlichen Hof gruppirte Schicht hoher Würdenträger, Diplomaten, Generale und reicher Aristokraten, die nicht nur den sog. Ton angaben, sondern die gesammte Structur des öffentlichen Lebens bestimmten. Ihren Ansprüchen und Gewohnheiten waren die städtischen Einrichtungen so genau angepaßt, als ob die obersten Zehntausend allein für das Wirthschafts- und Gesellschaftsverhältniß der nordischen Residenz in Betracht kämen. Weil Adel, hohes Beamtenthum und wohlhabendere Ausländer eigene Wagen und Pferde besaßen, befand das öffentliche Fuhrwesen sich in einem höchst unbefriedigenden Zustande. Magnaten und Bojaren fuhren in vierspännig-langbespannten Carossen, deren auf das Spitzpferd gesetzte kleine Vorreiter die Namen ihrer Herren gellend ausriefen; die Wagen der Aerzte wurden von zwei Pferden gezogen, wohlhabendere Kaufleute pflegten sich kleiner Droschken und Schlitten zu bedienen. — Veranstaltungen für die Weiterbeförderung anderer Sterblicher fehlten so gut wie ganz. Und doch erheischten die ungeheuere Ausdehnung der Stadt, die mangelhafte Beschaffenheit des Pflasters, Unberechenbarkeit des Wetters und Unsicherheit der entfernteren Straßen bezügliche Einrichtungen für alle Gesellschaftsclassen aufs Dringendste. Omnibusse und städische Diligencen[1]) fehlten vollständig, Miethwagen waren in nur geringer Anzahl vorhanden und zumeist so schlecht und unsauber gehalten, daß sie die Kleider ihrer Insassen ruinirten; zu den kleinen, von einer Mähre gezogenen Droschken aber nahmen anspruchsvolle Personen

[1]) Ziemlich gleichzeitig mit der Einrichtung einer Diligencenverbindung zwischen St. Petersburg und Moskau (d. h. zu Ende der zwanziger Jahre) wurde eine regelmäßige Dampferverbindung nach Kronstadt hergestellt. Ein unternehmender Schotte, Baird, erwarb das ausschließliche Privilegium, zwischen der Hauptstadt und ihrem Hafenvorort Passagier- und Bugsierdampfer laufen zu lassen, beseitigte mit Hilfe dieses Rechtes die gesammte Segelbootjahrt und wurde binnen weniger Jahre zum steinreichen Manne. — Um dieselbe Zeit wurde die erste Feuerversicherungs-Gesellschaft durch ein privates Actienunternehmen begründet.

nur in Nothfällen ihre Zuflucht. — Aehnlich sah es auf anderen Gebieten der öffentlichen Bequemlichkeit aus. In den anspruchsvolleren Gasthöfen fehlte jede regelmäßige Bedienung, weil man annahm, der „wohlgeborne Herr" bringe mindestens einen leibeigenen Diener mit; Mittelclasse und Plebs waren auf Wirthshäuser und Kneipen angewiesen, die orientalischen Karawanserai's täuschend ähnlich sahen und fast ausnahmslos von Ungeziefer wimmelten. Weil Leute von Stande entweder zu Hause oder bei guten Bekannten speisten, gab es in der weiten Stadt kaum ein halbes Dutzend anständiger Restaurants, — nach 10 Uhr Abends pflegte nur eines derselben, der Dominique'sche Keller an der Newsky-Perspective offen gehalten zu werden. Innerhalb der höheren Gesellschaft herrschte dafür eine so unbeschränkte Gastfreiheit, daß gut empfohlene junge Männer das ganze Jahr über „bei Freunden" diniren konnten und höchstens an Trauer- oder Fastentagen zu den wohlbesetzten und kostspieligen Tafeln Andrieux's oder Dusseaux's ihre Zuflucht zu nehmen brauchten; daß die von russischen und deutschen Garküchen (sog. Kuchmistern) verabfolgten Speisen und Getränke hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückblieben, konnte unter solchen Umständen Niemanden Wunder nehmen. Und vollends das eigentliche Gesellschafts- und Geselligkeitsleben! Während sich in den goldenen Tagen der großen „noch undurchgebrachten Adelsvermögen" in den oberen gesellschaftlichen Stockwerken Bälle, Soiréen und verwandte Veranstaltungen in unabsehbaren Reihen folgten, und die Landhäuser der Vornehmen den gesammten Sommer über geladenen und ungeladenen Gästen offen standen, entbehrte die Mehrheit der Bevölkerung der Gelegenheit zu öffentlicher Belustigung oder Erholung in fühlbarster Weise. Die Theatersaison beschränkte sich auf eine vier- bis fünfmonatliche Dauer und schloß mit dem letzten Tage des Carnevals (der Maßlieiza); öffentliche Bälle und Maskeraden wurden nur während dieser Zeit abgehalten. Trotz der glänzenden Ausstattung des zum Tanzlocal dienenden Engelhardt'schen Hauses und trotz des massenhaften Zuströmens der Besucher, trugen diese Versammlungen das trübselig-langweilige Gepräge, welches in nordischen Ländern veranstalteten Mummereien überall eigenthümlich zu sein pflegt. — Was vom Winter galt, hatte in noch höherem Grade für den kurzen und heißen Sommer Geltung. Während das heutige Petersburg von einem reichen Kranze geschmackvoll angelegter und mit dem Mittelpunkte der Stadt wohlverbundener sommerlicher Vergnügungslocale umschlungen ist, gab es damals nur zwei — gewöhnlich überfüllte — städtische öffentliche Parks, den „Sommergarten" und das Jussupow'sche Etablissement; der seit den Zeiten Potemkin's bestehende prächtige Garten des Taurischen Palais und die anmuthige Insel Kreßtowski lagen für Diejenigen, welche keine Wagen besaßen, so gut wie außerhalb der Welt, weil es, wie erwähnt, an wohlfeilen Fahrgelegenheiten und regelmäßig practicabeln Wegen fehlte. Die beliebteste Villeggiaturgegend damaliger Zeit bildete die seitdem aus der Mode gekommene Narwa'sche Straße, und das nicht wegen ihres landschaftlichen Reizes (der hinter demjenigen der Inseln weit zurückstand), sondern wegen der im Jahre 1822 nach Strelna und Petersburg geführten Chaussé, der ersten, die im russischen Reiche erbaut worden war. Ein in die Dienste des kaiserlichen Ingenieurcorps getretener spanischer Obrist, der sich königlich arra-

gonischer Abkunft rühmte und den stolzen Namen Don Alonzo di Viado, di Castro, di Guzmann et Abbenda führte, war der Schöpfer dieser vielbesprochenen, à la Mac-Adam angelegten Kunststraße gewesen.

Unter den der Pflege von Kunst und Wissenschaft gewidmeten Anstalten nahm — wie unbefangene Zeitgenossen behaupten — nächst dem zu höchster Blüthe gelangten Ballet, das russische Schauspiel die erste Stelle ein. Die beliebte und gefeierte Tänzerin Isstomin wurde in Bezug auf wahrhaft künstlerische Leistungen von der Tragödin Frau Semenow und dem ausgezeichneten Charakterspieler Samoilow weit übertroffen. Trotz der Beschränktheit des damaligen, wesentlich auf Uebersetzungen angewiesenen Schauspielrepertoirs herrschte unter In- und Ausländern nur eine Stimme darüber, daß die genannten beiden Künstler dramatische Talente ersten Ranges, und daß die Bevorzugung, welche die vornehme Gesellschaft der französischen Hofbühne zu Theil werden ließ, durchaus unbegründet sei. — Auch die russische Oper hatte mehrere talentvolle Mitglieder aufzuweisen, unter welchen die beiden jüngeren Schwestern der genannten Tragödin Semenow (die spätere Fürstin Gagarin und Frau Teftelin) die gefeiertsten waren. Während des folgenden Jahrzehnts bildete der ausgezeichnete Charakterdarsteller Karatygin die Hauptzierde der russischen Hofbühne; Balzac soll nach Aufführung des damaligen Modestücks „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers", trotz seiner Unkenntniß der russischen Sprache, Herrn Karatygin den bedeutendsten Schauspieler der Zeit genannt haben.

In ausgesprochenem, wenn auch begreiflichem Gegensatz zu der außerordentlichen Anziehungskraft, welche die Theater übten, stand die Verödung der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, welche als Erbin der 230000 Bände umfassenden Zaluski'schen und der ebenso reichen Czartoriski'schen Büchersammlung zu einer der bedeutendsten gelehrten Anstalten des gesammten Europa geworden war. Prszeslawski behauptet, seiner Zeit habe es nur drei regelmäßige Besucher dieser ungeheuren Sammlung gegeben: einen katholischen Geistlichen Straffewicz, einen russischen Kaufmann und ihn selbst. Nach der Angabe Prszeslawski's soll das einestheils mit dem Mangel eines Katalogs, anderntheils mit der Schwerfälligkeit der Bibliothekare zusammengehangen haben. Der einzige Russe unter denselben war der berühmte Fabeldichter Krylow, bereits damals ein alter, sprüchwörtlich bequemer, beständig erschöpft aussehender Herr, der sich nur mühsam in Bewegung setzen ließ; der zweite Bibliothekar, Wostokow, hieß eigentlich Osteneck, war ein von der Insel Oesel gebürtiger Livländer, als Slawist einer der gelehrtesten und geschätztesten Forscher seiner Zeit, aber so weitläufig und unbeholfen, daß er mit seinen Erläuterungen ebenso wenig zu Ende kam, wie mit den zur Begleitung derselben geschnittenen Grimassen. Der dritte Bibliothekar, ein Schwede, Namens Friof, war früher Arzt gewesen, und versicherte als solcher dem allzu eifrigen Besucher seiner Schätze, „daß Bücher, wie er (Prszeslawski) sie lese, ein gefährliches Nahrungsmittel bildeten und das Nervensystem schädigten." So blieb nur der Engländer Atkinson übrig, dessen Sachkenntniß und Liebenswürdigkeit unser Gewährsmann volle Anerkennung zu Theil werden läßt. — Im letzten Grunde erklärte die schwache Frequenz der berühmten russischen Büchersammlung sich natür-

lich aus anderen, als den erörterten äußeren Gründen. Das Bildungsbedürfniß der Zeit war ein schwaches, die Zahl wissenschaftlich gebildeter Männer eine beschränkte, Sinn und Neigung der höheren Classen so ausschließlich auf die Erfolge des Staats- und Militärdienstes gerichtet, daß die Gelehrsamkeit in höchst bescheidenem Preise stand. Bis tief in die vierziger Jahre hinein führte die ruhmreiche St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ein wenig beachtetes Stillleben und war der Zudrang zu der 1819 begründeten Hochschule ein mäßiger, um nicht zu sagen schwacher, weil das zur Vorbildung von Ministerialbeamten bestimmte Lyceum von der Aristokratie bevorzugt wurde. Dem Bildungsbedürfniß des übrigen Rußland genügten noch viele Jahre lang die drei Universitäten von Moskau, Charkow und Kasan, während es für die europäisirten Westprovinzen des Reichs nicht weniger als drei unrussische Hochschulen, das deutsche Dorpat, das schwedische Helsingfors und das polnisch-litthauische Wilna gab, dessen Hochschule erst im Jahre 1842 nach Kiew verlegt und zu einer russischen Anstalt gemacht wurde. Weiteren Kreisen galt das akademische Studium als ein entbehrlicher und nicht ganz ungefährlicher Luxus. Gelehrter Juristen glaubte man nicht zu bedürfen; die Theologen der orthodoxen Kirche wurden in priesterlich geleiteten Seminarien und Akademien gebildet, und für die sog. Philosophen gab es keine rechte Verwendung, so lange man ausländische Lehrer bevorzugte; es blieben auf solche Weise allein die Mediciner übrig, unter denen das rein-russische Element übrigens erst geraume Zeit später die Oberhand gewann.

Dieser Unfertigkeit der St. Petersburger äußeren und inneren Zustände entsprach der Umfang des Schreckens und der Verwirrung, welche der Ausbruch der sechs Jahre zuvor (1825) zum ersten Male an der östlichen Grenze des Reichs, zu Astrachan, erschienenen Cholera am Newa-Ufer anrichtete. Graf Sakrewski war von der Residenz zeitweise abwesend; in Person hatte er sich in das Innere des Reichs begeben, um über der Handhabung der Quarantäne zu wachen, durch welche man das weitere Vordringen der Seuche abhalten zu können vermeinte. Der Minister glaubte die Sache zwingen zu können, indem er die zumeist heimgesuchten Städte des Ostens und des Centrums militärisch einschließen und eine Anordnung verkündigen ließ, nach welcher auf Personen, die sich durch die Cordons zu schleichen suchten, ohne Weiteres geschossen werden sollte. Der damals herrschenden Meinung gemäß, sah er den Cholera morbus für eine Pest an, welcher durch die gegen diese Seuche veranstalteten Absperrungsmittel feste Grenzen gesetzt werden könnten. Durch die Sprünge, in welchen die neue Feindin des Menschengeschlechtes über alle Cordons hinwegsetzte, wurde man über den begangenen Irrthum belehrt — leider aber erst, als es zu spät war und der Glaube an den rein contagiösen Charakter der Krankheit sich in der Volksmeinung unerschütterlich festgesetzt hatte. Wo immer die Cholera später ausbrach, hielten die Menschen an dem Glauben fest, das Uebel sei in böswilliger Absicht heimlich eingeschleppt oder gar durch Brunnenvergiftung und anderweite Ausstreuung schädlicher Substanzen künstlich von den Aerzten erzeugt worden. An mehreren besonders hart betroffenen Orten brachen Pöbelaufstände aus, die zahlreichen Aerzten, Apothekern und Polizeibeamten das Leben kosteten und gewaltsam niedergeschlagen werden mußten.

Zu Tambow war es bereits im Januar 1831 zu einer Revolte gekommen,

welche sich vornehmlich gegen die mit Einsammlung und Abholung der Kranken beschäftigten „Todtenwagen" und gegen ein Hospital richtete, dessen ungenügende Einrichtung in der That zu Klagen Veranlassung gegeben hatte. Diese wegen der Rohheit der Heilgehülfen verrufene Anstalt wurde erstürmt und der Erde gleich gemacht, der von den Truppen versuchte Widerstand aber so vollständig gebrochen, daß der Gouverneur und andere Würdenträger fliehen und sich versteckt halten mußten. Noch bedenklichere Dinge trugen sich im Gouvernement Nowgorod zu, wo die von dem verhaßten Grafen Asaktschejew begründeten Militärcolonien seit lange gefährlichen Zündstoff aufgehäuft und die gequälten Militär-Ansiedler zur Verzweiflung getrieben hatten. In der, der größten dieser Colonien benachbarten Stadt Staraja Russ machten Pöbel und Colonisten gemeinschaftliche Sache, indem sie die zeitweise Entblößung der Stadt von regelmäßigen Truppen zu förmlicher Eroberung derselben benutzten, den Polizeimeister, mehrere Aerzte und nicht weniger als sechzig Officiere erschlugen, die Häuser derselben plünderten und ein Tribunal niedersetzten, das sämmtliche „wohlgeborene" Personen zum Tode verurtheilen sollte. Die in der Nacht vor Beginn dieses Blutgerichtes erschienenen Truppen vermochten erst nach Abgabe mehrerer wohlgezielten Salven in den Besitz der Stadt zu treten und die Bedrohten zu befreien. Aehnliche Auftritte fanden in den benachbarten Dörfern und Militärcolonien statt, wo es zu förmlichen Schlachten kam, an denen Tausende von Menschen Theil nahmen und nach deren Beendigung ad hoc entsendete Militär-Commissionen wochenlang Gericht halten mußten; die Zahl der im Gouvernement Nowgorod zur Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilten Meuterer wird von Zeitgenossen auf mehr als 6000 angegeben.

Nicht ganz so schlimm, aber immer noch gefährlich genug, sah es in St. Petersburg aus, wo den ersten im April 1831 vorgekommenen Cholerafällen eine furchtbare Epidemie folgte, die erst bei Einbruch des Winters erlosch. Das Unglück wollte, daß sich an das ungewöhnlich früh eingebrochene Frühjahr ein glühend heißer Sommer schloß und daß demgemäß die Sterblichkeit bereits um die Mitte des Junimonats die Hälfte aller Erkrankten umfaßte. In den niedrig gelegenen, feuchten und ungesunden Stadttheilen, insbesondere der Vorstadt Ochta, fielen die Menschen buchstäblich wie die Fliegen und erwiesen die Mittel zur Aufnahme und Verpflegung der Erkrankten sich als völlig ungenügend. Aehnlich ging es in der Umgegend des Sennaja (des Heumarkts) und der großen Sadowaja zu, wo Ungeschick und Uebereifer der geängstigten Polizeibeamten die unter der Bevölkerung ausgebrochene Panik zu förmlichem Wahnsinn steigerten. Durch die Straßen der Stadt fuhren sog. Cholera-Wagen, deren Führer alle vor oder in den Häusern erkrankten oder für erkrankt gehaltenen Personen gewaltsam aufluden, in die überfüllten Hospitäler schleppten und — wie das Volk meinte — dadurch dem sicheren Tode entgegenführten. In langen Reihen sah man die angeblichen Opfer der Krankenhäuser den eilig eingerichteten Nothkirchhöfen zufahren, wo schlecht gezimmerte Särge rasch und tumultuarisch verscharrt wurden, damit die betheiligten Beamten sofort zur Abholung neuer Leichen schreiten konnten. Nachdem festgestellt worden, daß in einzelnen Fällen gesunde, zufällig eingeschlafene oder betrunkene Personen trotz verzweifelter Gegen-

wehr in die Hospitäler gebracht, in anderen Fällen Ohnmächtige und Scheintodte in Särge gesteckt worden waren und daß dem blinden Eifer der Polizeidiener und Kutscher weder durch Vorstellungen und Bitten, noch durch Bestechungen beigekommen werden könne, brach die Volkswuth mit elementarer Wildheit aus. Gerüchte der tollsten Art durchschwirrten die fieberhaft erregte Stadt. Von der einen Seite wurde den Aerzten, von der anderen den seit Ausbruch des Warschauer Aufstandes mit Haß und Mißtrauen beobachteten Polen Vergiftung der Brunnen und Canäle und Vertheilung sog. „Cholerapulver" Schuld gegeben. Tagelang umlagerten wüthende Volksmassen das an der Semenow-Brücke belegene Gebäude des Staatssecretariats für Polen, um die Passanten desselben zu beobachten und zu bedrohen; kein Pole durfte sich ungefährdet auf der Straße oder im Wirthshause sehen lassen, — den polnischen Beamten war untersagt, anders als zu Wagen ihre Wohnungen zu verlassen und moralisch unmöglich gemacht, mit ihren russischen Bekannten in der gewohnten harmlosen Weise zu verkehren: wußte man doch aus wiederholter Erfahrung, daß das thörichte Volksgerede auch unter den sog. Gebildeten Gläubige gefunden habe. Binnen weniger Tage wurden siebenhundert Personen verhaftet, die wegen angeblicher Schädigungen der öffentlichen Gesundheit denuncirt worden waren. Obgleich die mit der Untersuchung dieser Anschuldigungen betraute, von dem Bruder des Kaisers, Großfürsten Michael, geleitete Commission eine Bekanntmachung veröffentlichte, nach welcher bei keinem der Verhafteten giftige oder gesundheitsschädliche Stoffe vorgefunden und kein Angehöriger der polnischen Nationalität auch nur verhaftet worden war, kam der wahnwitzige Verdacht der geängstigten Massen nicht zur Ruhe. Unter der Führung eines jungen Arbeiters, dessen Ehefrau der Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens in der That nur durch den Zufall entgangen war, erstürmte ein rasender Pöbelhaufen am 23. Juni das große Tairow'sche Krankenhaus, um die angeblichen „Gefangenen" desselben zu befreien und die Aerzte zu ermorden; drei dieser Unglücklichen, Oberarzt Seemann, Hofrath Molitor und Dr. Jnroni, mußten ihre Pflichterfüllung mit dem Leben bezahlen.

Tags darauf brach eine noch gefährlichere Emeute in der besonders schwer heimgesuchten, zumeist von ärmeren Leuten bewohnten Gegend des Heumarktes aus. Tausende wüthender Menschen hatten sich auf diesem Platze versammelt, ein Hospital erstürmt, mehrere Aerzte erschlagen und zu weiteren Ausschreitungen Miene gemacht, als ein unerwartetes Ereigniß die empörten Wogen plötzlich zu Ruhe brachte. Durch die tobende Menge erscholl plötzlich der Ruf: „Gossudar, Gossudar!" (der Kaiser), und wenige Augenblicke darauf hielt an der Ecke des Platzes ein Wagen, in dessen einzigem Insassen der Kaiser erkannt wurde. Auf Grund ihm gewordener beunruhigender Nachrichten war der Monarch aus Zarskoje-Selo in die Stadt geeilt, um sich ohne jede Begleitung auf den Mittelpunkt des Aufstandes zu begeben. Langsam und ruhig durchschritt der majestätische Mann die ihn umdrängenden Massen, über welche sich plötzlich überraschtes Schweigen breitete; von der Freitreppe einer benachbarten Kirche aus winkte er mit der Hand, indem er mit donnernder Stimme die historisch gewordenen Worte: „na kalénn" (auf die Kniee!) hinabrief. Einen Augenblick später lagen zehntausend Menschen

entblößten Hauptes auf den Knieen, um den ferneren Anordnungen ihres Herrschers bedingungslose Folge zu leisten und in ihre Wohnungen zurückzukehren. Damit war die Kraft der Empörung gebrochen; als Tags darauf Truppen in die Stadt rückten und Bekanntmachungen des General-Gouverneurs zur öffentlichen Kenntniß brachten, daß die polizeilichen Abführungen in die Spitäler aufhören würden, kehrten die frühere Ruhe und Ordnung allmälig zurück.

Das Uebel selbst dauerte, wie erwähnt, noch viele Monate weiter fort. Nach amtlicher Angabe sollten allein zwischen 15. Juni und 1. August 9245 Menschen an der Cholera erkrankt, 4757 derselben erlegen sein, — in Wirklichkeit war die Ziffer der Opfer um ein reichliches Drittel höher gewesen[1]). Auf einem der sechs in Eile errichteten Nothkirchhöfe, demjenigen des Kulikowo-Feldes, sollen bis zu zweihundert Todte an einem Tage bestattet worden sein. In der Regel kamen fünfzig Särge unter einen Hügel, Pferde und Menschen des Beerdigungsdienstes unterlagen häufig der ihnen zugemutheten ungeheuren Anstrengung. — Gegen Ende des Julimonates nahm die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle ab, ein Bulletin über das Erlöschen der Seuche konnte aber erst am 7. November 1831, dem siebenten Jahrestage der großen Ueberschwemmung, veröffentlicht werden.

Für die eigenthümliche Beschaffenheit der damaligen Bildungs- und Sittenzustände ist es außerordentlich charakteristisch, daß die in den Volkskreisen umlaufenden Gerüchte und die Vorstellungen von der künstlichen Entstehung der Cholera vielfach von Angehörigen der höheren Gesellschaft getheilt wurden. Der Ingenieur-General Graf Oppermann, ein liebenswürdiger und gebildeter Mann, der sich die Krankheit nachweislich durch einen bei starker Erhitzung genommenen kühlen Trunk zugezogen hatte, starb in dem festen Glauben, vergiftet worden zu sein und befahl als Sterbender, das Wasser seines Brunnens chemisch zu untersuchen. Ein anderer vornehmer Mann, der als begeisterter Anhänger Mesmer's und des Mesmerismus bekannte Baron Chabot, verkündigte, er sei durch eine Hellseherin darüber belehrt worden, daß der Cholera-Morbus von Pilzen herrühre, die auf einem indischen Schlacht- und Leichenfelde gewachsen seien, und daß es zur Bewältigung des geheimnißvollen Uebels nur ein Mittel, eine aus Hasenfleisch bereitete Abkochung gebe. Der kaiserliche Leibarzt Dr. N. Arendt nahm an der Weiterverbreitung dieses phantastischen Märchens Theil, das als französisch geschriebenes Manuscript in der vornehmen Welt die Runde machte und zu wiederholten, natürlich völlig erfolglos gebliebenen Versuchen mit dem gepriesenen Hasenfleischdecoct Veranlassung bot. Ein nicht minder angesehener Arzt, der Stabschirurgus und wirkl. Staatsrath Gajewski sprach seine Meinung dahin aus, daß die Epidemie von einer „Aura“ (einem Luftstoff) begleitet sei, welche die Menschen zu Gewaltsamkeiten aufreize, und daß diese „Aura“ an den revolutionären Vorgängen der Jahre 1830 und 1831 erheblichen Antheil gehabt habe. Dieselbe Gläubigkeit, welche man wenige Jahre früher den mystischen Prophezeiungen der Frau von Krüdener, dann den auf die Bundesgenossenschaft aller wahrhaften Gläubigen abzielenden Vorträgen des Quäkers Shellitoë und endlich den

[1]) Vergl. „Russkaja Starina“, Juli 1878, S. 489.

von den Labsin, Popow und Genossen beschützten Excentricitäten der Tatarinow'schen Secte entgegengetragen hatte, um unmittelbar darauf im Bunde mit dem rohen Fanatiker Archimandrit Photi Namens der Orthodoxie gegen die eben erst in den Himmel erhobenen protestantischen Pietisten Front zu machen, — diese Gläubigkeit wurde auch den Phantasten gewidmet, welche die Beschwörung der Cholera zu ihrer Specialität gemacht hatten. Die Gönnerschaft eines oder einiger vornehmer Herren reichte hin, damit Erscheinungen der tollsten und wunderlichsten Art für eine Weile in die Mode kamen. Daß einer der vertrautesten Freunde Alexander's I., der im Uebrigen höchst achtbare ehemalige Cultus- und Unterrichtsminister Fürst Alexander Golyzin (l'Excellence grise), den heimlichen Beschützer von Mystikern und Propheten der verschiedensten Gattungen abgab, war ebenso stadtkundig, wie daß Admiral Mordwinow (der spätere Graf und Reichsrathspräsident) als fanatischer Mesmerianer seine Hand über der Magnetiseurin Turkscheninow hielt, und daß das betrügerische Treiben dieser Seherin von der Medicinalpolizei aus Rücksicht auf den hochangesehenen alten Herrn geduldet wurde. Erst als Sakrewski's unmittelbarer Vorgänger im Ministerium des Innern, Geheimrath Lanskoi, Gelegenheit gehabt, das in der Vorstadt Kolomna eingerichtete Heilinstitut und die Curmethode der Dame kennen zu lernen, wurde dieselbe zum Verzicht auf ihre Praxis und zur Uebersiedelung nach Moskau bestimmt. Die Erregung der Jahre 1812 bis 1814 hatte ein Wunder- und Autoritätenbedürfniß hinterlassen, das sich noch viele Jahre lang unter den verschiedensten Formen kund that und bis zu der im Jahre 1816 erfolgten Ausweisung der Jesuiten aus St. Petersburg der römisch-katholischen Kirche zahlreiche vornehme Convertiten (u. A. die Gräfinnen Rostopschin, Protassow und Wassiltschikow und eine Fürstin Galyzin) in die Arme trieb. Unter der strammen Regierung des Kaisers Nicolaus waren dergleichen Velleïtäten allerdings ebenso unmöglich geworden, wie die den mährischen Brüdern und anderen protestantischen Secten zugewendeten Vergünstigungen der liberalisirenden Jugendfreunde seines Vorgängers. Nichtsdestoweniger galt der einflußreichste kaiserliche Rathgeber damaliger Zeit, der allgewaltige Chef der „dritten Abtheilung“ und des Gensdarmeriecorps, Graf Benkendorff, während der zweiten Hälfte seines Lebens für einen mit Bußübungen eifrig beschäftigten Kryptokatholiken. Als Protestant geboren, hatte der Graf in seinen jüngeren Mannesjahren dem engeren Kreise seiner Landsmännin und Glaubensgenossin Frau von Krüdener angehört, im Verkehr mit dieser durch Eitelkeit ausgehöhlten geistreichen Schwärmerin das Bedürfniß nach Gewissensberuhigungen und Compensationen für sein Weltleben kennen gelernt und nach dem Niedergange der Sterne seiner ersten Beschützerin bei katholischen Beichtvätern den Frieden gesucht und gefunden, welchen das rationalistisch verflachte Christenthum der damaligen evangelischen Kirche ihm nicht bieten zu können schien. Beiläufig bemerkt kamen auch während der späteren Regierungsjahre des Kaisers Nicolaus einzelne (natürlich im Auslande vollzogene) Uebertritte vornehmer Russen zur katholischen Kirche vor. Besonderes Aufsehen erregte die im Jahre 1843 erfolgte Conversion zweier junger Männer von höchstem Adel, der Fürsten Peter Grigorjewitsch Gagarin und Augustin Galyzin,

die beide dem Jesuitenorden beitraten[1]). Gegenüber der großen Zahl von Bekehrungen zur griechisch-katholischen Kirche, welche unter derselben Regierung vorkamen (u. A. traten die katholisch getauften Söhne des kaiserlichen Schwiegersohnes, Herzogs Maximilian von Leuchtenberg, nach dem Tode ihres Vaters dem Glaubensbekenntniß der Mutter bei), sind diese ihrer Zeit vielbesprochenen Erfolge der katholischen Propaganda völlig bedeutungslos geblieben. Aus neuerer Zeit hat von Vorgängen verwandter Natur niemals Etwas verlautet, während auf Unkosten der römischen Kirche vorgenommene Glaubenswechsel noch unter der vorigen Regierung (derjenigen Alexander's II.) in nicht unerheblicher Zahl vorkamen. Der bekannteste derselben war der um die Mitte der sechziger Jahre stattgehabte Bekenntnißwechsel des Fürsten Drutzki-Lubecki, der einem alten katholischen und litthauischen Magnatengeschlechte entstammte und ein Sohn des bekannten polnischen Finanzministers der Jahre 1821 bis 1850 war.

[1]) Ein Zweig dieses Geschlechtes, die Nachkommenschaft des Fürsten Dimitry Alexejewitsch und seiner Gemahlin Amalie, geb. Gräfin Schmettau (der Freundin Haman's, Jacobi's und Fr. L. Stolberg's) gehörte bereits seit Ende des vorigen Jahrhunderts der katholischen Kirche an.

S. Z.

Die drei großen Protestanten der Düsseldorfer Schule.

Von
Adolph Hausrath.

Als ich im October 1886, wie viele Andere, zu der Jubiläumsausstellung nach Berlin pilgerte, bestieg ich unterwegs, zum ersten Male wieder seit meinen Studentenjahren, die Wartburg. Aber ich war wenig erbaut davon. Man braucht nicht Abschied zu nehmen von der Welt, wenn man alt wird. Die Welt, die wir liebten, nimmt schon zuvor von uns Abschied und die, von der wir einst scheiden werden, ist dann bereits nicht mehr die unsere. Mit diesem Gedanken sehe ich seit Jahren der Zerstörung des Heidelberger Schloßbildes zu, mit diesem Gedanken verließ ich die Wartburg. Was war aus dem traulichen Waldhause, der alten Lutherburg, jenem stillen „Pathmos" geworden! Man redet heute so viel von Schonung religiöser Gefühle, von dem Respecte, den man der Pietät des Volkes schuldig sei. War es da Recht, den einzigen Wallfahrtsort der Protestanten mit Darstellungen der katholischen Legende zu überfüllen, den Wald, in dem Junker Görg jagte, in einen englischen Park zu verwandeln und die vertrauliche Klause, in der der deutsche Mann die deutsche Bibel schuf, zum Theile einer romanischen Burg zu machen? Nun hat man ein mittelalterliches Schloß, das neben Schwanstein und Stolzenfels doch nicht zählt, und hingegeben hat man dafür ein Alterthum, das in seiner Originalität, vom Edelrost ehrwürdiger Vergangenheit bedeckt, vermoost und in Epheu versunken, einen so poetischen Eindruck machte, wie vielleicht keine zweite Burg in Deutschland. Wie kümmerlich und in den Winkel geschoben fristen die Erinnerungen an Dr. Martinus jetzt hier ihr Leben, dessen Geist nicht mehr umgeht in Räumen, in denen die heilige Elisabeth wieder Würste in Rosen verwandelt und einen Glauben bezeugt, den Luther bekämpfte. Wie wollen Pauvels und Thumann gegen Schwind, wie soll der unschöne Augustiner gegen die minnigliche Heilige und den ganzen Tannhäuserspuk des Sängerkrieges aufkommen! So ist diese restaurirte Lutherburg ein rechtes Zeugniß des unseligen Dualismus unserer nationalen Bildung und jener unklaren Romantik, die das Mittelalter will und die Reformation, und der es doch mit der heiligen Elisabeth so wenig Ernst ist, wie mit Martin Luther.

Mit solchen Reiseeindrücken hatte ich die Jubiläumsausstellung in Berlin aufgesucht, in der ehrlichen Absicht, wieder etwas Großes zu schauen, woran der innere Mensch sich aufzurichten vermöchte.

Auch bot sich ja dem Auge so mancherlei dar. Hier versetzten der Zeustempel und der Rundblick von Pergamon den Beschauer in die Zeit der Antike; die Osteria lehnte sich an einen Isistempel, und auch der Obelisk wies uns nach Aegypten. Vollends welche Masse verwirrender Eindrücke, sobald wir die Ausstellungsräume selbst betraten! Alle Landesväter und Landesmütter Europa's, rothe und blaue Prinzen, Feldherrn und Schlachtenbilder predigten uns Patriotismus. Miß Grant und Frau von Reichenheim lehrten uns, was Schönheit sei und weißer Atlas. Bilder und Büsten feierten die Heroen der Staatskunst, des Schlachtfelds, der Philosophie und Kunst. Tiroler, Zigeuner, griechische Philosophen, türkische Sängerinnen, Kosacken, ägyptische Bänkelsänger, sogar eine Tanzstunde im Dionysostempel, Meeresstrand, Campagna, Sennhütte, Klubhaus, Viehweide, Boudoir, Seebad, Flußbad und Wannenbad, was lebt, webt und Odem hat, war hier zu schauen.

Der feierliche Anstand, mit dem der Pariser sich im Louvre bewegt, war unter so bewandten Umständen dem Publikum nicht zuzumuthen. Hier stritten die Einen, ob Miß Grant häßliche Hände habe, da sie schwedische Handschuhe von so ungewöhnlichen Dimensionen trage; dort berechneten sich Andere, wieviel der Gesammtwerth der zu verloosenden Bilder betrage und wieder Andere wollten wissen, wo die Stadt das Buffet aufstelle, wenn sie der Naturforscherversammlung ihr Fest in diesen Räumen gebe. Und wir Alle schwatzten mit, denn dieses fröhliche Durcheinander der Eindrücke ließ keine Andacht aufkommen.

Dennoch fehlte es keineswegs an hohen und ernsten Gegenständen. Auch das Religiöse war reichlich vertreten. Der Sinai, die Synagoge, der Besuch am Sabbath, Passah-Abende und ähnliche Scenen fielen mir zuerst ins Auge. Aber auch Klosterbilder, Kreuzgänge, Chorstühle, Kirchenchöre, S. Marco, S. Stephan, die Liebfrauenkirche und andere große Dome waren ringsum zu schauen. Die Heiligen waren vertreten durch Gregor den Großen, S. Martin, S. Bartholomäus, S. Katharina, S. Genofeva, S. Elisabeth u. A. Die Darstellungen des Ave Maria, der Gang zur Wallfahrt, die Processionen, Beichten, Katakomben, altchristliche Feste, moderne Spitäler und barmherzige Schwestern entflammten alle der gleichen Sphäre. Je mehr ich dergleichen sehe, um so mehr drängt sich aber unabweislich die Frage mir auf, wo bleibt denn der Protestantismus? Ist nicht auch hier der gleiche Fall wie auf der Wartburg? Finden die Maler von heute nur noch den katholischen und jüdischen Cultus darstellenswerth und sind die Hussiten, Reformatoren und Hugenotten, die Puritaner, die Heiligen Cromwell's, die Waldenser, Camisarden und Salzburger gänzlich reizlos geworden für ihre künstlerische Phantasie? Ungeduldig ging ich von Saal zu Saal, ob ich kein evangelisches Kirchlein, keine protestantische Landgemeinde in ihrem Gotteshause oder auf ihrem Gottesacker entdecke? Wo bleibt der Protestantismus? frage ich immer wieder. Endlich fand ich eine singende Lutherfamilie, die den Mund aufsperrt und mit leeren Augen ins Leere sieht, und den großen Kurfürsten, der Refugiés empfängt. Das ist Alles, oder doch so gut wie Alles. In

einer Ausstellung von 1291 Nummern in der That nicht viel. Wollten wir aus dieser Thatsache Rückschlüsse machen, so müßten wir vermuthen, daß der Protestantismus von heute nur noch in geringem Grade unter diejenigen lebendigen Kräfte der Nation gehört, die mächtig genug sind, auch nach künstlerischer Gestaltung zu ringen.

Allein, daß ein solcher Rückschluß aus einer einzigen Ausstellung übereilt und verkehrt sein würde, braucht kaum gesagt zu werden. Der Zufall hat bei der genannten Erscheinung auch mitgespielt, wie der Umstand zeigt, daß schon der nächste Catalog der Ausstellung der Akademie für das Jahr 1887 eine ganz beträchtliche Anzahl von Bildern aufweist, die eben jene protestantischen Themata behandeln, die wir im Jahre zuvor vermißten. Auch an sich würde es nicht auffallen dürfen, wenn die genannten Stoffe für eine Weile zurücktreten sollten; denn abgesehen davon, daß Intervalle in jeder Sphäre des geistigen Lebens natürlich sind, hat eine eben vergangene Periode die protestantischen Motive mit solcher Vorliebe bearbeitet, daß dieselben heute manchem Künstler als verbraucht erscheinen mögen. Gerade aber in solchen Zeiten der Ebbe sieht man gerne auf den gesicherten Besitz zurück, den die Zeit der Fluth uns in den Hafen trug. In der That ist dieser Besitz ein reicher und kostbarer, und es geziemt sich, von Zeit zu Zeit seiner sich wieder zu erinnern.

I.

Daß ich persönlich, wenn ich davon reden darf, den Mangel an protestantischen Motiven auf der Jubiläumsausstellung so stark empfand, hängt damit zusammen, daß ich mich von Jugend auf mit drei deutschen Meistern eifrig beschäftigt habe, die nicht nur nach Gelegenheit auch Lutherbilder malten, sondern die überzeugte Protestanten waren von einer ganz bestimmten religiösen Richtung, und die ihre Theologie in Oelfarbe besser zum Ausdruck gebracht haben, als mancher ihrer Gesinnungsgenossen in Wort und Schrift es vermochte. Diese drei Protestanten der modernen Kunst sind Johann Wilhelm Schirmer, Carl Friedrich Lessing und Wilhelm von Kaulbach. Wer die Laufbahn dieser Männer verfolgte, dem war das wenigstens nicht zweifelhaft, daß die eigentliche Substanz ihrer Bildung, bei Schirmer der gläubige Pietismus, bei Lessing protestantischer Rationalismus, bei Kaulbach die philosophische Aufklärung gewesen ist. Die Künstlerlexika von heute finden zwar nicht einmal für nöthig, anzugeben, ob ein Maler von protestantischen oder katholischen Eltern stamme, was bei Darstellern religiöser Stoffe doch immerhin bemerkenswerth wäre; von den drei genannten Meistern aber wissen wir, daß die protestantische Tendenz ihr Geistesleben so völlig beherrschte, daß gerade ihre Hauptwerke in erster Reihe ihr zum Ausdruck verhelfen sollten. Dieser decidirte Protestantismus ist aber um so bedeutungsvoller, als alle Dreie aus einer Schule hervorgegangen sind, in der durchaus mittelalterliche und katholische Traditionen vorwalteten. Sie alle waren von der romantischen Schule und deren Kunstfiliale zu Düsseldorf ausgegangen. Walter Scott, Novalis und Uhland hatten ihre ersten Bilder inspirirt. Sie malten Scenen aus der Nachtseite des menschlichen Lebens, aus Irrenhaus und Gefängniß, trauernde Königspaare, Madonnen und Heiligenbilder,

Landschaften, die nicht sowohl von dem Reize des Objects als von der eigenen Stimmung ausgingen, Burgen, Klöster, Kirchhöfe, melancholische Haiden und schauerliches Waldesdickicht mit einer Staffage von Rittern, Mönchen, Pagen und Edelfräulein.

Der Director der Akademie war 1814 zu Rom zum Katholicismus übergetreten; doch machte sich Schadow's strenge Richtung bei seinem Eintritt, 1826 bis 1830, in der Leitung der Schule noch nicht fühlbar. „Schadow," erzählt Schirmer in seiner Autobiographie[1]), „war der väterliche Meister, wir waren seine Jünger, und Brüder untereinander. Sein Religionswechsel war damals ebensowenig von Einfluß auf seine Neigungen für oder wider Andersdenkende wie sein Fach, Historienmalerei, gegen diejenigen Talente, die sich der Landschafts- oder Genremalerei gewidmet hatten; obgleich er eine gewisse Rangordnung immer constatirte . . . Aber 1831 kehrte er verändert aus Italien zurück; seine natürlichen Gaben waren mit ultramontanen Schranken umzogen worden, die bald von Jedermann empfunden, überall hemmend und störend die früheren Verhältnisse und Grundzüge bedrohten."

In Schirmer und Lessing hatte sich mit der Zeit auch mehr und mehr das protestantische Blut geregt. Sie suchten nach biblischen und protestantischen Stoffen. Ueber Lessing's Hussitenbildern kam 1836 der Streit zum Ausbruch, der schließlich nach zwanzigjährigem Kampf und Zwist zur Spaltung der Schule führte. Kaulbach war schon frühe nach München gezogen; Schirmer, Lessing und Schrödter ließen sich in Karlsruhe nieder, und wir getrösteten uns dort, die Haupterben der Düsseldorfer Verlassenschaft zu sein.

So lernte ich Johann Wilhelm Schirmer in jungen Jahren kennen, als er 1854 nach meiner Vaterstadt berufen wurde, um da eine Kunstschule ins Werk zu setzen.

Aus niederem Stande — er war ursprünglich Buchbindergehülfe gewesen — war er durch eigene Kraft zu einer angesehenen Stellung in der Düsseldorfer Akademie emporgestiegen und hatte im Grunde keine andere methodische Bildung als die der Volksschule; diese aber war bei ihm ein Ganzes. Seine deutsche Lutherbibel war der Angelpunkt, um den seine Geisteswelt sich drehte und in deren Dienst er in ganz ursprünglicher Weise seine Landschaftsmalerei gestellt hatte. Der Einwirkung des frommen Vaterhauses entrückt, war er, von den Düsseldorfer Predigern unbefriedigt, dem kirchlichen Leben entfremdet gewesen, bis die Oratorien der Düsseldorfer Musikfeste ihm das von Musik getragene Bibelwort wieder tief in die Seele prägten. Als er in Karlsruhe eintrat, stand diese kirchliche Richtung bei ihm längst fest. Er verkehrte mit den Theologen Ullmann, Frommel, Bähr, Beyschlag, dem österreichisch gesinnten Minister Meysenbug und anderen namhaften Vertretern der conservativen Partei. Aber neben diesem streng abgeschlossenen Kreise bestand ein anderer, dessen Arbeit das neue Karlsruhe aufgerichtet hat. Nur wenige geborene Badenser gehörten dem-

[1]) Düsseldorfer Lehrjahre. Von Johann Wilhelm Schirmer. Ein autobiographisches Fragment. Herausgegeben von Alfred Woltmann; erschienen in der „Deutschen Rundschau" (1877, Bd. XI, S. 381 ff. und Bd. XII, S. 34 ff.). Die hier angeführte Stelle findet sich Bd. XII, S. 46.

selben an. So der Münzdirector Kachel mit seinen hochbegabten Söhnen und Töchtern, die viel versprachen und dann zumeist vor der Zeit dahingewelkt sind. An seiner Seite stand der geniale Oesterreicher Redtenbacher und einige andere Professoren des Polytechnicums, vor Allem aber Eduard Devrient, der seit 1852 die Leitung des Hoftheaters übernommen hatte. Der Künstler Schirmer hatte hier seinen natürlichen Anhalt. Als williges und willkommenes Glied schloß er sich in freierer Weise diesem Kreise an, zu dem seit 1858 der vier Jahre später als Schirmer berufene K. F. Lessing, und im folgenden Jahre, 1859, der durch seine humoristischen Falstaff- und Donquixote-Bilder berühmte Adolph Schrödter noch hinzukam. Kachel war ein Apostel der Humanität, und sein Evangelium war Lessing's Nathan. Ihm stand darin Devrient am nächsten. Karl Friedrich Lessing huldigte nicht so ganz der Theorie seines Großoheims, daß die drei Ringe gleich viel oder wenig werth seien, sondern war sehr geneigt, zum wenigsten zweie derselben für täuschendes, betrügerisches Glas zu erklären. Schirmer aber hatte das feste Vertrauen zu seinem Ringe, daß er von Gott selbst stamme, und die Kraft besitze, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Der breite, untersetzte Mann mit dem kurz geschorenen grauen Rundkopfe und den freundlichen grauen Augen hätte um keinen Preis seinen Glauben verleugnet, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lärms, den er erregte, als er an einem Gartentische des freundlichen Wohlfahrtsweier Shakespeare alles Christenthum absprach und Gott dankte, daß unsere Kinder sich nicht mehr aufführen dürften wie Romeo und Julia. Aber in dieser strengen Anschauung, die Alles von ihrem kirchlichen Standpunkte betrachtete, war er eine in sich geschlossene Persönlichkeit. Wenn schon seine knorrigen Eichen und der große Wurf seiner stilisirten Landschaften zeigten, daß seine religiöse Richtung ihn mit nichten geistig schwächlich gemacht habe, so hörte man gern von seinen ersten Schülern erzählen, wie gewissenhaft er im Unterrichte sei, wie sie auch in persönlichen Dingen einen wahren Vater an ihm hätten und mit welcher Energie er die Förderung des neuen Unternehmens einer Kunstschule betreibe, für die damals noch alle Voraussetzungen zu mangeln schienen. Als er in Karlsruhe ankam, fehlte ihm sogar das bei der Berufung zugesagte Atelier. Die Ateliersäle mußten zunächst im Hofe des auswärtigen Ministeriums (bei Meysenbug) aufgebaut werden, bis 1856 endlich die neue Kunstschule fertig gestellt war.

Schirmer's erste religiöse Bilder waren unter Schadow's Einfluß gearbeitet worden, wollten aber weniger besagen. Dagegen als Landschafter war er der „Ruisdael" der Düsseldorfer Schule. Sein „Deutscher Urwald" (Köln), „Waldsee" (Nationalgalerie), „Bergstraße" (Darmstadt), hatten ihn berühmt gemacht.

Da kehrte er in Karlsruhe zu der religiösen Malerei zurück, indem er, einer der größten Landschaftsdichter aller Zeiten, die stilisirte Landschaft ebenso zur Darstellung der heiligen Geschichte verwendete, wie Preller in Weimar sie dazu gebrauchte, uns die Odyssee nahe zu bringen.

In welcher Weise Schirmer die Stimmung der Landschaft zur Erläuterung der heiligen Geschichte zu verwenden wußte, die ihm nicht Staffage, sondern Zweck des Bildes ist, zeigen vielleicht am klarsten die vier Oelbilder in Karlsruhe, welche die Geschichte des barmherzigen Samariters darstellen. Sie erinnern

in der Methode, zumal das erste frische Morgenbild, an Claude Lorrain's Schicksale des jungen Tobias; doch ist die Personengruppe bei Schirmer wichtiger und mehr Kern des Ganzen.

Eine Morgenlandschaft, die jeden Beschauer mit frischer Wanderlust füllt, eröffnet den Cyclus. Kühler Frühnebel liegt auf der duftigen Gegend und lockt in die Ferne. Der Brunnen glänzt in der Morgensonne, während das Pferd zur Reise getränkt wird. Am Thore nimmt der Wanderer Abschied von den greisen Eltern. Der Stab in der Hand verräth seine Absicht, die bewegte Haltung der Eltern deutet auf die Gefahren des Weges, der vor ihm liegt. Das ist der Eingang: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho."

Auf dem zweiten Bilde ist die Mittagssonne heraufgezogen. Ein heißer Südwind jagt den Staub und zaust die Bäume. Eine gottverlassene, trostlose Landschaft mit wilden Felsen und moderndem Bäumen zeigt die Enge, durch die der Pfad des Wanderers führt. Trübe, schwüle Hitze, in der der Mensch zu jeder Schandthat fähig ist, lagert über dem schattenlosen Wege. „Und der Wanderer fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus, und schlugen ihn."

Wir sehen die Bösewichter an der Arbeit und errathen die Kluft, aus der sie hervorgebrochen und durch die sie sich wieder zurückziehen werden. Der Eine bearbeitet den Armen mit einer Keule, der Andere hat einen Stein erhoben. Aber man berechnet sich auch, daß der Felsblock nicht richtig treffen wird. Er muß das Ziel verfehlen. Nur der Schlag der Keule ist gefährlich. Bereits ist das Opfer hingestreckt. „Und sie gingen davon und ließen ihn halbtodt liegen."

Auf dem dritten Bilde ist der Abend angebrochen. Eine weiche milde Dämmerung hat sich über die Landschaft gelegt, welche die Leidenschaften löscht und das unverdorbene Herz zur Milde und Barmherzigkeit stimmt. Mit dieser Stimmung des Bildes steht im Einklang die rührende Gruppe des barmherzigen Samariters, „der reisete und kam dahin, und da er ihn sah, jammerte ihn sein. Ging zu ihm, verband ihm seine Wunden, und goß darein Oel und Wein, und hub ihn auf sein Thier, und führte ihn in die Herberge und pflegete sein." Auch den Priester und Leviten, die hartherzig vorübergegangen waren, zeigt uns das Bild, wie sie sich eilig davon machen. Man sieht ihnen ihr böses Gewissen selbst von hinten an, und daß der Maler Protestant ist, zeigt die Mönchskapuze, die er dem Einen, der lange Rock, den er dem Andern angethan hat.

Auf dem vierten Bilde ist der Mond aufgegangen, der Alles mit seinem versöhnenden Lichte überglänzt. „O Nacht des Mitleids und der Güte, die auf Judäa niedersank," möchte man mit dem Dichter sagen. Alle Unebenheiten und rauhen Klippen unseres Erdenweges sind verhüllt, nur die großen Verhältnisse der Welt treten noch hervor und, wie das milde Auge Gottes, sieht der Mond auf die still gewordene Landschaft herab. Sorgenvoll stehen die Eltern an der Thüre und spähen hinaus, warum der Sohn so lange ausbleibe? Der Brunnen, an dem am Morgen die Thiere getränkt wurden, glänzt im Mondlicht; es ist so still, und die Ringe im Wasser sind so klar, daß wir die Quelle fast plätschern hören. Da kommt der lange Erwartete endlich an, gestützt von dem barmherzigen Samariter. Sein Antlitz ist bleich und leidend, der Kopf verbunden, aber dank-

bar blickt er zu seinem Wohlthäter hinab, der das Pferd sorglich am Zügel leitet, damit sein Schritt das schmerzende Haupt des Kranken nicht allzusehr angreife.

So schließen sich Stimmung der Landschaft und Figuren zusammen, um uns den Inhalt der Erzählung gemüthlich nahe zu bringen, wie pure Historienmalerei es nie vermöchte. Ist bei Preller die Figurenwelt die Hauptsache und die Landschaft mehr Decoration, so hat Schirmer die Seele vielmehr in die Landschaft gelegt. Und weil er als Landschafter malte, trägt er auch kein Bedenken, in seinen Kohlenzeichnungen die Staffage zuweilen Schnorr zu entlehnen. Doch fallen gerade diese mehr pathetischen Gruppen (es sind die Austreibung aus dem Paradiese, Kain's Opfer und Abraham's Einzug in Kanaan) deutlich aus der Simplicität Schirmer'scher Darstellung heraus. Die gleiche Symphonie von Landschaft und Erzählung ist der Vorzug der sechs Darstellungen aus dem Leben Abraham's, welche die Nationalgalerie in Berlin zu einem Cabinet vereinigt hat. Auch sie sind Stimmungsbilder von ergreifender Harmonie. Gleich das erste, auf dem Abraham das gelobte Land hell und lockend vor sich sieht, während die Wildniß und das Dunkel verworrener Pfade hinter dem wunderbar Geführten liegen, ist ein Musterstück idealer Landschaft.

Diesen ganzen biblischen Landschaften-Cyclus durften wir in Karlsruhe der Reihe nach entstehen sehen[1]). Auf einer Reise nach Paris im Jahre 1850 hatte Schirmer sich ein neues Verfahren angeeignet, Kohle auf Papier zu fixiren, und so erwuchsen die 26 Kohlenzeichnungen, die in der Karlsruher Galerie — (neuerdings leider für die Beschauung sehr ungünstig) — aufgehängt sind. Der Mangel eines Ateliers hatte Schirmer in seiner ersten Karlsruher Zeit auf dieses dürftige Material hingewiesen, das ihm dann je länger, je vertrauter ward. Nie ist mit einfacheren Mitteln ein größerer Eindruck erzielt worden, und für die schlichte religiöse Poesie der Bibel schien diese einfachste Technik zugleich die passendste, wie ja jedes vollkommene Kunstwerk dem Beschauer den Eindruck macht, daß es so und nicht anders sein müsse und in gar keinem andern Material ausgeführt werden dürfe. Die Uebersetzung in Oelfarben zeigte dann freilich, daß das bessere Material auch eine noch reichere Darstellung des Gedankens ermögliche.

Das eine Urtheil aber drängt sich unwillkürlich auf, daß es des einfachen, schlichten Sinnes des frommen Künstlers bedurfte, um die evangelische Einfalt und prophetische Tiefe dieser Gestalten zu schaffen. Wer auf Andere stark wirken will, muß vor Allem mit sich selbst eins sein, und diese Einheit und Festigkeit der Gesinnung besaß Schirmer. Ludwig Häusser sagt einmal von Luther's Bibelübersetzung: „Um die patriarchalische Einfalt, die durchaus schlichte, kindliche Art des Alten Testaments zu treffen und die volksmäßige Unmittelbarkeit der Evangelien treu nachzubilden, dazu gehört eine congeniale Ader, dazu gehört die Seelenverwandtschaft eines Geistes, der sich die naive, treuherzige Ursprünglichkeit eines unverbildeten Volkes bewahrt hat, die man mit aller Gelehrsamkeit der Welt nicht erlernen, wohl aber über der Welt und den Büchern leicht verlernen kann."

---

[1]) In photographischer Nachbildung sind sie erschienen bei J. Velten in Karlsruhe: **Biblisch historischer Landschaften-Cyclus von J. W. Schirmer.** 26 Blatt.

Ganz dasselbe möchten wir auf Schirmer anwenden. Seit Haydn's „Schöpfung" haben wohl nur Wenige es vermocht, das Paradies in so kindlich unschuldiger Weise darzustellen wie Schirmer, in dessen ersten Blättern Eva harmlos, gleich einem Kinde, mit den Rehen spielt, mit den Thieren am Wasser scherzt, so daß man gestehen muß, der Künstler hat dem viel behandelten Stoffe eine neue Seite abgewonnen, die uns für unsere Weise des Empfindens am unmittelbarsten zeigt, was paradiesische Unschuld, was ein Leben vor dem Fall heißen wolle. Das Gleiche gilt von der Darstellung der Sündfluth. Die meisten Darsteller der Fluth erreichen genau das Gegentheil von der Absicht der heiligen Erzählung. Die raffinirten Situationen, die Kaulbach sich aussann, oder die gehäuften Greuel der Darstellung von Gustav Doré, der die Menschen ersäuft wie einen Haufen Engerlinge, und dessen Gruppe gipfelt in der armen Tigermutter, die ihr Junges mit den Zähnen vor der steigenden Fluth emporhält, solche Darstellungen erwecken Zorn gegen eine Gottheit, die unbarmherzig ihre Geschöpfe vertilgt, und Mitleid mit der armen gequälten Menschheit. Schon als Kind habe ich dem Bilde des Orbis pictus gegenüber immer die Empfindung gehabt, daß dieser Gott ein sehr böser Mann sein müsse, der arme Menschen und Thiere also quäle. Auch hier hat Schirmer das Rechte getroffen. Er erweckt uns den Eindruck, daß hier ein gerechtes Gericht sich vollziehe, eine göttliche Apokalypse. Gott handelt. Das dunkle Wettergewölke, welches Feuer ausschüttet, die furchtbar herniederfahrenden Blitzstrahlen, die grell beleuchtete Arche, die ruhig von den steigenden Wassern getragen wird, sie zeigen Gottes Zorn über die Sünder und Gottes Barmherzigkeit gegen die Gerechten. Von der Noth der flüchtenden Menschen sehen wir nicht mehr als nöthig ist, um den Eindruck zu gewinnen, daß keine Aussicht auf Rettung sei, wo Gott selbst dem Verurtheilten den Weg verlegt. Schirmer steht eben auf dem Standpunkte der Schrift gegenüber dem Ereigniß. Mit der Schlichtheit, die dem aus dem Arbeiterstande herausgewachsenen frommen Manne eigen war, sieht er die Vorgänge, während für die Andern die Sündfluth nur ein Motiv ist, das ihren Witz und ihre anatomische Meisterschaft in Bewegung setzt. Um ein protestantischer Maler zu sein, ist es nicht genug, wie Thumann Lutherbilder zu malen in den weichen Formen, mit denen derselbe Meister griechische Götter und katholische Heilige malt, sondern man muß protestantisch empfinden, und das that Schirmer. Er ist und bleibt für alle Zeiten der Maler des bibelgläubigen Protestantismus.

II.

Wie Schirmer die evangelische Frömmigkeit, so vertritt Karl Friedrich Lessing den protestantischen Rationalismus in der Form, in der ihn der Großoheim auf die Familie vererbt hat. Auch er ist jeder Zoll ein Protestant, aber ein liberaler.

Als Karl Friedrich Lessing, im Jahre 1858, in der Eigenschaft eines Directors der Gemäldegalerie nach Karlsruhe berufen ward, hatte diese Ernennung nicht nur den Charakter eines künstlerischen, sondern auch eines politischen Ereignisses. Es war ein Beweis, daß trotz der Concordatsverhandlungen mit Rom die kirchenpolitische Witterung umschlage; denn unter allen Namen der

deutschen Kunst war kein anderer den Ultramontanen so verhaßt wie derjenige Lessing's. Von der romantischen Schule in seinem „Klosterhofe" (1825) und dem „trauernden Königspaare" (1828) ausgehend, Lieblingsschüler Schadow's, hatte Lessing sich eine streng protestantische Gesinnung bewahrt. Mit Vorliebe wählte er seine Gegenstände aus der Zeit der Conflicte zwischen Kirche und Staat, und Niemand, der seine Bilder betrachtete, konnte zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Sympathieen des Malers standen. Wir erinnern an „Ezzelino im Kerker von Mönchen zur Buße ermahnt", 1836, an die „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V.", 1840, und desselben Kaisers „Zurückweisung vor der Klosterpforte von Prüfening", 1844. Lessing war es, der Huß und die Hussiten in Deutschland wieder populär machte durch seine „Hussitenpredigt", 1836, „Huß vor dem Concil", 1842, „Huß auf dem Scheiterhaufen", 1850; und direct im Dienste des Protestantismus stand die „Verbrennung der Bulle zu Wittenberg", 1853. Die „Hussitenpredigt", jetzt in der Nationalgalerie, die durch die Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und die überzeugende Darstellung fanatischen Glaubenshasses sofort auffiel, und noch mehr „Huß vor dem Constanzer Concil", das wahre Typen bösartiger Pfaffengesichter zeigt, hatten in den katholischen Rheinlanden unliebsames Aufsehen erregt. Trotz der vornehmen Haltung der Darstellung, wurde Lessing der Verhöhnung der katholischen Kirche bezichtigt. Monate lang gab das letztere Bild den Stoff zu den gehässigsten Zeitungsangriffen, die „Historisch-politischen Blätter" brandmarkten den Meister als bösartigen Tendenzmaler; Philipp Veit legte die Leitung des Städel'schen Instituts nieder, als das Bild für Frankfurt angekauft wurde, und Schadow betrat für lange Zeit das Atelier des Mannes nicht mehr, der ihm zuvor als sein bester Schüler gegolten hatte. Ja, die ganze Düsseldorfer Schule, in der die romantischen Anfänge mit dem liberalen Geiste der Gegenwart schon lang im Streite gelegen hatten, spaltete sich. Schon lange war Director Schadow der einseitigen Begünstigung der heiligen Malerei und des engherzigen Confessionalismus beschuldigt worden. Der süßlichen Oberflächlichkeit seiner Heiligenbilder setzten die Jüngeren moderne Stoffe und kräftigere Farben, freiere Formen entgegen. Dieser jungen Schule galt Lessing als Führer und Obmann, wiewohl der vornehme Schweiger nicht das Mindeste that, um die Opposition zu steigern oder die Kluft zu erweitern. Aber die Zustände waren unhaltbar geworden. Ein großer Theil der Maler verließ die Säle der Akademie und miethete Privatateliers. Doch, was sich Anfangs wie ein Zerfall der Schule anließ, erwies sich bald als heilsam und fruchtbar. Die Einseitigkeit und Enge der romantischen Ueberlieferung war gesprengt, und eine reiche Fülle künstlerischer Individualitäten gewann nun Luft und Licht, sich zu entfalten.

Nach den großen Stürmen, die Lessing durch seine Hussitenbilder erregt hatte, durfte man in Karlsruhe gespannt sein, wie der Meister sich persönlich darstelle, den die ultramontanen Blätter als einen neuen Nicolaus Manuel oder Beheim ausschrieen. Aber die Erscheinung des Neuberufenen stand mit dem Bilde, das man sich aus diesen Zeitungskämpfen gemacht hatte, in denkbar größtem Widerspruch. Man fand einen stattlich schönen Mann von zurückhaltendem norddeutschem Wesen, ernst und wortkarg. Sein charaktervolles Profil, das scharfe

Falkenauge unter den buschigen Brauen, die feste militärische Haltung ließen durchaus nicht auf einen liberalen Stürmer schließen. Aristokratisch in sich abgeschlossen, machte er es den Leuten nicht leicht, ihm nahe zu kommen. Aber wie alle wahre Vornehmheit, war er durchaus schlicht und human im Verkehre auch mit Unbedeutenden, und ich glaube nicht, daß er persönlich einen Feind gehabt hat. Zur Erholung ging er am liebsten auf die Jagd, die bei seinem treuen Malergedächtniß ihm zugleich immer wieder neue Stoffe für seine Landschaftsbilder zuführte. Behaglich schmunzelnd, aber schweigsam, saß er dann in dem großen Kreise, den seine gesellige Gattin um ihn und sich versammelte. Die Ausflüge in den großherzoglichen Wildpark, bei denen unter den alten Kiefern und Eichen eine bunte Gesellschaft sich versammelte, sind allen Theilnehmern als eben so vergnügte wie anregende Stunden im Gedächtniß; aber sie waren mehr der Frau, als ihm zu danken.

Das erste der großen historischen Bilder, die er in Karlsruhe ausstellte, schien eine Rückkehr zu den romantischen Anfängen der Düsseldorfer Zeit zu bedeuten. „Ein betender Mönch am Sarge Heinrich IV.“, das war ganz ein Gegenstand im Geschmack der Romantik. Aber der Kundige sah doch sofort hinter dem katholischen Stoffe den protestantischen Gedanken; denn auch diese stille Scene hatte ihren Stachel. Mitleid mit dem todten Kaiser, den die Kirche selbst im Tode nicht frei gab und den sie im Sarge wie im Leben mit ihrem Fluche verfolgte, war schließlich doch die wesentliche Wirkung des schwermüthigen Bildes.

Auch das zweite Bild, „Die Kreuzfahrer“, das schon bei seiner Entstehung die Gesellschaft der Residenz in lebendige Bewegung setzte, griff in das Mittelalter zurück. Jetzt erfuhren wir, was es mit der Düsseldorfer „Costumepoesie“ und den „Stoffeffecten“ auf sich habe. Wenn Otto Knille spottet, daß in Düsseldorf die ganze „Puritanermalerei“ aus Leutze's rindsledernen Reiterstiefeln und die „dreißigjährigen Krieger“ aus Lessing's Radschloßbüchsen herausgewachsen seien[1]), so stand in Karlsruhe schon ein reicheres Material für solche Düsseldorfer Neigungen zur Verfügung. Eduard Devrient mußte seine wahrhaft gelehrte Trachtenkunde zur Verfügung stellen, Zeughäuser und Garderoben wurden in Anspruch genommen, Schauspieler und Officiere rechneten es sich zur Ehre, Modell zu stehen. Jedermann erwartete ein Bild im frömmsten Sinne des Mittelalters; aber wie der Großoheim im „Nathan“ über die Kreuzfahrer geurtheilt, so hatte der Großneffe in seinem Bilde die Sache aufgefaßt. Kaulbach hat es im Berliner Neuen Museum versucht, sich in Betreff der Kreuzzüge auf den mittelalterlichen Standpunkt zurück zu schrauben, aber er vermochte nichts wider seine wahre Gesinnung. Kein Bild des ganzen Cyclus ist so leer und phrasenhaft ausgefallen, wie dieses. Lessing malt die Kreuzfahrer als Protestant, mit menschlicher Theilnahme für die Helden, deren Zweck ihm aber als Chimäre erscheint.

Wir sehen eine verirrte und verschmachtende Schar von Rittern und Frauen, welche die fata morgana des zu erobernden Jerusalem in die Wüste gelockt hat.

[1]) „Deutsche Rundschau“ (1886, Bd. XLVIII, S. 239 ff. und S. 414 ff.): „Grübeleien eines Malers über seine Kunst“, S. 422, Anm. 1.

Aber das Traumbild ist zerflossen. Nicht ein fanatisches: „dios lo volt", sondern ein verzweifeltes: „Wasser! Wasser!" ist der einzige Schrei, der aus dem Munde der Verdurstenden uns entgegen tönt. Und sie haben es gefunden! Die Vordersten tauchen ihre heißen Gesichter in den Fluß, Pilger schlürfen gierig aus ihren Hüten und stürzen von dem raschen Trinken ohnmächtig zusammen, edle Herren streiten um ein Schöpfgefäß, ein Tancred reicht seiner Chlorinde einen gefüllten Becher, aber sie stützt den Kopf in die Hand und fühlt sich zu elend, um ihn zu nehmen. Mit dem gleichen Gefühle der Schwäche ist ein junger Mönch auf einem Felsen zusammengesunken. Die Müdigkeit, der Durst, das Fieber haben ihn gebrochen. Er kann nicht weiter. Diesen Kreuzfahrern sind alle Ideale verflogen. Was gäben sie darum, wieder in der Heimath zu sein. Aber jenseits des Stromes beobachten bereits Beduinen auf schlanken Araberrossen jede ihrer Bewegungen. Sobald sie sich aufraffen, wartet ihrer neuer Kampf, und wir ahnen, daß keiner von ihnen die geliebte Heimath wiedersieht. Es ist nicht mehr der Standpunkt der Düsseldorfer Romantik, es ist der Standpunkt der Rotteck'schen Weltgeschichte, von dem aus Lessing den Kreuzzug betrachtet. Das ganze Unternehmen ist dem Maler eine Thorheit, deren Folgen er uns hier in ihrer vollen Trübseligkeit vors Auge stellt. Nur darf man nicht meinen, daß der Meister den Vorgang darum trivialisirt habe. Diese edlen Gestalten, diese schönen Gesichter, die herrlichen Rosse, selbst die treue Dogge, die am weitesten dem Beschauer ins Wasser entgegenläuft und durch ihr gieriges Trinken die Stimmung der Menschen symbolisirt, sie alle wecken ein stechendes Gefühl des Mitleids über so viel verschwendete und irregeleitete Kraft; aber diese irrenden Ritter sind viel zu vornehm und hoheitsvoll geschildert, als daß eine Empfindung von Geringschätzung ihres Irrthums Platz greifen könnte. Dabei ist das Bild von wunderbarer Farbenharmonie; der vom gelben Wüstenwinde verdunkelte Himmel, der trübe Strom, die maßvoll auf einander gestimmten Gewänder haben einen Reiz, den für ein gebildetes Auge Makart'sche Glasfensterfarben in aller ihrer Gluth niemals üben.

Mit welcher Sorgfalt der Meister die Gruppen abwog, zeigt der in den „Handzeichnungen" veröffentlichte Entwurf, der als Interpret der Intentionen der einzelnen Gruppen außerordentlich schätzbar ist, und diese Intention auch zum Theil viel drastischer zum Ausdruck bringt. Wirft man dann aber wieder einen Blick auf das vollendete Bild, in das der Künstler den reichen Stoff hineinbändigte, auf dem er das Einzelne mit feinem Liniengefühl gruppirte, das Leidenschaftliche maßvoll milderte, dann spricht man mit Goethe: „In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister."

Bei dem dritten der großen Karlsruher Bilder, der „Leipziger Disputation", war es mir vergönnt, aus eigener Anschauung zu sehen, welches Studium Lessing auf die gelehrte Vorbereitung seiner Bilder verwendete. In der von Eduard Devrient gegründeten „literarischen Gesellschaft", der auch Lessing als schweigsamer Theilnehmer angehörte, war ich mit ihm ins Gespräch gekommen. Indem er sich über die kirchlichen Zustände unter Friedrich Wilhelm IV. ausließ, gewahrte ich erst, welch' leidenschaftlicher Gegner des Pietismus und Ultramontanismus in diesem Großneffen Gotthold Ephraim's stecke. Er sprach

dann von seinen Vorstudien für die Leipziger Disputation, und ich empfahl ihm den fünfzehnten Band von Walch's Lutherausgabe, wo er eine Fülle von Berichten bequem beisammen finde. Darauf erlaubte er mir, ihn im Atelier zu besuchen, was ich mir natürlich nicht zweimal sagen ließ. So wurde ich Zeuge des bewundernswerthen Gelehrtenfleißes, mit dem der Meister derartige Arbeiten vorbereitete.

Die nöthigen Porträts wurden aus allen möglichen alten Holzschnitten und Kupferstichen zusammengetragen und, was nicht käuflich war, von ihm selbst abgezeichnet oder photographirt. So trug er siebenundsiebzig verschiedene Köpfe zusammen, die zumeist Melanchthon, Luther, Karlstadt, Bugenhagen, Eck und Herzog Georg vorstellen. Die Sammlung ist nachmals in meinen Besitz übergegangen, wie sie denn auch von großem kirchengeschichtlichen Interesse ist. Manche Freunde bedauerten die Zeit, die Lessing auf solche gelehrte Vorstudien verwende, und in der That war seine Sorgfalt in Betreff des Costüms geradezu scrupulös. Als ich einst die Frage stellte, ob die Raphaelmütze, die Bugenhagen auf dem Bilde trägt, auch in Wittenberg gebräuchlich gewesen sei, hieß er mich in einigen Tagen wiederkehren, und als ich dann erschien, hatte er mit großem Zeitverlust aus Hofbibliothek und Kupferstichcabinet eine Menge Porträts sich verschafft, die barthaten, daß allerdings diese Kappe damals durch ganz Europa ging. Ein ander Mal hatte der Hofmarschall, der wegen des Vorkaufrechts des Großherzogs mit ihm verhandelte, die Bemerkung hingeworfen, daß Lessing die Seiten für das Landeswappen und Hauswappen auf dem Vorhang des Throns vertauscht habe. Den Meister verdroß das, und nachdem er sich von der heraldischen Richtigkeit der Ausstellung mit vieler Sorgfalt überzeugt hatte, strich er den ganzen oberen Theil des Vorhangs wieder zu und versetzte die Wappen — für das Bild nicht nur ein überflüssiges Bemühen, sondern sogar ein schädliches, denn man bemerkt noch heute an der trüberen Farbe die Uebermalung. Aber er wollte nicht das Bewußtsein in sich tragen, daß eines seiner Bilder durch einen heraldischen Mißgriff sich in den Augen des Marschallamtes eine Blöße gebe.

Ein Gespräch zu malen ist immer eine gewagte Sache. Denn, um das Reden in ein Handeln zu verwandeln, das dem Beschauer Eindruck macht, ist der Künstler stets in Gefahr, den Gesichtsausdruck und die Mimik seiner Figuren so zu steigern, daß sie sich uns gleichsam durch die Fingersprache verständlich machen und wir ihnen die Worte von den Lippen lesen. Das aber ist unschön. Als Moritz von Schwind, der auch viel in Karlsruhe verkehrte, von Lessing's neuen Plänen hörte, sagte er in seiner kaustischen Weise: „So, der malt wieder ein Taubstummencabinet!" Ein solches ist nun das Bild nicht geworden; aber Mühe genug kostete es den Meister, den Zusammenstoß zwischen Eck und Luther zu dramatischem Ausdruck zu bringen. Da er sich zunächst aus Ranke orientirt hatte, rückte er den Moment in den Mittelpunkt, den dieser als die Culmination der Leipziger Disputation bezeichnet. Luther hat soeben behauptet, auch kirchlich anerkannte Concilien hätten geirrt, worauf Herzog Georg mit dem Fluche antwortet: „Das walt die Sucht," während Eck den Entrüsteten spielt und den „ehrwürdigen Vater" für einen „Heiden und Zöllner" erklärt. Die Episode hat nach dem Protokoll nicht ganz die Bedeutung, die Ranke ihr beilegt, und insofern

haben wir mehr eine ebenbürtige Illustration zu Ranke, als einen wirklich historischen Vorgang vor uns. Kein Leser der bekannten Reformationsgeschichte aber wird auch nur einen Augenblick im Zweifel bleiben, welche Scene Lessing darstellen wollte. Auf dem ersten Entwurfe, der gleichfalls in den Handzeichnungen veröffentlicht ist, wendet Luther sich gegen Herzog Georg, der ihm einen mißbilligenden Blick zuschleudert, während Eck, ein bösartiges Gelehrtengesicht, mit hämischer Freude von der unvorsichtigen Aeußerung Act nimmt, die seinem Gegner entfahren ist. Der sechsunddreißigjährige Luther ist in dem Entwurfe weniger jugendlich aufgefaßt, als auf dem fertigen Bilde, wo er eher wie ein Sechsundzwanzigjähriger aussieht und fast Thumann'sche weiche Formen zeigt, während der Entwurf ihn mager schildert, nach dem bekannten Briefe des Vorsitzenden des Gesprächs, des Petrus Mosellanus, der berichtet, Luther sei von Askese so abgezehrt, daß man alle Rippen an seinem Leibe zählen könne. Wer einen Blick auf den Eck des Oelbildes wirft, dem fällt gleichfalls das Wort des Mosellanus über Eck ein: „Corpus habet quadratum". Nach diesem nicht eben schmeichelhaften Signalement ist das Porträt genommen. Die Figur des Herzogs, die in dem fertigen Oelbilde etwas direct im Prospect sitzt, ist in der Handzeichnung historisch treuer. Nicht weniger als acht verschiedene Porträts und Münzabdrücke hatte Lessing vor sich; dennoch kann das fertige Bild den Einfluß des Modells, eines bekannten Karlsruher Hofschauspielers, nicht verleugnen. Die häßliche Mütze, die Luther's jugendliches Haupt verunstaltet, verdankt einer Zeichnung Lucas Kranach's von 1521 ihren Ursprung, die Lessing als das früheste ihm zugängliche Profilbild des Reformators ursprünglich zu Grunde legte. Das Gesicht freilich formte er dann jugendlich um, nur die häßliche Kappe ist geblieben.

Auf welcher Seite die Sympathie des Malers bei dem dargestellten Vorgang stehe, kann auch hier keinen Augenblick zweifelhaft sein. Auf der einen Seite haben wir den schwärmerischen jungen Luther, das sinnige, feine Gesicht Melanchthon's, die behaglichen Züge „unseres Pfarrherrn" Bugenhagen, Karlstadt's etwas einfältige, aber gesinnungstüchtige Biederkeit; auf der andern Seite die feindselig aufgerichtete Gestalt Eck's und neben ihm den plumpen Mönch, der sich offenbar auf den in Aussicht stehenden Scheiterhaufen freut. Dazu hängen die sympathischen Züge des jungen Pommernherzogs so schwärmerisch an Luther's Lippen, daß der erste Blick zeigt: die Jungen gehören Luther. Ist doch selbst dem Hofnarren der Spaß und das Schellengeklingel vergangen, und andächtig schaut er, seines Amtes vergessend, zu Luther empor.

Man mag Lessing's Hußbilder mit den interessanten, leidenden Zügen des slavischen Märtyrers und der bewegteren Handlung dramatischer finden: an künstlerischer Durcharbeitung der einzelnen Gestalten, an feiner Charakteristik und geistigem Inhalt aber stellt „die Leipziger Disputation" den Höhepunkt seiner protestantischen Malerei und seiner Historienbilder überhaupt dar. Mehr als ein Kritiker hat der Historienmalerei unserer Tage den Vorwurf gemacht, daß das Costüm meist eindrucksvoller wirke als die Gestalten, weil der Maler in seinem Atelier einen thatsächlichen Rock einer nur vorgestellten, abstracten Person oder einem indifferenten Modell anziehe, so daß der Mensch gegen den Stoff zu kurz komme. Noch bei den „Kreuzfahrern" scherzten manche darüber,

daß die Gewänder die lange Wüstenreise so trefflich bestanden hätten. Für die „Disputation" trifft das nicht zu. Der Meister hatte sich in langem Umgang mit dem Charakter seiner Gestalten vertraut gemacht, und alles Interesse concentrirt sich auf den Ausdruck ihrer Mienen, aus denen der Geist der Handlung hervorsprüht. Der Zeitverlust, der mit der gelehrten Vorbereitung solcher Arbeiten verbunden war, mag den Meister, an den das Leben damals starke Anforderungen stellte, abgehalten haben, wieder ein solches Werk in Angriff zu nehmen. Er kehrte zur Landschaft zurück, die ihm rascher von der Hand ging. Wir aber gehören nicht zu denen, die es bedauern, daß Lessing der Historienmalerei so viele Zeit geopfert hat. Es wird so leicht keiner wieder kommen, der uns ein Gleiches bringt.

Als Curiosum füge ich schließlich hinzu, daß die badische Generalsynode von 1867, die Schenkel von der Anklage auf Ketzerei entband, in ziemlich starker Vertretung sich um das Bild der Leipziger Disputation geschart hat. Ich selbst führte Rothe und Schenkel bei dem Meister ein, worauf eine wahre Wallfahrt der geistlichen Herren nach Lessing's Staffelei begann, die den arbeitsamen Mann ernstlich belästigte, so daß ich selbst für gut fand, mich so bald nicht wieder im Atelier sehen zu lassen.

III.

Wenn Lessing's rationalistische, aber humane Anschauungen in der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts wurzeln, so ist Wilhelm von Kaulbach dagegen der Maler des philosophischen Protestantismus oder, wenn man lieber will, der Maler der modernen Weltanschauung. Bei ihm aber ist diese Weltanschauung durchaus antihierarchisch, und in einzelnen Werken, wie den Illustrationen zu „Reineke Fuchs" und dem „Arbues", spricht sich sogar ein unverhohlener Haß des leidenschaftlichen Mannes gegen allen Katholicismus aus. Das innerste Wesen seiner Kunst ist Reflexion, Berechnung, und wüßten wir es nicht aus seinen Biographien, wir würden es den Fresken des Berliner Neuen Museums ablesen, daß dieser Maler zugleich ein großer Historiker war. Zu jeder Gruppe der Zerstörung von Jerusalem läßt sich das Capitel des Flavius Josephus angeben, dem er das ganze Drama entnahm; und man sieht sofort, er schöpfte aus den Quellen. Eine Fülle historischen Wissens war nöthig, um mit dieser Sicherheit die Träger der Renaissance zu charakterisiren, wie es ihm auf seinem Reformationsbilde gelang; und welch' großartige Auffassung tritt uns in seiner mächtigen Hunnenschlacht entgegen, in der die Todten den Lebenden die Waffen reichen zu dem Kampfe gegen die Barbarei, der niemals ein Ende nimmt.

Wenn Kaulbach in diesen großen Bildern der Universalhistorie zuweilen die Regel Lessing's vergaß, daß man nur malen dürfe, was sich im Raume gleichzeitig zuträgt und mit einem Blicke des Auges zusammen geschaut werden kann, so hat ihn sein reiches historisches Wissen zu diesem Fehler verleitet. Indem Kaulbach den ganzen Josephus malen wollte, kam er dazu, die hungernde jüdische Mutter noch ihr Kind verzehren zu lassen, während die Römer schon in die Stadt dringen, die Christen das Evangelium in die Völkerwelt tragen und der ewige Jude seinen Fluchtweg durch die Jahrhunderte antritt. Die Propheten, die, was wir sehen, als Zukünftiges weissagen, die Erfüllung des Geweissagten

in der Gegenwart, die Zukunft des Judenthums und der Christengemeinde können wir uns nicht in einem Akte vergegenwärtigen, das Bild wird Allegorie und zwar gelehrte Allegorie, denn der Historiker hat dem Maler Aufgaben gestellt, die dem Wesen seiner Kunst widersprechen. In ähnlicher Weise wie die Zerstörung von Jerusalem setzt jedes Bild von Kaulbach ein fleißiges Studium der historischen Literatur voraus; und als er seinen Nero malte, fand Carl Schwartz aus Gotha den Meister vertieft in das Studium von Renan's Antichrist und ähnlicher geschichtlicher Darstellungen der apostolischen Zeit. Die Philosophie an sich ließ ihn kalt und in seinem „Narrenhause" hat er dem Wahnsinn des philosophischen Bewußtseins, das sich mit der Gottheit identificirt, einen Vertreter gegeben. Seine Philosophie ist eine praktisch protestantische. Seine satyrischen Werke, der Todtentanz und ähnliche Bilder, zeigen, wie er dem Stoffe keineswegs nur als Künstler, sondern als liberaler Protestant gegenübersteht. Seinem protestantischen Eifer genügt es nicht, der römischen Wölfin Victor Emanuel und den Papst an die Brust zu legen, Mönchen und Hofpredigern die Köpfe im Bilde aneinanderzustoßen, uns Reineke vorzuführen, der als Jesuit Bellin einredet, daß er unfehlbar sei: sondern seine rabies theologica macht sich auch in fragwürdigen Distichen und Glossen unter dem Bilde oder am Rande desselben Luft. Man glaubt, Holzschnitte aus der erregtesten Zeit der Reformation vor sich zu haben, wenn man diese leidenschaftlichen Blätter in die Hand nimmt. Aber dieses Uebermaß des Zornes kleidet den Künstler schlecht. Wir sehen hinter dem Bilde ein verzerrtes Gesicht, nicht den souveränen Humor, der sich dem Gegner überlegen fühlt.

Schon in den Werken seiner besten Zeit tritt bei Kaulbach ein Zug von Menschenhaß und Weltverachtung hervor, der wohl in den schweren Erfahrungen seiner Jugend wurzelt. Als Sohn einer zerrütteten Familie, deren Haupt sich sogar criminelle Strafen zugezogen hatte, waren ihm die entsetzlichsten Jugendeindrücke nicht erspart geblieben. In der Verwandtschaft umhergestoßen, als Hausirer mit selbstgemalten Tassen von Thüre zu Thüre gejagt, hatte ihm sein Talent schließlich doch die Pforten der Düsseldorfer Akademie geöffnet, und Cornelius hatte dem begabten Jüngling einträgliche Zeichenstunden sogar im Schlosse zugewiesen. Aber wie alt und verbittert sieht das Selbstporträt aus, das der zwanzigjährige Menschenfeind auf ein und derselben Stube mit dem für alle Wohlthaten der Anstalt so dankbaren Schirmer von sich gemalt hat! Zu spät war er den unseligen Verhältnissen entrissen worden; die ersten Eindrücke hafteten unauslöschlich, und das Urtheil hatte sich ihm festgestellt, daß die Menschen verächtlich seien und nur werth, betrogen zu werden. In der Irrenheilanstalt zu Düsseldorf studirte er gelegentlich eines Auftrags, den er da auszuführen hatte, die Typen, die er dann auf seinem zu München veröffentlichten „Narrenhaus" anbrachte, während sein anderes Jugendwerk: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" aus den schauerlichen Erinnerungen des eigenen Vaterhauses schöpfte. Es brauchte viel Sonnenschein des Erfolgs und eines glücklichen Hausstandes, um diese frühen Wunden seines Gemüths auch nur einigermaßen auszuheilen. Als Cornelius nach München übersiedelte, wollte Kaulbach in Düsseldorf bleiben, wo er einträgliche Privatstunden ertheilen konnte. Aber ein Streit um den besseren

Platz im Actsaal, in den er mit dem Zwerge J. Lehnen gerathen war, machte ihn unmöglich, und er folgte dem früheren Lehrer an die Isar nach, der sich aufs Neue seiner großmüthig annahm. Der begabte Künstler fand in der aufblühenden Residenz Ludwig's I. reichliche Aufträge und die schönste Gelegenheit zur Entfaltung seines Talentes. Im Verkehr mit den Professoren der Universität konnte er jetzt auch den wissenschaftlichen Drang befriedigen, den seine fragmentarische Jugendbildung ihm hinterlassen hatte. Hier hat ihm Lasaulx den aus den Fragmenten des Damascius geschöpften Mythus von der sich erneuernden Hunnenschlacht vermittelt, den er, an der Seite seiner jungen Frau sitzend, in langen Winterabenden zu der grandiosen Darstellung herausarbeitete, durch die er mit einem Schlage zu einer europäischen Berühmtheit emporwuchs. Der Beifall war allgemein, und man glaubte in ihm den Meister der monumentalen Malerei gefunden zu haben, der Cornelius weit überrage. Aber der Dämon in ihm hatte bald wieder seine Spottsucht gereizt, so daß er unmittelbar darauf ein Werk schuf, das eben so viel Liebe zur Thierwelt als Haß gegen die Menschenwelt bezeugte. Die niederdeutsche Thierfabel mit ihren antiklerikalen Tendenzen hatte es ihm angethan. So entstanden die Illustrationen zu Reineke Fuchs, die jede öffentliche und intimste Beziehung des Menschenlebens vom Standpunkte des Satyrikers aus verhöhnte, keine aber so bitter wie die Kirche. Bayern hatte ihm ein Asyl gegeben; aber, von Natur intolerant und stets zu Angriffen geneigt, war dem protestantischen Künstler das katholische Leben, das ihn umgab, ein Dorn im Auge. Andere hielten sich an den malerischen Eindruck der Processionen, Fahnen und Meßgewänder; seinem unverträglichen Gemüthe aber war dieses katholische Wesen ringsum eine stete innere Reizung. So machten die Illustrationen zu Reineke Fuchs aller Welt kund, wie er das kirchliche Leben seiner neuen Heimath ansehe. Die breitkrämpigen Hüte auf den Köpfen der Katzen, das Gebetbuch in dem Priestergürtel Reineke's, die heuchlerischen Beichten und Wallfahrten des Fuchses mit Rosenkranz und Tonsur, oder mit Muschelhut und Scapulier, der Jammer der Pfarrköchinnen bei dem Unglücke ihres ehrwürdigen Herrn, die Absolution des Schalks durch Grimbart, und Bellin's Messe im Chorrock, das Alles sind Bilder, weniger aus den Worten des Gedichts geschöpft, als aus Eindrücken, die der Waldecker Protestant von seiner katholischen Umgebung empfangen hatte. Während es dem Publicum schwer wurde, sich in diese neue Wendung eines alten Düsseldorfers zu finden, hatte sich der bewegliche Mann aber bereits wieder aus der Satyre in die ernstesten religiösen Studien geworfen. Im Jahre 1836 trat er mit seiner „Zerstörung Jerusalems“ hervor, welche die große Tragödie des Gottesvolkes in protestantischem Sinne darstellte, von der Verheißung durch die Propheten bis zur Erfüllung in der Christengemeinde, die ihre Wanderung in alle Welt, die Schrift in der Hand, antritt. Zwanzig Jahre beschäftigte ihn nun die in das Treppenhaus des Neuen Museums zu Berlin zu malende Universalhistorie, die an Größe der Auffassung nur der späteren Ranke'schen Universalgeschichte verglichen werden kann. Aber Kaulbach ist radicaler als Ranke. Der Thurmbau zu Babel wird ihm zur ersten Revolution, in der die Völker Sem's, Ham's und Japhet's die Ketten des Tyrannen Nimrod brechen und hinausziehen in die freie Welt. Abschließen aber wollte er

den Cyklus mit der letzten Emancipation des menschlichen Geistes von priesterischer Tyrannei, mit der Reformation Luther's. Dieser Plan war jedoch zu freisinnig und zu protestantisch für das damalige Preußen; nach langen Kämpfen mit einer Hofpartei, die ihm die Entdeckung von Amerika als Thema aufnöthigen wollte, durfte er schließlich die Zeit der Renaissance malen, in deren Mitte er dann doch Martin Luther gestellt hat. Von da an konnte er sich seine Stoffe wieder unbehindert wählen, und er entnahm sie stets dem großen Kampfe der Freiheit gegen den Despotismus, am liebsten gegen den Despotismus der Kirche. Für das Münchener Maximilianeum malte er „Die Schlacht von Salamis". In den Eusebius und Tacitus tauchte er seinen Pinsel mit der Schilderung der Christenverfolgung Nero's. Die herausfordernde Heiligsprechung eines Großinquisitors durch Pius IX. beantwortete er mit seinem „Arbues", der eine Reihe von Holzstößen entflammt, einem Bilde, in dem eine Gluth des Hasses lodert, welche selbst jedem Inquisitor Ehre machen würde. Auf die katholische Bevölkerung aber wirkte diese Darstellung des heiligen Officiums so erbitternd, daß die Ausstellung des Bildes in München, Meran und andern Orten zu theilweise sehr ernsten Ausschreitungen führte. Auch sein „Todtentanz", eine Zeitsatyre, richtete sich mit ihrem gallenbittern Humor wieder hauptsächlich gegen das Papstthum. Daneben bereitete er durch viele Jahre ein weiteres großes Gruppenbild vor, „Die Sündfluth", von der aber nur die vorbereitenden Cartons vollendet wurden.

Ein größerer Gegensatz als der von Kaulbach's und Schirmer's Darstellung des gleichen Stoffes läßt sich nicht denken. Während Schirmer sich schlicht und gottesfürchtig auf den Standpunkt der Schrift stellt, klingt in Kaulbach's Darstellung etwas von dem Spotte durch, mit welchem Deisten und Rationalisten den Kasten Noah's kritisirt haben. Auf dem Hintertheile der Arche steht der Engel des Herrn, ein Ruder in der Hand und ersetzt durch seinen Flügelschlag die blähenden Segel. Um die noch trockenen Höhen ringen Menschen und Thiere in verzweifeltem Kampf. Elephanten erheben ihren Rüssel, Schlangen ihre langen Leiber aus der Wasserfluth. Gleich Schiffbrüchigen wehen die verzweifelten Menschen der Arche mit ihren Tüchern zu, diese aber fährt unveränderten Kurses an all dem Elend vorüber. Der Hohepriester hat sich mit der brennenden Rauchpfanne auf einen Berg gerettet und, auf den Schultern seiner Leviten sitzend, sucht er die heilige Flamme möglichst lang vor dem Verlöschen zu sichern. Umgekehrt stirbt ein Häuptling mit seiner Familie lieber durch sein eigenes Schwert, als daß er sie will ersäufen lassen wie Mäuse. Andere stürzen sich in die Strudel der Luft, um die letzten Momente noch auszukaufen. Reminiscenzen an Michel Angelo's Kletterer werden verwendet, krasse Scenen kommen vor, die an das Musée Wiertz in Brüssel erinnern; so eine junge Mutter, die sich an der Mähne eines kletternden Löwen anklammert, um nicht zu ertrinken. Sein Leben lang empfand Kaulbach den Heine'schen Trieb, auch ernsten Gegenständen eine witzige Pointe anzuhängen, die die tragische Wirkung aufhebt. Wir erinnern nur an die Ironie, mit der er in der erbaulichen Gruppe der abziehenden Christen den Esel, ungerührt durch den Kriegslärm hinter und den frommen Gesang neben sich, die Disteln am Wege fressen läßt. Sofort hat man die Empfindung, daß es dem

Maler mit seinem heiligen Gegenstande doch kein rechter Ernst ist. So haftet ein leiser Zug rationalistischen Bibelspottes auch an seiner Darstellung der Sündfluth und, wie „Reineke der Fuchs", so bestätigt schließlich auch die „Sündfluth", daß Kaulbach der Maler des polemischen, aufgeklärten Protestantismus war. Trotz des bewundernswerthen Reichthums der Erfindung, die uns mit einer wahren Ueberfülle von Gestalten und Situationen überschüttet, macht darum sein letztes großes Werk dennoch nur einen getheilten Eindruck. Die positive Darstellung des religiösen Lebens ist eben alle Zeit seine schwächste Seite gewesen und schon Pecht constatirte, daß Kaulbach die Schilderung der Nachtseite der menschlichen Natur, aller wilden und gemeinen Leidenschaften weit besser gelinge, als die der Tugend, in der er oft leer und phrasenhaft, immer aber zu absichtlich und gesucht erscheine. Die kritische Schule, deren Jünger er war, hatte ihn wohl Haß gelehrt gegen Heuchelei, Pfaffenthum und Fanatismus, diese Empfindungen sind vollkommen wahr und mächtig in ihm, und darum vermochte er es, sie künstlerisch zum Ausdruck zu bringen; aber der positiven Frömmigkeit war sein negativer Standpunkt baar, darum haben seine abziehenden oder sterbenden Christen nicht die gleiche überzeugende Kraft wie die wahrhaft erschütternde Darstellung jenes tollen Fanatikers Arbues oder der Tyrannen gleich Nimrod und Nero. Auch seine Evangelisten- und Prophetenbilder, Christus mit der Weltkugel, sind nur geschmackvolle Weiterführungen der von der Renaissance überlieferten Formen ohne eigenes inneres Leben.

Insbesondere bei den Bildern der vier Evangelisten ist sichtbar, wie die symbolischen Thiere ganz äußerlich den Charakter der Heiligen bestimmt haben. Der Engel macht Matthäus zu einem Seher, welcher der inneren Stimme lauscht, der Löwe Marcus zu einem Wüsteneinsiedler gleich Hieronymus; auf Lukas ist etwas von dem Behagen seines friedlichen Genossen übergegangen, während Johannes' Blick gleich dem seines Adlers durch die Himmel schweift. Ein gläubiger Leser der Evangelien, wie Schirmer, hätte doch wohl gewußt, daß ihre Eigenart mit dieser Charakteristik nicht das Geringste gemein hat.

Noch ehe er die einzelnen Gruppen seiner „Sündfluth" zu einem Ganzen gestaltet hatte, raffte am 7. April 1874 die Cholera den unermüdlichen Kämpfer hinweg. Schirmer war 1863 vorausgegangen, 1880 folgte Lessing nach. Damit waren die letzten gekrönten Häupter der Düsseldorfer Schule von uns genommen.

Wenden wir uns nun von den biblischen Landschaften Schirmer's, den Hussiten und Lutherbildern Lessing's, den großen religionsgeschichtlichen Darstellungen Kaulbach's zurück zu den Malern der Gegenwart, welche die Jubiläumsausstellung beschickten, so ist wohl kein anderer Unterschied zwischen beiden Gruppen so bedeutsam als der, daß die Phantasie der Aelteren noch unter der Herrschaft des religiösen Gedankens steht, während die Neuen der religiösen Motive ganz entbehren.

Jene malten, was den Inhalt ihres geistigen Lebens bildete, das aus dem Zusammenhang mit dem religiösen Leben ihres Volkes noch nicht herausgetreten war. Die Modernen arbeiten für die Ausstellung und für den Verkauf. Wenn ein ernst gestimmter Meister, wie Thumann, heute einen Luther, morgen St. Hedwig und St. Franciscus, und dann wieder einen Cyclus „Amor und Psyche" malt,

so läßt sich dabei offenbar nicht der gleiche Faden einer inneren Entwicklung verfolgen, wie bei Schirmer und Lessing, bei denen jedes neue Bild nur den künstlerischen Ausdruck ihrer religiösen Gesinnung darstellt, noch auch wie bei Kaulbach, dessen Schöpfungen gleichfalls Ueberzeugungsacte sind, Manifeste, die er der herrschenden Reaction entgegensetzt. Schirmer's, Lessing's und Kaulbach's geistige Entscheidungsjahre fielen in die Zeit nach den Freiheitskriegen. Sie nahmen Theil an der reichen geistigen Bewegung der zwanziger Jahre. Der Geist, der die Romantiker und Philosophen Schleiermacher und Neander, Schelling und Strauß inspirirte, inspirirte auch sie. Positiv oder kritisch sind ihnen die religiösen Fragen Lebensfragen gewesen, die ihrer Kunst Richtung und Inhalt gaben. Sie wußten, was sie malen sollten, während die Neuen, geistig heimathlos, unsicher hin und her tasten.

Nicht das technische Können hat abgenommen, aber die Phantasie ist aus dem Dienste der Religion und Philosophie getreten und hat noch keine neue Heimath gefunden. Die Ziele und Zwecke, die heute die Gemüther bewegen, haben ihr nicht die gleiche Nahrung geboten wie die alte Weltanschauung. So ist in der Welt der Kunst ein leerer Raum übrig geblieben, den vordem die Kirche mit ihren Gebilden erfüllte. Der Einfluß alter Vorbilder oder ein gelegentliches praktisches Bedürfniß, Bestellung genannt, veranlaßt wohl je und je einen wackern Meister, sich in diesem verlassenen Raume anzusiedeln; aber auch ein solcher bleibt in dem vordem so besuchten Tempel ein fremder Gast, dem es allda selbst nicht wohl wird.

Maler ersten Ranges auf anderem Gebiete, wie Knaus und Defregger, haben auch Madonnen und heilige Familien gemalt, aber Niemand wird aus denselben den Eindruck gewinnen, daß sie an ihre Gottesmutter glauben wie Schirmer an seinen Erzvater und Lessing an seinen Huß. Es sind schöne Frauen, aber keine Madonnen, und ich fürchte, Don Philipp würde den Maler dem Großinquisitor überliefert haben, der ihm die virgo immaculata also hätte darstellen wollen. Sie wollten die Formen einer gläubigen Zeit wiederholen, da aber der alte Himmel nicht ihr Himmel war, malten sie — ihre Modelle. Da lasse ich mir noch eher Gabriel Max gefallen, der das Religiöse so behandelt, wie er es ansieht, als Hallucination, im Dämmerlichte des Visionären. Aber man wird das Gruseln bald satt, und das Ganze ist ungesund. Zwei Bilder der Jubiläumsausstellung theilten zwischen dem Bekenntniß der Väter und dem Glauben der Gegenwart. Ein „Jesus unter den Fischern" von E. Zimmermann und ein „Komm', Herr Jesus, sei unser Gast" von Zehde lassen den Herrn, wie er überliefert ist, seine Umgebung aber machen sie zu Arbeitern, wie wir sie täglich auf der Straße sehen. Der Gegensatz frappirt, aber er macht aus der heiligen Legende ein Hoffmann'sches Märchen. Noch einen Schritt weiter ging neuerlich Munkácsy, der die heiligen Personen malte, wie wir sie uns nach Strauß und Renan vorstellen; aber er hatte nicht nur den Erzbischof von Wien, sondern auch das Publicum gegen sich. Lessing hatte das vorausgesagt. Gegenüber einem sehr theatralischen Paulus, der auf einer Ausstellung zu sehen war, fragte ich Lessing, warum nicht ein Maler den Apostel statt im Faltenwurfe Raphael's vielmehr so male, wie wir ihn uns

vorstellen, als armen Zeltweber, der in kleinem Arbeiterkreise die Frommen unterrichte. Lessing aber lachte mich einfach aus. „Das ist viel zu neu," sagte er. „Vorausgesetzt, daß sich ein Künstler so in Euere theologischen Bücher hineingelesen hätte, daß es ihn triebe, das zu malen, so würde dem Publicum, das an den Paulus Raphael's und der christlichen Kirchen gewöhnt ist, ein solches Bild nur Aergerniß bereiten." Sehr interessant erzählte er dann, wie den Franzosen Ary Scheffer, Delaroche u. A. nach der Eroberung Algiers das Leben im Süden wieder vertraut geworden sei. Alsbald hätten sie angefangen, die Patriarchen und Jünger Jesu als Kabylen, Beduinen und Araber zu malen. Anfangs habe das in Erstaunen versetzt, die Gläubigen aber hätten von diesen arabisirten Heiligen nie etwas wissen wollen und auch das Publicum habe sich bald überdrüssig davon abgewandt. Ich selbst erinnere mich eines an sich sehr schönen Christuskopfes, den mir der amerikanische Bildhauer Ezekiel in Rom in seinem Atelier vorwies, der aber seines Eindruckes völlig verfehlte, weil er Jesu aus Gründen jüdischer Archäologie eine Mütze aufgesetzt hatte, da der jüdische Hausvater bedeckten Hauptes bete und das Passahbrot austheile. Das ist richtig, aber ein Christus war nun sein Kopf nicht mehr.

Die Frage der religiösen Malerei steht danach heute wohl so: Unsere modernen Auffassungen der heiligen Geschichte sind für künstlerische Ausgestaltung noch nicht reif. Der Künstler, der sinnlich greifbar darstellen soll, kann nicht malen, was disputabel bleibt und worüber er selbst nicht mit sich im Reinen ist; dem Publicum aber steht ein traditioneller Typus fest, an dem es nicht gerüttelt wissen will. Das Fortleiten der überlieferten Typen hat aber gleichfalls seine Schwierigkeiten, weil nur wenige Künstler wirklich den alten Glauben haben, der allein das traditionell Ueberlieferte auch individuell lebendig machen kann. Ein kräftiges religiöses Leben, dem es Bedürfniß wäre, sich künstlerisch auszusprechen, ist heut zu Tage eine seltene Sache, darum sind die Productionen auf diesem Gebiete so unlebendig, manierirt und ermangeln der überzeugenden Kraft. Auch im Gebiete der Kunst gilt das Wort: „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde." Daß aber auf diesem Gebiete recht viel gesündigt wird, lehrt jede Ausstellung. Hat sich also der protestantische Geist, wie er in Schirmer positiv, in Lessing und Kaulbach polemisch lebte, auf die Jungen nicht vererbt, so wollen wir lieber keine protestantischen Motive gemalt sehen, als so verfehlte wie jene katholischen, die aus der Nachwirkung einer früheren Tradition, nicht aus lebendiger Inspiration geboren wurden. Das ist die Lehre, die ich aus den Kunstausstellungen der letzten Jahre mir entnommen habe.

Die Argonauten von North Liberty.

Erzählung
von
Bret Harte.

Siebentes Capitel.

Am folgenden Tage, nachdem Mr. Ezekiel Corwin seine Empfehlungsbriefe abgegeben und die nicht eben zahlreiche Kaufmannschaft von San Buenaventura mit beträchtlichem Erfolg heimgesucht hatte, legte er seinen Mantelsack in dem Postbüreau der Posada nieder und fand zu seinem Kummer, daß er noch zwei Stunden bis zur Ankunft der Kutsche zu warten habe. Nach einem vergeblichen Versuch, sich über die Ortschaft kritisch auszusprechen gegen Señor Mateo und dessen Ehehälfte — deren äußere Höflichkeit durch eine Zeile von Demorest zwar sichtbar erhöht worden, deren Vertrauen zu dem Fremden aber nicht in gleichem Maße gewachsen war — gab er es auf und warf sich lässig auf eine hölzerne Bank, die bereits von den Initialen seiner Landsleute zerhackt war, und indem er ein Messer aus der Tasche zog, begann er, dieser Inschriftensammlung das Handelszeichen der Panacea, als eine billige Anzeige, hinzuzufügen. Bei dieser Beschäftigung jedoch konnte er nicht umhin, sich darüber zu wundern, daß, während Niemand die Posada durch das Büreau betrat, die Zahl der Stimmen in dem anstoßenden Zimmer zu wachsen schien und die Dienstleistungen Mateo's und seiner Gattin immer mehr von den unsichtbaren Gästen in Anspruch genommen wurden. Woraus Ezekiel folgerte, daß es einen zweiten Eingang geben müsse, den er nicht gesehen, und diese Wahrnehmung, verbunden mit dem Umstande, daß zwei oder drei herumlungernde Gestalten, welche sich genähert, auf unerklärliche Weise wieder verschwunden waren, bevor sie die Veranda erreicht hatten, veranlaßte ihn, sich zu erheben und das Local etwas genauer zu untersuchen. Wenige Schritte weiter fand sich ein Durchgang; aber dieser war gesperrt von einigen, Cigarretten rauchenden, mit kurzen Jacken bekleideten Männern, welche an der Wand lehnten und keine Neigung zeigten, ihm Platz zu machen. Aufgehalten, aber nicht abgeschreckt, kehrte Ezekiel gleichmüthig in das Postbüreau zurück und ergriff die erste Gelegenheit, wo Mateo durch die Hinterthür ging, um ihm zu folgen. Wie er erwartet, wandte der Wirth sich zur Linken und

trat in ein großes Zimmer, welches mit Tabaksqualm und den regelmäßigen Stammgästen der Posada gefüllt war. Aber Ezekiel, der mit seiner gewohnten Schlauheit vermuthete, daß der Privateingang in der entgegengesetzten Richtung sein müsse, wandte sich rechts, längs des Ganges, bis er unerwartet auf den Corridor des Hofes kam, den „Patio" jeder mexikanischen Gastwirthschaft, der am einen Ende durch eine niedrige Mauer von Ziegelsteinen, mit einer Thür darin, geschlossen war. Der freie Gang um den Corridor war durch geräumige Abtheilungen unterbrochen, Verschlägen gleich, in denen Tische und Bänke standen, und sie öffneten sich auf den Hof, in welchem noch ein paar verkümmerte Feigen- und Orangenbäume wuchsen. Da der Hof die einzige Verbindung zwischen dem Durchgang, der ihn hierher geführt, und der Thür in der Mauer zu sein schien, wollte er ihn eben kreuzen, als die Stimmen zweier Männer aus einem der Verschläge sein Ohr trafen. Wiewohl eine derselben offenbar die eines Amerikaners, war Ezekiel doch sofort instinctiv überzeugt, daß sie nur der größeren Sicherheit halber Englisch sprachen, um von den übrigen Besuchern der Posada nicht verstanden zu werden. Es ist unnöthig, zu sagen, daß dies für Ezekiel's Neugier eine unschuldige Herausforderung war, der er unverzüglich Folge gab. Er zog sich vorsichtig in den Schatten des Verschlages zurück, als eine der Stimmen fragte:

„War das nicht Johnson, der eben gekommen ist?"

Es entstand eine Bewegung, als ob Jemand sich erhoben hätte, um über den Verschlag zu sehen; aber die zunehmende Dämmerung verbarg Ezekiel vollständig.

„Nein!"

„Er macht lang. Gesetzt, er käme nicht oder träte ganz zurück?"

Der andere Mann brach in ein rauhes Lachen aus. „Mir scheint, Ihr kennt Johnson nicht, oder Ihr müßtet wissen, daß dieser kleine Scherz gerade der eine Gedanke seines Lebens ist. Zwei Jahre lang ist er jenem Mann auf der Spur gewesen, und er wird jetzt nicht zurücktreten, wo er ihn sicher in der Hand hat."

„Aber warum ist er so hinter ihm her, möcht' ich wissen? Es scheint für einen Geschäftsmann im Stile Johnson's und einen reichen Mann obendrein nicht natürlich, den Detectiv zu spielen. Er thut es nicht um des Lohnes willen, wir kennen das. Ist es ein alter Handel?"

„Darauf könnt Ihr wetten!" Der Sprecher machte eine Pause, und dann, in einem leiseren Tone, der Ezekiel's scharfes Ohr auf eine harte Probe stellte, fuhr er fort: „Sie sagen dort oben in Frisco, daß Cherokee Bob Etwas aus Johnson's Vergangenheit in den Staaten wisse; jedenfalls ist es sicher, daß sie zusammen über die Ebene kamen im Jahre 50 — und Bob hing sich an Johnson's Fersen und erpreßte Geld von ihm hier, wo er lebte, bis er ihm zuletzt die Wahl ließ, ihm auf der Straße zu helfen oder sich darauf gefaßt zu machen, daß er reden werde; so daß dem armen Johnson eines Tages nichts übrig blieb als Ernst zu machen und zu schwören, er wolle sich an Bob rächen, und das ist es nun, was er vor hat. Was immer auch er selbst gewesen sein oder gethan haben mag, er hat es fertig gebracht, sich mit dem Sheriff hier zu verständigen; und ich habe gehört, daß es kein Verbrechen oder Etwas von der

Art war, sondern daß es sich um eine Privatsache handelt, welche er diesem Hund von Bob anvertraut hat und dieser nun zu verrathen droht. Das ist, so viel ich gehört habe, Johnson's Beweggrund, und deswegen haben sie ihm auch die Hauptrolle in dieser Affaire zuertheilt. Man weiß zudem, daß der Sheriff und die Polizei sich nicht einmischen werden, wenn Johnson bei Gelegenheit zufällig die Spitze von Bob's Kopf in die Luft sprengen sollte."

„Und ich denke, Bob würde nicht zögern, ihm dasselbe zu thun, wenn er herauskriegen sollte, daß Johnson ihn aufgegeben hat."

„Ich denke ebenso," sagte der Andere finnreich, „denn Johnson's Kenntniß des Landes und der Pferdediebe, die mit Bob's Bande im Einvernehmen sind, hat es ihm leicht gemacht, Bob's Freunde hier zu kaufen, so daß sie ihm behilflich sein werden, den Kerl zu fangen."

„Es ist hart für Bob, so verkauft zu sein," sagte der zweite der Sprechenden mit einem Anfluge von Mitleid.

„Wenn sie weiße Männer wären, vielleicht," erwiderte sein Gefährte verächtlich; „aber dies ist eine Sache von Indianern gegen Indianer, da die Leute mexikanisches Halbblut sind, gerade so wie Bob ein halber Cherokese ist. Je eher diese Brut von Mischlingen einander ausrottet, desto besser für das Land. Es braucht einen weißen Mann, wie dieser Johnson, um sie zusammenzuhetzen."

Ein Schweigen folgte. Ezekiel, welcher anfing, von dieser billig erstandenen, aber ziemlich unpraktischen Weisheit einigermaßen gelangweilt zu werden, schickte sich eben an, in den Gang wieder zurückzuschlüpfen, als er durch ein Gelächter des einen der Sprechenden aufgehalten ward.

„Was gibt's?" murrte der Andere. „Wollt Ihr etwa die ganze Posada hier versammeln?"

„Ich dachte bloß daran, was für einen Schrecken diese unschuldigen grünen Passagiere haben werden, wenn sie sich's, zehn Meilen von hier, gerade für die Nacht bequem machen wollen," erwiderte sein Freund mit unterdrücktem Lachen. „Es soll mich nur wundern, ob sonst noch Jemand mitfährt außer diesem Patent-Medicinmann."

Ezekiel blieb wie versteinert stehen.

„Wenn die verfl— Narren sich ruhig halten, wird ihnen kein Haar gekrümmt werden; denn unsere Leute werden im Augenblick des Angriffes hervorbrechen. Aber wir müssen den Angriff um des Scheines willen geschehen lassen. Und wenn wir die Reisenden warnten, die Fahrt zu machen und die Kutsche käme leer, so würde Bob Lunte riechen und auskneifen. Aber hier ist Johnson!"

Die Thür in der Ziegelsteinmauer hatte sich plötzlich geöffnet und eine Gestalt, in einer Serape, betrat den Hof. Ezekiel, dessen Neugier durch den Unwillen über die bei dieser Comödie ihm zuertheilte Rolle noch gesteigert worden war, vergaß sogar die Gefahr, von dem Ankommenden entdeckt zu werden, welcher rasch auf den Verschlag zuschritt. Als er diesen erreicht hatte, sprach er in einem Tone voll Bitterkeit:

„Das Wild ist davon, meine Herren, und die ganze Geschichte vereitelt. Der Schurke hat hier einen Helfershelfer — denn man hat ihn ganz offen auf der Straße, nahe bei Demorest's Hirtenhaus gesehen, und die Bande hat Nach-

richt bekommen und sich zerstreut. Wir müssen den Verräther ausfindig machen und das nächste Mal vorsichtiger sein. Aber wer ist das? Ich kenne ihn nicht!"

Er wies auf Ezekiel hin, welcher bei dem ersten Tone seiner Stimme hastig hervorgetreten war. Die Beiden, welche in dem Verschlag gesessen hatten, erhoben sich, sprangen in den Hof und stellten sich Ezekiel in den Weg. Umgeben von diesen drei drohenden Gestalten, wich er keinen Schritt zurück, sondern blieb stehen, das Auge unverwandt auf den Neuangekommenen geheftet. Dann öffnete sich sein Mund, und lässig, mit seiner näselnden Stimme, sprach er:

„Nun, wenn das nicht Squire Blandford von North Liberty, Connecticut, ist, so will ich ein Fuchs in der Falle sein. Squire Blandford, wie geht es Ihnen?"

Der Fremde wich in unverstelltem Erstaunen zurück; die beiden Männer sahen einander betroffen an; Ezekiel allein blieb ruhig, unbeweglich und lächelte triumphirend.

„Wer sind Sie, mein Herr? Ich kenne Sie nicht," fragte der Angeredete barsch.

„Mag sein," erwiderte Corwin trocken; „es sind vier Jahre, seit ich in Ihrem Hause war. Sogar Dick Demorest — Sie erinnern sich seiner? — hat mich nicht mehr gekannt. Aber ich denke, daß die frühere Mrs. Blandford —"

„Genug," sagte Blandford — denn er war es — indem er mit einer äußersten Anstrengung des Willens und der Gebärde sich und Corwin bewältigte. „Warten Sie!" Dann, zu den beiden Anderen gewandt, welche, da sie sonst nichts zu thun wußten, die weiße Ziegelsteinmauer anstarrten, sagte er: „Entschuldigen Sie mich für einige Minuten, meine Herren. Wir haben jetzt keine Eile mehr. Ich werde Sie später wiedersehen;" und mit einer befehlenden Bewegung seiner Hand winkte er Ezekiel, voranzugehen und folgte ihm.

Er sprach kein Wort, bis sie das Postbüreau erreicht hatten, wo er, indem sie es durchschritten, gebieterisch sagte: „Nun begleiten Sie mich!" Die wenigen Leute, die hier waren und ihn zu erkennen schienen, machten ihm Platz mit einem auffallenden Respect, der einen großen Eindruck auf Ezekiel ausübte. Er selber fühlte sich bereits von seinem Einfluß beherrscht, und es kam ihm vor, als ob Blandford auf irgend eine sonderbare Weise den früheren Charakter Demorest's angenommen habe. Keine Spur von der Sanftmuth, mit der er sich ehemals in Joan's spröde Bestimmtheit gefügt hatte, war geblieben. Ezekiel folgte ihm so widerstandslos aus dem Büreau, wie er in jener verhängnißvollen Nacht Demorest in den Stall gefolgt war. Sie schritten die enge Straße hinunter, bis Blandford vor einem der niedrigen Lehmhäuser Halt machte und durch die zerbröckelnde Thür in ein Zimmer trat. Es schien der gewöhnliche Aufenthalt der Bewohner zu sein, welcher durch ein Bett mit seidenem Pfühl in der Ecke, durch einen Betschemel nebst Crucifix und ein oder zwei Schlafzimmermöbel ein etwas häuslicheres Aussehen erhalten hatte. Eine nachlässig gekleidete Frau saß am Fenster und ein Mann, welcher rauchte, lag auf einer Pritsche an der Wand. Blandford richtete, in derselben herrischen Weise, ein paar spanische Worte an die Insassen, welche das Zimmer sogleich dem scheinbaren Eindringling überließen.

Nachdem er seinem Begleiter durch ein Zeichen bedeutet, sich auf die leer-

gewordene Pritsche zu setzen, faltete Blandford seine Arme und stand aufrecht vor ihm.

„Und nun," sagte er mit geschäftsmäßiger Kürze, „was wünschen Sie?"

Ezekiel war ganz aus seiner Fassung gebracht. „Ja," stotterte er, „da wir alte Bekannte sind, so wollte ich nur —"

„Wie viel wünschen Sie?" fragte Blandford ungeduldig.

Ezekiel fühlte sich mißverstanden, gab aber die Hoffnung nicht auf. „Ich sehe," begann er, „daß Sie —"

„Wie viel Geld brauchen Sie," fuhr Blandford mit eisiger Genauigkeit fort, „um auf die Füße zu kommen und diesen Ort zu verlassen?"

„In Anbetracht des Umstandes, daß ich hier als bevollmächtigter Agent eines Frisco-Droguenhauses vom ersten Range reise," sagte Ezekiel mit einer Mischung von Aerger, Stolz und Erwartung, „so sehe ich nicht ein, was Sie das angeht, vorausgesetzt, daß Sie nicht für ein Concurrenzgeschäft reisen."

Blandford betrachtete ihn eine Weile forschend. „Wer hat Sie hierher gesandt?"

„Dilworth und Dusenberry, Battery Street, San Francisco. Darf ich Ihnen die Karte der Firma geben?" erwiderte Ezekiel, indem er eine aus der Westentasche hervorholte.

„Corwin," sagte Blandford ernst, „was immer Ihr Geschäft hier sein mag. Sie werden finden, daß es sich besser für Sie zahlt, offen gegen mich zu sein, und diese Winkelzüge, die für einen Yankee gut genug sein mögen, zu lassen. Sie sagen, daß Sie bei Demorest gewesen sind — was hat er mit Ihrem hiesigen Geschäfte zu thun?"

„Nichts," versetzte Ezekiel. „Ich vermuthe, er war ebenso erstaunt, mich zu sehen, als Sie es sind."

„Und er hat Sie nicht hierher geschickt, um mich zu suchen?" sagte Blandford ungeduldig.

„Ich denke nicht, da er glaubt, daß Sie ein todter Mann seien."

Blandford gab ein hartes, gezwungenes Lachen von sich. Nach einer Pause, während welcher er seine Augen fest auf Ezekiel geheftet hielt, sagte er:

„So haben Sie mich nur zufällig wieder erkannt?"

„Allerdings. Und da ich niemals viel auf die Geschichten gab, daß Sie von der Warnborobrücke hinuntergespült seien, so bin ich nicht sehr erstaunt, Sie wiederzufinden."

„Was glaubten Sie denn, daß aus mir geworden?" fragte Blandford weniger rauh.

Ezekiel bemerkte den sanfteren Ton; er fühlte, daß jetzt die Reihe an ihn komme. „Ich nahm an, daß Sie Gründe hätten, fortzugehen, ohne Ihre Adresse zurückzulassen," näselte er.

„Was für Gründe?" fragte Blandford, indem er plötzlich wieder in seine vorige Barschheit zurückfiel.

„Squire Blandford, da Sie es wissen wollen — ich denke, Ihr Geschäft ging nicht besonders, und Sie nahmen eine Kleinigkeit von zweihundertundfünfzig Dollars mit, welche Ihre Gläubiger gern zurückgehabt hätten."

„Wer wagt das zu behaupten?“ rief Blandford zornig.

„Ihre gewesene Frau — die jetzige Mrs. Demorest — hat es ihrer Mutter erzählt,“ erwiderte Ezekiel.

Der Schlag traf tiefer, als selbst Ezekiel's trockne Bosheit sich vorgestellt. Für einen Augenblick blieb Blandford wie betäubt. In dem fünfjährigen Rückblick auf den Entschluß jener schicksalsvollen Nacht, welcher Zweifel über die Vernünftigkeit desselben sich ihm auch aufgedrängt haben mochte, war ihm doch dieser Gedanke niemals gekommen. Er war allerdings geneigt gewesen, zu glauben, daß seine Frau sowohl ihn als ihren Verrath völlig vergessen, und er hatte sich in die Folgen, die ja zum Theil auch die seines eignen Schweigens waren, ruhig ergeben. Er mußte sich sagen, daß seine Wunde früher geheilt war, als er erwartet; aber wenn diese Selbsterkenntniß ihn befähigte, seiner Frau und Demorest in einer gewissen passiven Weise zu verzeihen, so war es immer in der Ueberzeugung, daß sein mysteriöses Verschwinden einen unerklärbaren Schatten über ihnen zurückgelassen habe, mit dem ihr Gewissen sich abfinden mochte. Aber auf diese ungerechte, gemeine und erniedrigende Deutung seines Sühneactes war er durchaus unvorbereitet. Was von Empfindung jenes Actes in ihm geblieben, das vernichtete sie vollständig durch die schreckliche Ironie, daß er der Welt gegenüber in die Lage versetzt war, sich vertheidigen zu müssen, ohne doch die wahre Ursache jetzt angeben zu dürfen. Die Qual jener Nacht war für immer dahin; aber die lächerliche Erklärung derselben hatte sie überlebt und konnte nicht mehr beseitigt werden.

Sein Entschluß war rasch gefaßt. In diesem Augenblick entschied er sich für einen Schritt, der ebenso verhängnißvoll wie jener erste war und eine passende Steigerung von dessen Resultaten. Fünf Jahre lang hatte er seine Stellung gegen sein verrätherisches Weib und seinen meineidigen Freund mißverstanden. Dank der praktischen, selbstsüchtigen Maschine vor sich kannte er sie nun.

„Sehen Sie, Corwin,“ sagte er, indem er Ezekiel ein farbloses Gesicht, aber ein festes, unbarmherziges Auge zuwandte, „ich errathe, ohne daß Sie mir's erzählen, welche Lügen über mich durch jenen Mann und jenes Weib verbreitet werden, trotzdem sie wissen, daß ich mich nur als Lebenden zu erklären habe, um sie der Infamie — vielleicht sogar des Verbrechens vor dem Gesetz zu überführen. Sie sind mein Freund nicht, oder Sie würden ihnen nicht geglaubt haben; wenn Sie der ihre sind, so haben Sie jetzt nur zwischen zwei Wegen zu wählen: dieses Begegnen für sich zu behalten und meiner Gnade zu vertrauen, daß ich es auch als Geheimniß bewahren werde; oder Mrs. Demorest zu sagen, Sie hätten Mr. Johnson gesehen, der sich nicht scheuen würde, in irgend einem Augenblick hervorzutreten und bekannt zu machen, daß er Edward Blandford sei, ihr einziger rechtmäßiger Ehemann. Entscheiden Sie, welchen Weg Sie vorziehen — für mich bedeutet es Nichts mehr.“

„Soweit ich Mrs. Demorest kenne,“ versetzte Ezekiel trocken, „würde das nicht den mindesten Unterschied für sie machen; aber wenn Sie meine Meinung über diese Sache zu hören wünschen, so ist es die, daß weder Sie noch Demorest diese Frau recht verstehen. Ich habe Joan Salisbury gekannt, als sie so hoch war; aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was sie zunächst thun würde, so könnt'

ich mich auch anheischig machen, zu sagen, wo der nächste Blitzstrahl einschlagen wird. Was Sie von Joan Salisbury nicht erwarten, das eben ist's, was sie thut. Und der beste Beweis dafür ist, daß sie eine Ehescheidungsklage gegen Sie in Chicago anbrachte, und auf dem Wege des Contumazverfahrens ein paar Wochen vor ihrer Heirath mit Demorest gewann. Das wissen Sie nicht."

Blandford wich zurück. „Unmöglich," rief er; aber seine Stimme zeigte zu gut, wie sehr die Möglichkeit ihm einleuchtete.

„Es ist so, aber es ward von dem Diacon Salisbury geheim gehalten und mir nur durch Zufall bekannt. Nun, das ist ein Beweis, daß Sie Joan nicht verstehen. Und wenn ich bedenke, daß Demorest selbst nichts davon weiß, wie ich jüngst aus einem Gespräch mit ihm erfah, so darf ich wohl mit Sicherheit behaupten, daß keiner von Ihnen Beiden Diacon Salisbury's Tochter an natürlichem Scharfsinn gewachsen ist. Ich will meine Meinung Ihnen nicht aufdrängen, Squire Blandford, da wir alte Freunde sind; aber ich sage, in Anbetracht von Demorest's vorschnellem Wesen und Ihrer Unentschlossenheit ist es gut, daß Sie beiden weltlichen Männer Joan Salisbury haben, um für North Liberty einzustehen, und es davor zu bewahren, ein Scandal der Gottlosen zu werden. Wenn es nicht um ihre Schlauheit gewesen wäre, wo würden Sie Beide nun gelandet sein? Es liegt doch etwas Großes in christlicher Erziehung, und mächtig ist die Gnade, Squire Blandford."

Sein hartes, trockenes Gesicht leuchtete für einen Augenblick von dem Ausdruck einer fanatischen Hingebung und dem dumpfen Aufglühen eines sectirerischen Stammesgefühls. Oder war es möglich, daß dieser Frau verzehrende Persönlichkeit auf irgend eine geheimnißvolle Weise seine gewohnte Selbstsucht aufgestört hatte?

Blandford, welcher während Ezekiel's Rede ans Fenster getreten war, wandte sich plötzlich um und streckte Corwin seine Hand entgegen. „Lassen Sie Vergangenes vergangen sein, — ob wir uns nun wieder begegnen oder nicht. Wenn ich aber, um der alten Zeiten willen, Etwas für Sie thun kann, so bin ich dazu bereit. Ich besitze," fuhr er mit einem leichten Anflug von Stolz fort, „hier und in San Francisco einigen Einfluß, der von dem Namen, unter welchem ich reise, nicht abhängig ist. Daß ich hierher gekommen, geschah nicht zwecklos."

„Ich weiß es," sagte Ezekiel, ohne die Miene zu verziehen. „Ich hörte es bereits von Ihren zwei Freunden. Sie machen Jagd auf einen Menschen, der Ihnen ein Unrecht zugefügt hat."

„Ich will einen Hund zu Tode hetzen, welcher, in der Vermuthung, daß meiner Auswanderung hierher ein Geheimniß zu Grunde liege, mich zu brandschatzen und zu verderben sucht," sagte Blandford mit einem plötzlichen Ausdruck von Haß, der Ezekiel unvereinbar schien mit Allem, was er von seines ehemaligen Herrn Charakter kannte — „einen Schurken, welcher mein neues Leben zu zerbrechen trachtet, wie ein Anderer das alte zerbrochen hat." Er hielt inne, und kam mit einem kurzen Lachen wieder zu sich. „Ich weiß freilich nicht, Ezekiel, ob er der schlimmste meiner Verleumder ist. Aber bis ich ihn gefaßt habe, um meinen Namen wieder zu reinigen, lass' ich die Andern gehen."

„Nun, ich denke, Sie werden Hand an den Teufel legen, und nicht einmal

weit von hier. Ich war heut' in Demorest's Haus, und hörte Joan und eine wunderliche Sorte von mexikanischer junger Dame über einen Landstreicher sprechen, der sie erschreckt hat. Und Miß Pico sagte —"

„Was! Wer sagte —?" fragte Blandford, indem er heftig zusammenfuhr.

„Nun, wenn mir recht ist, hört' ich ihren Vornamen auch — Rosita."

Ein plötzliches Roth färbte Blandford's Gesicht und machte es glühen, wie das eines Knaben.

„Ist sie dort?"

„Sie ist bei Joan zu Besuch," erwiderte Ezekiel, welchem Blandford's seltsame Erregung nicht entging; „aber was geht Sie das an?"

Blandford schien Ezekiel's Anwesenheit völlig vergessen zu haben. Er blieb sprachlos, und sein Blut wallte. Dann, wie von einer Eingebung geblendet, stürzte er aus dem Zimmer. Ezekiel hörte ihn mit einem spanischen Fluch seinen trägen Wirth anrufen; aber ehe er noch folgen konnte, hatten sie Beide das Haus eilig verlassen.

Ezekiel blickte rund um sich und fuhr mit den Fingern nachdenklich durch seinen Bart. „Es ist nicht Joan Salisbury noch Dick Demorest, die ihm diesen Ruck versetzt haben. Nun, wir werden sehen!"

Achtes Capitel.

Mrs. Demorest war so bezaubert von Doña Rosita Pico's Gesellschaft und ihren romantischen Erinnerungen, daß sie diese junge Dame mit dem gebrochenen Herzen, aber sonst ganz vortrefflicher Gesundheit, zu bestimmen wußte, ihren Besuch über die vierzehn Tage zu verlängern, welche sie dem Verkehr mit der Vergangenheit gewidmet hatte. Während eines oder zweier Tage nach ihrem seltsamen Begegniß im Garten, drang Mrs. Demorest mit Fragen in sie, welche die von ihr gesehene Erscheinung betrafen, und sie brachte sie zuletzt dahin, einzuräumen, sie könne allerdings keinen Eid darauf ablegen, daß es der wirkliche Johnson oder auch nur der Schatten dieses treulosen Mannes gewesen sei. Als Joan ihr bemerklich machte, daß die männliche Schönheit, die sie geschildert, Rabenlocken, langer Schnurrbart und dunkle Augen, Attribute seien, die keineswegs ihrem Liebhaber allein gehörten, sondern gelegentlich auch bei anderen, weniger begünstigten, und sogar weniger gefährlichen Amerikanern vorkämen, schüttelte Doña Rosita ihren hübschen Kopf. „Ah, aber er hatte eine Miene — ein Etwas, wofür ich das Wort nicht finde." Sie warf ihren Shawl über ihre linke Schulter und bemühte sich, soweit ein Paar sanfter blauer Augen und behaglich friedvolle Züge dies zuließen, den Eindruck sündhafter und finsterer Versunkenheit hervorzubringen.

„Sie Kind," sagte Joan, „das will nichts heißen, so sind sie alle. War doch auch im Oriental Hôtel ein Fremder, den ich zweimal traf, als ich dort war — gerade so geheimnißvoll, romantisch und gefährlich. Und in der That, man raunte sich über ihn schreckliche Dinge zu. Fürwahr, so sehr, daß Mr. Demorest ganz närrisch ward, als ich einfach höflich gegen ihn war — Sie ver-

stehen — und —“ Sie brach plötzlich ab, tief erröthend unter dem Feuer von Rosita's lachenden Augen.

„Ah — so — Doña, Verschwiegenheit! Erzählen Sie mir Alles. Ging unser Ehemann ihm zu Leibe?“

Joan's Züge nahmen sogleich wieder ihre alte puritanische Strenge an. „Mr. Demorest hat Gründe — hinreichende Gründe — mich ganz zu verstehen und mir zu vertrauen,“ sagte sie in ernstem Ton.

Rosita sah sie einen Augenblick enttäuscht an und zuckte dann die Schultern. Das Gespräch ward fallen gelassen. Nichtsdestoweniger verdient bemerkt zu werden, daß von nun an die gewöhnlichen Anspielungen, die ernsten sowohl wie die scherzhaften, auf Rosita's geheimnißvollen Gast seltener wurden und endlich ganz aufhörten. Sogar die von Demorest mitgebrachte Nachricht, daß ein beabsichtigter Angriff auf die Postkutsche durch die Obrigkeit verhindert, und daß Unbekannte beider Parteien in der Nachbarschaft gesehen worden seien, vermochte nicht, die Unterhaltung wieder zu beleben.

Mittlerweile hatte auch die leichte Erregung nachgelassen, welche das träge Dasein von San Buenaventura ein wenig belebt. Die Posada Señor Mateo's hatte ihren fieberischen und auffallenden Doppelcharakter verloren; der Gang hinter derselben war nicht mehr gesperrt von müßigen Cigarrettenrauchern; das Gemach, welches auf den schweigenden Hof sah, war unbesetzt, und die Stühle und Tische desselben waren leer. Die beiden bevollmächtigten Sheriffs, von welchen Señor Mateo vermuthlich sehr wenig wußte, waren geflohen; und der mysteriöse Mr. Johnson, von dem er, ebenso wahrscheinlich, noch weniger wußte, war gleichfalls verschwunden. Denn Señor Mateo's Kenntniß von dem, was in seiner und über seine Wirthschaft gesprochen ward, sowie über Beschaffenheit und Vorhaben Derjenigen, die sie besuchten, ward von ernsten philosophischen Zweifeln gefärbt. Dieser höfliche und würdevolle Skepticismus nahm gewöhnlich die Formel von „Wer kann es wissen?“ bei jeder ungebührlichen und eitlen Nachforschung an. Er versicherte mit genauer Wahrhaftigkeit, daß seine Omeletten untadelhaft, seine Betten wunderbar, sein Branntwein das Höchste sei, was es gebe, und sein Haus das eigne seiner Gäste. Was darüber hinaus lag, waren Fragen, mit welchen der einfältig beschränkte und immer vorsichtige menschliche Verstand sich abzugeben keine Veranlassung hatte.

Den störenden Einfluß eines Mannes, wie Señor Corwin, auf eine so würdige Gemüthsverfassung kann man sich leicht denken. Ganz abgesehen von Ezekiel's ungebührlicher Neigung für die Geheimnisse anderer Leute, war es unleugbar, daß seine Patent-Medicinen eine gewisse friedlich revolutionäre Bewegung in San Buenaventura hervorgerufen hatten. Ein einfaches und abergläubisches Gemeinwesen, welches dem Eindringen praktischer, häuslicher und landwirthschaftlicher amerikanischer Verbesserungen festen Widerstand geleistet hatte, unterlag den verborgen heilenden Einflüssen der Panacea und Jones' Bitterem. Die kräftigen Eigenschaften eines geheimnißvollen Balsams, mehr oder weniger erläutert durch eine buntfarbige mythologische Etiquette, machte tiefen Eindruck auf sie; und die Vertheilung eines Circulars, auf welchem ein himmlischer Besucher dargestellt war, wie er mit einigen Dutzenden von Rogers' Pillenschachteln

zu einer leidenden, aber mit Bewunderung erfüllten Menge herniederstieg, bewegte ihre religiösen Sympathien bis zu einem Grade, daß der gute Padre Jose sich genöthigt sah, sie vor diesen ketzerischen Curmethoden von der Kanzel herab zu warnen — mit dem natürlichen Ergebniß, für Ezekiel nur noch gefährlichere Reclame zu machen. Auch gab es Solche, welche leise von der wunderbaren Wirksamkeit dieser Heilmittel sprachen. Hatte nicht Don Victor Arquello, dessen respectable Verdauung, durch unaufhörlichen Genuß von Pfeffer und Knoblauch erschöpft, ihm plötzlich versagte, einen unerwarteten und angenehmen Anreiz durch den Neu-England-Rum erhalten, welcher die Grundlage von Jones' Bittrem war? War nicht der Bäcker, welcher vom Branntweintrinken zitterte, beruhigt und erhalten worden durch das Morphium, welches in Blagg's nervenstärkender Essenz verborgen lag? Ebensowenig hatte der schlaue Sendbote des schwächeren Geschlechtes in ihren Bedürfnissen als Mädchen und Mütter vergessen. Salben, welche ihr schwarzes, aber etwas grobfaseriges Haar so weich wie Seide machten, eröffnete den Señoritas bezaubernde Möglichkeiten; während besänftigende Syrups dem Haushalt mancher verzweifelnden Mutter die lang' entbehrte Ruhe wiederbrachten. Der Erfolg Ezekiel's war ein so ausgesprochener, daß er nach Verlauf von drei Wochen mit einem frischen Lager und unverminderter Keckheit wiederkam.

Es war bei diesem zweiten Besuch, daß die skeptische Politik Mateo's auf eine harte Probe gestellt ward. Als Ezekiel eines Abends in der Posada ankam, bemerkte er, daß sein Wirth sich in einer heimlichen Unterhaltung mit einem Fremden befand, welcher durch das gewöhnliche Gastzimmer eingetreten war. Der Anblick, welchen der scharfsinnige Ezekiel von dem Unbekannten sich zu verschaffen wußte, brachte jedoch keine andere Entdeckung, als daß dieser eine schwache und keineswegs empfehlende Aehnlichkeit mit Blandford hatte und hübsch war, aber in einer selbstbewußten und haltungslosen Art und mit einem Ausdruck, in welchem sich List und Prahlerei mischten. Eine Stunde später, als Corwin die kühlere Luft der Veranda aufgesucht hatte, bevor er sich zu einem der wunderbaren Betten der Posada zurückzog, sah er, zu seinem Erstaunen, einen Mann, der anscheinend Blandford selbst war, zu Pferde aus dem Gang auftauchen und nach einem raschen Blick auf die Veranda die Straße hinunterjagen. Ezekiel's erster Eindruck war, ihn anzurufen; aber die Erinnerung, daß er sich von seinem ehemaligen Herrn erst vor drei Tagen zu San Francisco in der freundschaftlichsten Weise verabschiedet hatte und dieser daher unmöglich jetzt in Buenaventura sein könne, ließ ihn davon abstehen, mit den Fingern nachdenklich in seinem Barte. Dann wandte er sich nach der Posada und verlangte Mateo zu sprechen.

Dieser Herr bot ein so vollkommenes Bild des Skepticismus, daß er die Achseln schon gezuckt hatte, noch bevor er das Zimmer betreten.

„Wie lang ist es, daß Mr. Johnson hierherkam?" fragte Corwin, als ob ihm die Sache eigentlich ganz gleichgültig sei.

„Ah — wirklich — ist ein Mr. Johnson hier gewesen?" Dies war als ein höflicher Zweifel an seinen eigenen Wahrnehmungen und ein artiges Eingehen auf die des Fragenden gemeint.

„Nun, ich denke so. In Anbetracht des Umstandes, daß ich ihn eben mit meinen eigenen Augen sah," erwiderte Ezekiel.

„So, so!" Mateo fühlte sich erleichtert. Es war gewiß dem Señor Corwin ungeheuer angenehm, diesem Señor Johnson begegnet zu sein — vermuthlich ein guter Freund? Und ging es ihm wohl? Und war er zufrieden?

„Hören Sie, Mateo! Was ich zu wissen wünsche, ist dies. Wann ist der Mann, welcher eben aus dem Durchgang ritt, hierher gekommen? Darauf antworten Sie mir — es ist eine einfache Frage."

„Ah, freilich — von der klarsten Beschaffenheit. Bueno! Es kann letzte Woche gewesen sein — oder sogar diese Woche — oder etwa gestern — oder möglicherweise heute." Señor Corwin, welcher ein kluger, Alles wissender Mann ist, wird begreifen, daß die Schwierigkeit darin liegt, zu entscheiden, wer der Mann sei? Vielleicht ein Freund von Señor Corwin — vielleicht nur Einer, der so aussah. Darüber herrsche, wenn Mateo sich erlauben dürfe, es zu sagen, ein Zweifel.

Ezekiel betrachtete Mateo mit einem gewissen durchdringenden Blicke richtiger Schätzung. „Gibt es denn hier herum Jemanden, der so aussieht wie er?"

Nun entstand wieder die Schwierigkeit, sich vollkommen zu vergewissern, wie Señor Johnson aussah. Wenn Señor Johnson ein Amerikaner war, so mochte es sicherlich andere Amerikaner geben, die ihm glichen. Das war möglich. Habe Señor Corwin hier wirklich eben einen Caballero gesehen, der in seinem Aeußeren ihm, so zu sagen, wie Señor Johnson erschien? Vielleicht war eine Aehnlichkeit vorhanden, und dennoch —

Corwin hatte diese Aehnlichkeit allerdings bemerkt; aber sein vorsichtiger Verstand hielt ihn ab, einen irgend überwiegenden Zweifel seines Wirthes bekämpfen zu wollen. Innerlich überzeugt, daß Mateo ihm Etwas verheimliche, und ebenso überzeugt, daß er früher oder später schon hinter die Sache kommen werde, grinste er diesem Ehrenmann höhnisch ins Gesicht und suchte die nachdenkliche Stille seines wunderbaren Lagers auf. Als er gegangen war, sagte der Wirth zu seinem Weibe:

„Dieses Vieh hat die Fährte gewittert."

„Es scheint so — wo aber, Mutter Gottes, ist die Klugheit unseres Freundes? Wenn er fortfährt, in unserer Ortschaft umzugehen wie ein liebeskrankes Hühnchen, so wird man ihm noch den Hals umdrehen."

Einer genialen Idee folgend, die ihm gekommen war, machte Ezekiel den Demorests am nächsten Morgen einen Besuch und erlangte hier, auf einigermaßen dunkle Weise, die Einladung, während seines Aufenthaltes in Buenaventura unter ihrem gastlichen Dache zu verweilen. Wenngleich er sehr wohl wußte, daß er diese Höflichkeit mehr Joan als ihrem Gemahl verdanke, wurde doch seine trotzige Freude darüber durch diese Thatsache nicht verringert, während Joan ihre eigenen Gründe hatte, den Zwang vorzuziehen, welchen die Anwesenheit eines anderen Gastes der Verliebtheit Demorest's auferlegte. Neuerdings hatte sich's zuweilen auch ereignet, daß Doña Rosita's naives Verständniß, welches gleich dem eines aufgeweckten und verzogenen Kindes Einen wohl in Verlegenheit bringen konnte, ihr im Wege gewesen war, und gern würde sie die

Gesellschaft der jungen Dame mit ihrem Gemahl getheilt haben, wenn Demorest nur einige Sympathie für das Mädchen gezeigt hätte. In der schwachen Hoffnung, daß Ezekiel auf irgend eine Art Rosita's wandernde Aufmerksamkeit fesseln möge, hatte sie denselben eingeladen. Die einzige Schwierigkeit lag in seinem rauhen Wesen und darin, daß sie der Erbin der Pico's einen Mann vorstellen solle, der früher ihr eigener Diener gewesen. Hätte sie versucht, letztere Thatsache zu verschweigen, so würde, wie sie überzeugt war, Ezekiel's Unabhängigkeit und Vorliebe für peinliche Situationen sie dennoch verrathen haben. Sie war so weit gegangen, zu überlegen, ob sie ihn nicht schicklicherweise für einen armen Verwandten ihrer Familie ausgeben könne, als zum Glück Doña Rosita selbst aller weiteren Mühe ein Ende machte. Bei der ersten Begegnung erkannte diese reizende junge Dame sogleich, daß er ein geistig Gestörter sei, der über dem geheimen, wissenschaftlichen und medicinischen Studium den Verstand verloren habe. Ah! sie, Rosita, hatte von solchen Fällen früher schon gehört. Hatte nicht einer ihrer Vorfahren väterlicherseits, ein gewisser Don Diego Castro, geglaubt, daß er das Elixir der Jugend entdeckt? Hatte er nicht aus diesem Grunde sich niemals die Hände gewaschen und sich geweigert, die Nägel seiner Finger und das Haar seines Kopfes zu schneiden? War er nicht, gehoben durch seine Entdeckung, unaussprechlich grob gegen alle Menschen, namentlich aber gegen die Damen gewesen? Genau so wie Señor Corwin.

Weit davon entfernt, durch diese geistreiche Deutung seines Charakters beleidigt zu sein, legte Ezekiel vielmehr eine trockene Befriedigung darüber an den Tag und ward von einer nicht ganz unbedenklichen Bewunderung für die schöne Kritikerin ergriffen; er suchte ihre Gegenwart und nahm ihre Gesellschaft über Joan's kühnste Erwartungen in Anspruch. In unverhohlenem Entzücken über sie saß er bei Tisch, er lauerte ihr auf im Garten, er versuchte, sie Englisch zu lehren. Doña Rosita nahm dieses außerordentliche Entgegenkommen in einer nicht weniger erstaunlichen Weise auf. In der eigenthümlichen Atmosphäre dieses Hauses, in dem noch immer Etwas von der starren Zurückhaltung Neu-Englands war, langweilte sie sich vielleicht ein wenig und war einer kleinen Tändelei sogar mit einem Verrückten nicht abgeneigt. Außerdem hielt sie sich für berufen, einen heilsamen Zwang auf ihn auszuüben. „Wenn wir eines Morgens nicht todt in unseren Betten gefunden werden oder der Kaffee nicht gelegentlich vergiftet ist, so werdet Ihr mir dafür zu danken haben," sagte sie zu Joan.

So gestattete sie, daß er ihr Stuhl oder Hängematte in den Garten bringe oder die verschiedenen Dinge hole, welche sie beständig verlor und er mit seinem durchdringenden Blick immer wieder fand; ebenso, daß er sie mit Neuigkeiten versorgte, wobei er sich übrigens einer ungewohnten Vorsicht befleißigte. Andererseits standen gewisse unschuldige Erinnerungen und verschämte Geschichten, welche sie dagegen in der Eigenschaft eines redseligen Kindes diesem „Verrückten" gelegentlich mittheilte, im Verhältniß von drei zu eins.

Es war ein heißer Tag gewesen und sogar die gewöhnliche Brise bei Sonnenuntergang an diesem Abend zu matt, um die Spitzen der außenstehenden Fichtenbäume zu bewegen oder die glühenden Ziegel der Pueblodächer zu kühlen. Eine Stille und verborgene Erwartung war in der Luft, welche auf die

Menschen mit fieberischer Angst und Unruhe zurückwirkte; ein geheimnißvolles Rieseln in dem schwach flüsternden Garten um die Casa Demorest hatte die Geister ihrer Bewohner erregt und sie veranlaßt, in unsteter Rastlosigkeit umherzuwandern. Joan war verschwunden; Doña Rosita, unter einem Olivenbaum in einem der verlassenen Pfade, nur begleitet von dem getreuen Ezekiel, hatte gesagt, daß es „Erdbeben-Wetter" sei und, mit dem Zeichen des Kreuzes, sich eines gewissen schrecklichen Tages aus ihrer Kindheit erinnert, an welchem el tremblor einen der Missionsthürme niedergeworfen. „Sie können die Trümmer sehen; wie sie damals waren, so liegen sie noch immer," fügte sie mit abergläubischem Ernst hinzu.

„Daran erkenne ich eben die träge Hilflosigkeit Eurer Leute," erwiderte Ezekiel, der um eine unhöfliche Antwort niemals verlegen war. „Es ist kein Wunder, daß Gott der Allmächtige Euch dann und wann aufrütteln muß, um Euch in Gang zu halten."

Doña Rosita blickte ihn mit einfach kindischem Mitleid an. „Armer Mann; es hat Ihnen auch den Kopf angegriffen, dieses Wetter. Es ging dem Oheim meines Vaters ebenso. Beruhigen Sie sich und bringen Sie mir die Schachtel mit Chocolade von meinem Tisch. Ich werde Ihnen Etwas abgeben. Sie sollen einmal etwas Süßes auf Ihrer Zunge haben, wenn Sie es hernach auch hinunterschlucken müssen."

Ezekiel versuchte zu lächeln. „Sie fürchten sich nicht, mit dem Geist, der in diesem Garten umgeht, allein gelassen zu werden, Doña Rosita?"

„Außer vor Ihnen, fürchte ich mich vor Niemandem."

„Ich werde Mrs. Demorest aufsuchen und sie zu Ihnen senden," sagte Ezekiel zögernd.

„Um den Geist herbeizulocken? Dank' Ihnen, nein!"

Ezekiel's Antlitz verzog sich, bis nichts davon als seine grauen stechenden Augen mehr zu sehen waren. „Den Geist herbeizulocken," wiederholte er. „So glauben Sie, daß —" er hielt bedeutungsvoll inne.

Rosita berührte seine Knöchel scharf mit ihrem Fächer und öffnete diesen sogleich wieder über ihrem verwirrten Gesicht. „Ich verstehe kein Wort von Dem, was Sie sagen wollen. W e r d e n Sie gehen, Don Fantastico; oder bin ich es, die Etwas für Sie holen soll?"

Ezekiel flog. Er fand die Chocolade rasch und kehrte zurück, war aber unangenehm überrascht, als er unter den Olivenbaum kam, Doña Rosita nicht mehr in der Hängematte zu finden. Er wandte sich einem Seitenpfade zu, woselbst ein außergewöhnlicher Umstand seine Aufmerksamkeit fesselte. Die Luft war vollkommen still, aber die Blätter eines Mazanitabusches in der Nähe des mißgestalteten Cactus bewegten sich leise. Sogleich auch gewahrte Ezekiel die verborgene Gestalt eines Mannes hinter demselben auftauchen und sich dem Cactus nahen. Mit seiner Hand vorsichtig nach der Pflanze greifend, löste der Fremde irgend Etwas von einem ihrer Dorne und verschwand augenblicklich. Die raschen Augen Ezekiel's hatten gesehen, daß es ein Brief war, und sein unfehlbares Physiognomiengedächtniß erkannte auf der Stelle, daß der Eindringling kein

Anderer als der hübsche, verdächtig aussehende Mensch, den er ein paar Tage zuvor in der Unterhaltung mit Mateo gesehen hatte.

Aber Ezekiel war nicht der einzige Zeuge dieser seltsamen Scene. Einige Schritte von ihm blickte Doña Rosita, seiner Rückkehr nicht gewärtig, in einer halberschreckten, athemlosen Spannung nach der Gegend hin, in welcher der Fremde verschwunden war.

„Nun?" sagte Ezekiel in seiner näselnden Stimme.

Sie fuhr zusammen und wandte sich nach ihm um. Ihr Gesicht war bleich und erregt, und dennoch schien es dem prüfenden Auge Ezekiel's einen Ausdruck willkommener Erleichterung zu zeigen. Sie lächelte schwach.

„Wenn das die Sorte von Geist ist, die Sie hier herum haben, so ist es ein gesunder," sagte Ezekiel und heftete seine scharfen Augen auf Rosita. „Ich möchte wissen, was für eine Art von Früchten auf dem Cactus wächst, die er so zu lieben scheint."

Entweder hatte sie die Entfernung des Briefes nicht gesehen, oder er spielte seine Rolle vollendet; denn sie erwiderte seinen Blick ohne zu zucken. „Die Früchte, wie? Ich habe nicht verstanden."

„Aber ich denke, ich werde verstehen," sagte Ezekiel und ging an den Cactus heran; es war nichts zu sehen, als seine dornigen Spitzen. Aber zur Seite desselben, hinter dem Manzanitagebüsch hervor, trat plötzlich Joan. Sie blickte auf und schaute von Ezekiel nach Doña Rosita mit einer erregten Miene.

„Ah, Sie sahen ihn auch?" sagte sie heftig.

„Ich denke," antwortete Ezekiel, mit seinen Augen noch auf Rosita, „und wunderte mich, was auf Erden er so mit dem Cactus hier zu thun habe."

Rosita war, in der Gegenwart ihrer Freundin, abermals leicht erblaßt. Joan schob Ezekiel ruhig bei Seite und legte ihren Arm um das Mädchen. „Sind Sie wieder erschreckt?" sagte sie mit leisem Flüstern.

„Nicht sehr," erwiderte Rosita, ohne ihre Augen zu erheben.

„Es war nur ein Arbeiter, der sich erlaubt hat, Blumen für seine Liebste zu pflücken," sagte sie bedeutungsvoll, mit einem Blick auf Ezekiel; „lassen Sie uns hineingehen."

Sie legte ihre Hand in Rosita's unbeweglichen Arm und führte sie dem Hause zu, während Ezekiel's durchdringende Augen immer noch Rosita mit einem Ausdruck befriedigten Zweifels folgten.

Diesmal jedoch hatte sich der schlaue Beobachter geirrt. Als Mrs. Demorest das Haus erreicht hatte, schlüpfte sie in ihr eigenes Zimmer, zog aus ihrem Busen einen Brief, welchen sie von dem Cactusdorn genommen hatte, und las ihn mit einem erglühenden Gesicht und begierigen Augen.

Vielleicht war es die Wirkung des unnatürlichen Wetters, aber am anderen Tage schien ein böser Einfluß das Haus der Demorest's zu durchdringen. Doña Rosita mußte das Zimmer hüten wegen eines Anfalls von Nervosität, herbeigeführt, wie sie mitzutheilen noch immer beredt genug war, durch die narkotische Substanz irgend eines unbekannten Krautes, welches der wahnsinnige Ezekiel ihr ohne Zweifel heimlich und in der Absicht beigebracht hatte, die Eigenschaften desselben an ihr zu erproben. Sie behauptete sogar, sie müsse eilig nach Los

Ojos zurückkehren, ehe Ezekiel ihren Ruf weiter dadurch bloßstellen könne, daß er sie auf ein colorirtes Placat anstatt der bisherigen himmlischen Vertheilerin der Panacea setze. Ezekiel selbst, welcher sonderbar zerstreut und schweigsam gewesen und zwei oder drei Gelegenheiten zu unangenehmer Kritik vollständig unbenutzt gelassen hatte, war früh an diesem Morgen in das Dorf gegangen. Das Haus war vergleichsweise still und verlassen, als Demorest in das Boudoir seiner Frau trat.

Es war ein reizendes, auf den Garten blickendes Zimmer, ausgestattet mit einer eigenthümlichen Mischung ihres eignen ererbten formalen Geschmackes und dem sinnlicheren Colorit, der freieren Führung ihres neuen Lebens. Eine Menge Decken und Vorhänge waren in Unordnung und scheinbar ohne Zweck, außer dem der Farbe, rings zerstreut; ein Ruhebett von Bambus, so groß wie ein Divan, war da, mit drei oder vier Kissen darauf und ein niedriger Stuhl, welcher die Verkörperung von Bequemlichkeit schien. Gegenüber an der Wand war das starre Bildniß ihres Großvaters, welcher offenbar vor diesem Schauspiel eines ungöttlichen Luxus sich mit seinem Buch tiefer in die Leinwand zurückgezogen hatte, eine umfangreiche Bibel auf einem Gestell, das an Leichenbegängnisse erinnerte, und der ausgesucht kahlste Schreibtisch, vor welchem Joan stand wie an einem Altar. Mit einer fast mechanischen Bewegung schloß sie ihre Mappe, als ihr Gemahl eintrat, und ließ ebenso den Deckel eines kleinen Kastens mit einem leichten Geräusch zuschnappen. Diese Andeutung, daß er von ihrer vorangehenden Beschäftigung, welcher Art immer diese gewesen, ausgeschlossen sein solle, ließ einen schwachen Schatten von Schmerz über seine liebenden Augen fallen. Er warf einen Blick auf seine Frau, der sie stumm bat, sich neben ihn zu setzen; sie zog aber einen Stuhl an den Tisch, und mit ihrem Arm auf dem Kasten, erwartete sie resignirt seine Anrede.

„Ich möchte Dich nicht stören, Liebe," sagte er artig, „aber da wir allein sind, dachte ich, wir könnten wieder einmal eines unserer altmodigen Plauderstündchen haben, und —"

„Laß es aber nicht so altmodig sein, North-Liberty wieder einzuschließen," unterbrach sie müde; „wir haben gerade genug davon gehabt, seit ich zurückgekehrt bin."

„Ich war der Meinung, Du habest mir im Gegentheil übelgenommen, daß ich der Vergangenheit vergessen. Doch laß das sein, Liebe; es sind nicht unsere Angelegenheiten, über welche ich jetzt mit Dir zu sprechen wünsche," sagte er, einen Seufzer unterdrückend, „sondern die Deiner Freundin. Bitte, mißverstehe nicht, was ich Dir sagen will; noch auch, daß ich mich nur einmischte, weil ich es für nothwendig halte."

Sie wandte ihre dunkelbraunen Augen in die Richtung, in welcher er stand; aber ihr Blick schweifte zerstreut über seinen Kopf in den Garten.

„Es ist eine mir — und ich fürchte, allen unseren Dienern auch — vollkommen bekannte Thatsache, daß irgend Jemand unserm Garten heimliche Besuche macht. Ich wollte Dich nicht früher damit behelligen, bis ich den Gegenstand dieser Besuche festgestellt. Es ist mir nun ganz klar, daß Doña Rosita dieser Gegenstand ist und daß Mittheilungen zwischen ihr und einem unbekannten

Fremden im Geheimen hin- und hergetragen werden. Er ist früher schon zwei- oder dreimal hier gewesen; er war gestern wieder hier. Ezekiel sah ihn und sah sie."

„Zusammen?" fragte Mrs. Demorest scharf.

„Nein; aber es war augenscheinlich, daß irgend welches Einverständniß zwischen ihnen vorhanden und daß ein Austausch stattfand."

„Was weiter?" sagte Mrs. Demorest mit unterdrückter Ungeduld.

„Es scheint ebenso gewiß, Joan, daß dieser Fremde ein Mann ist, welcher Deiner Freundin in ihrem eignen Hause nicht zu nahen wagt, noch öffentlich in diesem; und daß er, mit ihrem Wissen und Willen, uns gebraucht, eine Intrigue zu befördern, welche durchaus unschuldig sein mag, sicher aber alle Betreffenden bloßstellen wird. Ich bin ganz bereit, zu glauben, daß Doña Rosita nur romantisch und unbedacht ist; aber das wird nicht hindern, daß sie sich von irgend einem Schufte täuschen läßt, der sich scheut, uns offen zu begegnen und sich gewiß nicht als ihres Gleichen benimmt."

„Nun, Rosita ist kein Kind, und Du bist nicht ihr Vormund."

Es war eine gewisse Herzlosigkeit, mehr in ihrem Ton als in ihren Worten, welche Demorest berührte, wie ihre kalte Gleichgültigkeit gegen ihn selber nie gethan, und seinen gedrückten Geist für einen Augenblick zur Auflehnung stachelte. „Nein," sagte er ernst; „aber ich bin ihres Vaters Freund, und ich werde nicht dulden, daß seine Tochter sich unter meinem Dache compromittirt."

Ihre Augen blitzten auf, um den seinen voll Haß zu begegnen, ebenso rasch, wie sie ihnen einst in Liebe begegnet waren.

„Und seit wann, Richard Demorest, bist Du so genau geworden?" begann sie mit trockner Härte. „Seit Du mich von der Seite meines mir angetrauten Mannes fortlocktest? Seit Du mich heimlich in Eisenbahnzügen trafest und um mich warbest unter einem angenommenen Namen? Seit Du mir in mein Haus unter dem Vorwande folgtest, meines Mannes Freund zu sein und mich zwangest — ja, mich zwangest — Dich verstohlen unter meiner Mutter Dach zu sehen? Bedachtest Du damals, daß Du mich compromittiren würdest? Bedachtest Du, daß Du meinen Ruf vernichten, meinen Gemahl in Verzweiflung aus seinem Hause treiben würdest? Nanntest Du Dich einen Schurken damals? Hattest Du —"

„Halt' ein!" rief er mit einer Stimme, welche die Balken erschütterte; „ich befehle Dir, halt' ein!"

Sie hatte sich allmälig aus einer überlegt beleidigenden Bestimmtheit in eine nervöse und, es ist zu fürchten, tugendhafte Ueberzeugung des von ihr erlittenen Unrechts gesteigert. Im Beginn nur von dem Instinct getrieben, den Mann vor ihr zu schmähen und zu verwunden, war sie durch das versteckte Bewußtsein von etwas Anderem, das ihm noch unbekannt, fortgerissen worden, seinem Vorwurf zuvorzukommen und sich in einem Uebermaß wilder weiblicher Erregung selbst zu rechtfertigen. Aber sie hielt inne bei seinen Worten. Für einen Augenblick war sie sogar ergriffen von der Kraft und dem gebieterischen Wesen, welche sie einst geliebt.

Sie standen einander gegenüber nach fünf Jahren irrthümlicher Leidenschaft,

wie sie in jener Nacht einander gegenüber gestanden hatten in ihrer Mutter Küche. Doch das Grab der todten Leidenschaft gähnte zwischen ihnen. Joan brach das Schweigen, welches nach dem letzten Ausbruch das Zimmer zu erfüllen und zu bedrücken schien.

„Was Rosita betrifft," sagte sie mit angenommener Ruhe, „so wird diese heut Abend gehen, und Du wirst wahrscheinlich nicht länger von Deinem mysteriösen Fremden belästigt werden."

Entweder entging ihm die spöttische Bedeutung ihrer letzten Worte, oder er hörte sie überhaupt nicht; er gab keine Erwiderung. Noch einmal heftete er seinen brennenden Blick fest auf sie, und dann, ohne einen Laut, schritt er aus dem Zimmer.

Sie trat an die Thür und stand, unruhig in den Gang hinauslauschend, bis sie den Klang von Hufen im gepflasterten Hofe vernahm und nun wußte, daß er sein Pferd verlangt habe. Dann wandte sie sich erleichtert in ihr Zimmer zurück.

Die Sonne ging bereits unter, als Demorest am Eingang zum Corral[1]) den Zügel wieder anzog, und der letzte Klang des Ave-Mariageläuts verhallte vom Missionsthurm. Er sah verstört und erschöpft aus, und sein Pferd war besprengt mit Schaum und Schmutz. Wo er gewesen, oder zu welchem Zweck, oder ob er zwecklos und verwirrt einfach gesucht hatte, sich zu verlieren in einem Wandern ohne Ziel über die trocknen gelben Hügel, oder im wüthenden Galopp unter seinem eigenen wilden Vieh auf der dürren, bröckelnden Ebene; ob er alles Denken aus seinem Hirn mit dem aufrüttelnden Sprung seines Pferdes vertrieben, oder ob er einen unbestimmten ausweichenden Entschluß bis zu seiner eignen Thür verfolgte hatte — das ist nicht wesentlich für diese kurze Geschichte. Genug, daß er beim Absteigen eine Pistole aus dem Halfter zog und sie in seine Tasche steckte.

Er hatte eben das Thor des Corrals aufgestoßen, um sein Pferd am Zügel hineinzuführen, als er ein anderes Pferd bemerkte, welches unter einigen die Außenmauer seines Garten beschattenden Baumwollsträuchern angebunden war. Als er hinblickte, schwang sich die Gestalt eines Mannes leicht von einem der oberen Zweige des Gebüsches auf die Mauer und verschwand auf der anderen Seite. Es war offenbar der heimliche Besucher. Demorest war nicht in der Laune, zu spaßen. Sein Pferd mit einem scharfen Schlag seiner Gerte rasch in die Umzäunung treibend, schloß er das Thor hinter sich, schlüpfte durch den zwischenliegenden Raum in den Hof und von dort unbemerkt in den oberen Theil des Gartens. Hier schlug er einen engen Seitenpfad in der Richtung des Baumwollgesträuchs ein, welches über der Mauer sichtbar war, und erblickte nun sogleich den Gesuchten, welcher verstohlen dem Hause zuschlich. Es war das Werk eines Augenblicks, vorwärts zu stürzen und ihn zu fassen, sich in einem harten Ringen zu befinden und die Pistole halb zu ziehen, als er mit seinem Gefangenen auf offenem Plane kämpfte. Aber jetzt, im helleren Licht, ward er stutzig, der Griff mit dem er den Fremden hielt, löste sich, und er fuhr zurück in verwirrendem Schreck.

[1]) Ein Corral ist der Pferch, in welchem Pferde und Vieh des Nachts eingeschlossen werden.

„Edward Blandford! Großer Gott!"

Die Pistole war seiner Hand entfallen, indem er athemlos sich an einen Baum lehnte. Der Fremde stieß die Waffe verächtlich bei Seite. Dann, seinen in Unordnung gerathenen Anzug ruhig wieder glättend und das Gestrüpp von seinen Aermeln abstreifend, sagte er mit demselben Ausdruck von Geringschätzung, indem er auf die Pistole wies: „Ja, Edward Blandford, den Du für todt hieltest! Sieh mich nur an! Ich bin kein Geist — obwohl Du diesmal mich sicher zu einem solchen machen wolltest."

Demorest fuhr mit der Hand über sein weißes Gesicht. „So bist Du's — und Du bist gekommen um — um — Joan's willen?"

„Um Joan's willen?" erwiderte Blandford mit einem raschen, höhnischen Lachen, welches das Blut in Demorest's Gesicht als wie von einem Schlage zurückströmen machte und seine schwindenden Sinne wieder wach rief. „Um Joan's willen," wiederholte er, „nicht sehr!"

Die beiden Männer standen einander gegenüber in unversöhnbarem, aber unklarem Widerstreit. Beide waren noch erregt und entbrannt von ihrem eben stattgehabten physischen Kampfe, aber mit so weit verschiedenen Empfindungen, daß es für einen Jeden von ihnen unmöglich gewesen sein würde, den Andern zu verstehen. In der Gestalt, die anscheinend von den Todten erstanden war, um ihm die Stirn zu bieten, sah Demorest nur den Mann, dem er unwissentlich Unrecht gethan — den Mann, der es in seiner Gewalt hatte, Joan zurückzufordern und eine furchtbare Vergeltung zu üben. Aber es war ein Theil dieses widernatürlichen und unerhörten Begegnens, daß Blandford aufgehört hatte, es als solches zu betrachten, und in seiner vorgefaßten Meinung nur die thatsächliche Dazwischenkunft eines Menschen sah, den er nicht mehr haßte, sondern angefangen hatte, zu bemitleiden und zu verachten.

Er blickte kühl um sich. „Was immer wir einander zu sagen haben," sprach er überlegt, „sollte von keinem Dritten gehört werden. Wenigstens nicht, was ich Ihnen zu sagen habe."

Neuntes Capitel.

Demorest, der sich nun ebenso wieder in der Gewalt hatte wie sein Gegner, deutete mit der Hand hochmüthig nach dem Pfad. Sie schritten schweigend dahin, ohne sich auch nur anzusehen, bis sie ein kleines Gartenhaus erreicht hatten, das im Winkel der Mauer stand. Demorest trat ein. „Wir können hier nicht belauscht werden," sagte er kurz.

„Und können sehen, was sich begibt. Gut," erwiderte Blandford, indem er ihm gleichgültig folgte. Das Häuschen enthielt eine Bank und einen Tisch. Blandford setzte sich auf die Bank. Demorest blieb neben dem Tische stehen. Einen Augenblick herrschte Stille.

„Ich kam hierher mit keinem Wunsch, Sie zu sehen oder zu vermeiden," sagte Blandford mit eisiger Kälte. „Einige Wochen früher wäre ich Ihnen vielleicht ausgewichen, und zwar um Ihretwillen. Seitdem habe ich jedoch in Erfahrung gebracht, unter den mancherlei Dingen, die ich Ihrer — Ihrer Gemahlin zu danken habe,

befinde sich auch die Thatsache, daß sie sich vor fünf Jahren heimlich von mir habe scheiden lassen und daß daher meine lebendige Gegenwart für Sie weder eine Gefahr noch eine Drohung mehr sein könne. Ich sehe," fügte er trocken hinzu, mit einem raschen Blick auf Demorest's von Schauder ergriffenes Gesicht, „daß man mich auch wahr berichtet, wenn man sagte, Sie wüßten von der Scheidung ebenso wenig, als ich davon gewußt."

Er hielt inne, halb in Erbarmen mit seines Gegners Scham, halb in Erstaunen über seine eigene Macht. Vor fünf Jahren, als sein Inneres in Aufruhr war von dem erlittenen Unrecht, würde er sich selber kaum getraut haben, Angesicht in Angesicht mit dem überlegenen Demorest zu stehen. Er wunderte sich nun über seine eigene Festigkeit, ja bewunderte sie sogar gegenüber der völligen Zerknirschung seines Feindes.

„Da Ihr Gemüth über diesen Punkt beruhigt ist," fuhr er bitter fort, „so kann ich nicht annehmen, daß Ihnen daran liege, zu wissen, was aus mir ward, als ich North Liberty verließ. Aber da es in einigem Zusammenhang mit dem Umstande steht, daß ich heut Abend hier bin und es einen Theil meines Geschäfts mit Ihnen ausmacht, so werden Sie mir wohl zuhören müssen. Setzen Sie sich! Sie wollen nicht — gut, bleiben Sie stehen. Es ist Ihr Haus."

Die spöttische, durchaus verächtliche Art, mit welcher er über den eigentlichen Streitpunkt zwischen ihnen hinwegging, war für Demorest vernichtender, als der heftigste Vorwurf oder der leidenschaftlichste Ausbruch hätte sein können. Er schlug die Augen nicht auf, während Blandford in einem trockenen, geschäftsmäßigen Tone fortfuhr:

„Als ich über die Ebenen nach Californien kam, traf ich mit einem Manne zusammen, ungefähr in meinem eignen Alter, und gleichfalls ein Auswanderer. Ich muß wohl während der ganzen Reise ausgesehen und mich betragen haben wie — ein Narr; denn er überzeugte sich, daß ich irgend einen geheimen Grund gehabt, die Vereinigten Staaten zu verlassen und hatte mich im Verdacht, daß ich, gleich ihm selber, ein Verbrecher sei. Ich erfuhr nachmals, daß er ein entwichener Dieb und Mörder. Nun, dieser Mann ließ mich auf dem ganzen Weg hierher nicht mehr los; denn ich hütete mich wohl, ihm mein eigentliches Leid mitzutheilen, damit es nicht nach North Liberty zurückgelange —"; er unterbrach sich mit einem bitteren Lachen — „natürlich, Sie wissen, daß mittlerweile Joan ihre Scheidung von mir bewirkte und Sie sich mit ihr verheiratheten, — aber da ich von alle dem nichts wußte, ließ ich es geschehen, daß er mich blosstelle, um sie zu retten. Jedoch —" er hielt inne, sein Auge glühte und seine Selbstbeherrschung in einer Leidenschaft verlierend, die, wie es Demorest schien, mit seinem bisherigen Betragen unvereinbar war, fuhr er erregt fort: „Dieser Mann setzte seine Verfolgungen hier fort — ja, hier, in diesem nämlichen Hause, in welchem ich ein mit Vertrauen aufgenommener und geehrter Gast war, und drohte, mich an — an ein reines, unschuldiges, einfaches Mädchen, welches Mitleid mit mir gehabt hatte — zu verrathen, wenn ich nicht in einer Verschwörung von Viehdieben und Straßenräubern, deren Haupt er war, Beistand leisten wolle. Ich war damals ein so verwünscht empfindsamer Narr, daß ich, aus Besorgniß, er möge seine Drohung ausführen, und im Glauben, noch der recht-

mäßige Mann jenes Weibes, Ihrer Frau zu sein, sein Schweigen durch Zustimmung erkaufte, um dem armen Mädchen die Scham über mich zu ersparen. Möge Gott mich dafür verdammen!"

Er war aufgesprungen mit funkelnden Augen und den Anzeichen einer überwältigenden Leidenschaft, welche Demorest, ganz versunken in die niederschlagende Enthüllung über seines Weibes Scheidung und den furchtbaren Zweifel, den sie in sich schloß, völlig leer und meinungslos erschien. Er hatte oft von Blandford geträumt, wie er vor ihm stehe, Rechenschaft verlangend, empört und selbst verzweifelt über seines Weibes Untreue; doch die unversöhnliche Wuth über ein, dieser runden, kinderhaften, flattrigen Doña Rosita zugefügtes nichtssagendes Unrecht drückte ihn durch die unbewußte, aber erniedrigende Behandlung Joan's und seiner selbst, als ausgelöschter Existenzen, mehr zu Boden, als die maßloseste Anklage vermocht hätte. Verwirrt und bestürzt, mit dem Instinct eines Hilflosen, klammerte er sich nur an den Theil von Blandford's Erzählung, welcher andeutete, daß er Rosita's wegen hierher gekommen sei, nicht aber, um ihn von Joan zu trennen, und wandte sich sogar an seinen einstigen Freund mit einer halbverlegenen Gebärde der Entschuldigung, indem er stotterte:

„So waren Sie Rosita's Liebhaber und kamen, um sie zu sehen ... Vergieb mir, Ned — wenn ich das nur gewußt hätte." Er hielt inne und streckte schüchtern seine Hand aus. Aber Blandford schob sie kalt bei Seite und faltete seine Arme.

„Sie haben Alles vergessen, was Sie damals von mir wußten, Demorest! Ich habe nicht die Gewohnheit, heimliche Verabredungen zu treffen mit wehrlosen Frauen, deren natürlichen Beschützern ich nicht entgegenzutreten wage. Ich habe niemals ein unschuldiges Mädchen in das Haus verfolgt, welches ich zu betreten nicht den Muth besaß. Als ich fand, daß ich ehrenhafter Weise auf Doña Rosita's Neigung keinen Anspruch machen könne, floh ich ihr Dach; als ich glaubte, daß ich, selbst wenn ich mit diesem Schurken bräche — wie ich es gethan —, nicht moralisch, aber doch immer noch gesetzlich an Ihre Gemahlin gebunden sei, da verließ ich Rosita, um niemals wiederzukehren. Und ich riß mir das Herz aus dem Leibe, um es zu thun."

Die Thränen standen ihm in den Augen. Demorest betrachtete ihn wieder in wortlosem Staunen. Thränen! — nicht um Joan's Untreue, — nein, um dieses albernen Mädchens vorübergehende Sentimentalität. Es war entsetzlich!

Und doch — was war Joan ihm jetzt? Warum sollte Blandford um das Weib weinen, welches ihn niemals geliebt hatte — welches er nicht mehr liebte? Das Weib, welches ihn getäuscht — welches sie Beide getäuscht! Ja! Joan mußte geargwöhnt haben, daß Blandford lebe, um die heimliche Scheidung zu erwirken — und doch hatte sie ihm niemals Etwas davon gesagt — ihm, dem Mann, um dessentwillen sie dieselbe nachgesucht. Ach, er durfte das nicht vergessen! Um ihn zu heirathen, hatte sie den Schritt gethan. Es war vielleicht eine thörichte Vorsicht, eine irrige Zurückhaltung; aber es war die Thorheit — der Irrthum einer liebenden Frau. Er hielt an diesem Glauben um so fester, trotzdem er sich zur selben Zeit bewußt war, daß er der Geschichte von Blandford's entfremdeter Neigung mit einem Gefühl des Staunens und des Neides gefolgt sei.

„Und was war das Ergebniß dieses rührenden Opfers?“ nahm Blandford das Gespräch wieder auf, indem er aufs Neue versuchte, den Ton höhnischer Gleichgültigkeit anzuschlagen. „Ich will es Ihnen sagen. Dieser Erbärmliche ging darauf aus, mich zu ersetzen. Er wußte, daß Rosita's Neigung zu mir durch das Geheimniß meines Lebens erhöht sei; und im Vertrauen auf eine gewisse persönliche Aehnlichkeit, die er mit mir haben soll, begann er nun, als ich abwesend war, sie zu verfolgen. Neuerdings wurde er kühner, und er wagte sogar, hier in Verbindung mit ihr zu treten. Denn er ist es,“ rief Blandford, indem er seiner Leidenschaft abermals freien Lauf ließ, „dieser Hund, dieser schleichende Feigling, welcher ohne Ihr Wissen diesen Platz besucht und darauf ausgeht, das arme Mädchen durch ihre Erinnerung an mich in die Falle zu locken. Und ich bin es, der hierher gekommen ist, um zu verhüten, zu entlarven und — wenn es sein muß — zu tödten! Mißverstehen Sie mich nicht. Ich habe mich für diesen Zweck zu einem Vollstrecker des Gesetzes gemacht. Ich habe eine gerichtliche Vollmacht in der Tasche und werde ihn fassen, diesen Mischling, diesen Halbblut-Cherokesen, sei es im Guten, sei es im Bösen!“

Die Kraft und Gegenwart seiner Leidenschaft war so stark, daß sie für den Augenblick Demorest's Zweifel an der Vergangenheit wegfegte. „Und ich werde Ihnen helfen, vor Gott, Blandford,“ sagte er, von Eifer erfüllt. „Und Joan soll es auch. Sie wird von Rosita in Erfahrung bringen, wie weit —“

„Danke Ihnen,“ unterbrach Blandford ablehnend; „Ihre Gemahlin hat schon, auf meine Kosten, sich in diese Sache gemischt. Ihr, glaub' ich, hab' ich's zu danken, daß dieser Elende Rosita hierher gefolgt ist. Sie kennt diesen Mann schon — hat ihn zweimal in San Francisco getroffen; er rühmt sich sogar I h r e r Eifersucht. Sie müssen am besten wissen, ob er lügt.“

Aber Demorest hatte sich schon gegen ein fröstelndes Empfinden gewehrt, welches ihn zu überrieseln begann, während Blandford sprach. Er versuchte, stark zu sein, und sagte stolz: „Ich verbot ihr, mit ihm zu verkehren, lediglich seines schlechten Rufes wegen, und habe keinen Grund zu glauben, daß sie jemals auch nur gewünscht hätte, mir ungehorsam zu sein.“

Ein höhnisches Lächeln, das in Blandford's Augen aufgeblitzt war, verdunkelte sich mit einem raschen Schatten des Mitleids, als er auf Demorest's hartes, aschfarbenes Gesicht blickte. Er streckte seine Hand aus, mit einem plötzlichen Antrieb: „Genug; ich nehme Ihr Anerbieten an und werde es diesen Abend auf die Probe stellen. Ich weiß, sollten Sie's nicht wissen, daß Rosita in einer Stunde von hier nach Los Osos abreisen wird, in einem Wagen, welchen Ihre Frau für sie bestellt hat. Aus derselben Quelle erfuhr ich, daß dieser Schuft und ein Anderer von seiner Bande drei Meilen von der Stadt dem Wagen auflauern, ihn anfallen und das junge Mädchen entführen werden.“

„Sind Sie toll!“ rief Demorest in unverstelltem Erstaunen. „Halten Sie sie für fähig, einen Wagen anzugreifen und ein schutzloses, einsames Weib zu entführen! Nein, Blandford, das ist ein Schulmädchenroman, nicht das Werk gewinnsüchtiger Straßenräuber, am wenigsten von allen dieses Cherokesen Bob und seiner Bande. Dies ist ein Wahnsinn Rosita's, sicherlich,“ setzte er mit einem gezwungenen Lachen hinzu.

„Soll das heißen, daß Sie Ihr Versprechen noch einmal überlegt haben?" fragte Blandford trocken.

„Ich sagte, daß ich zu Ihren Diensten sei," antwortete Demoreſt vorwurfsvoll.

„So hören Sie meinen Plan, um die That zu verhindern und dennoch diesen Hund bei derselben zu ergreifen. Aber wir müssen vorerst hier bis zum letzten Augenblick warten, um uns zu vergewissern, ob er irgend ein Zeichen gebe, seinen Beschluß geändert oder bemerkt zu haben, daß er beobachtet werde." Er wandte sich um und ganz von seinem Vorhaben eingenommen, legte er für einen Augenblick seine Hand auf Demorest's Schulter mit der geschwundenen Vertraulichkeit früherer Tage. Unbewußt, wie die Handlung war, durchzuckte sie doch Beide — eben weil sie unbewußt war — und trieb sie an, damit keine weitere gefährliche Ueberlegung sie hemmen möge, sich mit so fieberischer und erregter Thätigkeit in das neue Bündniß zu stürzen, daß Niemand, als sie wenige Augenblicke später sich aufmachten und Arm in Arm den Garten durch das Außenthor verließen, geglaubt haben würde, sie seien sich jemals fremd geworden, am wenigsten von Allen die kluge Frau, welche sie getrennt hatte.

Zehntes Capitel.

Es war beinahe neun Uhr, als die beiden Freunde, begleitet von dem Sheriff des Districtes, die Chaussee von Buenaventura verließen und sich in ein Erlendickicht begaben, um die Ankunft des Wagens zu erwarten, welchem sie von dort ab vorsichtig und ungesehen in einem der Hauptstraße parallel laufenden Seitenpfade folgen wollten. Der Mond war aufgegangen und mit ihm der lang zurückgehaltene Wind, welcher nun über die ferne Strecke schimmernden Weges strich und sie zu Zeiten in fliegenden Staub verschleierte, ungehemmt durch irgend ein Naß des klaren, kalten Himmels. Demorest überlief ein Schauer, wiewohl seine Hand am Revolver lag. Plötzlich stieß der Sheriff einen Ruf des Unwillens aus.

„Verwünscht will ich sein, wenn da nicht Jemand auf dem Weg ist zwischen uns und ihrem Hinterhalt."

„Es wird Einer von ihrer Bande sein, der Spionendienst thut — nur ruhig!"

„Verwünscht der Spion! Sehen Sie doch, wie er in den Staub greift. Er kann nicht einmal reiten! Er ist ein verwünschter Ladenschwengel, der zum ersten Mal auf einem Pferde sitzt. Zum Teufel! er hat uns Alles verdorben. Er wird sie alarmiren."

„Ich will vorwärts dringen und ihn aus dem Wege räumen," rief Blandford hastig. „Selbst wenn Sie fort sind, komm' ich vielleicht noch zu einem Schuß auf den Cherokesen."

„Schnell denn," sagte Demorest, „denn hier ist der Wagen." Er deutete nach einem dunklen Fleck auf der Landstraße, der gelegentlich aus den treibenden Staubwolken tauchte.

Im nächsten Augenblick war Blandford dem ungeschickten Reitersmann auf den Fersen, der bei seiner Annäherung schwerfällig Kehrt machte und die lange Figur Ezekiel Corwin's zeigte.

„Sie hier!" rief Blandford in Wuth und Staunen.

„Allerdings, Squire," erwiderte Ezekiel lässig, trotz seines unbehaglichen Sitzes. „Ich dachte, wenn hier Etwas vorginge, so würde ich es gern mit ansehen."

„Du vermaledeiter, zudringlicher, Narr! Du hast Alles zu Schanden gemacht. Da!" schrie er verzweifelnd, als ein rasches Getrappel von Hufen aus der Schlucht hinter ihnen heraufklang. „Da gehen sie hin! Das ist Dein Werk, Dummkopf! Mir aus dem Wege — oder, bei Gott —" Aber der Satz blieb unvollendet, als er, zusammen mit dem Sheriff, welcher bei dem Geräusch der flüchtenden Räuber herangaloppirt war, an dem harmlosen Ezekiel vorübersprengte. Demorest würde gefolgt sein, aber Blandford's mahnender Zuruf, zu bleiben und den Wagen zu beschützen, hielt ihn an Corwin's Seite, während das Fuhrwerk sich nun rasch näherte.

Doch Ezekiel kam ihm sogar jetzt zuvor, und als der Kutscher Halt machte, stolperte der neugierige Mann von seinem Pferde, lief an den Schlag und öffnete ihn. Demorest ritt herbei, blickte in den Wagen und fuhr zurück in starrem Entsetzen.

Es war seine Frau, die allein da saß, bleich, aufrecht und schön. Durch eine Täuschung des Mondenlichts sahen ihr Gesicht und ihre Gestalt in der weichen weißen Verhüllung der Reise so aus, wie er sich ihrer von der ersten Nacht her erinnerte, da er ihr in dem Bahnzug von Boston begegnet war. Das Bild ward vollendet durch den Reisesack und die Decke, welche auf dem Sitz vor ihr lagen. Abermals durchrieselte ihn eine tödtliche Kälte; sein Gehirn taumelte. Wollte Wahnsinn ihn ergreifen?

„Joan!" stammelte er. „Du? — Was bedeutet dies?"

Ezekiel — den er, wenn er weniger verwirrt gewesen wäre, das Gesicht in wahrscheinlich gleichem Erstaunen hätte verziehen sehen können — brach in einige Stöße mißtönigen Kicherns aus.

„Ja, wenn das nicht Diacon Salisbury's leibhaftige Tochter ist! Ha! Hier seid Ihr zwei Mannsleute und vollführt einen solchen Lärm, um das mexikanische Frauenzimmer mit Pistolen und Hinterhalten und Anschlägen und Gegenanschlägen zu retten, und da ist Joan Salisbury und zeigt Euch den Weg, wie es zu machen. Und so, Madame, haben Sie es fertig gebracht mit Doña Rosita, ihren Platz einzunehmen und jene Räuber hinters Licht zu führen? Nun, Madame, Sie haben Ihre eigene Partei auch hinters Licht geführt — denn —" er näherte sein Gesicht dicht dem ihren — „es ist kein Wort über meine Lippen gekommen, obwohl ich es wußte und trotzdem sie in ihrem Toben und Wüthen mich fast vom Pferde heruntergestoßen hätten. Ha! ha! Sie wollten wissen, was ich hier zu thun habe! he! he! Sagen Sie es ihnen, Joan, sagen Sie es ihnen!"

Demorest schaute vom Einen zur Anderen mit einem unruhigen Gesicht, auf welches jedoch ein schwacher Hoffnungsschimmer fiel. „Was meint er, Joan? Sprich!" sagte er, fast flehend.

Joan, deren Farbe langsam wiederkehrte, richtete sich empor in ihrer alten, kalten puritanischen Bestimmtheit. „Nach dem Vorfall von heut' Morgen, Richard, wo es Dir beliebte, Dein Weib der Treulosigkeit gegen ihre Freundin, ihren Gast, und selbst gegen Deinen guten Namen zu beschuldigen, beschloß ich selbst mit Doña Rosita nach Los Osos zu gehen, und ihrem Vater die Sache zu erklären. Ein Gerücht von der lächerlichen Posse, der ich eben beigewohnt, erreichte uns durch Ezekiel und erschreckte das arme Mädchen so sehr, daß sie — und mit Recht — sich weigerte, bei der Comödie mit anwesend zu sein, welche Du und irgend ein namenloser Darsteller eines ehrvergessenen Flüchtlings in Scene gesetzt habt, aus Gründen, die Dir wohl am Besten bekannt sein werden. Ich wünsche, daß Du Freude an Deinem Werke haben mögest! Wenn das Spiel jetzt vorüber ist, hoffe ich, daß es mir gestattet sei, meine Reise fortzusetzen?"

„Noch nicht," erwiderte Demorest langsam, mit einem Gesicht, auf welchem die jagenden Zweifel sich endlich in grauer Blässe niedergesenkt hatten. „Glaube, was Dir gefällt, mißverstehe mich, wenn Du willst, lache bei der Gefahr, welche Du vielleicht besser begreifst als ich es kann — aber auf dieser Straße, wohin oder wozu sie Dich auch führen mag, gehst Du heute nicht weiter!"

„Dann denk' ich, daß ich heimkehren darf," sagte sie kalt. „Ezekiel wird mich zurück begleiten, um mich vor — Räubern zu beschützen. Kommen Sie, Ezekiel. Mr. Demorest und seinen Freunden kann es wohl überlassen bleiben, für — Ihr Pferd zu sorgen." Und als der grinsende Ezekiel zu ihr in den Wagen sprang, zog sie das Fenster in die Höhe, vor dem wie vom Verhängniß berührten Gesichte des Mannes, der ihr einst vertraut hatte; der Wagen kehrte und fuhr davon und ließ ihn wie eine Bildsäule auf der Landstraße.

* * *

Die Glocke der zweiten Presbyterianer-Kirche von North Liberty hatte gerade zu läuten aufgehört. Aber in den letzten fünf Jahren hatte sie die Baßgeige und das Harmonium hinaus-, und eine Orgel und einen Chor hereingeläutet; und das alte unfreundliche Innere war von Seiten des heranwachsenden Geschlechtes dem Einzug jugendlicher Wärme und Farbe unterworfen worden. Nirgends war dies deutlicher sichtbar als im Chore selbst, wo der helle Frühlingssonnenschein, durch ein jüngst geöffnetes Fenster von gemaltem Glase dringend, sich den neuen Frühlingshut von Mrs. Demorest ausgesucht hatte und sich auf demselben niederließ, während die Hymne gesungen ward. Vielleicht war das der Grund, weswegen einige Paar Augen sich neugierig nach der Richtung wandten und daß sogar der Geistliche selbst von dem scharf vorgezeichneten Pfade der Doctrin abwich, um mit kirchlicher Allgemeinheit auf gewisse leuchtende Exempel christlicher Tugend anzuspielen, die wieder „in unserer Mitte." Das schlaue Gesicht und die weißen Wimpern Ezekiel Corwin's, jüngeren Partners in der Firma Dilworth und Dusenberry von San Francisco, hoben sich für einen Augenblick nach dem Chor und sanken dann wieder in einen Ausdruck ermüdeter Selbstzufriedenheit zurück.

Als der Gottesdienst vorüber war, zögerten noch einige Andächtige in der Nähe der zum Chore führenden Treppe, des Frühlingshutes eingedenk. „Es ist

ganz natürlich," sagte Diacon Fairchild, „Joan Salisbury der Spendung des Wortes wieder beiwohnen zu sehen. Und es thut mir nicht leid, daß sie ihren zweiten Ehemann nicht mitgebracht hat. Es ist gewissermaßen wieder wie in der alten Zeit — bevor Edward Blandford zu seinen Vätern versammelt ward."

„So ist es," erwiderte sein Zuhörer sanftmüthig; „und man sagt, daß dieser Demorest immer weltlicher und unbußfertiger in dem Heidenlande geworden sei, und daß Joan, als treue Bekennerin, ihn deswegen verlassen mußte. Ich habe erzählen hören, daß er da draußen sich mit einem Banditen, einem Halbblut, abgegeben, welcher sich Johnson genannt und zuletzt ein hochfliegendes mexikanisches Weib geheirathet haben soll. Es war ein Glück für Joan, daß sie einen Freund in Bruder Corwin fand, welcher nach ihrem Theil am Vermögen sah und sie wieder in die Heimath brachte."

„Sie sieht trotzdem keck aus, nach meinem Dafürhalten," bemerkte Schwester Bradley, „der Hut hat noch einen Anstrich von heidnischer Eitelkeit."

„Es sind die neuen Ideen, welche mit der Orgel sich eingeschlichen haben," seufzte Diacon Fairchild; „aber seht, da kommt sie."

Sie schien einen Augenblick — eine bezaubernde Vision — aus dem Schatten der Chortreppe hervor und glitt dann zierlich in die Straße.

Der alte Küster, der, mit der Hand an der halbgeschlossenen Thür, noch wartend stand, hielt inne und sah ihr mit bekümmerter Miene nach. Eine sonderbare und völlig unbegreifliche Erinnerung und Aehnlichkeit war eben an seinem Geiste vorübergegangen.

Zeitball-Einrichtungen.

Als Washington's Secretär den Beginn einer wichtigen Berathung um eine halbe Stunde später, als ihm aufgetragen war, angesetzt hatte und sich damit zu entschuldigen suchte, daß seine Uhr um eine halbe Stunde nachginge, erhielt er die Antwort: „Sie werden sich eine neue Uhr anschaffen müssen oder ich mir einen neuen Secretär." Der Erzähler dieser Anekdote fügt hinzu, daß, wenn die Uhr nur eine Viertelstunde nachgegangen wäre, Washington die Entschuldigung vermuthlich hätte gelten lassen, weil zu jener Zeit genaue Zeitbestimmer, wie sie heutzutage Jedermann für mäßigen Preis kaufen kann, der großen Menge unbekannt gewesen seien, dann aber auch, weil vor hundert Jahren weder im öffentlichen noch im privaten Leben der Unterschied einiger Minuten auch nur annähernd diejenige Bedeutung gehabt habe, wie im Jahrhundert der Eisenbahnen und Telegraphen. Das alte Wort: „Es ist so lange zehn Uhr bis es elf ist", zeigt die Sorglosigkeit unserer Voreltern im Gegensatze zur Jetztzeit, wo auf die Frage: „Wie spät ist es?" unfehlbar mit der Minutenbestimmung geantwortet wird.

Daß im Eisenbahndienste richtig und übereinstimmend gehende Uhren für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums von vitaler Bedeutung sind, ist allgemein bekannt; weniger bekannt dürfte es sein, daß auch für die Schiffahrt die genaue Kenntniß der wirklichen Zeit von der größten Wichtigkeit ist. Die Bemühungen der Präcisions-Techniker, für den Gebrauch auf Schiffen Uhren zu schaffen, die, einmal richtig eingestellt, möglichst lange ihren gleichmäßigen Gang beibehalten (Chronometer), konnten schon deshalb nie ganz befriedigende Ergebnisse erzielen, weil die für den gleichmäßigen Gang jeder Uhr unerläßliche Bedingung: Ruhe und Unbeweglichkeit, auf Schiffen nicht zu erreichen ist.

Dem Bestreben, den Schiffern die Möglichkeit zu gewähren, ihre Chronometer zu controliren, verdanken die Zeitbälle ihre Entstehung. Ihre Bestimmung ist, täglich einmal ein weithin sichtbares Zeichen zu geben, das den in der Nähe befindlichen Fahrzeugen den Eintritt eines vorher genau ein für alle Male verabredeten Zeitmomentes anzeigt und dadurch die Schiffer in den Stand setzt, die Abweichung ihrer Chronometer von der auf der nächsten Sternwarte ermittelten richtigen Zeit möglichst genau festzustellen.

Die Erfindung der Zeitbälle wird gewöhnlich den Engländern zugeschrieben, welche die erste derartige Einrichtung für Zwecke der Schiffahrt im Jahre 1833 auf der Sternwarte in Greenwich angewandt haben. Aber der Gedanke ist sehr alt und hat schon vor Jahrhunderten, wenn auch nicht zum Nutzen der Seefahrer, praktische Verwendung gefunden, und zwar fast in demselben Gewande, das ihm die Neuzeit gegeben. In den Briefen „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797" schreibt Goethe aus Heilbronn am 28. August anläßlich eines Besuches, den er dem als Hauptthurm dienenden Wartberge abgestattet hatte, Folgendes: „Bei Erzählung von der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergessen. Oben auf dem Thurme steht ein hohler, mit Kupfer-

blech beschlagener, großer Knopf, der zwölf bis sechszehn Personen zur Noth fassen könnte. Diesen konnte man ehemals mannshoch in die Höhe winden und ebenso unmittelbar wieder auf das Dach herablassen. So lange der Knopf in der Höhe stand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; sobald er niedergelassen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieses dauernde sichtbare Zeichen war zuverlässiger als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade, daß dieses Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen ist." So weit Goethe. Ueber die Entstehung der Einrichtung gibt eine Beschreibung des Oberamtes Heilbronn, herausgegeben vom königl. württembergischen statistisch-topographischen Büreau, Auskunft. Als der Wartberg durch Kauf an die Stadt gekommen war, stellte diese einen Wächter auf dem Wartthurme an, der mit den Thurmwächtern in der Stadt zu correspondiren hatte. Um Signale deutlicher geben zu können, ward im Jahre 1498 auf den Thurm ein großer Knopf aus Eisen, später aus Zwilch gesetzt, welcher durch eine Helmstange auf- und niedergelassen werden konnte, und am 11. Mai 1610 wurde der kupferne Knopf aufgesetzt. Zur Zeit des Goethe'schen Besuches sind mit dem Knopfe anscheinend keine Signale gegeben worden, erst im Jahre 1816 geschieht dies wieder, wie aus einer in jenem Jahre vom Heilbronner Magistrat für den Pächter des Wartberges erlassenen Instruction hervorgeht, nach welcher das ganze Jahr hindurch für die Feldleute das Zeichen der Feier- und Mittagsstunden dadurch gegeben werden mußte, daß Morgens mit dem Eintritt der Arbeitsstunde der Knopf in die gewöhnliche Höhe, um 11 Uhr wieder herabgewunden und bis 12 Uhr unten gelassen wurde. Sodann abermals emporgezogen, senkte sich der Knopf erst wieder beim Eintritt der Abendfeierstunde.

Der „Zeitknopf", in welchem wir unzweifelhaft den Vater des Zeitballes zu erblicken haben, war bis zum Jahre 1868 im Gebrauch; dann wurde er abgenommen und wird seitdem im städtischen Archive Heilbronns als ehrwürdiges Erinnerungsstück aufbewahrt.

Der im Jahre 1833 auf dem Dache der Sternwarte in Greenwich aufgestellte Zeitball ist eine hohle Kugel von etwa 2 m Durchmesser, die aus einem Eisengerippe mit Weidengeflecht besteht und über einen hohen viereckigen Mast geschoben ist, auf dem sie in einer passenden Röhre gleiten kann. An einer Seite des Mastes ist eine Rinne eingeschnitten, in der ein als Führung für den Ball dienendes Gleitstück sich bewegt, welches, an der Unterseite des Balles befestigt, als Fortsatz eine Eisenstange trägt, die in einen Kolben endigt. Der Ball wird mittels einer gewöhnlichen Winde mit Kette aufgezogen; zum Fallen fertig gemacht, ruht er mit jenem Kolben auf Sperrhaken, die durch ein System von Hebeln mit einer zweiten, nach unten führenden Kette verbunden sind. Letztere mündet in den Raum, in welchem die Auslösung des Balles bewirkt werden soll und ist hier an dem einen Ende eines durch Gewichtstücke belasteten einarmigen Hebels befestigt, dessen anderes Ende durch einen Sperrhaken in wagerechter Lage festgehalten wird. Sobald der Sperrhaken ausgelöst wird, ziehen die Gewichte das Ende des Hebels nach unten; die Bewegung überträgt sich auf die Kette, durch diese auf das obere Hebelwerk, welches endlich die Sperrhaken, auf denen der Ball ruht, auslöst und letzteren zum Fallen bringt. In Folge der sehr schnell zunehmenden Fallgeschwindigkeit würde der Ball, der das ansehnliche Gewicht von etwa 70 kg hat, mit einer den ganzen Apparat gefährdenden Gewalt aufschlagen, wenn dieser Möglichkeit nicht durch eine ebenso einfache wie sinnreiche Vorrichtung begegnet wäre. Am Fußende des Mastes ist eine Röhre angebracht, deren Raumverhältnisse es gerade gestatten, den senkrecht über ihr befindlichen Kolben aufzunehmen. An ihrem unteren, verschlossenen Ende ist sie mit einer seitlichen Oeffnung versehen. Wird der Ball ausgelöst, so fällt er anfangs rasch, bis der Kolben in die Röhre tritt und mit ziemlicher Kraft auf die im Innern vorhandene Luft drückt, die durch die untere Seitenöffnung nicht schnell genug entweichen kann. In Folge des Widerstandes der zusammengedrückten Luft sinkt jetzt der Kolben und mit ihm der Ball immer langsamer, bis der erstere ohne merklichen Stoß auf dem Boden der Röhre angekommen ist.

Der ersten Einrichtung folgten bald mehrere, die im Allgemeinen in derselben Weise hergestellt wurden, nur daß man die Technik des Aufwindens verbesserte, indem man statt eines einzigen Mastes deren zwei nebeneinander stellte, zwischen denen das Gleitstück mit Stange und Kolben entlang glitt, und statt der glatten Führungsstange eine Zahnstange nahm, in die ein Getriebe eingriff, so daß der Ball ohne Anwendung von Winde, Kette u. s. w. in die Höhe gebracht werden konnte.

Die elektrische Telegraphie hatte zur Zeit der ersten Einrichtung dieser Zeitsignal-Stationen das Versuchszimmer des Physikers noch nicht verlassen; man war daher genöthigt, die Zeitbälle in den Sternwarten unterzubringen, wo von einer zuverlässigen Person der Ball durch einen Druck auf die Sperrklinke ausgelöst wurde, wenn die Normaluhr genau 1° 0′ 0″ Nachmittags zeigte. Nachdem aber der elektrische Funken in den Dienst des öffentlichen Verkehrs gestellt worden war, wurde er auch dem Zeitballdienste tributpflichtig gemacht. Die Zeitballstationen konnten nun, auch wenn sie weit von den Sternwarten entfernt waren, mit diesen durch Drahtleitungen verbunden werden und das Uhrensignal auf elektrischem Wege erhalten. Von diesem Zeitpunkte datirt auch die bedeutende Vermehrung der Zeitbälle in England, dessen Küsten mit ihren zahlreichen hohen, weit ins Meer vorspringenden Felsengebilden für die Aufstellung der Apparate besonders geeignet sind.

Mit Hilfe des elektrischen Stromes wurden auch noch weitergehende Vervollkommnungen in den Mittheilungen der Zeitangaben angestrebt, und zwar zunächst dadurch, daß man die Auslösung des Balles von den Sternwarten aus unmittelbar bewirkte. Auf der Zeitballstation wurde der Sperrhaken des unteren Hebelwerkes in den Einschnitt eines kleinen, an dem Anker eines Elektromagneten befestigten Ständers gelegt. Der Elektromagnet stand mit der Sternwarte durch eine Drahtleitung in Verbindung. Mit dem Schlage Eins wurde auf der Sternwarte der Stromkreis geschlossen, auf der Zeitballstation in Folge dessen der Anker des Elektromagneten angezogen, der Sperrhaken ausgelöst, und der Ball fiel.

Bald genügte auch dies nicht mehr; man ging dazu über, die Signalgebung der menschlichen Hand abzunehmen und der Normaluhr unmittelbar zu übertragen. Am Räderwerke der letzteren wurde eine Vorrichtung angebracht, die genau 1° 0′ 0″ Nachmittags den Contact zwischen Batterie und Zeitballleitung herstellte und den Ball auslöste. In dem Augenblicke, da dieser fiel, erfolgte selbstthätig telegraphische Rückmeldung des Ereignisses an die Sternwarte. Die Kolbenstange des Balles war nämlich mit einem Contactstücke versehen, welches während des Niederfallens gegen eine an einem Maste angebrachte Feder schleifte, und diese stellte die Verbindung zwischen einer Batterie und der Zeitballleitung her. Es gelangte somit schon während des Fallens des Balles selbst das verabredete Signal zur Sternwarte zurück.

Für den Zeitballdienst werden die gewöhnlichen telegraphischen Leitungen benutzt, was ohne Schwierigkeiten geschehen kann, da der ganze Vorgang die denkbar kürzeste Zeit in Anspruch nimmt. Eine im Londoner Central-Telegraphenamte aufgestellte, genau nach Greenwicher Zeit regulirte Uhr, trennt selbstthätig die Greenwicher Leitung um 12° 59′ 30″ vom Apparat und stellt die für den Zeitdienst nöthigen Verbindungen her; auf diesen spielt sich dann der oben geschilderte Vorgang ab, und um 1° 0′ 30″ tritt, ebenfalls selbstthätig, die normale Schaltung wieder ein: der Zeitballdienst des Tages ist beendet, ohne der gewöhnlichen telegraphischen Correspondenz mehr als eine Minute Zeit entzogen zu haben.

In Deutschland ging die Reichsregierung mit der Aufstellung von Zeitbällen im Jahre 1873 vor, indem sie der Telegraphenverwaltung die Ausführung der erforderlichen Arbeiten und den Betrieb der Einrichtung übertrug.

Die deutschen Küsten, sowohl an der Ost- wie an der Nordsee verlaufen vorwiegend flach, so daß hier nichts Anderes übrig blieb, als für jeden Zeitball einen eigenen, und zwar mit Rücksicht auf etwaige Sturmfluthen, recht festen eisernen Unterbau herzustellen. Als Fundament diente ein großer Betonklotz, in welchen vierundzwanzig eiserne Bolzen, je 1,146 m lang, eingelassen waren. An die vorstehenden Köpfe der

Bolzen wurde ein großer Ring, mit welchem die Säule vernietet ist, festgeschraubt. Die Säule selbst ist aus 3,2 mm dicken eisernen Platten zusammengenietet und erhebt sich, zuerst in kegelförmiger, dann regelmäßig cylindrischer Form, 16 m hoch. Ihr Durchmesser beträgt unten 3 m, nach oben zu 1 m. Ihre Widerstandsfähigkeit ist derart, daß der stärkste Sturm, wie er erfahrungsgemäß in unseren Breiten vorkommt, seine Gewalt nahezu verfünffachen müßte, um ihr Schaden zuzufügen. Das obere Ende der Säule wird durch eine mit Schutzgitter umgebene Plattform abgeschlossen, auf welcher der 8 m hohe eigentliche Zeitballapparat aufgestellt ist. Drei nahe bei einander im gleichseitigen Dreiecke stehende eiserne Stangen dienen als Führung für den ungefähr 70 kg schweren Ball, der aus einem mit geöltem Segeltuche überzogenen Eisengerippe besteht und einen Durchmesser von 1,5 m hat. Die Auslösung des Balles erfolgt in einer von der englischen Einrichtung durchaus abweichenden Weise. Ueber dem Balle hängt eine Vorrichtung, einer Schere ähnlich, deren Theile so disponirt sind, daß, wenn die oberen Arme einander genähert werden, die unteren Arme sich ausspreizen. Die letzteren halten den Ball, solange er aufgezogen ist, indem sie in eine an seiner oberen Fläche befindliche eiserne Oese eingreifen, und lassen ihn fallen, sobald sie in Folge Zusammendrückens der oberen Scherenarme auseinandergehen. Der Fallraum beträgt 3 m. Um das Aufschlagen des Balles zu mildern, ist am unteren Ende der Führungsstangen ein starker Puffer mit Gummipolster angebracht, dem an der unteren Fläche des Balles ein gleiches Polster entspricht. Das für das Aufziehen des Balles erforderliche System von Tauen, Rollkloben und Winden ist im Innern der Säule aufgestellt; ebendaselbst ist die Vorrichtung untergebracht, welche die Auslösung des Balles auf elektrischem Wege ermöglicht. Bei den deutschen Zeitbällen findet ebenfalls selbstthätig telegraphische Rückmeldung des erfolgten Fallens statt.

Der erste deutsche Zeitball wurde in Cuxhaven am 20. October 1875 in Betrieb genommen; der Stand der Cuxhavener Uhr gegen Greenwicher Zeit wird täglich telegraphisch durch die Hamburger Sternwarte festgestellt.

Auch in Deutschland ist man der Frage, ob die sogenannte automatische Auslösung durch die Uhren selbst zu bewirken sein möchte, näher getreten, hat sich aber nicht zu Gunsten derselben zu entscheiden vermocht. Von maßgebender astronomischer Seite[1]) ist dagegen geltend gemacht worden, daß man in England automatische Auslösungen auf große Entfernungen wohl hauptsächlich deshalb hat bevorzugen müssen, weil es für die betreffenden Dienstleistungen auf den Stationen an Beamten von dem erforderlichen Grade der Intelligenz und Zuverlässigkeit fehlt, wie sie glücklicherweise in Deutschland in großer Zahl vorhanden sind; dann aber zeigt sich in der Art der Durchführung einiger der vorzüglichsten englischen Zeitballeinrichtungen (nicht alle stehen auf derselben Höhe wie Greenwich) die auch sonst in der englischen Präcisionstechnik nicht selten zu beobachtende Erscheinung, daß man in der Abstufung der Genauigkeitsgrade von zusammengesetzten Einrichtungen nicht immer hinreichend kritisch verfährt, indem man einzelne Theile derselben zu einer viel größeren Subtilität entwickelt, als die Gesammtheit der Bedingungen, unter denen dieselben zu arbeiten haben, irgend rechtfertigt. Jeder Astronom, welcher sich sorgfältig mit genauen Zeitbestimmungen, d. h. mit der Controle einer Pendeluhr durch Beobachtung von Sterndurchgängen im Meridian, beschäftigt hat, weiß, daß es bei dem gegenwärtigen Stande der zeitmessenden Apparate nicht möglich ist, die Zeitangaben einer Pendeluhr, sei es durch mechanische Correctur, sei es durch Rechnung, genauer richtig zu stellen, als mit einer unvermeidlichen Unsicherheit von mehreren Zehntheilen der Secunde. Diese durchschnittliche Fehlergrenze wird innerhalb der Wintermonate, in denen man mitunter in Zeiträumen bis zu fünfzehn Tagen nicht in der Lage ist, irgend einen Sterndurchgang zu beobachten, noch ansehnlich vergrößert. Im Vergleich mit den hier-

[1]) Ausführliches hierüber ist seiner Zeit im „Archiv für Post und Telegraphie", Jahrgang 1877, S. 269 veröffentlicht worden.

durch bedingten Unsicherheiten fallen die sogenannten persönlichen Fehler der Zeitbestimmung um so weniger ins Gewicht, als, wenn man überhaupt auf die Beseitigung der persönlichen Einflüsse aus den Zeitbestimmungen auch bei öffentlichen Zeitsignalisirungen Werth legen müßte, nicht bloß die notorischen kleinen Schwankungen der persönlichen Fehler ein und desselben Beobachters, sondern noch mehr die persönlichen Unterschiede der Auffassung von Sterndurchgängen durch verschiedene Beobachter, durch deren Zeitbestimmungen etwa an verschiedenen Stationen Zeitballsignale regulirt werden sollen, in Betracht zu ziehen sein würden, und zwar in viel erheblicherem Maße, als die sehr kleinen persönlichen Fehler, die bei der Auslösung der Zeitbälle durch die Hand eines leidlich darauf eingeübten Beamten begangen werden.

Die anderweitig unvermeidliche, jede strenge Berücksichtigung von kleinen persönlichen Unterschieden illusorisch machende Unsicherheit von mehreren Zehntheilen der Secunde bei den öffentlichen Zeitsignalen ist aber nicht nur in Betracht der Genauigkeit, mit welcher nach dem gebräuchlichen Verfahren die Zeitballsignale an den Schiffschronometern beobachtet werden, sondern auch in Betracht der Zwecke, denen diese Beobachtung dient, völlig ausreichend, nämlich für die demnächstige bestmögliche Sicherung des Standes und Ganges der Chronometer auf den Schiffen, wenn man die überhaupt mit Chronometern während der Schiffsreisen zu erzielende Genauigkeit gehörig erwägt.

Sodann bietet aber auch die automatische Auslösung keine unbedingte Sicherheit. Zunächst ist schon die Correctur der Pendeluhr, welche die automatische Auslösung bewirken soll, eine Operation, die in der Praxis höchst selten mit der vorausgesetzten Genauigkeit verwirklicht wird. Ferner sind die durch vermittelnde Uhren (switch-clocks) und dergl. bewirkten automatischen Schaltungen, die für ein sehr kurzes Zeitintervall die zur automatischen Auslösung eines von der Sternwarte entfernten Zeitballes erforderlichen Drahtverbindungen herstellen, mit den zahlreichen und feineren Contacten, die dabei ins Spiel kommen, selbst eine Quelle von ansehnlichen Unsicherheiten und Umständlichkeiten. Ein Jahresbericht der Greenwicher Sternwarte führt z. B. an, daß an 52 Tagen die automatische Auslösung nicht hinreichend functionirt hat, so daß an den Zeitballstationen selbst mit der Hand hat nachgeholfen werden müssen, und diese Nachhilfe mit der Hand, die ziemlich unbefangen erwähnt wird, bedeutet ja doch nichts Anderes, als eine viel beträchtlichere Vergröberung des genauen Zeitpunktes des Falles, als sie selbst bei einem ganz sorglosen Beamten, der nach dem ganzen Secundenschlage, oder auf die halbe Secunde den Ball direct auszulösen hat, jemals eintreten wird.

Vornehmlich diese Gesichtspunkte, neben anderen weniger wichtigen, die hier füglich übergangen werden können, sind vor der besonderen Einrichtung, die man den deutschen Zeitballstationen gegeben hat, so reiflich erwogen worden, daß vielleicht eher außerhalb Deutschlands eine Weiterbildung der Zeitballeinrichtungen in derselben Richtung, welche in Deutschland, selbstverständlich mit Vorbehalt weiterer Prüfungen und Verbesserungen zunächst zur Geltung gelangt ist, als eine Frage der Zeit zu bezeichnen sein dürfte.

Die Nutzanwendung des Zeitballs seitens der Schiffer geschieht gewöhnlich in der Weise, daß ein Mann, kurz ehe das Signal zu erwarten ist, sich vor dem Chronometer aufstellt und den Sprüngen des Secundenzeigers von halber zu halber Secunde laut zählend folgt. Ein anderer Mann beobachtet vom Verdecke aus den Zeitball und unterbricht durch einen starken Schlag oder durch den lauten Ruf: „Jetzt“ den Zählenden im Augenblicke, in welchem der Ball fällt.

Zur Mittheilung von Störungen im Betriebe dient ein kleinerer rother Ball, der neben dem großen Balle über der Plattform angebracht ist. Er wird auf ganze Masthöhe gestellt, wenn der große Ball zur unrichtigen Zeit gefallen ist, halbmast, wenn der Fall überhaupt nicht hat bewirkt werden können. Letzteres kommt bisweilen vor und zwar hauptsächlich im Winter, wenn die, namentlich an den deutschen Küsten

überaus häufigen und reichlichen Niederschläge die Apparattheile überziehen und eine dicke Reifkruste bilden, die jede Bewegung des Apparates unmöglich macht. Während der Sommermonate gehören Betriebsstörungen zu den Ausnahmen.

Deutschland hat sieben Zeitballstationen im Betriebe: in Bremerhaven, Cuxhaven Swinemünde, Neufahrwasser, Wilhelmshaven, Kiel und Hamburg; von fremden Ländern besitzen derartige Stationen: Großbritannien in Europa 19 (einschl. 5 etwas weniger vollkommener Einrichtungen), in seinen überseeischen Besitzungen 26, Frankreich 6, Rußland 3, Schweden und Norwegen 5, Dänemark 2, Portugal 1, Spanien 1, Oesterreich-Ungarn 5, die Vereinigten Staaten von Amerika 5.

Aber nicht allein für die Schiffahrt, auch im Binnenverkehre ist die Kenntniß der richtigen Zeit von Bedeutung für das öffentliche und gewerbliche Leben. Wieder ist es England, wo dies zuerst in die Praxis übersetzt worden ist, und schon seit vielen Jahren wird dort zu einer bestimmten Stunde des Tages die genaue Greenwicher Zeit von Greenwich aus an alle größeren Orte Englands, an Fabriken, ja sogar an Privatleute mitgetheilt. In Deutschland besteht eine ähnliche Einrichtung, die indeß nur für telegraphendienstliche Zwecke bestimmt ist: früh bei Dienstbeginn, im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr Berliner Zeit wird vom Haupttelegraphenamte in Berlin aus an sämmtliche mit Berlin im directen Verkehr stehenden Telegraphenämter des Reiches das Uhrensignal gegeben. Im Uebrigen behilft sich die Hauptstadt mit den auf einigen öffentlichen Plätzen aufgestellten Normaluhren.

Einen wirklichen Zeitballdienst hat bis jetzt, soviel bekannt, nur eine Stadt eingerichtet, und das ist New-York. Auf dem Gebäude der Western Union Telegraph-Company an der Ecke von Broadway und Deystreet erhebt sich der Apparat, 265 m von der Straßenfläche entfernt mit einem Fallraume von 20 m. Der Ball hat das Aussehen einer ausgebauchten Tonne und besteht aus zwölf dünnen Kupferblechdauben, in seiner Construction der Luft den denkbar geringsten Widerstand entgegensetzend. Fünf Minuten vor 12 Uhr Mittags wird der Ball aufgewunden und genau um 12 Uhr wird er durch einen, von der 390 km entfernten Sternwarte in Washington entsandten elektrischen Strom ausgelöst.

Der Dienst, welcher auf diese Weise dem Gemeinwohle geleistet wird, bietet nicht nur ein erfreuliches Bild des Gemeinsinnes der großen kaufmännischen Körperschaften Nordamerika's, sondern auch ein schlagendes Beispiel für die Wohlthaten, welche die Nutzbarmachung der Wissenschaft dem Leben der Jetztzeit, ohne Kosten für die Empfänger, gewährt. Außer diesem öffentlichen ist für New-York noch ein specieller Zeitdienst eingerichtet, dessen Centrum ebenfalls die Western Union Telegraph-Co. ist, von wo aus die Uhren der Theilnehmer in elektrischer Verbindung mit einer Normaluhr stehen und durch letztere richtig gehend gehalten werden.

Die praktischen Vortheile des Zeitdienstes leuchten ohne Weiteres ein. Wo Tausende beschäftigt sind, bedeuten Verzögerungen von nicht mehr als einer Minute den Verlust von Stunden, Tagen, ja Monaten individueller Arbeit. In einer Fabrik, die nur dreihundert Mann beschäftigt, kommt der Verlust einer Minute beim Anfange und Aufhören der Arbeit dem Verluste der Tagesarbeit eines Mannes gleich.

F. Hennicke.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Kaiser Wilhelm der Siegreiche, der Gerechte, ist am 16. März im Mausoleum des Charlottenburger Schloßgartens in feierlichster Weise zur ewigen Ruhe bestattet worden. Als die Trauerbotschaft vom Hinscheiden des edlen Monarchen am 9. März seinem Volke bekannt gegeben wurde, mischte sich überall mit der tiefsten Trauer über den Verlust des Vaters des Vaterlandes das Gefühl, daß diejenige welthistorische Persönlichkeit, welche unserem Jahrhunderte nach der Werthschätzung der Zeitgenossen den Stempel ihrer alle Vorzüge eines Monarchen vereinigenden Individualität aufgeprägt hat, nunmehr hinweggerafft worden ist. In den Annalen der Weltgeschichte wird der Name des Kaisers Wilhelm, welcher das lange vergebens gehegte Ideal aller deutschen Patrioten verwirklichte, allezeit in hellstem Glanze strahlen; war er doch nicht bloß ein Held und siegreicher Heerführer in der Schlacht, sondern zugleich ein Friedensfürst, dessen Andenken niemals verlöschen kann. Wie sehr sich auch der bescheidene Sinn des Kaisers Wilhelm dagegen gesträubt hätte, wird sein Name in der Geschichte unseres Vaterlandes doch unmittelbar neben denjenigen des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen genannt werden. Ein echter Hohenzoller, ordnete er den Pflichten gegen den Staat, an dessen Spitze er berufen war, jede andere Rücksicht unter, ohne jemals wahre Menschlichkeit zu verleugnen. Nicht wie Napoléon I. ließ er sich durch menschenverachtende Eroberungssucht bethören; vielmehr war nur die Größe, das Glück seines Vaterlandes der helle Leitstern seines zielbewußten Handelns.

In dem Gelöbnisse, welches er als junger Prinz bei seiner Confirmation am 8. Juni 1815 ablegte, finden sich bereits die Grundsätze verzeichnet, denen der Mann, der König, der Kaiser bis zu seinem Lebensende treu geblieben ist. „Meine Kräfte gehören der Welt und dem Vaterlande", gelobte Prinz Wilhelm unter anderem an jenem Tage. „Ich will daher nur unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das Beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht. Ich will ein aufrichtiges Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten, denn sie sind alle meine Brüder, bei mir erhalten. Mein Herz soll frei bleiben von Neid, Haß und Erbitterung. Ich will keinem Menschen Unrecht thun, keinem hart sein, keinen kränken oder demüthigen. Und wo ich darin fehle, es eingestehen oder meinen Fehler auf alle Weise wieder gut zu machen suchen. Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen Niemanden überheben, und wo ich Etwas von Anderen fordern muß, mich dabei herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, so viel ich kann, zu erleichtern suchen. Ueberhaupt will ich mich bemühen, durch Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Ich achte es viel höher, geliebt zu sein als gefürchtet zu werden oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben. Nie will ich mich an Denen rächen, die mich beleidigen, sondern ihnen von Herzen vergeben, auch nie meinen Einfluß benutzen, Jemandem zu schaden. Doch auch ich will meiner Pflicht gemäß Alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei

und der Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben, und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde. Davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten. Aber ich will zusehen, daß ich nicht den Unschuldigen verurtheile, vielmehr soll es mir ein theueres Geschäft sein, die Unschuld zu vertheidigen." Nicht daß der jugendliche Prinz sich zu so edlen Lebensregeln bekannte, daß er sie vielmehr bis zu seinem letzten Athemzuge treu befolgte, muß an der Bahre des nur vom Tode besiegten Monarchen betont werden, der inmitten seiner Heldenlaufbahn, trotz den glänzendsten Triumphen, alle Menschen, selbst die geringsten, stets als seine Brüder betrachtet hat.

Wer möchte es unternehmen, auch nur mit dem Anspruche auf annähernde Vollständigkeit in engem Rahmen ein Lebensbild des Monarchen zu entwerfen, der, nachdem er Deutschlands Schwert zur Erkämpfung der Einheit des Vaterlandes geschmiedet und sein hehres Ziel erreicht hatte, durch Werke des Friedens bethätigte, wie er auch dasjenige zu erhalten und zu befestigen vermochte, was auf blutiger Wahlstatt errungen worden war! Nicht minder ist es ein Zeichen der Größe Kaiser Wilhelm's, daß er die Männer, die bei der Ausführung seiner großen Pläne mitwirkten, mit genialem Scharfblicke erkannte sowie auf den richtigen Platz stellte. Wenn aber die treue Ausdauer des Fürsten Bismarck, des Feldmarschalls Grafen Moltke sowie der übrigen Paladine im deutsch-französischen Kriege die schwierigen Aufgaben des Monarchen wesentlich erleichterte, so hat dieser ihnen doch durch seine nie versagende dankbare Gesinnung und Anhänglichkeit in reichem Maße Vergeltung zu Theil werden lassen. Ungekünstelte Herzensbescheidenheit war eine der hervorragendsten Eigenschaften unseres Kaisers Wilhelm, welcher nach einem unvergleichlichen Siege der deutschen Waffen, die er in rastlosen Bemühungen gestählt hatte, demüthig ausrief: „Welche Wendung durch Gottes Fügung!"

Wie die Militärreorganisation der Initiative des Königs von Preußen entsprang, gab dieser als deutscher Kaiser der Ueberzeugung Ausdruck, daß die socialen Verhältnisse unserer Zeit an den modernen Staat neue Anforderungen stellen, denen die Gesetzgebung sich nicht entziehen darf, wenn anders gewaltsame Umwälzungen auf die Dauer verhütet werden sollen. Die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 bezeichnet denn auch den Weg, auf welchem zunächst eine Ausgleichung socialer Gegensätze innerhalb bestimmter Grenzen angebahnt werden soll. Mögen derartige Versuche im Hinblicke auf die Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen zunächst Bedenken herausfordern, so bekunden sie doch das ernste Streben sowie das Bewußtsein, durch sociale Reformen den schwer ringenden Classen der Bevölkerung im Kampfe ums Dasein zu Hilfe zu kommen.

Beweisen die herzliche Liebe und Verehrung, die Kaiser Wilhelm überall, wo deutsche Herzen schlagen, genossen hat, daß er in der That als pater patriae galt, so ist die Allgemeinheit seiner Werthschätzung im Auslande nicht minder bedeutsam. Daß Deutsche in Süd-Australien, in Hongkong und Canton unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Wilhelm in Beileidstelegrammen, die sie an den Fürsten Bismarck richteten, ihrem tiefen Schmerze Ausdruck liehen, kann nicht überraschen; sehen wir aber, daß selbst Diejenigen, welche von den deutschen Waffen auf blutigen Schlachtfeldern überwunden wurden, dem Sieger ihre Ehrerbietung zollen müssen, so erhellt daraus deutlich die einzige Stellung, welche der Monarch durch die Eigenschaften seines Charakters und seines Herzens erlangt hatte. „Das Kaiserreich ist der Friede!" — dieser Ausspruch, welcher im Munde Napoléon's III. besten Falls eine Selbsttäuschung war, hatte unter der Regierung Kaiser Wilhelm's seine volle, wahre Bedeutung erlangt. Wie oft ballte sich seit dem Jahre 1871 düsteres Gewölk am politischen Horizonte zusammen, das einen europäischen Krieg, einen Weltbrand anzudrohen schien! Dann war es stets der ernste Wille Deutschlands, den Frieden aufrecht zu erhalten, woran alle kriegerischen Bestrebungen scheitern mußten. Kaiser Wilhelm durfte sogar im Bewußtsein der Stärke Deutschlands nachgiebiger sein, als dies mit der von ihm errungenen Machtstellung verträglich zu sein schien. Noch ist in Aller Erinnerung, wie versöhnlich

die Politik Deutschlands in der Karolinenangelegenheit sich erwies, wie damals der spanischen Regierung weitgehende Zugeständnisse gemacht wurden, wie Kaiser Wilhelm die endgültige Entscheidung von dem Schiedsspruche des Papstes Leo XIII. abhängig machte. Ritterliche Loyalität war eben allezeit ein treu befolgter Grundsatz des Handelns unseres nunmehr hinweggerafften Kaisers. Selbst von französischer Seite wurde diese Loyalität bei wiederholten Anlässen anerkannt, wenn Zwischenfälle aller Art die freundlichen Beziehungen der beiden Nachbarstaaten gefährdeten und Kaiser Wilhelm regelmäßig die richtige Lösung des Conflictes fand. Wie innig gestaltete der Monarch die Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich-Ungarn, so daß das am 7. October 1879 abgeschlossene Bündniß heute noch die Grundlage der internationalen Constellation in Europa bildet, mit welcher alle übrigen Staaten rechnen müssen! Konnte es nur einem Staatsmanne von der Bedeutung des Fürsten Bismarck gelingen, internationale Gegensätze zu versöhnen, wie sie z. B. zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn in der Volksstimmung bestanden, so war es doch das hohe Verdienst Kaiser Wilhelm's, wenn alle aufrichtig den Frieden liebenden Staaten vertrauensvoll sich an Deutschland anschließen durften, ohne den eigenen Staatszweck, die eigenen Interessen auch nur im geringsten zu schädigen.

So erklären sich auch die zahllosen Beileidskundgebungen aus dem Auslande; die Souveräne der auswärtigen Staaten, parlamentarische Körperschaften, Gemeindevertretungen wetteiferten mit einander, ihre Theilnahme aus Anlaß des Hinscheidens des Kaisers Wilhelm zu bekunden. Ebensowenig kann es überraschen, daß die Leichenfeier durch die Anwesenheit der fremden Fürsten und Deputationen, bei aller Wahrung des nationalen Charakters von Seiten der tiefergriffenen Bevölkerung, zugleich ein internationales Gepräge erhielt, weil eben die ganze Welt an der Bahre des deutschen Kaisers das Hinscheiden eines unwandelbaren Friedenshortes beklagte. Wohl wissen wir, daß Kaiser Friedrich III., der Erbe der deutschen Kaiserkrone, die friedlichen Traditionen seines Vaters fortsetzen wird, und dieses Bewußtsein gereicht uns in schwerer Zeit zum Troste. Ist doch treue Pflichterfüllung stets im Hause der Hohenzollern von dem Vater auf den Sohn, von jedem Herrscher auf seinen Nachfolger fortgepflanzt worden.

Vor Allem bedeutsam ist jedoch das Vermächtniß, welches der nunmehr hingeschiedene Kaiser der deutschen Nation hinterließ, als er am 8. März bei seiner letzten Unterredung mit dem Fürsten Bismarck mit Genugthuung auf die Thatsache hinwies, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abtheilungen des deutschen Reichstages durch die Annahme der Militärvorlage dasjenige beschlossen, was von den verbündeten Regierungen als Nothwendigkeit für die Sicherstellung der Zukunft des Reiches empfunden wurde. Fürst Bismarck betonte in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 9. März, daß Kaiser Wilhelm noch bei der am Tage zuvor mit ihm gepflogenen Unterredung Bezug darauf genommen, wie ihn dieser Beweis der Einheit der gesammten deutschen Nation gestärkt und erfreut habe. Diese Einheit, die sich bei der Berathung der Militärvorlage in so glänzender Weise zeigte, ist auch eine wichtige Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens, zumal dadurch für die Gegner des letzteren unwiderlegbar klar werden mußte, wie fest alle Deutschen sich zusammenschließen würden, sobald das im Jahre 1871 vollendete große nationale Werk des Kaisers Wilhelm gefährdet würde. Fürst Bismarck betonte deshalb mit vollem Rechte, daß die heldenmüthige Ausdauer, der nationale Gedanke und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem nunmehr dahingeschiedenen Kaiser verkörpert waren, ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation seien, und daß dieses Erbtheil von Allen, die an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmuth, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue gewissenhaft bewahrt werden möge.

Daß dieses Vermächtniß vor Allem auf dem deutschen Kaiserthrone treueste Erfüllung finden wird, dafür bürgt die ganze Vergangenheit des Kaisers Friedrich III. Wer die Herzen der Menschen so vollständig zu erobern im Stande ist, wie dies

unserem bisherigen Kronprinzen gelungen, wer wie dieser niemals in seinem Leben die Grundsätze wahrer, freier Humanität verleugnete — der wird auch auf dem deutschen Kaiserthrone Segensreiches wirken. Wie sein großer Vater ein Held in der Schlacht, ein siegreicher Feldherr, hat sich Kaiser Friedrich III. allezeit auch als ein Förderer der Werke des Friedens, der Kunst und Wissenschaft erwiesen. Nicht minder erscheint der neue Kaiser in der Bethätigung edler Menschlichkeit als ein würdiger Nachfolger Kaiser Wilhelm's. Sicherlich ist es kein bloßer Zufall, daß beide Fürsten als Protectoren der preußischen Großlogen den Bestrebungen der Freimaurer stets ihre volle Unterstützung zu Theil werden ließen. Zu wiederholten Malen wurden denn auch in authentischer Weise Aeußerungen des bisherigen Kronprinzen bekannt, aus denen erhellte, daß er diesen Bestrebungen, insofern sie der fortschreitenden Cultur und der Erleuchtung der Geister dienen, treu bleiben würde. So ist der Name, den der neue Kaiser führt, von günstiger Vorbedeutung für dasjenige, was Deutschland von ihm erwarten darf; Kaiser Friedrich III. wird in den Spuren Friedrich's II., des Großen, des Einzigen wandeln, indem er den culturfeindlichen Anschauungen der Dunkelmänner mit Entschiedenheit begegnet. Daß ihm auch auf diesem Gebiete Fürst Bismarck als treuer Rathgeber zur Seite stehen wird, ist die Ueberzeugung Aller, welche die Vorurtheilslosigkeit des großen Staatsmannes oft genug kennen lernten. Jeden nach seiner Façon selig werden lassen, duldsam sein und nur die Unduldsamkeit bekämpfen — diese Grundsätze wird Kaiser Friedrich III. unzweifelhaft in vollem Maße bethätigen. In dem am 12. März an den Fürsten Bismarck gerichteten Erlasse hat der Kaiser seine Gesinnung in beherzigenswerther Weise an den Tag gelegt. „Ich will," heißt es daselbst unter Anderem, „daß der seit Jahrhunderten in meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner allen meinen Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnisse sie auch angehören, zum Schutze gereiche. Ein Jeglicher unter ihnen steht meinem Herzen gleich nahe — haben doch Alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre volle Hingebung bewährt."

Ebenso darf die zuversichtliche Erwartung gehegt werden, daß der neue Kaiser wie sein großer Vater ein Friedensfürst sein wird. Ueberall im Auslande ist es seit vielen Jahren bekannt, wie der bisherige Kronprinz des Deutschen Reiches die Segnungen des Friedens zu schätzen weiß, wie er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, „chauvinistische" Anwandlungen, die sich in Deutschland regten, zu bekämpfen. Selbst in Frankreich erfreut sich deshalb Kaiser Friedrich III. bei allen Freunden des Friedens, deren Zahl trotz der leidenschaftlichen Aeußerungen untergeordneter Organe jenseits der Vogesen sehr groß ist, aufrichtiger Sympathien. Der Kaiser hat denn auch in dem Aufrufe „An Mein Volk!" sowie in dem bereits erwähnten Erlasse an den Fürsten Bismarck seiner Friedensliebe beredten Ausdruck gegeben. Welche herzliche Zuneigung dem neuen deutschen Kaiser von Seiten der anderen Nationen, insbesondere von den Italienern gewidmet wird, wissen wir aus den zahllosen Kundgebungen, die durch seine Erkrankung allerorten hervorgerufen worden sind. Betrachten ihn doch die Italiener als einen der Ihrigen, seitdem er bei Gelegenheit der Leichenfeier für König Victor Emanuel auf dem Balkon des Quirinals mit dem damals im Kindesalter stehenden Kronprinzen von Italien auf dem Arme erschien, von der römischen Bevölkerung aufs Lebhafteste begrüßt. Auch die Italiener schätzen in dem Freunde ihres Landes zugleich den aufrichtigen Freund des Friedens. Dasselbe gilt von den Oesterreichern. Wie bezeichnend ist in dieser Hinsicht der jüngste Depeschenwechsel zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Kalnoky! Durfte doch der deutsche Reichskanzler mit vollem Rechte betonen, wie stark die Bande der Freundschaft sind, welche die Völker beider Reiche verbinden, und unzerreißbar sind, weil sie mehr noch als auf geschriebenen Verträgen auf der unerschütterlichen Grundlage der Gleichheit der Interessen, der Traditionen und der Gesinnung ihrer Völker beruhen. Friedliche Gesinnung wird Kaiser Friedrich III. auch in den Beziehungen zu Rußland an den Tag legen, zumal da das jüngste Verhalten Deutschlands in der bulgarischen Angelegenheit wesentlich dazu beitragen muß, gewisse Mißverständnisse zu beseitigen.

Fürst Bismarck betonte in der historischen Reichstagsrede vom 6. Februar d. J., in welcher er aus Anlaß der Berathung der Militärvorlage in markigen Zügen ein ebenso anschauliches wie vollständiges Bild der europäischen Lage entrollte, die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung, diplomatische Schritte Rußlands zum Zwecke der Wiedererlangung seines berechtigten Einflusses in Bulgarien diplomatisch zu unterstützen. In diesen Blättern wurde denn auch bereits hervorgehoben, daß der deutsche Reichskanzler seine Bereitwilligkeit zu solchen diplomatischen Schritten nicht erklärt haben könnte, falls er nicht die Ueberzeugung gehegt hätte, daß seine Rathschläge in Konstantinopel Gehör finden würden. Die Kundgebung des Fürsten Bismarck war besonders deshalb bedeutsam, weil sie den Zaren überzeugen mußte, daß Deutschland, weit entfernt, die russische Politik auf der Balkanhalbinsel zu lähmen, ihr vielmehr innerhalb der durch den Berliner Vertrag gezogenen Grenzen Vorschub leistete. Wurde aber von skeptisch angelegten Politikern darauf hingewiesen, daß die Zusicherungen des Fürsten Bismarck doch lediglich platonischer Art wären, da Oesterreich-Ungarn, Italien und Großbritannien sich dem Vorgehen Deutschlands keineswegs anschließen würden, so zeigte sich doch bald, daß die zunächst von Rußland geplanten diplomatischen Schritte keineswegs der Unterstützung von Seiten aller Großmächte bedurften. In durchaus maßvoller Weise ersuchte die russische Regierung den Sultan, die Stellung des Prinzen Ferdinand von Coburg in Bulgarien als ungesetzlich zu bezeichnen. Die Vertreter Deutschlands und Frankreichs in Konstantinopel unterstützten diese diplomatische Action, deren Erfolg bereits in unzweifelhafter Form vorliegt. Am 5. März nahm der Ministerrath in Konstantinopel den russischen Antrag an, laut welchem die Stellung des Prinzen Ferdinand von Coburg an der Spitze der bulgarischen Regierung als ungesetzlich bezeichnet wird, worauf dann der Großvezier sich beeilte, an die Regierung des Vasallenstaates in demselben Sinne eine Notification zu richten. Man wird wohl kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Fürst Bismarck die von ihm im deutschen Reichstage in Aussicht gestellte diplomatische Unterstützung Rußlands in der bulgarischen Angelegenheit mit aller Entschiedenheit gewährte, zumal da das vom russischen Botschafter in Konstantinopel der Pforte überreichte Memorandum den Bestimmungen des Berliner Vertrages aufs Genaueste angepaßt war. Dasselbe constatirte, daß die in diesem Vertrage vorgesehene und für die Bestätigung des Fürsten von Bulgarien nothwendige Zustimmung der Mächte nicht ertheilt worden sei, so daß die Anwesenheit des Prinzen Ferdinand von Coburg an der Spitze des Vasallenfürstenthums als ungesetzlich und vertragswidrig angesehen werden müsse. Die russische Regierung stellte an die hohe Pforte nur das Verlangen, der bulgarischen Regierung officiell eine bezügliche Mittheilung zugehen zu lassen und diese auch den Großmächten zur Kenntniß zu bringen. In durchaus correkter Weise hat dann die Pforte der an sie gerichteten Aufforderung entsprochen, indem sie ihre Botschafter davon benachrichtigte, daß sie an die Regierung in Sofia die Erklärung habe gelangen lassen, worin die Stellung des Prinzen Ferdinand als ungesetzlich bezeichnet wird.

Es entsteht nun die Frage, welche Folgen sich an die diplomatische Action Rußlands knüpfen werden. Vor allem ist es ein friedliches Symptom, daß Rußland seine bisher an den Tag gelegte Zurückhaltung in der bulgarischen Angelegenheit aufgegeben hat. So lange der Zar auch nicht die geringste Bereitwilligkeit zeigte, die völlige „Versumpfung" dieser Angelegenheit zu verhindern, mußte der schwarze Punkt am Horizont der Orientpolitik ernsthafte Besorgnisse erregen. Ließ sich also die russische Regierung bisher von der Erwägung leiten, daß der Zustand in Bulgarien ungesetzlich und vertragswidrig, sodaß daselbst auch keine Regierung vorhanden wäre, mit der irgend welche Verhandlungen gepflogen werden könnten, so bezeichnet die jüngste Initiative Rußlands insofern einen Fortschritt auf dem Wege zur Lösung der bulgarischen Frage, als nunmehr die europäische Diplomatie wenigstens den äußeren Anlaß gefunden hat, behufs Ausgleichung der bestehenden Gegensätze mitzuwirken. Nicht minder erfreulich erscheint, daß der durch orléanistische Intriguen aller Art beim Zaren hervorgerufene Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der deutschen Politik sich als unbe-

gründet erwiesen hat, seitdem feststeht, daß Fürst Bismarck, wie er in seiner Reichstagsrede vom 6. Februar die diplomatische Action Rußlands anregte, auch den Einfluß Deutschlands in Konstantinopel in demselben Sinne erfolgreich geltend gemacht hat. Diese Thatsachen führen eine zu beredte Sprache, als daß man sich in Petersburg bei einigem guten Willen der Wahrnehmung verschließen könnte, daß die Loyalität der deutschen Politik über jeden Zweifel erhaben ist. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, muß auch die unlängst veranstaltete Veröffentlichung des Bündnißvertrages zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn nunmehr in Rußland als ein Act politischer Aufrichtigkeit erscheinen, umsomehr, als daraus erhellt, daß die auf den Berliner Vertrag gestützte Geltendmachung der berechtigten Ansprüche Rußlands auf der Balkan-Halbinsel keineswegs einen casus foederis im Sinne des erwähnten Bündnißvertrages darstellen würde.

Bemerkenswerth ist, daß die französische Regierung in der bulgarischen Angelegenheit zunächst pari passu mit Deutschland vorgegangen ist, während Oesterreich-Ungarn, Italien und Großbritannien größere Zurückhaltung beobachteten. Aus diesem Umstande darf jedoch nicht gefolgert werden, daß Prinz Ferdinand von Coburg sich bei den letzterwähnten Großmächten besonderer Sympathien erfreut; vielmehr legen die Regierungen von Oesterreich, Italien und Großbritannien nur Gewicht darauf, zufriedenstellende Erläuterungen in Bezug auf die weiteren Pläne Rußlands zu erhalten. Dem Einwande, daß die bulgarische Angelegenheit durch die Entfernung des Prinzen Ferdinand in eine gefährliche Phase treten würde, wird von russischer Seite mit dem Hinweise begegnet, daß die Rückkehr zu der auf internationalen Verträgen fußenden Legalität unmöglich einen beunruhigenden Charakter tragen könne. Ueberdieß muß daran festgehalten werden, daß es nur dem Geiste der vom Berliner Congresse gefaßten Beschlüsse entspricht, wenn Rußland, gemäß den von ihm gebrachten Opfern auch künftig den vorwiegenden Einfluß in Bulgarien beansprucht. Fürst Bismarck ist viel zu sehr Realpolitiker, als daß er sich verhehlen könnte, wie schwierig sich die Stellung des Zaren in Rußland selbst gestalten müßte, wenn daselbst die Ueberzeugung Fortschritte machen sollte, daß alle jene Opfer vergebens gebracht worden seien. Der schwere Druck, der zum Theil in Folge der ungünstigen Finanzverhältnisse auf der inneren Politik Rußlands lastet, kann nur erträglicher werden, sobald in der Orientpolitik einige Resultate erzielt werden. Andernfalls würde nur der Nihilismus von der stetig wachsenden Unzufriedenheit Nutzen ziehen; eine Eventualität, die sicherlich wie in Deutschland auch in den übrigen monarchisch regierten Großstaaten Beherzigung finden muß.

Was das republikanische Frankreich betrifft, so läßt es sich allerdings durch andere Erwägungen, insbesondere durch die Rücksicht auf das seinen Staatsmännern als Ziel vorschwebende russisch-französische Bündniß leiten, nur daß die correcte Politik Deutschlands in der bulgarischen Angelegenheit die Berechnungen dieser Staatsmänner von Anfang an durchkreuzen mußte. Die vom Präsidenten der französischen Republik inzwischen genehmigte Absetzung des Generals Boulanger hat überdies gezeigt, daß die Politik der Besonnenheit auch in Frankreich das Uebergewicht erlangte.

Kunst und Kunstgeschichte.

Die Miniaturen der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg. Beschrieben von A. von Oechelhäuser. Erster Theil. Mit 18 Tafeln. Heidelberg, G. Köster. 1887.

In der Veröffentlichung farbiger Reproductionen von Kunstwerken sind bis vor Kurzem England und Frankreich uns vorausgegangen. Doch auch in Deutschland beginnt man jetzt das Versäumte nachzuholen. Das Studium der Buchmalerei, dem solche Publicationen zumeist dienen, gewinnt auch bei uns immer größeren Umfang. Vorzugsweise den Miniaturen der früheren Jahrhunderte, aus denen nur geringe Reste der Wandmalerei erhalten sind, wendet die Forschung sich zu: den Zeiten, in denen der gesammte Kunstbetrieb in den Händen der Geistlichkeit lag. Wir dürfen annehmen, daß eine von Laien ausgeübte Kunst damals noch nicht existirte. Der deutsche Laienstand war, wie in taciteischer Zeit, noch von Krieg und Politik in Anspruch genommen. Erst seit den Kreuzzügen begann er in die friedlichere Arbeit einzutreten. Die gesammte vorstaufische geistige Entwickelung unseres Volkes war eine kirchlich-klösterliche. Das entsprach der scheinbar unlöslichen Verbindung, die zwischen Königthum und Kirche im Staats- wie wirthschaftlichen Leben von Karl d. Gr. begründet worden war und bis zum Ausgange der Salier andauerte. Der hohe deutsche Clerus allein war wissenschaftlich gebildet. Nur in den Klosterschulen wurden die Studien betrieben. Auf den Pfalzen der Ludolfinger um den Harz blühte die Literatur unter der Pflege von Geistlichen und Frauen des sächsischen Hauses. Für die Kirche nur wurde künstlerisch geschaffen. Mönche waren die Baumeister, Bildhauer und Maler, Kirchenfürsten, oft selbst praktisch eingreifend, die feingebildeten Förderer jeglicher Kunstfertigkeit.

Unter den deutschen Klöstern als Pflegestätten der Kunst standen die Schwabens mit in vorderster Reihe: St. Gallen in der Zeit vom 6. bis 9. Jahrhundert, die Reichenau im 9. und 10., wieder St. Gallen, dann Hirsau, die energische Verfechterin cluniacensischer Reformideen auf deutschem Boden, im 11. und 12. Jahrhundert. Badischer Fleiß hat für das Verständniß dieser frühen kirchlichen Kunst am meisten gethan. Von Professor Franz Xaver Kraus (in Freiburg i. Br.) sind vor einiger Zeit bereits die hervorragendsten Werke der Reichenauer Illuminatoren- und Malerschule in mustergültiger Weise publicirt worden: So der Codex Egberti (heute in Trier), der Bildercyclus der St. Georgskirche zu Oberzell, endlich die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz, als erster Band der schwäbischen Kunstdenkmäler vor Kurzem herausgekommen. Unter Kraus' Leitung entstand auch die photographische Nachbildung der heute wiedergewonnenen (sog. Manessischen) Minnesängerhandschrift, in vier Foliobänden, von der badischen Regierung der Heidelberger Universität zur Jubelfeier dargebracht[1]).

[1]) Die Handschrift, ehemals in Heidelberg, befand sich seit 1805 bis vor Kurzem in Paris. Um ihre Rückgabe hatte im Jahre 1815 Jakob Grimm im Austrage der preußischen Regierung vergeblich unterhandelt (vergl. J. Grimm's Kleine Schriften, Bd. IX). Jetzt soll, Zeitungsnachrichten zu Folge, der bekannte Verlagsbuchhändler Trübner in Straßburg die Manessische Sammlung im Austausche von der französischen Regierung erworben haben; und es steht zu hoffen, daß Heidelberg wieder in den Besitz dieses Schatzes komme.

Im Vergleiche zu St. Gallen und der Reichenau besitzt die Neckarstadt keine eingeborenen Kunstschätze des frühen Mittelalters, wohl aber in Folge fürstlichen Sammeleifers oder durch Ueberweisung zahlreicher Codices aus aufgehobenen Klöstern eine Sammlung der schönsten Miniaturen, deren Bedeutung alle Plünderungen nicht zu schmälern vermochten. Es ist A. von Oechelhäuser's Verdienst, die Publication der Heidelberger Miniaturen in chronologischem Zusammenhange in Angriff genommen zu haben. Das Werk ist auf mehrere Bände angelegt. Zehn Handschriften bringt der vorliegende erste Theil, darunter drei von besonderer Wichtigkeit. Der eingehenden Besprechung derselben, die sich zu größeren, für die Entwickelung der Miniaturmalerei überhaupt werthvollen Abhandlungen erweitert, ist fast überall beizupflichten. Achtzehn Tafeln von vorzüglicher Ausstattung, darunter vier in farbigem Drucke, zum Theil in der Reichsdruckerei zu Berlin, zum Theil in der Hof-Lichtdruckanstalt von Baeckmann in Karlsruhe hergestellt, bringen Proben der Schrift, von Initialen und Bildern.

Der Werth der Heidelberger Miniaturen liegt vorzugsweise darin, daß sie bereits geltende Anschauungen bestätigen und das kunstgeschichtliche Material vervollständigen. Nach dieser Seite kann nicht genug geschehen. Von den deutschen Literaturdenkmälern ersten Ranges in Heidelberg konnten diesmal nur Otfried's Evangelienharmonie und das Rolandslied des Pfaffen Konrad berücksichtigt werden. Die Handschrift des Otfried enthält nur Initialen, das Rolandslied eine Fülle von Illustrationen, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß der Trachten und der Bewaffnung im 12. Jahrhundert liefern[1]). In der culturhistorischen Richtung scheint die eigentliche Bedeutung der Buchmalerei zu liegen; und zwar mit den Jahrhunderten in zunehmendem Maße, je mehr die Kunst die Kirchen zu verlassen begann, und weltliche Stoffe von Laienkünstlern behandelt wurden. Dies zeigt sich von den Miniaturen des 12. Jahrhunderts an bis hinunter zu den Prachtwerken der französischen und burgundisch-flandrischen Illustrationskunst des 15. und 16. Jahrhunderts, wo die illuminirten Werke die gemalten abzulösen beginnen.

Die Scenen der Monumentalmalerei und -Plastik, besonders die religiösen Darstellungen, spielen immer in einer idealen Sphäre. Sie muthen uns um so fremdartiger und märchenhafter an, wenn die Künstler das Costüm ihrer Zeit dabei verwendet haben. Die „Verlichters" (Illuminatoren) dagegen, zumeist von den Malern geschieden und zu besonderer Zunft vereint, cultivirten mit Vorliebe das Gebiet des Genre[2]). In den flandrischen Prachtminiaturen, die als Randleisten oder als ausgedehnte Bilder die Erzählungs- wie Erbauungsliteratur illustriren, tritt uns das individuelle Leben der Zeit weit unmittelbarer entgegen als auf den vieltheiligen Altarwerken der van Eyck und ihrer Genossen und Nachfolger. Das schönste Specimen dieser illustrirenden Kunst ist das sog. Gebetbuch des Cardinals Grimani zu Venedig, eine erstaunliche Leistung vieler niederländischer Illuminatoren aus dem Abschlusse des Quattrocento und den beiden ersten Jahrzehnten des Cinquecento. Dieses Werk steht gewissermaßen am Ende der, wenn der Ausdruck gestattet ist, classischen Genreminiaturmalerei. Denn je tiefer damals die Kunst im Volke Wurzel zu fassen begann, um so allgemeiner wurde das Behagen an Darstellungen aus dem unmittelbaren täglichen Leben. Dergleichen kam dem allgemeinen Verständniß entgegen. Auch die reformatorische Bewegung, wollte sie von den Massen getragen werden, bedurfte der bildlichen Darstellung. Dem Verlangen des Volkes nach Bildern konnten aber die kostbaren Miniirarbeiten nicht entsprechen. Sie verloren sich in dem Maße, als die geschriebenen Bücher vor den gedruckten weichen mußten. Sie wurden noch ausschließlicher Luxusgegenstände für Reiche und Vornehme. Der Kupferstich und der Holzschnitt traten an ihre Stelle.

---

[1]) Gleichwohl hätten wir gewünscht, daß auch einige Initialen der Evangelienharmonie abgebildet, und noch eine zweite Tafel (eventuell statt des Christusbildes aus dem Darmstädter Evangeliar Nr. 1948, auf Tafel IX) den Illustrationen des Rolandsliedes eingeräumt worden wäre.

[2]) In Brügge z. B. bildeten in der zweiten Hälfte des Quattrocento Miniaturmaler, Schreiber und Buchbinder, von der Zunft der Maler getrennt, eine besondere Körperschaft.

Innerhalb der Malerei kommt der Illuminirkunst nur die Stellung einer Kleinkunst zu, wie der Elfenbein-, der Goldschmiede- und Emaillirkunst auf dem Gebiete der Plastik. Sie operirt zwar wesentlich mit den Typen und Stoffen der monumentalen Malerei, aber häufig in einer Fassung, die für ihre Zeit als antiquirt gelten muß. Denn wie der Schreiber den Inhalt der Bücher copirte, so wiederholte der Illuminator, besonders im frühen Mittelalter, die Bilder seiner Vorlagen. Fabrikmäßige Behandlung tritt ein. Formen und Compositionen conserviren sich in der Buchmalerei weit mehr als in der Monumentalmalerei und -Sculptur, die je nach Begabung und Erfindungstalent der Künstler fortschreiten. Zudem verlangen beide Arten der Malerei verschiedene Technik und Handfertigkeit. Aus diesen Gründen ist vor der Anschauung zu warnen, Miniaturen und Bücherillustrationen dürften kunstgeschichtlich als Surrogate für die in früheren Jahrhunderten nur spärlichen und oft entstellten Reste der Wandmalerei angesehen werden.

Karl Frey.

γρ. **Friedrich des Großen Schrift über die Deutsche Literatur.** Von Bernhard Suphan. Berlin, Wilh. Hertz. 1888.

Aus einem vor längerer Zeit schon erschienenen Aufsatze ist ein kleines Buch geworden, das seinem Inhalte nach ebenso wichtig, als, was die literarische Fassung anlangt, anmuthig geschrieben ist. Es giebt, im Anschlusse an Friedrich's berühmte Aeußerungen über unsere Sprache und unsere Schriftsteller, eine allgemeinere Darlegung des Verhältnisses der französischen Literatur des vorigen Jahrh. zu der deutschen, zumal Mittheilungen über die Rolle, die sie an den Höfen von Weimar, Gotha und Braunschweig spielte. Hauptsächlich aber ist die Rede von einer Gegenschrift, mit der Goethe sich einige Zeit getragen hat. Es werden die Spuren dieser nicht herausgekommenen Arbeit verfolgt. Niemand wird die Schrift aus der Hand legen ohne das Gefühl, mit einem neuen Kapitel zur Deutschen Literaturgeschichte beschenkt worden zu sein.

Man urtheilt über die Stellung französischer Gelehrter, Beamter und Offiziere in Deutschland, besonders in Preußen zu den Zeiten Friedrich des Großen, oft ohne genügende Kenntniß der Verhältnisse. Man vergleiche z. B. Schmoller's Bemerkungen über die französischen Finanzbeamten in dem, was er in der letzten öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie zur Feier des Geburtstages Friedrich's über die „Einführung der französischen Regie durch Friedrich den Großen" sagt [1]. Die französischen Gelehrten am Hofe des Königs waren nicht bloß literarische Eindringlinge, die es zurückzuweisen galt. Wir lernten nicht allein von ihnen in formeller Beziehung, sondern auch was den Stoff anlangt haben wir tiefer aus ihnen geschöpft als allgemein bekannt ist. Bei Goethe wird es immer klarer, bei Herder immer mehr nachgewiesen, bei Lessing sich auch noch in höherem Grade ergeben. Erich Schmidt wies bereits darauf hin, daß der ideale Saladin im Nathan wahrscheinlich Voltaire zu verdanken sei. Nathan selber aber mit dem Geschwisterpaar Recha's und des Tempelherrn entspricht in auffallender Weise dem Sopir, mit Palmire und Seide des Voltairischen Mahomet's, den Goethe für die deutsche Bühne bearbeitet. Die Aufgabe einer folgenden Generation wird sein, aus den französischen, deutschen rc. Literaturgeschichten sich zur Darstellung der literarischen Entwicklung innerhalb der Gesammtheit der europäischen Völker zu erheben, auf deren ineinanderverzweigten geistigen Produktion der Weltfortschritt beruht.

ξ. **Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur.** Von Ferdinand Gregorovius. Zweiter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1888.

Enthält als hauptsächlichste Stücke Aufsätze über Corsika, Sicilien und Rom, auch die inhaltreiche Vorrede zu dem von Gregorovius herausgegebenen Briefwechsel Wilhelm und Alexander von Humboldt's. Den Schluß macht eine Zusammenfassung der gelegentlichen Aeußerungen des Verfassers über den Umbau von Rom. Der Ausdruck „Umbau" ist wohl dem Versuche entsprossen, eine mittlere Bezeichnung für das zu finden, was an Rom ruinirt worden ist. Deutlicher wird das Geschehene in dem bekannten Briefe Bonghi's ausgesprochen, der doch weder ein „Fremder", noch ein Anhänger des Papstes, noch ein Feind des heutigen Königreiches genannt werden kann. Es verstand sich von selbst, daß die Italiener Rom zu ihrer Hauptstadt umformen mußten und daß dabei Manches zu ändern und Viel zuzubauen war; über den, der gemeinsten Spekulantenhabsucht entsprungenen und durch einen bevorstehenden Krach wahrscheinlich bald abschließenden Vernichtungskrieg gegen die schöne und großartige und der ganzen Welt wichtige äußere Gestaltung Roms aber herrscht unter den Italienern und Römern selbst heute nur eine Stimme. Historisch nothwendig ist schließlich Alles, was einmal geschehen ist; die Frage aber, ob dies oder jenes nicht hätte verhindert werden können, erscheint nachträglich als sehr wohl gestattet.

γρ. **LE MOYEN AGE. Bulletin mensuel d'histoire et de philologie.** Direction: MM. A. Marignan, G. Platon, M. Wilmotte. N° I, Janvier 1888. Sommaire: Comptes rendus. Sonhard, Bibliographie de la chasse (P. M.) — Schultze, Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidenthums (A. Marignan). — Bartsch et Horning, la Langue et la littérature françaises depuis le IX° siècle jusqu'au XIV° siècle (M. Wilmotte). Variété. La XIV° laisse do Voyage de Charlemagne. (H. Suchier.) — Chronique bibliographique. — Periodiques. Italie, Archéologie et Histoire. (C. Frey, C. Frati.) Prix de l'abonnement: Un an, 8 francs pour la France; 9 francs pour l'étranger. Paris, Alphonse Picard.

Wir glauben, dem Unternehmen die beste Anzeige zu schreiben, wenn wir zunächst einfach abdrucken, was der Titel der ersten Lieferung verspricht. Aus ihm ergiebt sich, daß die Zeitschrift eine internationale sei: französische, deutsche und italienische Literatur wird besprochen und französische, deutsche und italienische Mitarbeiter sind betheiligt. A. Marignan hat in Deutschland und Italien studirt. Wir verdanken seiner Feder, unter dem Allgemeintitel Etudes d'Iconographie réligieuse, als „Première Etude" ein im vorigen Jahre erschienenes Buch: La Foi chrétienne au quatrième siècle, eine vorzügliche Arbeit, welche die Vertrautheit des Autors mit der Deutschen Wissenschaft bekundet.

Aus der Angabe dessen, was der Titel besagt, ergiebt sich ferner, daß man Philologie und Geschichte und Kunstgeschichte vereinigt zu behandeln gedenkt. Es würde ein wahrer Segen sein, wenn dieses Bestreben in weiteren Kreisen Nachahmung fände. Wir müssen zu Goethe's Programm: „Kunst und Wissenschaft" zurück. Allerdings mag es manchem Historiker bequem sein,

[1]) Die Abhandlung erscheint im vorliegenden Hefte der „Deutschen Rundschau".

nichts von der Geschichte der bildenden Phantasie bei den Völkern zu wissen, allein diese fruchtlose Beschränkung muß einer lebendigeren weichen. Literatur- und Kunstgeschichte wiederum aber sind, nochmals in zwei Gebiete getrennt, auch nur dazu geeignet, nach zwei Seiten hin mißverständliche Vorstellungen hervorzubringen. Eine bedarf der anderen zur Erklärung ihres Inhaltes. —

Manchem unserer Leser wird es vielleicht auffallen, daß eine Zeitschrift von so rein wissenschaftlicher Tendenz an dieser Stelle angezeigt werde; denn die „Deutsche Rundschau" wendet sich zwar an das höchst gebildete, aber nicht an das gelehrte, fachmännisch forschende Publicum. Dieser Unterschied soll auch festgehalten werden; allein manches, scheinbar nur der Gelehrsamkeit Angehörige gewinnt allgemeines Interesse durch eingreifende Nebenumstände. Ein solcher Fall scheint hier vorzuliegen.

γρ. **Revue de l'enseignement des langues vivantes.** Paraît chaque mois. Directeur-Gérant: A. Wolfrom, Professeur au Lycée du Havre. Prix de l'abonnement: Étranger 15 Fr. Havre, 1888. 4e année. Janvier 1888. N° 11.

Wir zeigen dies Journal zunächst an, weil die vorliegende Nummer eine Uebersetzung der von der „Deutschen Rundschau" gebrachten Rede über Goethe und Herder enthält, welche Suphan am 21. Mai vorigen Jahres auf der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar hielt. Aufgefallen ist uns dabei, daß alle die Stellen, wo Suphan Goethe und Herder mit eigenen Worten eintreten läßt, unübersetzt blieben, d. h. Deutsch gegeben werden: diese Revue rechnet auf einen Leserkreis also, dem unsere Sprache geläufig ist. Sie enthält denn auch Aufsätze in französischer, deutscher und englischer Sprache, ist überhaupt bestrebt, das zu geben, was dem mit dem Unterrichte in den modernen Sprachen betrauten Schulmanne von Werth sein kann. Wir unsererseits ersehen daraus, mit welchem Ernste und welch' methodischem Vorgehen deutsche Sprache und Literatur als Lehrgegenstand von denen in Frankreich jetzt behandelt werden, welche diesen Theil des öffentlichen Unterrichtes zu vertreten haben.

Der in unserem Hefte enthaltene deutsch geschriebene Beitrag (von Klinger) handelt über den deutschen Hexameter von Klopstock an und giebt auf vier Seiten eine brauchbare Uebersicht dessen, was hier etwa beizubringen war. Auch der Verfasser des das Heft einleitenden (französischen) Aufsatzes trägt den deutschen Namen Halbwachs.

Wir wünschen diesen Studien und Bestrebungen den besten Fortgang. Die Literatur ist berufen, zwischen den einander unfreundlich gegenüberstehenden beiden Nationen, die soviel gemeinsame geistige Arbeit von jeher verbunden hielt, das heilsame und productive Verhältniß wiederherzustellen, dessen Entbehrung nichts als Nachtheile mit sich gebracht hat.

γρ. **Begleitbuch** von Walter Robert-Tornow. Berlin, W. Hertz. 1888.

Bei dem heutigen Stande der Bildung pflegen ideal angelegte Naturen in ihren besten (oder auch elendesten) Momenten ihr Gefühl nicht selten in Verse zu fassen, aus denen sich mit der Zeit dann etwas entwickelt, was den Schein von Ganzheit trägt und der Mittheilung nicht unwürdig erscheint. Alle Zeitschriften aller Nationen, die eine Literatur haben, bringen vielfach Ausbrüche der Trauer oder des Glückes in Form derjenigen Dichtungsart, welche im Momente gerade die beliebteste ist. In der Vers- und Gedankenform Goethe's, Platen's, Rückert's, Uhland's, Geibel's, Heine's ist manches Gedicht oft in sehr hübschen Reproductionen geliefert worden, während heute nicht ungern in der Art Scheffel's geschrieben zu werden pflegt. Dergleichen Versuche zu verspotten, wäre Unrecht, da sie ihren Verfassern und deren Freunden meist Freude bereiten und Niemandem Schaden bringen. Der Verfasser unseres Begleitbuches unterscheidet sich von dieser Durchschnittsgesellschaft dadurch, daß er kein Lyriker, sondern ein Epigrammenschreiber ist, und von dem Epigrammendichter wieder dadurch, daß er, so scharf er sich ausspricht, doch nirgends weder gereizte Stimmung zeigt, noch erwecken möchte. Herr Walter Robert-Tornow, um es ihm selber nun nachzusprechen, wünscht zwar nicht für einen großen Dichter, aber doch für ein kleines selbständiges Licht gehalten zu werden, das sich unter seinem Scheffel hervormacht.

Ingenia dieser Art müssen, klein oder groß, etwas herzustellen suchen, was in der That Bestand für sich habe. Und diese Stellung will unser Autor denn auch mit seinen auf 53 Seiten zusammengedruckten kleinen Sinngedichten erreichen. Herr W. Robert-Tornow ist bekannt als Herausgeber und Weiterführer der „Geflügelten Worte" von Büchmann. Er hat bei diesem mühsamen Geschäfte fortwährend mit dem zu thun, was die bedeutendsten Männer aller Länder und Zeiten in, sozusagen, einzelnen Tropfen aus ihrem Geiste verspritzt haben. Nichts natürlicher, als daß diese Abgerissenheit, zugleich aber Concentration des Urtheilens in dem schließlich Herr werde, der die gesammte Literatur fortwährend auf dergleichen zu untersuchen hat. Und so dürfen wir sämmtliche kleine Gedichte unseres Verfassers gleichsam als eine große Schaar von Prätendenten ansehen, welche zu den Ehrenplätzen des Geflügeltenwortdaseins emporstürmen. Ob ihnen das gelingen werde, ist eine Frage der Zeit. Diese Epigramme müssen das Glück haben, eins oder das andere in einem prägnanten Momente dem Publikum als das zu erscheinen, was diesen Moment am besten kennzeichnet. Wir wünschen dem Verf., daß er sich bei zukünftigen Ausgaben seines Büchmann's in der angenehmen Zwangslage erblicken möge, einen seiner eigenen Verse diesem Werke einverleiben zu müssen.

Ueber die Sammlung im Ganzen sei noch folgendes, aus ihr selbst hervorgehende Biographische berichtet. Der Verfasser ist seinen Geständnissen zufolge ein wohlwollender, resignirter Junggeselle, der inmitten eines weiten Freundeskreises steht. Sich den Mitgliedern desselben nützlich zu machen ist sein Bestreben, und diesem Wunsche auch die Herausgabe des Begleitbuches wohl zuzuschreiben. Gewidmet ist es sechs

namentlich angeführten Pathenkindern des Dichters, die es auf ihrer Lebensbahn jedenfalls zu Zeiten gern in die Hand nehmen, aus ihren eigenen Erfahrungen aber neben der hier ausgebreiteten Weltanschauung eine etwas sonnigere hoffentlich davontragen werden. Eins jedoch wird ihnen aus dem kleinen Buche immer nutzbringend entgegenbringen: die durch nichts Böses, Widerwärtiges, Negatives zu beeinträchtigende ideale Weltanschauung, die es mit Entschiedenheit vertritt.

ψλ. **Erdgeschichte.** Von Dr. Melchior Neumayr. Zweiter Band: Beschreibende Geologie. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1887.

Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. Erster Band: Gestalt und Leben der Pflanze. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1887.

In rascher Folge sind wiederum zwei Bände der prächtigen „Allgemeinen Naturkunde" erschienen, durch deren Herausgabe die berühmte Leipziger Verlagshandlung sich alle Freunde und Forscher der Natur verpflichtet hat. Ein jeder neue Band läßt uns empfinden, daß alles früher gespendete Lob noch lange nicht genügend war. Ein wirklich imposantes Werk von gediegener Construction und glänzendster Ausführung! In seiner Art hat es keinen ebenbürtigen Rivalen.

Neumayr hatte im ersten Bande der Erdgeschichte mit Meisterschaft die großen Gesetze erörtert, nach denen die Gestaltung der Erdrinde erfolgte. In dem fortsetzenden zweiten Bande untersucht er, wie diese bisher nur dem Leser in allgemeinen Zügen bekannten Vorgänge der Bildung, Umänderung und Zerstörung der Gesteinsmassen im Einzelnen sich zugetragen haben. Wir werden von der urzeitlichen zur heutigen Beschaffenheit der Erdoberfläche geleitet: wir lernen die historische Geologie, die Lehre von der Aufeinanderfolge der einzelnen Erdschichten kennen und werden dabei gleichzeitig in die Thier- und Pflanzenwelt der Vorzeit eingeführt, deren Studium ja eine unerläßliche Vorbedingung für die Altersbestimmung von Gesteinschichten ist. Aber noch eine andere Aufgabe hat sich der Verfasser gesetzt, indem er in dem Abschnitte über „topographische Geologie" den wirklichen Bau der einzelnen Länder der Erde schildert und damit ein Grenzgebiet zwischen seiner Wissenschaft und der Geographie berührt. Bei der bedeutenden Bereicherung jenes intermediären Gebietes durch die praktisch hochwichtigen geologischen Landesaufnahmen hat sich ein großes neues Material aufgehäuft, von dessen wichtigsten Ergebnissen wir bei der Skizzirung der hauptsächlichen Gebirgsformen Kunde erhalten. — Für den von Dr. Victor Uhlig trefflich bearbeiteten Anhang über nutzbare Mineralien kann jeder Leser nur dankbar sein. In die Idee des ganzen Werkes fügt er sich als Darlegung der Beziehung des Gesteinsreiches zum Menschen ergänzend ein. Daß dieser zweite Band ebenso gelungen ist, wie es der erste war, ist fast überflüssig zu bemerken.

Im „Pflanzenleben" stellt Kerner zunächst Gestalt und Leben der Pflanze dar, nach der gewöhnlichen Nomenclatur also: die allgemeine Botanik. Das Lebendige in der Pflanze, die Zelle mit all' ihren Eigenschaften und Verrichtungen; die Art, wie die Pflanze ihre Nahrung aufnimmt, leitet, umwandelt und zu ihrem Aufbau verwendet; endlich die Formen, in denen sich der Pflanzenleib auszuprägen fähig ist, das alles wird in dem Buche Gegenstand der anziehendsten Belehrung. Der Stil ist von einer hinreißenden Eleganz, die gesammte Darstellung von einer Klarheit, Wahrheit und Gründlichkeit, die einfach entzückend ist und uns an das Buch fesselt, sobald wir es nur erst zur Hand genommen haben. Daß die wundervollen, mit vollendeter Technik ausgeführten Illustrationen die anschauliche Wirkung des Vortrages noch erhöhen, kann nur als ein neuer Vorzug gelten. Sicherlich wird mit diesem Werke der Verfasser für seine schöne Wissenschaft Jünger und Verehrer in nicht kleiner Zahl gewinnen.

ϰ. **Staats-, Hof- und Communal-Handbuch** des Reichs und der Einzelstaaten. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1888.

Das „Kleine Staatshandbuch des Reiches und der Einzelstaaten" das in den Jahren 1883—85 erschien und sich viele Freunde erwarb, hat in dem vorliegenden Staatshandbuch, das bestimmt ist, an seine Stelle zu treten, eine vollständige Umgestaltung, beträchtliche Erweiterung und, dürfen wir wohl hinzusetzen, Verbesserung erfahren. Durch die Einführung des, in deutschen Staatshandbüchern bisher nicht angewandten, lexikalischen Princips, ist der für den Benutzer des Buches wichtige Vortheil erreicht, daß derselbe auch ohne alle Kenntniß der Behördenorganisation das Gesuchte sofort finden kann. Dabei ist es dem geschickten Herausgeber trotzdem gelungen, das für die Beurtheilung der ganzen Staatsmaschine wichtige Bild der Ressortverhältnisse nicht nur nicht zu verrücken, sondern durch Zusammendrängen des Stoffs nur noch mehr zu verschärfen. — Neben der Umgestaltung des kleinen Staatshandbuches ging, wie gesagt, eine Erweiterung desselben einher, indem die Nutzbarkeit des Buches durch genaue Angaben über sämmtliche deutsche Städte und die Aufnahme wichtiger statistischer Daten vermehrt wurde. Die erste Erweiterung ist aber um so wichtiger, als in keiner andern deutschen Publication ähnlich einheitlich zusammengestelltes Material über das Städtewesen zu finden sein dürfte, wie in der vorliegenden. — Das Buch ist gut ausgestattet; demselben sind gelungene Porträts des verewigten Kaisers, des Fürsten Bismarck, der Minister v. Lutz, v. Fabrice, der Oberbürgermeister v. Forckenbeck, Miquel, des Fürstbischofs Kopp und Anderer mehr beigegeben. Wir sind überzeugt, daß sich das neue „Kleine Staatshandbuch" zu denen seines Vorgängers noch viele neue Freunde hinzuerwerben wird, und wünschen demselben recht weite Verbreitung.

ρ. **Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur.** Im Lichte seiner und unserer Zeit dargestellt von Ferdinand Meyer, Hauptschriftwart des Vereins für die Geschichte Berlins. Mit 18 Illustrationen und dem Porträt des Künstlers. Berlin, Rudolf Mückenberger. 1888.

In dieser sehr fleißigen und verständigen Arbeit wird uns das Leben und Schaffen des trefflichen Meisters vorgeführt, der, nachdem er eine Weile wie vergessen schien, neuerdings eine Auferstehung gefeiert, als ob seine rechte Wirksamkeit jetzt erst bei einem nachgeborenen Geschlechte beginnen sollte. Paul Meyerheim hat ihn für das Danziger Museum gemalt, Paul Otto ihn für unser Museum in Marmor gebildet. Dem grundlegenden Werke von Wilhelm Engelmann über Chodowiecki (1857) sind Reproductionen seiner Radierungen und Stiche gefolgt, die Reise nach Danzig, sowie besonders eine Auswahl aus seinen sonstigen Blättern, 271 an der Zahl (Berlin, Verlag von Mitscher und Röstell), welche den berühmten Peintre-Graveur des vorigen Jahrhunderts zum zweiten Mal populär gemacht haben unter uns. Vergessen wir nicht, was auch sein jüngerer Landsmann, Ludwig Pietsch, für diese Wiedererweckung gethan, indem er unermüdlich, mit der liebenswürdigen und unwiderstehlichen Herzenswärme, die ihm eigen, auf den unübertroffenen Darsteller des bürgerlichen, speciell Berlinischen Lebens hingewiesen hat. Diesen Bestrebungen reiht in höchst verdienstlicher Weise sich die Schrift von Ferdinand Meyer an, welchem wir bereits manchen werthvollen Beitrag zur Geschichte des alten Berlins (so z. B. seine „Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten") verdanken. Jetzt, wo Berlin „in die Mode" gekommen und alle Welt sich für die Hauptstadt des Deutschen Reichs interessirt, ist es kein großes Unternehmen mehr, über Berlin zu schreiben und jeder erste Beste fühlt sich dazu berufen; aber es war anders in den Tagen dieser Pioniere, welche nichts trieb, als ihre Liebe zur Sache. Einer von ihnen ist Ferdinand Meyer, welcher in dem vorliegenden Büchlein, aus dem Rahmen der ihm so wohlbekannten localen Umgebung, seinen Chodowiecki nebst Frau, Kindern, Freunden und ganzem Anhang einfach und deutlich hervortreten läßt. Das ungemein sympathische Porträt des Künstlers, nach dem Gemälde von Graff, vor welchem wir auf unserer Jubiläumsausstellung so manchmal standen, und eine Reihe charakteristischer Nachbildungen einiger seiner vornehmsten Schöpfungen dienen dem auch sonst vorzüglich ausgestatteten Werke nicht nur zum äußerlichen Schmuck, sondern führen uns, die Darstellung des Verfassers vervollständigend, recht eigentlich in das Haus und die Werkstatt des Mannes ein, den man nicht studiren kann, ohne ihn zu bewundern, und nicht bewundern, ohne ihn lieb zu gewinnen.

xl. **Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft.** Eine Skizze von Lord Acton. Autorisirte Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung. 1887.

Diese kleine Schrift ist der Theilnahme deutscher Leser wohl werth; ihr Verfasser verfügt, obwohl nicht Fachmann, über eine sehr ausgedehnte und eingehende Bekanntschaft mit unserer neueren geschichtlichen Literatur. Eine größere Sparsamkeit in der äußeren Entfaltung dieser Kenntnisse wäre freilich zu wünschen gewesen. Unter dem entbehrlichen Beiwerk von minder bedeutenden Namen und Büchern leidet die Klarheit der Darstellung gerade der treibenden Kräfte. Das neueste Capitel der deutschen Geschichtschreibung und eines der lehrreichsten, bemerkt Lord Acton zum Schluß, müßte von den Geschichten handeln, welche die Deutschen nicht geschrieben haben, und von den Punkten, in denen andere Völker ihnen überlegen sind. Gewiß könnte ein solches Capitel, gerade von der Hand eines Fremden geschrieben, sehr lehrreich für uns sein. Der Verfasser hat es vorläufig nur gestreift und bemerkt gelegentlich (S. 46), die großen neueren Geschichtschreiber der Deutschen entsprächen am wenigsten der Auffassung, mit welcher die Engländer an das Studium der Geschichte herantreten. Haben wir die nicht eben sehr deutliche Begründung dieses Satzes recht verstanden, so macht er uns eine einseitig politische Richtung der Geschichtschreibung zum Vorwurf. — Auch im Einzelnen wird manches Urtheil das gerechte Befremden deutscher Leser erregen. Dennoch begrüßen wir den Aufsatz als einen neuen erfreulichen Beweis der ernsthaften Theilnahme, welche man jenseits des Kanals der Entwicklung unserer Geschichtswissenschaft widmet.

la. **Musikerbriefe** aus fünf Jahrhunderten. Nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara. Mit den Namenszügen der Künstler. Bd. 1: Bis zu Beethoven. Bd. 2: Von Beethoven bis zur Gegenwart. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1886.

Die Sammlung ist mit großem Fleiß aus deutschen und ausländischen Bibliotheken zusammengetragen und enthält viel Schönes und Interessantes. Inhaltlich sind die Briefe von ungleichem Werth, und man findet neben sehr charakteristischen und biographisch wichtigen auch solche, die eigentlich nur als Autographe interessiren können und eine Veröffentlichung kaum verdient hätten. Etwas bedenklich erscheint die Mittheilung von Briefen lebender Künstler, zumal, wenn sie vor dem Spiegel, d. h. in der Absicht geschrieben sind, gedruckt zu werden. Allen Briefen sind kurze biographische Nachweise vorgedruckt. Die beigegebenen, zum Theil etwas anfechtbaren Urtheile der Herausgeberin über die einzelnen Briefschreiber wären wohl besser weggeblieben. Namentlich hätten wir bei Besprechung der neueren und neuesten Künstler die vielen Superlative, deren sich ein Theil unserer Tagespresse mit Vorliebe bedient, gern entbehrt. Abgesehen davon ist die Briefsammlung als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Musik und zur Charakteristik der Künstler zu empfehlen. Bemerkt sei noch, daß ein paar Briefe des zweiten Bandes schon früher gedruckt worden sind: der von Hummel (S. 47), von Hauptmann (S. 113) und drei von Schumann (S. 198, 202, 204).

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annuaire de l'enseignement primaire. Publié sous la direction de M. Jost, inspecteur général de l'instruction publique. Quatrième année. Paris, Armand Colin et Cie. 1888.

Archer-Hind. — The Timaeus of Plato. Edited with introduction and notes by R. D. Archer-Hind. London, Macmillan and Co. 1888.

Bandal. — Sanctionirte Lügen und Widersprüche in den Sittengesetzen. Vier zeitgemäße Briefe über das weibliche Geschlecht und seine Zukunft. Von Eugen Bandal. Leipzig, Otto Wigand. 1887.

Bibliothek der Gesammt-Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 170/179. Halle a./S., Otto Hendel.

Capes. — The history of the Achaean league as contained in the remains of Polybius. Edited with introduction and notes by W. W. Capes. London, Macmillan and Co.

Church. — Miscellaneous essays. By R. W. Church. London, Macmillan and Co. 1888.

Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luther's. Im Charakter der Handschriftenmalerei des Mittelalters, geschmückt mit bunten Umrahmungen, Zierschriften und Initialen, und einer großen Anzahl religiöser Gemälde in getreuen farbigen Nachbildungen, unter Mitwirkung hervorragender Künstler und Kunstgelehrter herausgegeben von Emil Frommel, Heinrich Steinhausen und Karl Lindemann-Frommel. 1. Lfrg. Berlin, Max Pasch.

Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwigs II. von Bayern. Von Arthur Mennell. Leipzig, Verlag der „Literarischen Gesellschaft". 1888.

Dietsche Warande. Tijdschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. Gent, S. Leliaert, A. Siffer & Co.

Eckardt. — Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartholdy. Aus hinterlassenen Briefschaften zusammengestellt von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Eichendorff. — Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Herausgegeben von Heinrich Meisner, mit einem Jugendbildnisse des Dichters. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1888.

Eisenhart. — Der nächste Krieg mit Rußland und seine politischen Folgen von Wolfgang Eisenhart. Halle a. S., J. Fricke's Sortiment. 1888.

Frapan. — Bescheidene Liebesgeschichten. Hamburger Novellen. Neue Folge von Ilse Frapan. Hamburg, Otto Meißner. 1888.

Freeman. — William the Conqueror. By Edward A. Freeman. London, Macmillan and Co. 1888.

Geffcken. — Kirke. Eine Reisenovelle von F. Heinrich Geffcken. Berlin, Gebrüder Paetel.

Gosseck. — Ein Liebesleben. Dichtung von Hermann Gosseck. Hamburg u. Leipzig, J. F. Richter. 1888.

Grimm. — Goethe-Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin von Herman Grimm. Vierte, durch einen Vorbericht vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1887.

Grisebach. — Edita und Inedita Schopenhaueriana. Eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's mit Porträt, Wappen und Facsimile der Handschrift des Meisters, herausgegeben zu seinem hundertjährigen Geburtstage von Eduard Grisebach. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1888.

Gunton. — Wealth and progress. A critical examination of the wages question and its economic relation to social reform. By Georges Gunton. London, Macmillan and Co.

Hart. — Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Erzählungen. Band I: Tul und Nahila. Von Heinrich Hart. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1888.

Heinrich. — Weltuntergang. Ein Gedicht von Gottlieb Heinrich. Homburg, J. F. Richter. 1888.

Hübener. — Die christliche Kleinkinderschule, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiger Stand. Von Johannes Hübener. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1888.

Kürschner. — Staats-, Hof- und Kommunalhandbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit Porträts. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1888.

Mackay. — Fortgang. Von John Henry Mackay. Der „Dichtungen" erste Folge. Großenhain u. Leipzig, Baumert & Ronge. 1888.

Mackay. — Moderne Stoffe. Zwei Berliner Novellen. Von John Henry Mackay. Großenhain u. Leipzig, Baumert & Ronge. 1888.

Massarani. — Carlo Tenca e il pensiero civile del suo tempo. Seconda edizione. Di Tullo Massarani. Milano. Ulrico Hoepli. 1888.

Mayer. — Die Weiber von Schorndorf. Ein Festspiel in fünf Akten. Zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Befreiung der durch Melac bedrohten Stadt. Von Karl Mayer. Stuttgart, Verlag des „Beobachter". 1888.

Merian. — Von Elifen bis Zwölifen. Ein wüster Traum, nicht von Georg Ebers, sondern von Hans Merian (S. Rebeg). Leipzig, Reinhold Werther. 1888.

Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten und statistischen Beilagen. Vierte Auflage in zwei Theilen oder 40 Lieferungen zu 30 Pfennig. 1. Lfg. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888.

Mineral-Resources of the United States. — Calendar year 1886. Washington, Government Printing Office.

Mylius. — Grafenkrone und Dornenkrone. Roman von Otfried Mylius. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Oldenberg. — Der russische Nihilismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Oldenberg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Peters. — Andere Uebergangszeiten. Roman von F. Peters. Leipzig, Feodor Reinboth. 1888.

Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. IV. Bd. 4. Heft. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1888.

Pierer's Konversations-Lexikon. Siebente Auflage. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit Universal-Sprachen-Lexikon. 1. Heft. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Püttlingen, Johann Vesque von (J. Hoven). Eine Lebensskizze aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt, mit Briefen von Nicolai, Löwe, Berlioz, Liszt u. A. Wien, Alfred Hölder. 1887.

Rechenberg. — Hausherr und Hausfrau. Von Dr. Karl Freiherr von Rechenberg. 2. Lfg. Kassel, Theodor Fischer.

Gedanken zu einer allgemeinen Reichsversicherungsanstalt, zusammengefaßt in 10 Paragraphen von einem Deutschen. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Report of the Commissioner of education for the year 1885-'86. Washington, Government Printing Office. 1887.

Ruß. — Lehrbuch der Stubenvogelpflege, -Abrichtung und -Zucht von Dr. Karl Ruß. Lfrg. 1. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung.

Scherzer. — Moritz Wagner. Ein deutsches Forscherleben. Von Dr. Karl Scherzer. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlung. 1888.

Schmidt. — Der Fürst von Eisen oder Armin's Tod. Patriotische Tragödie von Karl Schmidt. Wiesbaden, Carl Ritter. 1888.

Schmidt. — Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Ein deutsches Volksbuch. In dritter neu bearbeiteter Auflage herausgegeben von Schmidt. Leipzig, Otto Spamer. 1888.

Schubin. — Dolorata. Novelle von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Schubin. — Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Schubin. — Mal' occhio. Novelle von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Sondermühlen. — Spuren der Varusschlacht von M. von Sondermühlen. Berlin, Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr). 1888.

Spielhagen. — Noblesse oblige. Roman von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Der Schimmelreiter.

Novelle
von
Theodor Storm.

(Schluß.)

Es war um mehrere Jahre später: in dem kleinen Hause Tede Haien's wohnte jetzt ein rüstiger Arbeiter mit Frau und Kind; der junge Deichgraf Hauke Haien saß mit seinem Weibe Elke Volkerts auf deren väterlicher Hofstelle. Im Sommer rauschte die gewaltige Esche nach wie vor am Hause; aber auf der Bank, die jetzt darunter stand, sah man abends meist nur die junge Frau, einsam mit einer häuslichen Arbeit in den Händen; noch immer fehlte ein Kind in dieser Ehe; der Mann aber hatte Anderes zu thun, als Feierabend vor der Thür zu halten; denn trotz seiner früheren Mithilfe lagen aus des Alten Amtsführung eine Menge unerledigter Dinge, an die auch er derzeit zu rühren nicht für gut gefunden hatte; jetzt aber mußte allmälig Alles aus dem Wege; er fegte mit einem scharfen Besen. Dazu kam die Bewirthschaftung der durch seinen eigenen Landbesitz vergrößerten Stelle, bei der er gleichwohl den Kleinknecht noch zu sparen suchte; so sahen sich die beiden Eheleute, außer am Sonntag, wo Kirchgang gehalten wurde, meist nur bei dem von Hauke eilig besorgten Mittagessen und beim Auf- und Niedergang des Tages; es war ein Leben fortgesetzter Arbeit, doch gleichwohl ein zufriedenes.

Dann kam ein störendes Wort in Umlauf. — Als von den jüngeren Besitzern der Marsch- und Geestgemeinde eines Sonntags nach der Kirche ein etwas unruhiger Trupp im Kruge droben am Trunke festgeblieben war, redeten sie beim vierten oder fünften Glase zwar nicht über König und Regierung — so hoch wurde damals noch nicht gegriffen — wohl aber über Communal- und Oberbeamte, vor Allem über Gemeindeabgaben und -Lasten, und je länger sie redeten, desto weniger fand davon Gnade vor ihren Augen, insonders nicht die neuen Deichlasten; alle Sielen und Schleusen, die sonst immer gehalten hätten, seien jetzt reparaturbedürftig, am Deiche fänden sich immer neue Stellen, die Hunderte von Karren Erde nöthig hätten; der Teufel möchte die Geschichte holen!

„Das kommt von Eurem klugen Deichgrafen," rief einer von den Geestleuten, „der immer grübeln geht und seine Finger dann in Alles steckt!"

„Ja, Marten," sagte Ole Peters, der dem Sprecher gegenüber saß; „recht hast Du, er ist hinterspinnig und sucht beim Oberdeichgraf sich 'nen weißen Fuß zu machen; aber wir haben ihn nun einmal!"

„Warum habt Ihr ihn Euch aufhucken lassen?" sagte der Andre; „nun müßt Ihr's baar bezahlen."

Ole Peters lachte. „Ja, Marten Fedders, das ist nun so bei uns, und davon ist nichts abzukratzen: der alte wurde Deichgraf von seines Vaters, der neue von seines Weibes wegen." Das Gelächter, das jetzt um den Tisch lief, zeigte, welchen Beifall das geprägte Wort gefunden hatte.

Aber es war an öffentlicher Wirthstafel gesprochen worden, es blieb nicht da, es lief bald um im Geest- wie unten in dem Marschdorf; so kam es auch an Hauke. Und wieder ging vor seinem inneren Auge die Reihe übelwollender Gesichter vorüber, und noch höhnischer, als es gewesen war, hörte er das Gelächter an dem Wirthshaustische. „Hunde!" schrie er, und seine Augen sahen grimm zur Seite, als wolle er sie peitschen lassen.

Da legte Elke ihre Hand auf seinen Arm: „Laß sie! die wären Alle gern, was Du bist!"

— „Das ist es eben!" entgegnete er grollend.

„Und," fuhr sie fort, „hat denn Ole Peters sich nicht selber eingefreit?"

„Das hat er, Elke; aber was er mit Vollina freite, das reichte nicht zum Deichgrafen!"

— „Sag' lieber: er reichte nicht dazu!" und Elke drehte ihren Mann, so daß er sich im Spiegel sehen mußte; denn sie standen zwischen den Fenstern in ihrem Zimmer. „Da steht der Deichgraf!" sagte sie; „nun sieh ihn an; nur wer ein Amt regieren kann, der hat es!"

„Du hast nicht unrecht," entgegnete er sinnend, „und doch ..... Nun, Elke; ich muß zur Osterschleuse; die Thüren schließen wieder nicht!"

Sie drückte ihm die Hand: „Komm, sieh mich erst einmal an! Was hast Du, Deine Augen sehen so ins Weite?"

„Nichts, Elke; Du hast ja recht." —

Er ging; aber nicht lange war er gegangen, so war die Schleusenreparatur vergessen. Ein anderer Gedanke, den er, halb nur ausgedacht und seit Jahren mit sich umhergetragen hatte, der aber vor den drängenden Amtsgeschäften ganz zurückgetreten war, bemächtigte sich seiner jetzt aufs Neue und mächtiger als je zuvor, als seien plötzlich die Flügel ihm gewachsen.

Kaum daß er es selber wußte, befand er sich oben auf dem Hafdeich, schon eine weite Strecke südwärts nach der Stadt zu; das Dorf, das nach dieser Seite hinauslag, war ihm zur Linken längst verschwunden; noch immer schritt er weiter, seine Augen unablässig nach der Seeseite auf das breite Vorland gerichtet; wäre Jemand neben ihm gegangen, er hätte es sehen müssen, welch' eindringliche Geistesarbeit hinter diesen Augen vorging. Endlich blieb er stehen: das Vorland schwand hier zu einem schmalen Streifen an dem Deich zusammen. „Es muß gehen!" sprach er bei sich selbst. „Sieben Jahr' im Amt; sie sollen nicht mehr sagen, daß ich nur Deichgraf bin von meines Weibes wegen!"

Noch immer stand er, und seine Blicke schweiften scharf und bedächtig nach

allen Seiten über das grüne Vorland; dann ging er zurück, bis wo auch hier ein schmaler Streifen grünen Weidelands die vor ihm liegende breite Landfläche ablöste. Hart an dem Deiche aber schoß ein starker Meeresstrom durch diese, der fast das ganze Vorland von dem Festlande trennte und zu einer Hallig machte; eine rohe Holzbrücke führte nach dort hinüber, damit man mit Vieh und Heu- oder Getreidewagen hinüber und wieder zurück gelangen könne. Jetzt war es Ebbzeit, und die goldene Septembersonne glitzerte auf dem etwa hundert Schritte breiten Schlickstreifen und auf dem tiefen Priehl in seiner Mitte, durch den auch jetzt das Meer noch seine Wasser trieb. „Das läßt sich dämmen!“ sprach Hauke bei sich selber, nachdem er diesem Spiele eine Zeit lang zugesehen; dann blickte er auf, und von dem Deiche, auf dem er stand, über den Priehl hinweg, zog er in Gedanken eine Linie längs dem Rande des abgetrennten Landes, nach Süden herum und ostwärts wiederum zurück über die dortige Fortsetzung des Priehles und an den Deich heran. Die Linie aber, welche er unsichtbar gezogen hatte, war ein neuer Deich, neu auch in der Construction seines Profiles, welches bis jetzt nur noch in seinem Kopf vorhanden war.

„Das gäbe einen Koog von circa tausend Demath,“ sprach er lächelnd zu sich selber; „nicht groß just; aber . . .“

Eine andere Calculation überkam ihn: das Vorland gehörte hier der Gemeinde, ihren einzelnen Mitgliedern eine Zahl von Antheilen, je nach der Größe ihres Besitzes im Gemeindebezirk oder nach sonst zu Recht bestehender Erwerbung; er begann zusammenzuzählen, wie viel Antheile er von seinem, wie viele er von Elke's Vater überkommen, und was an solchen er während seiner Ehe schon selbst gekauft hatte, theils in dem dunklen Gefühle eines künftigen Vortheils, theils bei Vermehrung seiner Schafzucht. Es war schon eine ansehnliche Menge; denn auch von Ole Peters hatte er dessen sämmtliche Theile angekauft, da es diesem zum Verdruß geschlagen war, als bei einer theilweisen Ueberströmung ihm sein bester Schafbock ertrunken war. Aber das war ein seltsamer Unfall gewesen; denn, soweit Hauke's Gedächtniß reichte, waren selbst bei hohen Fluthen dort nur die Ränder überströmt worden. Welch' treffliches Weide- und Kornland mußte es geben und von welchem Werthe, wenn das Alles von seinem neuen Deich umgeben war! Wie ein Rausch stieg es ihm ins Gehirn; aber er preßte die Nägel in seine Handflächen und zwang seine Augen, klar und nüchtern zu sehen, was dort vor ihm lag: eine große deichlose Fläche, wer wußt' es, welchen Stürmen und Fluthen schon in den nächsten Jahren preisgegeben, an deren äußerstem Rande jetzt ein Trupp von schmutzigen Schafen langsam grasend entlang wanderte; dazu für ihn ein Haufen Arbeit, Kampf und Aerger! Trotz alledem, als er vom Deich hinab und den Fußsteig über die Fennen auf seine Werfte zuging, ihm war's, als brächte er einen großen Schatz mit sich nach Hause.

Auf dem Flur trat Elke ihm entgegen: „Wie war es mit der Schleuse?“ frug sie.

Er sah mit geheimnißvollem Lächeln auf sie nieder: „Wir werden bald eine andere Schleuse brauchen,“ sagte er; „und Sielen und einen neuen Deich!“

„Ich versteh' Dich nicht,“ entgegnete Elke, während sie in das Zimmer gingen; „was willst Du, Hauke?“

„Ich will," sagte er langsam und hielt dann einen Augenblick inne, „ich will, daß das große Vorland, das unserer Hofstatt gegenüber beginnt und dann nach Osten ausgeht, zu einem festen Kooge eingedeicht werde: die hohen Fluthen haben fast ein Menschenalter uns in Ruh' gelassen; wenn aber eine von den schlimmen wiederkommt und den Anwachs stört, so kann mit einem Mal die ganze Herrlichkeit zu Ende sein; nur der alte Schlendrian hat das bis heut' so lassen können!"

Sie sah ihn voll Erstaunen an: „So schiltst Du Dich ja selber!" sagte sie. — „Das thu' ich, Elke; aber es war bisher auch so viel Anderes zu beschaffen!"

„Ja, Hauke; gewiß, Du hast genug gethan!"

Er hatte sich in den Lehnstuhl des alten Deichgrafen gesetzt, und seine Hände griffen fest um beide Lehnen.

„Hast Du denn guten Muth dazu?" frug ihn sein Weib.

— „Das hab' ich, Elke!" sprach er hastig.

„Sei nicht zu rasch, Hauke; das ist ein Werk auf Tod und Leben; und fast Alle werden Dir entgegen sein, man wird Dir Deine Müh' und Sorg' nicht danken!"

Er nickte: „Ich weiß!" sagte er.

„Und wenn es nun nicht gelänge!" rief sie wieder; „von Kindesbeinen an hab' ich gehört, der Priehl sei nicht zu stopfen, und darum dürfe nicht daran gerührt werden."

„Das war ein Vorwand für die Faulen!" sagte Hauke; „weshalb denn sollte man den Priehl nicht stopfen können?"

— „Das hört' ich nicht; vielleicht, weil er gerade durchgeht; die Spülung ist zu stark." — Eine Erinnerung überkam sie, und ein fast schelmisches Lächeln brach aus ihren ernsten Augen: „Als ich Kind war," sprach sie, „hörte ich einmal die Knechte darüber reden; sie meinten, wenn ein Damm dort halten solle, müsse was Lebigs da hinein geworfen und mit verdämmt werden; bei einem Deichbau auf der andern Seite, vor wohl hundert Jahren, sei ein Zigeunerkind verdämmet worden, das sie um schweres Geld der Mutter abgehandelt hätten; jetzt aber würde wohl Keine ihr Kind verkaufen!"

Hauke schüttelte den Kopf: „Da ist es gut, daß wir keins haben; sie würden es sonst noch schier von uns verlangen!"

„Sie sollten's nicht bekommen!" sagte Elke und schlug wie in Angst die Arme über ihren Leib.

Und Hauke lächelte; doch sie frug noch einmal: „Und die ungeheuren Kosten? Hast Du das bedacht?"

— „Das hab' ich, Elke; was wir dort herausbringen, wird sie bei Weitem überholen, auch die Erhaltungskosten des alten Deiches gehen für ein gut' Stück in dem neuen unter; wir arbeiten ja selbst und haben über vierzig Gespanne in der Gemeinde, und an jungen Fäusten ist hier auch kein Mangel. Du sollst mich wenigstens nicht umsonst zum Deichgrafen gemacht haben, Elke; ich will ihnen zeigen, daß ich einer bin!"

Sie hatte sich vor ihm niedergehuckt und ihn sorgvoll angeblickt; nun erhob

sie sich mit einem Seufzer: „Ich muß weiter zu meinem Tagewerk," sagte sie, und ihre Hand strich langsam über seine Wange; „thu' Du das Deine, Hauke!"

„Amen, Elke!" sprach er mit ernstem Lächeln; „Arbeit ist für uns Beide da!"

— — Und es war Arbeit genug für Beide; die schwerste Last aber fiel jetzt auf des Mannes Schulter. An Sonntagnachmittagen, oft auch nach Feierabend saß Hauke mit einem tüchtigen Feldmesser zusammen, vertieft in Rechenaufgaben, Zeichnungen und Rissen; war er allein, dann ging es ebenso und endete oft weit nach Mitternacht. Dann schlich er in die gemeinsame Schlafkammer — denn die dumpfen Wandbetten im Wohngemach wurden in Hauke's Wirthschaft nicht mehr gebraucht — und sein Weib, damit er endlich nur zur Ruhe komme, lag wie schlafend mit geschlossenen Augen, obgleich sie mit klopfendem Herzen nur auf ihn gewartet hatte; dann küßte er mitunter ihre Stirn und sprach ein leises Liebeswort dabei, und legte sich selbst zum Schlafe, der ihm oft nur beim ersten Hahnenkraht zu willen war. Im Wintersturm lief er auf den Deich hinaus, mit Bleistift und Papier in der Hand, und stand und zeichnete und notirte, während ein Windstoß ihm die Mütze vom Kopf riß, und das lange, fahle Haar ihm um sein heißes Antlitz flog; bald fuhr er, solange nur das Eis ihm nicht den Weg versperrte, mit einem Knecht zu Boot ins Wattenmeer hinaus und maß dort mit Loth und Stange die Tiefen der Ströme, über die er noch nicht sicher war. Elke zitterte oft genug für ihn; aber war er wieder da, so hätte er das nur aus ihrem festen Händedruck oder dem leuchtenden Blitz aus ihren sonst so stillen Augen merken können. „Geduld, Elke;" sagte er, da ihm einmal war, als ob sein Weib ihn nicht lassen könne; „ich muß erst selbst im Reinen sein, bevor ich meinen Antrag stelle!" Da nickte sie und ließ ihn gehen. Der Ritte in die Stadt zum Oberdeichgrafen wurden auch nicht wenige, und allem diesen und den Mühen in Haus- und Landwirthschaft folgten immer wieder die Arbeiten in die Nacht hinein. Sein Verkehr mit anderen Menschen außer in Arbeit und Geschäft verschwand fast ganz; selbst der mit seinem Weibe wurde immer weniger. „Es sind schlimme Zeiten, und sie werden noch lange dauern;" sprach Elke bei sich selber, und ging an ihre Arbeit.

Endlich, Sonne und Frühlingswinde hatten schon überall das Eis gebrochen, war auch die letzte Vorarbeit gethan; die Eingabe an den Oberdeichgrafen zur Befürwortung an höherem Orte, enthaltend den Vorschlag einer Bedeichung des erwähnten Vorlandes, zur Förderung des öffentlichen Besten, insonders des Kooges, wie nicht weniger der Herrschaftlichen Kasse, da höchstderselben in kurzen Jahren die Abgaben von ca. 1000 Demath daraus erwachsen würden, — war sauber abgeschrieben und nebst anliegenden Rissen und Zeichnungen aller Localitäten, jetzt und künftig, der Schleusen und Sielen und was noch sonst dazu gehörte, in ein festes Convolut gepackt und mit dem deichgräflichen Amtssiegel versehen worden.

„Da ist es, Elke," sagte der junge Deichgraf, „nun gib ihm Deinen Segen!"

Elke legte ihre Hand in seine: „Wir wollen fest zusammenhalten," sagte sie. — „Das wollen wir."

Dann wurde die Eingabe durch einen reitenden Boten in die Stadt gesandt.

„Sie wollen bemerken, lieber Herr," unterbrach der Schulmeister seine Erzählung, mich freundlich mit seinen feinen Augen fixirend, „daß ich das bisher Berichtete während meiner fast vierzigjährigen Wirksamkeit in diesem Kooge aus den Ueberlieferungen verständiger Leute, oder aus Erzählungen der Enkel und Urenkel solcher zusammengefunden habe; was ich, damit Sie dieses mit dem endlichen Verlauf in Einklang zu bringen vermögen, Ihnen jetzt vorzutragen habe, das war derzeit und ist auch jetzt noch das Geschwätz des ganzen Marschdorfes, so bald nur um Allerheiligen die Spinnräder an zu schnurren fangen.

Von der Hofstelle des Deichgrafen, etwa fünf bis sechshundert Schritte weiter nordwärts, sah man derzeit, wenn man auf dem Deiche stand, ein paar tausend Schritt ins Wattenmeer hinaus und etwas weiter von dem gegenüberliegenden Marschufer entfernt, eine kleine Hallig, die sie „Jeverssand" auch „Jevershallig" nannten. Von den derzeitigen Großvätern war sie noch zur Schafweide benutzt worden, denn Gras war damals noch darauf gewachsen; aber auch das hatte aufgehört, weil die niedrige Hallig ein paar Mal, und just im Hochsommer, unter Seewasser gekommen und der Graswuchs dadurch verkümmert und auch zur Schafweide unnutzbar geworden war. So kam es denn, daß außer von Möven und den andern Vögeln, die am Strande fliegen, und etwa einmal von einem Fischadler dort kein Besuch mehr stattfand; und an mondhellen Abenden sah man vom Deiche aus nur die Nebeldünste leichter oder schwerer darüber hinziehen. Ein paar weißgebleichte Knochengerüste ertrunkener Schafe und das Gerippe eines Pferdes, von dem freilich Niemand begriff, wie es dort hingekommen sei, wollte man, wenn der Mond von Osten auf die Hallig schien, dort auch erkennen können.

Es war zu Ende März, als an dieser Stelle nach Feierabend der Tagelöhner aus dem Tede Haienschen Hause, und Iven Johns, der Knecht des jungen Deichgrafen, neben einander standen und unbeweglich nach der im trüben Monddust kaum erkennbaren Hallig hinüberstarrten; etwas Auffälliges schien sie dort so festzuhalten. Der Tagelöhner steckte die Hände in die Tasche und schüttelte sich: „Komm Iven," sagte er, „das ist nichts Gutes; laß uns nach Haus gehen!"

Der Andere lachte, wenn auch ein Grauen bei ihm hindurchklang: „Ei was! Es ist eine lebige Creatur, eine große! Wer, zum Teufel, hat sie nach dem Schlickstück hinaufgejagt! Sieh' nur, nun reckt's den Hals zu uns hinüber! Nein, es senkt den Kopf; es frißt! Ich dächt', es wär' dort nichts zu fressen! Was es nur sein mag?"

„Was geht das uns an!" entgegnete der Andere. „Gute Nacht, Iven, wenn Du nicht mit willst; ich gehe nach Haus!"

— „Ja, ja; Du hast ein Weib, Du kommst ins warme Bett! Bei mir ist auch in meiner Kammer lauter Märzenluft!"

„Gut' Nacht denn!" rief der Tagelöhner zurück, während er auf dem Deich nach Hause trabte. Der Knecht sah sich ein paar Mal nach dem Fortlaufenden um; aber die Begier, Unheimliches zu schauen, hielt ihn noch fest. Da kam eine untersetzte, dunkle Gestalt auf dem Deich vom Dorf her gegen ihn herangelaufen; es war der Dienstjunge des Deichgrafen. „Was willst Du, Carsten?" rief ihm der Knecht entgegen.

„Ich? — nichts," sagte der Junge; „aber unser Wirth will Dich sprechen, Iven Johns!"

Der Knecht hatte die Augen schon wieder nach der Hallig: „Gleich; ich komme gleich!" sagte er.

— „Wonach guckst Du denn so?" frug der Junge.

Der Knecht hob den Arm und wies stumm nach der Hallig. „Oha!" flüsterte der Junge; „da geht ein Pferd — ein Schimmel — das muß der Teufel reiten — wie kommt ein Pferd nach Jevershallig?"

— „Weiß nicht, Carsten; wenn's nur ein richtiges Pferd ist!"

„Ja, ja, Iven; sieh nur, es frißt ganz wie ein Pferd! Aber wer hat's dahin gebracht; wir haben im Dorf so große Böte gar nicht! Vielleicht auch ist es nur ein Schaf; Peter Ohm sagt, im Mondschein wird aus zehn Torfringeln ein ganzes Dorf. Nein, sieh! Nun springt es — es muß doch ein Pferd sein!"

Beide standen eine Weile schweigend, die Augen nur nach Dem gerichtet, was sie drüben undeutlich vor sich gehen sahen. Der Mond stand hoch am Himmel und beschien das weite Wattenmeer, das eben in der steigenden Fluth seine Wasser über die glitzernden Schlickflächen zu spülen begann; nur das leise Geräusch des Wassers, keine Thierstimme war in der ungeheueren Weite hier zu hören; auch in der Marsch, hinter dem Deiche, war es leer; Kühe und Rinder waren alle noch in den Ställen. Nichts regte sich; nur was sie für ein Pferd, einen Schimmel hielten, schien dort auf Jevershallig noch beweglich. „Es wird heller," unterbrach der Knecht die Stille; „ich sehe deutlich die weißen Schafgerippe schimmern!"

„Ich auch," sagte der Junge, und reckte den Hals; dann aber, als komme es ihm plötzlich, zupfte er den Knecht am Aermel: „Iven," raunte er, „das Pferdsgerippe, das sonst dabei lag, wo ist es? Ich kann's nicht sehen!"

„Ich seh' es auch nicht! Seltsam!" sagte der Knecht.

— „Nicht so seltsam, Iven! Mitunter, ich weiß nicht, in welchen Nächten, sollen die Knochen sich erheben und thun, als ob sie lebig wären!"

„So?" machte der Knecht; „das ist ja Altweiberglaube!"

„Kann sein, Iven;" meinte der Junge.

„Aber, ich mein', Du sollst mich holen; komm, wir müssen nach Haus! Es bleibt hier immer doch dasselbe."

Der Junge war nicht fortzubringen, bis der Knecht ihn mit Gewalt herumgedreht und auf den Weg gebracht hatte. „Hör', Carsten," sagte dieser, als die gespensterhafte Hallig ihnen schon ein gut Stück im Rücken lag, „Du giltst ja für einen Allerweltsbengel; ich glaub', Du möchtest das am liebsten selber untersuchen!"

„Ja," entgegnete Carsten, nachträglich noch ein wenig schaudernd, „ja, das möcht' ich, Iven!"

— „Ist das Dein Ernst? — dann," sagte der Knecht, nachdem der Junge ihm nachdrücklich darauf die Hand geboten hatte, „lösen wir morgen Abend unser Boot; Du fährst nach Jeverssand; ich bleib' so lange auf dem Deiche stehen."

„Ja," erwiderte der Junge, „das geht! Ich nehme meine Peitsche mit!"

„Thu das!"

Schweigend kamen sie an das Haus ihrer Herrschaft, zu dem sie langsam die hohe Werft' hinanstiegen.

Um dieselbe Zeit des folgenden Abends saß der Knecht auf dem großen Steine vor der Stallthür, als der Junge mit seiner Peitsche knallend zu ihm kam. „Das pfeift ja wunderlich!“ sagte Jener.

„Freilich, nimm Dich in Acht,“ entgegnete der Junge; „ich hab' auch Nägel in die Schnur geflochten.“

„So komm!“ sagte der Andere.

Der Mond stand, wie gestern, am Osthimmel und schien klar aus seiner Höhe. Bald waren Beide wieder draußen auf dem Deich und sahen hinüber nach Jevershallig, die wie ein Nebelfleck im Wasser stand. „Da geht es wieder,“ sagte der Knecht; „nach Mittag war ich hier, da war's nicht da; aber ich sah deutlich das weiße Pferdsgerippe liegen!“

Der Junge reckte den Hals: „das ist jetzt nicht da, Iven,“ flüsterte er.

„Nun, Carsten, wie ist's?“ sagte der Knecht. „Juckt's Dich noch, hinüberzufahren?“

Carsten besann sich einen Augenblick; dann klatschte er mit seiner Peitsche in die Luft: „Mach' nur das Boot los, Iven!“

Drüben aber war es, als hebe, was dorten ging, den Hals, und recke gegen das Festland hin den Kopf. Sie sahen es nicht mehr; sie gingen schon den Deich hinab, und bis zur Stelle, wo das Boot gelegen war. „Nun, steig nur ein!“ sagte der Knecht, nachdem er es losgebunden hatte. „Ich bleib', bis Du zurück bist! Zu Osten mußt Du anlegen; da hat man immer landen können!“ Und der Junge nickte schweigend und fuhr mit seiner Peitsche in die Mondnacht hinaus; der Knecht wanderte unterm Deich zurück und bestieg ihn wieder an der Stelle, wo sie vorhin gestanden hatten. Bald sah er, wie drüben bei einer schroffen, dunkelen Stelle, an die ein breiter Priehl hinanführte, das Boot sich beilegte, und eine untersetzte Gestalt daraus ans Land sprang. — War's nicht, als klatschte der Junge mit seiner Peitsche? Aber es konnte auch das Geräusch der steigenden Fluth sein. Mehrere hundert Schritte nordwärts sah er, was sie für einen Schimmel angesehen hatten; und jetzt! — ja, die Gestalt des Jungen kam gerade darauf zugegangen. Nun hob es den Kopf, als ob es stutze; und der Junge — es war deutlich jetzt zu hören — klatschte mit der Peitsche. Aber — was fiel ihm ein? er kehrte um, er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Das drüben schien unablässig fortzuweiden, kein Wiehern war von dort zu hören gewesen; wie weiße Wasserstreifen schien es mitunter über die Erscheinung hinzuziehen. Der Knecht sah wie gebannt hinüber.

Da hörte er das Anlegen des Bootes am diesseitigen Ufer, und bald sah er aus der Dämmerung den Jungen gegen sich am Deich heraufsteigen. „Nun, Carsten,“ frug er, „was war es?“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Nichts war es!“ sagte er. „Noch kurz vom Boot aus hatt' ich es gesehen; dann aber, als ich auf der Hallig war — weiß der Henker, wo sich das Thier verkrochen hatte; der Mond schien doch hell genug; aber als ich an die Stelle kam, war nichts da als die bleichen Knochen

von einem halben Dutzend Schafen, und etwas weiter lag auch das Pferdsgerippe mit seinem weißen, langen Schädel, und ließ den Mond in seine leeren Augenhöhlen scheinen!"

„Hmm!" meinte der Knecht; „hast auch recht zugesehen?"

„Ja, Iven, ich stand dabei; ein gottvergessener Kiewiet, der hinter dem Gerippe sich zur Nachtruh' hingeduckt hatte, flog schreiend auf, daß ich erschrak und ein paar Mal mit der Peitsche hintennach klatschte."

„Und das war Alles?"

„Ja, Iven; ich weiß nicht mehr."

„Es ist auch genug;" sagte der Knecht, zog den Jungen am Arm zu sich heran und wies hinüber nach der Hallig. „Dort, siehst Du etwas, Carsten?" — „Wahrhaftig, da geht's ja wieder!"

„Wieder?" sagte der Knecht; „ich hab' die ganze Zeit hinübergeschaut; aber es ist gar nicht fortgewesen; Du gingst ja gerade auf das Unwesen los!"

Der Junge starrte ihn an; ein Entsetzen lag plötzlich auf seinem sonst so kecken Angesicht, das auch dem Knechte nicht entging. „Komm!" sagte dieser, „wir wollen nach Haus: von hier aus geht's wie lebig, und drüben liegen nur die Knochen — das ist mehr, als Du und ich begreifen können. Schweig aber still davon, man darf dergleichen nicht verreden!"

So wandten sie sich, und der Junge trabte neben ihm; sie sprachen nicht, und die Marsch lag in lautlosem Schweigen an ihrer Seite.

— — Nachdem aber der Mond zurückgegangen, und die Nächte dunkel geworden waren, geschah ein Anderes.

Hauke Haien war zur Zeit des Pferdemarktes in die Stadt geritten, ohne jedoch mit diesem dort zu thun zu haben. Gleichwohl, da er gegen Abend heimkam, brachte er ein zweites Pferd mit sich nach Hause; aber es war rauhhaarig und mager, daß man jede Rippe zählen konnte, und die Augen lagen ihm matt und eingefallen in den Schädelhöhlen. Elke war vor die Hausthür getreten, um ihren Eheliebsten zu empfangen: „Hilf Himmel!" rief sie, „was soll uns der alte Schimmel?" Denn da Hauke mit ihm vor das Haus geritten kam und unter der Esche hielt, hatte sie gesehen, daß die arme Creatur auch lahme.

Der junge Deichgraf aber sprang lachend von seinem braunen Wallach: „Laß nur Elke; es kostet auch nicht viel!"

Die kluge Frau erwiderte: „Du weißt doch, das Wohlfeilste ist auch meist das Theuerste."

— „Aber nicht immer, Elke; das Thier ist höchstens vier Jahr' alt; sieh es Dir nur genauer an! Es ist verhungert und mißhandelt; da soll ihm unser Hafer gut thun; ich werd' es selbst versorgen, damit sie mir's nicht überfüttern."

Das Thier stand indessen mit gesenktem Kopf; die Mähnen hingen lang am Hals herunter. Frau Elke, während ihr Mann nach den Knechten rief, ging betrachtend um dasselbe herum; aber sie schüttelte den Kopf: „So eins ist noch nie in unserem Stall gewesen!"

Als jetzt der Dienstjunge um die Hausecke kam, blieb er plötzlich mit erschrocknen Augen stehen. „Nun, Carsten," rief der Deichgraf, „was fährt Dir n die Knochen? Gefällt Dir mein Schimmel nicht?"

„Ja — o ja, unſ' Weerth, warum denn nicht!"

— „So bring' die Thiere in den Stall; gib ihnen kein Futter; ich komme gleich ſelber hin!"

Der Junge faßte mit Vorſicht den Halſter des Schimmels und griff dann haſtig, wie zum Schutze, nach dem Zügel des ihm ebenfalls vertrauten Wallachs. Hauke aber ging mit ſeinem Weibe in das Zimmer; ein Warmbier hatte ſie für ihn bereit, und Brod und Butter waren auch zur Stelle.

Er war bald geſättigt; dann ſtand er auf und ging mit ſeiner Frau im Zimmer auf und ab. „Laß Dir erzählen, Elke," ſagte er, während der Abendſchein auf den Kacheln an den Wänden ſpielte, „wie ich zu dem Thier gekommen bin: ich war wohl eine Stunde beim Oberdeichgrafen geweſen; er hatte gute Kunde für mich — es wird wohl dieß und jenes anders werden, als in meinen Riſſen; aber die Hauptſache, mein Profil iſt acceptirt, und ſchon in den nächſten Tagen kann der Befehl zum neuen Deichbau da ſein!"

Elke ſeufzte unwillkürlich: „Alſo doch?" ſagte ſie ſorgenvoll.

„Ja, Frau," entgegnete Hauke; „hart wird's hergehen; aber dazu, denk' ich, hat der Herrgott uns zuſammengebracht! Unſere Wirthſchaft iſt jetzt ſo gut in Ordnung, ein groß' Theil kannſt Du ſchon auf Deine Schultern nehmen; denk' nur um zehn Jahr' weiter — dann ſtehen wir vor einem anderen Beſitz."

Sie hatte bei ſeinen erſten Worten die Hand ihres Mannes verſichernd in die ihrigen gepreßt; ſeine letzten Worte konnten ſie nicht erfreuen. „Für wen ſoll der Beſitz?" ſagte ſie. „Du müßteſt denn ein ander Weib nehmen; ich bring' Dir keine Kinder."

Thränen ſchoſſen ihr in die Augen; aber er zog ſie feſt in ſeine Arme: „Das überlaſſen wir dem Herrgott," ſagte er; „jetzt aber, und auch dann noch ſind wir jung genug, um uns der Früchte unſerer Arbeit ſelbſt zu freuen."

Sie ſah ihn lange, während er ſie hielt, aus ihren dunklen Augen an. „Verzeih, Hauke," ſprach ſie; „ich bin mitunter ein verzagt' Weib!"

Er neigte ſich zu ihrem Antlitz und küßte ſie: „Du biſt mein Weib und ich Dein Mann, Elke! Und anders wird es nun nicht mehr."

Da legte ſie die Arme feſt um ſeinen Nacken: „Du haſt recht, Hauke, und was kommt, kommt für uns Beide." Dann löſte ſie ſich erröthend von ihm. „Du wollteſt von dem Schimmel mir erzählen," ſagte ſie leiſe.

„Das wollt' ich, Elke. Ich ſagte Dir ſchon, mir war Kopf und Herz voll Freude über die gute Nachricht, die der Oberdeichgraf mir gegeben hatte; ſo ritt ich eben wieder aus der Stadt hinaus, da, auf dem Damm, hinter dem Hafen, begegnet mir ein ruppiger Kerl; ich wußt' nicht, war's ein Vagabund, ein Keſſelflicker oder was denn ſonſt. Der Kerl zog den Schimmel am Halſter hinter ſich; das Thier aber hob den Kopf und ſah mich aus blöden Augen an; mir war's, als ob es mich um Etwas bitten wolle; ich war ja auch in dieſem Augenblicke reich genug. „He, Landsmann!" rief ich, „wo wollt Ihr mit der Kracke hin?"

Der Kerl blieb ſtehen und der Schimmel auch. „Verkaufen!" ſagte Jener und nickte mir liſtig zu.

„Nur nicht an mich!" rief ich luſtig.

„Ich denke doch!" ſagte er; „das iſt ein wacker Pferd und unter hundert Thalern nicht bezahlt."

Ich lachte ihm ins Gesicht.

„Nun," sagte er, „lacht nicht so hart; Ihr sollt's mir ja nicht zahlen! Aber ich kann's nicht brauchen, bei mir verkommt's; es würd' bei Euch bald ander Ansehen haben!"

Da sprang ich von meinem Wallach und sah dem Schimmel ins Maul, und sah wohl, es war noch ein junges Thier. „Was soll's denn kosten?" rief ich, da auch das Pferd mich wiederum wie bittend ansah.

„Herr, nehmt's für dreißig Thaler!" sagte der Kerl, „und den Halfter geb' ich Euch darein!"

„Und da, Frau, hab' ich dem Burschen in die dargebotne braune Hand, die fast wie eine Klaue aussah, eingeschlagen. So haben wir den Schimmel, und ich denk' auch, wohlfeil genug! Wunderlich nur war es, als ich mit den Pferden wegritt, hört' ich bald hinter mir ein Lachen, und als ich den Kopf wandte, sah ich den Slovaken; der stand noch sperrbeinig, die Arme auf dem Rücken, und lachte wie ein Teufel hinter mir darein."

„Pfui," rief Elke; „wenn der Schimmel nur nichts von seinem alten Herrn Dir zubringt! Mög' er Dir gedeihen, Hauke!"

„Er selber soll es wenigstens, soweit ich's leisten kann!" Und der Deichgraf ging in den Stall, wie er vorhin dem Jungen es gesagt hatte.

— — Aber nicht allein an jenem Abend fütterte er den Schimmel; er that es fortan immer selbst und ließ kein Auge von dem Thiere; er wollte zeigen, daß er einen Priesterhandel gemacht habe; jedenfalls sollte nichts versehen werden. — Und schon nach wenig Wochen hob sich die Haltung des Thieres, allmälig verschwanden die rauhen Haare, ein blankes, blau geapfeltes Fell kam zum Vorschein, und da er es eines Tages auf der Hofstatt umherführte, schritt es schlank auf seinen festen Beinen. Hauke dachte des abenteuerlichen Verkäufers: „Der Kerl war ein Narr oder ein Schuft, der es gestohlen hatte!" murmelte er bei sich selber. — Bald auch, wenn das Pferd im Stall nur seine Schritte hörte, warf es den Kopf herum und wieherte ihm entgegen; nun sah er auch, es hatte, was die Araber verlangen, ein fleischlos Angesicht; d'raus blitzten ein paar feurige braune Augen. Dann führte er es aus dem Stall und legte ihm einen leichten Sattel auf; aber kaum saß er droben, so fuhr dem Thier ein Wiehern wie ein Lustschrei aus der Kehle; es flog mit ihm davon, die Werfte hinab auf den Weg und dann dem Deiche zu; doch der Reiter saß fest, und als sie auf der Kappe waren, ging es ruhiger, leicht, wie tanzend, und warf den Kopf dem Meere zu. Er klopfte und streichelte ihm den blanken Hals; aber es bedurfte dieser Liebkosung schon nicht mehr; das Pferd schien völlig eins mit seinem Reiter, und, nachdem er eine Strecke nordwärts den Deich hinausgeritten war, wandte er es leicht und gelangte wieder an die Hofstatt.

Die Knechte standen unten an der Auffahrt und warteten der Rückkunft ihres Wirthes. „So, John," rief dieser, indem er von seinem Pferde sprang, „nun reite Du es in die Fenne zu den andern; es trägt Dich wie in einer Wiege!"

Der Schimmel schüttelte den Kopf und wieherte laut in die sonnige Marschlandschaft hinaus, während ihm der Knecht den Sattel abschnallte, und der Junge damit zur Geschirrkammer lief; dann legte er den Kopf auf seines Herrn Schulter

und duldete behaglich dessen Liebkosung. Als aber der Knecht sich jetzt auf seinen Rücken schwingen wollte, sprang er mit einem jähen Satz zur Seite und stand dann wieder unbeweglich, die schönen Augen auf seinen Herrn gerichtet. „Hoho, Iven," rief dieser, „hat er Dir Leid's gethan?" und suchte seinem Knecht vom Boden aufzuhelfen.

Der rieb sich eifrig an der Hüfte: „Nein, Herr, es geht noch; aber den Schimmel reit' der Teufel!"

„Und ich!" setzte Hauke lachend hinzu. „So bring ihn am Zügel in die Fenne!"

Und als der Knecht etwas beschämt gehorchte, ließ sich der Schimmel ruhig von ihm führen.

— — Einige Abende später standen Knecht und Junge mit einander vor der Stallthür; hinterm Deiche war das Abendroth erloschen, innerhalb desselben war schon der Koog von tiefer Dämmerung überwallt; nur selten kam aus der Ferne das Gebrüll eines aufgestörten Rindes oder der Schrei einer Lerche, deren Leben unter dem Ueberfall eines Wiesels oder einer Wasserratte endete. Der Knecht lehnte gegen den Thürpfosten und rauchte aus einer kurzen Pfeife, deren Rauch er schon nicht mehr sehen konnte; gesprochen hatten er und der Junge noch nicht zusammen. Dem Letzteren aber drückte etwas auf die Seele, er wußte nur nicht, wie er dem schweigsamen Knechte ankommen sollte. „Du, Iven!" sagte er endlich, „weißt Du, das Pferdsgeripp' auf Jeverssand!"

„Was ist damit?" frug der Knecht.

„Ja, Iven, was ist damit? Es ist gar nicht mehr da; weder Tages noch bei Mondschein; wohl zwanzigmal bin ich auf den Deich hinausgelaufen!"

„Die alten Knochen sind wohl zusammengepoltert!" sagte Iven und rauchte ruhig weiter.

„Aber ich war auch bei Mondschein draußen; es geht auch drüben nichts auf Jeverssand!"

„Ja," sagte der Knecht, „sind die Knochen auseinander gefallen, so wird's wohl nicht mehr aufstehen können!"

„Mach' keinen Spaß, Iven! Ich weiß jetzt; ich kann Dir sagen, wo es ist!"

Der Knecht drehte sich jäh zu ihm: „Nun, wo ist es denn?"

„Wo?" wiederholte der Junge nachdrücklich. „Es steht in uns'rem Stall; da steht's, seit es nicht mehr auf der Hallig ist. Es ist auch nicht umsonst, daß der Wirth es allzeit selber füttert; ich weiß Bescheid, Iven!"

Der Knecht paffte eine Weile heftig in die Nacht hinaus. „Du bist nicht klug, Carsten," sagte er dann; „unser Schimmel? Wenn je ein Pferd ein lebig's war, so ist es der! Wie kann so ein Allerweltsjunge wie Du in solch' Alten-Weiberglauben sitzen!"

— — Aber der Junge war nicht zu bekehren: wenn der Teufel in dem Schimmel steckte, warum sollte er dann nicht lebendig sein? Im Gegentheil, um desto schlimmer! — Er fuhr jedesmal erschreckt zusammen, wenn er gegen Abend den Stall betrat, in dem auch Sommers das Thier mitunter eingestellt wurde, und es dann den feurigen Kopf so jäh nach ihm herumwarf. „Hol's der Teufel!" brummte er dann; „wir bleiben auch nicht lange mehr zusammen."

So that er sich denn heimlich nach einem neuen Dienste um, kündigte und trat um Allerheiligen als Knecht bei Ole Peters ein. Hier fand er andächtige Zuhörer für seine Geschichte von dem Teufelspferd des Deichgrafen; die dicke Frau Vollina und deren geistesstumpfer Vater, der frühere Deichgevollmächtigte Jeß Harders, hörten in behaglichem Gruseln zu und erzählten sie später Allen, die gegen den Deichgrafen einen Groll im Herzen oder die an derart Dingen ihr Gefallen hatten.

Inzwischen war schon Ende März durch die Oberdeichgrafschaft der Befehl zur neuen Eindeichung eingetroffen. Hauke berief zunächst die Deichgevollmächtigten zusammen, und im Kruge oben bei der Kirche waren eines Tages alle erschienen und hörten zu, wie er ihnen die Hauptpunkte aus den bisher erwachsenen Schriftstücken vorlas: aus seinem Antrage, aus dem Bericht des Oberdeichgrafen, zuletzt den schließlichen Bescheid, worin vor Allem auch die Annahme des von ihm vorgeschlagenen Profiles enthalten war, und der neue Deich nicht steil wie früher, sondern allmälig verlaufend nach der Seeseite abfallen sollte; aber mit heiteren oder auch nur zufriedenen Gesichtern hörten sie nicht.

„Ja, ja," sagte ein alter Gevollmächtigter, „da haben wir nun die Bescherung, und Proteste werden nicht helfen, da der Oberdeichgraf unserem Deichgrafen den Daumen hält!"

„Hast wohl recht, Detlev Wiens," setzte ein zweiter hinzu; „die Frühlingsarbeit steht vor der Thür, und nun soll auch ein millionenlanger Deich gemacht werden — da muß ja Alles liegen bleiben."

„Das könnt Ihr dies Jahr noch zu Ende bringen," sagte Hauke; „so rasch wird der Stecken nicht vom Zaun gebrochen!"

Das wollten Wenige zugeben. „Aber Dein Profil!" sprach ein Dritter, was Neues auf die Bahn bringend; „der Deich wird ja auch an der Außenseite nach dem Wasser so breit, wie Lawrenz sein Kind nicht lang war! Wo soll das Material herkommen? Wann soll die Arbeit fertig werden?"

„Wenn nicht in diesem, so im nächsten Jahre; das wird am meisten von uns selber abhängen!" sagte Hauke.

Ein ärgerliches Lachen ging durch die Gesellschaft. „Aber wozu die unnütze Arbeit; der Deich soll ja nicht höher werden als der alte," rief eine neue Stimme; „und ich mein', der steht schon über dreißig Jahre!"

„Da sagt Ihr recht;" sprach Hauke, „vor dreißig Jahren ist der alte Deich gebrochen; dann rückwärts vor fünfunddreißig, und wiederum vor fünfundvierzig Jahren; seitdem aber, obgleich er noch immer steil und unvernünftig dasteht, haben die höchsten Fluthen uns verschont. Der neue Deich aber soll trotz solcher hundert und aber hundert Jahre stehen; denn er wird nicht durchbrochen werden, weil der milde Abfall nach der Seeseite den Wellen keinen Angriffspunkt entgegenstellt, und so werdet Ihr für Euch und Euere Kinder ein sicheres Land gewinnen, und das ist es, weshalb die Herrschaft und der Oberdeichgraf mir den Daumen halten; das ist es auch, was Ihr zu Eurem eigenen Vortheil einsehen solltet!"

Als die Versammelten hierauf nicht sogleich zu antworten bereit waren,

erhob sich ein alter weißhaariger Mann mühsam von seinem Stuhle; es war Frau Elke's Pathe, Jewe Manners, der auf Hauke's Bitten noch immer in seinem Gevollmächtigten-Amt verblieben war. „Deichgraf Hauke Haien," sprach er, „Du machst uns viel Unruhe und Kosten, und ich wollte, Du hättest damit gewartet, bis mich der Herrgott hätt' zur Ruhe gehen lassen; aber — recht hast Du, das kann nur die Unvernunft bestreiten. Wir haben Gott mit jedem Tag zu danken, daß er uns trotz unserer Trägheit das kostbare Stück Vorland gegen Sturm und Wasserdrang erhalten hat; jetzt aber ist es wohl die elfte Stunde, in der wir selbst die Hand anlegen müssen, es auch nach all' unserem Wissen und Können selber uns zu wahren und auf Gottes Langmuth weiter nicht zu trotzen. Ich, meine Freunde, bin ein Greis; ich habe Deiche bauen und brechen sehen; aber den Deich, den Hauke Haien nach ihm von Gott verliehener Einsicht projectirt und bei der Herrschaft für Euch durchgesetzt hat, den wird Niemand von Euch Lebenden brechen sehen; und wolltet Ihr ihm selbst nicht danken, Euere Enkel werden ihm den Ehrenkranz doch einstens nicht versagen können!"

Jewe Manners setzte sich wieder; er nahm sein blaues Schnupftuch aus der Tasche und wischte sich ein paar Tropfen von der Stirn. Der Greis war noch immer als ein Mann von Tüchtigkeit und unantastbarer Rechtschaffenheit bekannt. und da die Versammlung eben nicht geneigt war, ihm zuzustimmen, so schwieg sie weiter. Aber Hauke Haien nahm das Wort; doch sahen Alle, daß er bleich geworden. „Ich danke Euch, Jewe Manners," sprach er, „daß Ihr noch hier seid, und daß Ihr das Wort gesprochen habt; Ihr andern Herren Gevollmächtigten, wollet den neuen Deichbau, der freilich mir zur Last fällt, zum mindesten ansehen als ein Ding, das nun nicht mehr zu ändern steht, und lasset uns demgemäß beschließen, was nun noth ist!"

„Sprechet!" sagte einer der Gevollmächtigten. Und Hauke breitete die Karte des neuen Deiches auf dem Tische aus: „Es hat vorhin Einer gefragt," begann er, „woher die viele Erde nehmen? — Ihr seht, soweit das Vorland in die Watten hinausgeht, ist außerhalb der Deichlinie ein Streifen Landes freigelassen; daher und von dem Vorlande, das nach Nord und Süd von dem neuen Kooge an dem Deiche hinläuft, können wir die Erde nehmen; haben wir an den Wasserseiten nur eine tüchtige Lage Klei, nach innen oder in der Mitte kann auch Sand genommen werden! — Nun aber ist zunächst ein Feldmesser zu berufen, der die Linie des neuen Deiches auf dem Vorland absteckt! Der mir bei Ausarbeitung des Planes behilflich gewesen, wird wohl am besten dazu passen. Ferner werden wir zur Heranholung des Kleis oder sonstigen Materiales die Anfertigung einspänniger Sturzkarren mit Gabeldeichsel bei einigen Stellmachern verdingen müssen; wir werden für die Durchdämmung des Priehles und nach den Binnenseiten, wo wir etwa mit Sand fürlieb nehmen müssen, ich kann jetzt nicht sagen, wie viel hundert Fuder Stroh zur Bindung des Materials des Deiches gebrauchen, vielleicht mehr, als in der Marsch hier wird entbehrlich sein! — Lasset uns denn berathen, wie zunächst dies Alles zu beschaffen und einzurichten ist; auch die neue Schleuse hier an der Westseite gegen das Wasser zu ist später einem tüchtigen Zimmermann zur Herstellung zu übergeben."

Die Versammelten hatten sich um den Tisch gestellt, betrachteten mit halbem Aug' die Karte und begannen allgemach zu sprechen; doch war's, als geschähe es nur, damit überhaupt Etwas gesprochen werde. Als es sich um Zuziehung des Feldmessers handelte, meinte einer der Jüngeren: „Ihr habt es ausgesonnen, Deichgraf; Ihr müsset selbst am besten wissen, wer dazu taugen mag."

Aber Hauke entgegnete: „Da Ihr Geschworene seid, so müsset Ihr aus eigener, nicht aus meiner Meinung sprechen, Jacob Meyen; und wenn Ihr's dann besser sagt, so werd' ich meinen Vorschlag fallen lassen!"

„Nun ja, es wird schon recht sein," sagte Jacob Meyen.

Aber einem der Aelteren war es doch nicht völlig recht: er hatte einen Brudersohn; so einer im Feldmessen sollte hier in der Marsch noch nicht gewesen sein; der sollte noch über des Deichgrafen Vater, den seligen Tede Haien, gehen!

So wurde denn über die beiden Feldmesser verhandelt und endlich beschlossen, ihnen gemeinschaftlich das Werk zu übertragen. Aehnlich ging es bei den Sturzkarren, bei der Strohlieferung und allem Anderen, und Hauke kam spät und fast erschöpft auf seinem Wallach, den er noch derzeit ritt, zu Hause an. Aber als er in dem alten Lehnstuhl saß, der noch von seinem gewichtigen, aber leichter lebenden Vorgänger stammte, war auch sein Weib ihm schon zur Seite: „Du siehst so müd' aus, Hauke," sprach sie und strich mit ihrer schmalen Hand das Haar ihm von der Stirn.

„Ein wenig wohl!" erwiderte er.

— „Und geht es denn?"

„Es geht schon," sagte er mit bitterem Lächeln; „aber ich selber muß die Räder schieben und froh sein, wenn sie nicht zurückgehalten werden!"

— „Aber doch nicht von Allen?"

„Nein, Elke; Dein Pathe, Jewe Manners, ist ein guter Mann; ich wollt', er wär' um dreißig Jahre jünger."

Als nach einigen Wochen die Deichlinie abgesteckt und der größte Theil der Sturzkarren geliefert war, waren sämmtliche Antheilbesitzer des einzubeichenden Kooges, ingleichen die Besitzer der hinter dem alten Deich belegenen Ländereien durch den Deichgrafen im Kirchspielskrug versammelt worden; es galt, ihnen einen Plan über die Vertheilung der Arbeit und Kosten vorzulegen und ihre etwaigen Einwendungen zu vernehmen; denn auch die Letzteren hatten, sofern der neue Deich und die neuen Siele die Unterhaltungskosten der älteren Werke verminderte, ihren Theil zu schaffen und zu tragen. Dieser Plan war für Hauke ein schwer Stück Arbeit gewesen, und wenn ihm durch Vermittelung des Oberdeichgrafen neben einem Deichboten nicht auch noch ein Deichschreiber wäre zugeordnet worden, er würde es sobald nicht fertig gebracht haben, obwohl auch jetzt wieder an jedem neuen Tage in die Nacht hinein gearbeitet war. Wenn er dann todtmüde sein Lager suchte, so hatte nicht wie vordem sein Weib in nur verstelltem Schlafe seiner gewartet; auch sie hatte so vollgemessen ihre tägliche Arbeit, daß sie Nachts wie am Grunde eines tiefen Brunnens in unstörbarem Schlafe lag.

Als Hauke jetzt seinen Plan verlesen und die Papiere, die freilich schon drei

Tage hier im Kruge zur Einsicht ausgelegen hatten, wieder auf den Tisch breitete, waren zwar ernste Männer zugegen, die mit Ehrerbietung diesen gewissenhaften Fleiß betrachteten und sich nach ruhiger Ueberlegung den billigen Ansätzen ihres Deichgrafen unterwarfen; Andere aber, deren Antheile an dem neuen Lande von ihnen selbst oder ihren Vätern oder sonstigen Vorbesitzern waren veräußert worden, beschwerten sich, daß sie zu den Kosten des neuen Kooges hinzugezogen seien, dessen Land sie nichts mehr angehe, uneingedenk, daß durch die neuen Arbeiten auch ihre alten Ländereien nach und nach entbürdet würden; und wieder Andere, die mit Antheilen in dem neuen Koog gesegnet waren, schrieen, man möge ihnen doch dieselben abnehmen, sie sollten um ein Geringes feil sein; denn wegen der unbilligen Leistungen, die ihnen dafür aufgebürdet würden, könnten sie nicht damit bestehen. Ole Peters aber, der mit grimmigem Gesicht am Thürpfosten lehnte, rief dazwischen: „Besinnt Euch erst, und dann vertrauet unserem Deichgrafen! der versteht zu rechnen; er hatte schon die meisten Antheile, da wußte er auch mir die meinen abzuhandeln, und als er sie hatte, beschloß er, diesen neuen Koog zu deichen!"

Es war nach diesen Worten einen Augenblick todtenstill in der Versammlung. Der Deichgraf stand an dem Tisch, auf dem er zuvor seine Papiere gebreitet hatte: er hob seinen Kopf und sah nach Ole Peters hinüber: „Du weißt wohl, Ole Peters, daß Du mich verleumdest; Du thust es dennoch, weil Du überdies auch weißt, daß doch ein gut Theil des Schmutzes, womit Du mich bewirfst, an mir wird hängen bleiben! Die Wahrheit ist, daß Du Deine Antheile los sein wolltest, und daß ich ihrer derzeit für meine Schafzucht bedurfte; und willst Du Weiteres wissen, das ungewaschene Wort, das Dir im Krug vom Mund gefahren, ich sei nur Deichgraf meines Weibes wegen, das hat mich aufgerüttelt, und ich hab' Euch zeigen wollen, daß ich wohl um meiner selbst willen Deichgraf sein könne; und somit Ole Peters, hab' ich gethan, was wohl der Deichgraf vor mir schon hätte thun sollen. Trägst Du mir aber Groll, daß derzeit Deine Antheile die meinen geworden sind — Du hörst es ja, es sind genug, die jetzt die ihrigen um ein Billiges feil bieten, nur weil die Arbeit ihnen jetzt zu viel ist!"

Von einem kleinen Theil der versammelten Männer ging ein Beifallsmurmeln aus, und der alte Jewe Manners, der dazwischen stand, rief laut: „Bravo, Hauke Haien! Unser Herrgott wird Dir Dein Werk gelingen lassen!"

Aber man kam doch nicht zu Ende, obgleich Ole Peters schwieg, und die Leute erst zum Abendbrote auseinander gingen; erst in einer zweiten Versammlung wurde Alles geordnet; aber auch nur, nachdem Hauke statt der ihm zukommenden drei Gespanne für den nächsten Monat deren vier auf sich genommen hatte.

Endlich, als schon die Pfingstglocken durch das Land läuteten, hatte die Arbeit begonnen: über zwanzig Sturzkarren fuhren unablässig von dem Vorlande an die Deichlinie, um den geholten Klei dort abzustürzen, und gleicherweise war dieselbe Anzahl schon wieder auf der Rückfahrt, um auf dem Vorland neuen aufzuladen; an der Deichlinie selber standen Männer mit Schaufeln und Spaten, um das Abgeworfene an seinen Platz zu bringen und zu ebnen; ungeheuere Fuder

Stroh wurden angefahren und abgeladen; nicht nur zur Bindung des leichteren Materials, wie Sand und lose Erde, dessen man an den Binnenseiten sich bediente, wurde das Stroh benutzt; allmälig wurden einzelne Strecken des Deiches fertig, und die Grassoden, womit man sie belegt hatte, wurden zum Schutz gegen die nagenden Wellen mit fester Strohbestickung überzogen; bestellte Aufseher gingen hin und her und, wenn es stürmte, standen sie mit aufgerissenen Mäulern und schrieen ihre Befehle durch Wind und Wetter; dazwischen ritt der Deichgraf auf seinem Schimmel, den er jetzt ausschließlich in Gebrauch hatte, und das Thier flog mit dem Reiter hin und wieder, wenn er rasch und trocken seine Anordnungen machte, wenn er die Arbeiter lobte oder, wie es wohl geschah, einen Faulen oder Ungeschickten ohn' Erbarmen aus der Arbeit wies. „Das hilft nicht!" rief er dann; „um Deine Faulheit darf uns nicht der Deich verderben!" Schon von Weitem, wenn er unten aus dem Koog heraufkam, hörten sie das Schnauben seines Rosses, und alle Hände faßten fester in die Arbeit: „Frisch zu! Der Schimmelreiter kommt!"

War es um die Frühstückszeit, wo die Arbeiter mit ihrem Morgenbrot haufenweis beisammen auf der Erde lagen, dann ritt Hauke an den verlassenen Werken entlang, und seine Augen waren scharf, wo liederliche Hände den Spaten geführt hatten. Wenn er aber zu den Leuten ritt und ihnen auseinandersetzte, wie die Arbeit müsse beschafft werden, sahen sie wohl zu ihm auf und kauten geduldig an ihrem Brote weiter; aber eine Zustimmung oder auch nur eine Aeußerung hörte er nicht von ihnen. Einmal zu solcher Tageszeit, es war schon spät, da er an einer Deichstelle die Arbeit in besonderer Ordnung gefunden hatte, ritt er zu dem nächsten Haufen der Frühstückenden, sprang von seinem Schimmel und frug heiter, wer dort so sauberes Tagewerk verrichtet hätte; aber sie sahen ihn nur scheu und düster an, und nur langsam und wie widerwillig wurden ein paar Namen genannt. Der Mensch, dem er sein Pferd gegeben hatte, das ruhig wie ein Lamm stand, hielt es mit beiden Händen und blickte wie angstvoll nach den schönen Augen des Thieres, die es, wie gewöhnlich, auf seinen Herrn gerichtet hielt.

„Nun, Marten!" rief Hauke; „was stehst Du, als ob Dir der Donner in die Beine gefahren sei?"

— „Herr, Euer Pferd, es ist so ruhig, als ob es Böses vorhabe!"

Hauke lachte und nahm das Pferd selbst am Zügel, das sogleich liebkosend den Kopf an seiner Schulter rieb. Von den Arbeitern sahen einige scheu zu Roß und Reiter hinüber, andere, als ob das Alles sie nicht kümmere, aßen schweigend ihre Frühkost, dann und wann den Möven einen Brocken hinaufwerfend, die sich den Futterplatz gemerkt hatten und mit ihren schlanken Flügeln sich fast auf ihre Köpfe senkten. Der Deichgraf blickte eine Weile wie gedankenlos auf die bettelnden Vögel und wie sie die zugeworfenen Bissen mit ihren Schnäbeln haschten; dann sprang er in den Sattel und ritt, ohne sich nach den Leuten umzusehen, davon; einige Worte, die jetzt unter ihnen laut wurden, klangen ihm fast wie Hohn. „Was ist das?" sprach er bei sich selber. „Hatte denn Elke recht, daß sie Alle gegen mich sind? Auch diese Knechte und kleinen Leute, von denen Vielen durch meinen neuen Deich doch eine Wohlhabenheit ins Haus wächst?"

Er gab seinem Pferde die Sporen, daß es wie toll in den Koog hinabflog. Von dem unheimlichen Glanze freilich, mit dem sein früherer Dienstjunge den Schimmelreiter bekleidet hatte, wußte er selber nichts; aber die Leute hätten ihn jetzt nur sehen sollen, wie aus seinem hageren Gesicht die Augen starrten, wie sein Mantel flog, und wie der Schimmel sprühte!

— — So war der Sommer und der Herbst vergangen; noch bis gegen Ende November war gearbeitet worden; dann geboten Frost und Schnee dem Werke Halt; man war nicht fertig geworden und beschloß, den Koog offen liegen zu lassen. Acht Fuß ragte der Deich aus der Fläche hervor; nur wo westwärts gegen das Wasser hin die Schleuse gelegt werden sollte, hatte man eine Lücke gelassen; auch oben vor dem alten Deiche war der Priehl noch unberührt. So konnte die Fluth, wie in den letzten dreißig Jahren, in den Koog hineindringen, ohne dort oder an dem neuen Deiche großen Schaden anzurichten. Und so überließ man dem großen Gott das Werk der Menschenhände und stellte es in seinen Schutz, bis die Frühlingssonne die Vollendung würde möglich machen.

— — Inzwischen hatte im Hause des Deichgrafen sich ein frohes Ereigniß vorbereitet: im neunten Ehejahre war noch ein Kind geboren worden. Es war roth und hutzelig und wog seine sieben Pfund, wie es für neugeborene Kinder sich gebührt, wenn sie, wie dies, dem weiblichen Geschlechte angehören; nur sein Geschrei war wunderlich verhohlen und hatte der Wehmutter nicht gefallen wollen. Das Schlimmste war, am dritten Tage lag Elke im hellen Kindbettfieber, redete Irrsal und kannte weder ihren Mann noch ihre alte Helferin; die unbändige Freude, die Hauke beim Anblick seines Kindes ergriffen hatte, war zu Trübsal geworden. Der Arzt aus der Stadt war geholt, er saß am Bett und fühlte den Puls und verschrieb und sah rathlos um sich her. Hauke schüttelte den Kopf: „Der hilft nicht; nur Gott kann helfen!" Er hatte sich sein eigen Christenthum zurecht gerechnet; aber es war Etwas, das sein Gebet zurückhielt. Als der alte Doctor davongefahren war, stand er am Fenster, in den winterlichen Tag hinausstarrend, und während die Kranke aus ihren Phantasien aufschrie, schränkte er die Hände zusammen; er wußte selber nicht, war es aus Andacht oder war es nur, um in der ungeheueren Angst sich selbst nicht zu verlieren.

„Wasser! Das Wasser!" wimmerte die Kranke. „Halt' mich!" schrie sie; „halt' mich, Hauke!" Dann sank die Stimme; es klang, als ob sie weine: „In See, ins Haf hinaus? O, lieber Gott, ich seh ihn nimmer wieder!"

Da wandte er sich und schob die Wärterin von ihrem Bette; er fiel auf seine Knie', umfaßte sein Weib und riß sie an sich: „Elke! Elke, so kenn' mich doch, ich bin ja bei Dir!"

Aber sie öffnete nur die fieberglühenden Augen weit und sah wie rettungslos verloren um sich.

Er legte sie zurück auf ihre Kissen; dann krampfte er die Hände in einander: „Herr, mein Gott," schrie er; „nimm sie mir nicht! Du weißt, ich kann sie nicht entbehren!" Dann war's, als ob er sich besinne, und leiser setzte er hinzu: „Ich weiß ja wohl, Du kannst nicht allezeit, wie Du willst, auch Du nicht; Du bist allweise; Du mußt nach Deiner Weisheit thun — o, Herr, sprich nur durch einen Hauch zu mir!"

Es war, als ob plötzlich eine Stille eingetreten sei; er hörte nur ein leises Athmen; als er sich zum Bette kehrte, lag sein Weib in ruhigem Schlaf; nur die Wärterin sah mit entsetzten Augen auf ihn. Er hörte die Thür gehen: „Wer war das?" frug er.

„Herr, die Magd Ann' Grethe ging hinaus; sie hatte den Warmkorb hereingebracht."

— „Was sieht Sie mich denn so verfahren an, Frau Levke?"

„Ich? Ich hab' mich ob Eurem Gebet erschrocken; damit betet Ihr Keinen vom Tode los!"

Hauke sah sie mit seinen durchdringenden Augen an: „Besucht Sie denn auch, wie unsere Ann' Grethe, die Conventikel bei dem holländischen Flickschneider Jantje?"

„Ja, Herr; wir haben beide den lebendigen Glauben!"

Hauke antwortete ihr nicht. Das damals stark im Schwange gehende separatistische Conventikel-Wesen hatte auch unter den Friesen seine Blüthen getrieben; heruntergekommene Handwerker oder wegen Trunkes abgesetzte Schulmeister spielten darin die Hauptrolle, und Dirnen, junge und alte Weiber, Faulenzer und einsame Menschen liefen eifrig in die heimlichen Versammlungen, in denen jeder den Priester spielen konnte. Aus des Deichgrafen Hause brachten Ann' Grethe un dder in sie verliebte Dienstjunge ihre freien Abende dort zu. Freilich hatte Elke ihre Bedenken darüber gegen Hauke nicht zurückgehalten; aber er hatte gemeint, in Glaubenssachen solle man Keinem drein reden: das schade Niemandem, und besser dort doch als im Schnapskrug!

So war es dabei geblieben, und so hatte er auch jetzt geschwiegen. Aber freilich über ihn schwieg man nicht; seine Gebetsworte liefen um von Haus zu Haus: er hatte Gottes Allmacht bestritten; was war ein Gott denn ohne Allmacht? Er war ein Gottesleugner! die Sache mit dem Teufelspferde mochte auch am Ende richtig sein!

Hauke erfuhr nichts davon; er hatte in diesen Tagen nur Ohren und Augen für sein Weib; selbst das Kind war für ihn nicht mehr auf der Welt.

Der alte Arzt kam wieder, kam jeden Tag, mitunter zweimal, blieb dann eine ganze Nacht, schrieb wieder ein Recept, und der Knecht Iven Johns ritt damit im Flug zur Apotheke. Dann aber wurde sein Gesicht freundlicher, er nickte dem Deichgrafen vertraulich zu: „Es geht! Es geht! Mit Gottes Hülfe!" und eines Tags — hatte nun seine Kunst die Krankheit besiegt, oder hatte auf Hauke's Gebet der liebe Gott doch noch einen Ausweg finden können — als der Doctor mit der Kranken allein war, sprach er zu ihr, und seine alten Augen lachten: „Frau, jetzt kann ich's getrost Euch sagen: heut' hat der Doctor seinen Festtag; es stand schlimm um Euch; aber nun gehöret Ihr wieder zu uns, zu den Lebendigen!"

Da brach es wie ein Strahlenmeer aus ihren dunklen Augen: „Hauke! Hauke, wo bist Du?" rief sie, und als er auf den hellen Ruf ins Zimmer und an ihr Bett stürzte, schlug sie die Arme um seinen Nacken: „Hauke, mein Mann, gerettet! Ich bleibe bei Dir!"

Da zog der alte Doctor sein seiden Schnupftuch aus der Tasche, fuhr sich damit über Stirn und Wangen und ging kopfnickend aus dem Zimmer.

— — Am dritten Abend nach diesem Tage sprach ein frommer Redner — es war ein vom Deichgrafen aus der Arbeit gejagter Pantoffelmacher — im Conventikel bei dem holländischen Schneider, da er seinen Zuhörern die Eigenschaften Gottes auseinandersetzte: „Wer aber Gottes Allmacht widerstreitet, wer da sagt: ich weiß, Du kannst nicht, was Du willst — wir kennen den Unglückseligen ja Alle; er lastet gleich einem Stein auf der Gemeinde — der ist von Gott gefallen und suchet den Feind Gottes, den Freund der Sünde zu seinem Tröster; denn nach irgend einem Stabe muß die Hand des Menschen greifen. Ihr aber, hütet Euch vor dem, der also betet; sein Gebet ist Fluch!"

— — Auch das lief um von Haus zu Haus. Was läuft nicht um in einer kleinen Gemeinde? und auch zu Hauke's Ohren kam es. Er sprach kein Wort darüber, nicht einmal zu seinem Weibe; nur mitunter konnte er sie heftig umfassen und an sich ziehen: „Bleib mir treu, Elke! Bleib mir treu!" — Dann sahen ihre Augen voll Staunen zu ihm auf: „Dir treu? Wem sollte ich denn anders treu sein?" — Nach einer kurzen Weile aber hatte sie sein Wort verstanden: „Ja, Hauke, wir sind uns treu; nicht nur, weil wir uns brauchen." Und dann ging Jedes seinen Arbeitsweg.

Das wäre so weit gut gewesen; aber es war doch trotz aller lebendigen Arbeit eine Einsamkeit um ihn, und in seinem Herzen nistete sich ein Trotz und abgeschlossenes Wesen gegen andere Menschen ein; nur gegen sein Weib blieb er allezeit der Gleiche, und an der Wiege seines Kindes lag er Abends und Morgens auf den Knieen, als sei dort die Stätte seines ewigen Heils. Gegen Gesinde und Arbeiter aber wurde er strenger; die Ungeschickten und Fahrlässigen, die er früher durch ruhigen Tadel zurecht gewiesen hatte, wurden jetzt durch hartes Anfahren aufgeschreckt, und Elke ging mitunter leise bessern.

Als der Frühling nahte, begannen wieder die Deicharbeiten; mit einem Kajedeich wurde zum Schutz der jetzt aufzubauenden neuen Schleuse die Lücke in der westlichen Deichlinie geschlossen, halbmondförmig nach innen und ebenso nach außen; und gleich der Schleuse wuchs allmälig auch der Haupt-Deich zu seiner immer rascher herzustellenden Höhe empor. Leichter wurde dem leitenden Deichgrafen seine Arbeit nicht; denn an Stelle des im Winter verstorbenen Jewe Manners war Ole Peters als Deichgevollmächtigter eingetreten. Hauke hatte nicht versuchen wollen, es zu hindern; aber anstatt der ermuthigenden Worte und der dazu gehörigen zuthunlichen Schläge auf seine linke Schulter, die er so oft von dem alten Pathen seines Weibes eincassirt hatte, kamen ihm jetzt von dem Nachfolger ein heimliches Widerhalten und unnöthige Einwände und waren mit unnöthigen Gründen zu bekämpfen; denn Ole gehörte zwar zu den Wichtigen, aber in Deichsachen nicht zu den Klugen; auch war von früher her der „Schreiberknecht" ihm immer noch im Wege.

Der glänzendste Himmel breitete sich wieder über Meer und Marsch, und der Koog wurde wieder bunt von starken Rindern, deren Gebrüll von Zeit zu Zeit die weite Stille unterbrach; unablässig sangen in hoher Himmelsluft die Lerchen; aber man hörte es erst, wenn einmal auf eines Athemzuges Länge der Gesang verstummt war. Kein Unwetter störte die Arbeit, und die Schleuse stand

schon mit ihrem ungestrichenen Balkengefüge, ohne daß auch nur in einer Nacht sie eines Schutzes von dem Interims-Deich bedurft hätte; der Herrgott schien seine Gunst dem neuen Werke zuzuwenden. Auch Frau Elke's Augen lachten ihrem Manne zu, wenn er auf seinem Schimmel draußen von dem Deich nach Hause kam: „Bist doch ein braves Thier geworden!“ sagte sie dann und klopfte den blanken Hals des Pferdes. Er aber, wenn sie das Kind am Halse hatte, sprang herab und ließ das winzige Dinglein auf seinen Armen tanzen; wenn dann der Schimmel seine braunen Augen auf das Kind gerichtet hielt, dann sprach er wohl: „Komm her; sollst auch die Ehre haben!“ und er setzte die kleine Wienke — denn so war sie getauft worden — auf seinen Sattel und führte den Schimmel auf der Werft im Kreise herum. Auch der alte Eschenbaum hatte mitunter die Ehre; er setzte das Kind auf einen schwanken Ast und ließ es schaukeln. Die Mutter stand mit lachenden Augen in der Hausthür; das Kind aber lachte nicht, seine Augen, zwischen denen ein feines Näschen stand, schauten ein wenig stumpf ins Weite, und die kleinen Hände griffen nicht nach dem Stöckchen, das der Vater ihr hinhielt. Hauke achtete nicht darauf, er wußte auch nichts von so kleinen Kindern; nur Elke, wenn sie das helläugige Mädchen auf dem Arm ihrer Arbeitsfrau erblickte, die mit ihr zugleich das Wochenbett bestanden hatte, sagte mitunter schmerzlich: „Das Meine ist noch nicht so weit wie Deines, Stina!“ und die Frau, ihren dicken Jungen, den sie an der Hand hatte, mit derber Liebe schüttelnd, rief dann wohl: „Ja, Frau, die Kinder sind verschieden; der da, der stahl mir schon die Aepfel aus der Kammer, bevor er übers zweite Jahr hinaus war!“ Und Elke strich dem dicken Buben sein Kraushaar aus den Augen und drückte dann heimlich ihr stilles Kind ans Herz.

— — Als es in den October hineinging, stand an der Westseite die neue Schleuse schon fest in dem von beiden Seiten schließenden Hauptdeich, der bis auf die Lücken bei dem Priehle nun mit seinem sanften Profile ringsum nach den Wasserseiten abfiel und um fünfzehn Fuß die ordinäre Fluth überragte. Von seiner Nordwestecke sah man an Jevershallig vorbei ungehindert in das Wattenmeer hinaus; aber freilich auch die Winde faßten hier schärfer; die Haare flogen, und wer hier ausschauen wollte, der mußte die Mütze fest auf dem Kopf haben.

Zu Ende November, wo Sturm und Regen eingefallen waren, blieb nur noch hart am alten Deich die Schlucht zu schließen, auf deren Grunde an der Nordseite das Meerwasser durch den Priehl in den neuen Koog hineinschoß. Zu beiden Seiten standen die Wände des Deiches; der Abgrund zwischen ihnen mußte jetzt verschwinden. Ein trocken Sommerwetter hätte die Arbeit wohl erleichtert; aber auch so mußte sie gethan werden; denn ein aufbrechender Sturm konnte das ganze Werk gefährden. Und Hauke setzte alles daran, um jetzt den Schluß herbeizuführen. Der Regen strömte, der Wind pfiff; aber seine hagere Gestalt auf dem feurigen Schimmel tauchte bald hier, bald dort aus den schwarzen Menschenmassen empor, die oben wie unten an der Nordseite des Deiches neben der Schlucht beschäftigt waren. Jetzt sah man ihn unten bei den Sturzkarren, die schon weither die Kleierde aus dem Vorlande holen mußten, und von denen eben ein gedrängter Haufen bei dem Priehle anlangte und seine Last dort abzuwerfen suchte.

Durch das Geklatsch des Regens und das Brausen des Windes klangen von Zeit zu Zeit die scharfen Befehlsworte des Deichgrafen, der heute hier allein gebieten wollte; er rief die Karren nach den Nummern vor und wies die Drängenden zurück; ein „Halt!" scholl von seinem Munde; dann ruhte unten die Arbeit; „Stroh! ein Fuder Stroh hinab!" rief er denen droben zu, und von einem der oben haltenden Fuder stürzte es auf den nassen Klei hinab. Unten sprangen Männer dazwischen und zerrten es auseinander und schrieen nach oben, sie nur nicht zu begraben. Und wieder kamen neue Karren, und Hauke war schon wieder oben und sah von seinem Schimmel in die Schlucht hinab, und wie sie dort schaufelten und stürzten; dann warf er seine Augen nach dem Haf hinaus. Es wehte scharf, und er sah wie mehr und mehr der Wassersaum am Deich hinaufklimmte, und wie die Wellen sich noch höher hoben; er sah auch, wie die Leute trieften und kaum athmen konnten in der schweren Arbeit vor dem Wind, der ihnen die Luft am Munde abschnitt und vor dem kalten Regen, der sie überströmte. „Ausgehalten, Leute! Ausgehalten!" schrie er zu ihnen hinab. „Nur einen Fuß noch höher; dann ist genug für diese Fluth!" Und durch alles Getöse des Wetters hörte man das Geräusch der Arbeiter: das Klatschen der hineingestürzten Kleimassen, das Rasseln der Karren und das Rauschen des von oben hinabgelassenen Strohes ging unaufhaltsam vorwärts; dazwischen war mitunter das Winseln eines kleinen gelben Hundes laut geworden, der frierend und wie verloren zwischen Menschen und Fuhrwerken herumgestoßen wurde; plötzlich aber scholl ein jammervoller Schrei des kleinen Thieres von unten aus der Schlucht herauf. Hauke blickte hinab; er hatte es von oben hinunterschleudern sehen; eine jähe Zornröthe stieg ihm ins Gesicht. „Halt! Haltet ein!" schrie er zu den Karren hinunter; denn der nasse Klei wurde unaufhaltsam aufgeschüttet.

„Warum?" rief eine rauhe Stimme von unten herauf; „doch um die elende Hunde-Creatur nicht?"

„Halt sag ich," schrie Hauke wieder; „bringt mir den Hund! Bei unserem Werke soll kein Frevel sein!"

Aber es rührte sich keine Hand; nur ein paar Spaten zähen Kleis flogen noch neben das schreiende Thier. Da gab er seinem Schimmel die Sporen, daß das Thier einen Schrei ausstieß, und stürmte den Deich hinab, und Alles wich vor ihm zurück. „Den Hund!" schrie er; „ich will den Hund!"

Eine Hand schlug sanft auf seine Schulter, als wäre es die Hand des alten Jewe Manners; doch als er umsah, war es nur ein Freund des Alten. „Nehmt Euch in acht, Deichgraf!" raunte der ihm zu. „Ihr habt nicht Freunde unter diesen Leuten; laßt es mit dem Hunde gehen!"

Der Wind pfiff, der Regen klatschte; die Leute hatten die Spaten in den Grund gesteckt, einige sie fortgeworfen. Hauke neigte sich zu dem Alten: „Wollt Ihr meinen Schimmel halten, Harke Jens?" frug er; und als der Alte noch kaum den Zügel in der Hand hatte, war Hauke schon in die Kluft gesprungen und hielt das kleine winselnde Thier in seinem Arm; und fast im selben Augenblicke saß er auch wieder hoch im Sattel und sprengte auf den Deich zurück. Seine Augen flogen über die Männer, die bei den Wagen standen. „Wer war es?" rief er. „Wer hat die Creatur hinabgeworfen?"

Einen Augenblick schwieg Alles; denn aus dem hageren Gesicht des Deichgrafen sprühte der Zorn, und sie hatten abergläubische Furcht vor ihm. Da trat von einem Fuhrwerk ein stiernackiger Kerl vor ihn hin. „Ich that es nicht, Deichgraf," sagte er und biß von einer Rolle Kautabak ein Endchen ab, das er sich erst ruhig in den Mund schob; „aber der es that, hat recht gethan; soll Euer Deich sich halten, so muß was Lebiges hinein!"

— „Was Lebiges? Aus welchem Katechismus hast Du das gelernt?"

„Aus keinem, Herr!" entgegnete der Kerl, und aus seiner Kehle stieß ein freches Lachen; „das haben unsere Großväter schon gewußt, die sich mit Euch im Christenthum wohl messen durften! Ein Kind ist besser noch; wenn das nicht da ist, thut's auch wohl ein Hund!"

„Schweig Du mit Deinen Heidenlehren!" schrie ihn Hauke an; „es stopfte besser, wenn man Dich hineinwürfe."

„Oho!" erscholl es; aus einem Dutzend Kehlen war der Laut gekommen, und der Deichgraf gewahrte ringsum grimmige Gesichter und geballte Fäuste; er sah wohl, daß das keine Freunde waren; der Gedanke an seinen Deich überfiel ihn plötzlich: was sollte werden, wenn jetzt Alle ihre Spaten hinwürfen? — Und als er nun den Blick nach unten richtete, sah er wieder den Freund des alten Jewe Manners; der ging dort zwischen den Arbeitern, sprach zu Dem und Jenen, lachte hier Einem zu, klopfte dort mit freundlichem Gesicht Einem auf die Schulter, und Einer nach dem Andern faßte wieder seinen Spaten; noch einige Augenblicke, und die Arbeit war wieder in vollem Gange. — Was wollte er denn noch? Der Priehl mußte geschlossen werden, und den Hund barg er sicher genug in den Falten seines Mantels. Mit plötzlichem Entschluß wandte er seinen Schimmel gegen den nächsten Wagen: „Stroh an die Kante!" rief er herrisch, und wie mechanisch gehorchte ihm der Fuhrknecht; bald rauschte es hinab in die Tiefe, und von allen Seiten regte es sich aufs Neue und mit allen Armen.

Eine Stunde war noch so gearbeitet; es war nach sechs Uhr, und schon brach tiefe Dämmerung herein; der Regen hatte aufgehört; da rief Hauke die Aufseher an sein Pferd: „Morgen früh vier Uhr," sagte er, „ist Alles wieder auf dem Platz; der Mond wird noch am Himmel sein; da machen wir mit Gott den Schluß! Und dann noch Eines!" rief er, als sie gehen wollten; „kennt Ihr den Hund?" und er nahm das zitternde Thier aus seinem Mantel.

Sie verneinten das; nur Einer sagte: „Der hat sich taglang schon im Dorf herumgebettelt; der gehört gar Keinem!"

„Dann ist er mein!" entgegnete der Deichgraf. „Vergesset nicht: morgen früh vier Uhr!" und ritt davon.

Als er heim kam, trat Ann' Grethe aus der Thür; sie hatte saubere Kleidung an, und es fuhr ihm durch den Kopf, sie gehe jetzt zum Conventikelschneider: „Halt die Schürze auf!" rief er ihr zu, und da sie es unwillkürlich that, warf er das kleibeschmutzte Hündlein ihr hinein: „Bring' ihn der kleinen Wienke; er soll ihr Spielkamerad werden! Aber wasch' und wärm' ihn zuvor; so thust Du auch ein gottgefällig Werk; denn die Creatur ist schier verklommen."

Und Ann' Grethe konnte nicht lassen, ihrem Wirth Gehorsam zu leisten und kam deshalb heute nicht in den Conventikel.

Und am andern Tage wurde der letzte Spatenstich am neuen Deich gethan; der Wind hatte sich gelegt; in anmuthigem Fluge schwebten Möven und Avosetten über Land und Wasser hin und wieder; von Jevershallig tönte das tausendstimmige Gelnorr der Rottgänse, die sich's noch heute an der Küste der Nordsee wohl sein ließen, und aus den weißen Morgennebeln, welche die weite Marsch bedeckten, stieg allmälig ein goldner Herbsttag und beleuchtete das neue Werk der Menschenhände.

Nach einigen Wochen kamen mit dem Oberdeichgrafen die herrschaftlichen Commissäre zur Besichtigung desselben; ein großes Festmahl, das erste nach dem Leichenmahl des alten Tede Volkerts, wurde im deichgräflichen Hause gehalten; alle Deichgevollmächtigten und die größten Interessenten waren dazu geladen. Nach Tische wurden sämmtliche Wagen der Gäste wie des Deichgrafen angespannt; Frau Elke wurde von dem Oberdeichgrafen in die Carriole gehoben, vor der der braune Wallach mit seinen Hufen stampfte; dann sprang er selber hinten nach und nahm die Zügel in die Hand; er wollte die gescheidte Frau seines Deichgrafen selber fahren. So ging es munter von der Werfte und in den Weg hinaus; den Akt zum neuen Deich hinan und auf demselben um den jungen Koog herum. Es war inmittelst ein leichter Nordwestwind aufgekommen, und an der Nord- und Westseite des neuen Deiches wurde die Fluth hinaufgetrieben; aber es war unverkennbar, der sanfte Abfall bedingte einen sanfteren Anschlag; aus dem Munde der herrschaftlichen Commissäre strömte das Lob des Deichgrafen, daß die Bedenken, welche hie und da von den Gevollmächtigten dagegen langsam vorgebracht wurden, gar bald darin erstickten.

— Auch das ging vorüber; aber noch eine Genugthuung empfing der Deichgraf eines Tages, da er in stillem selbstbewußten Sinnen auf dem neuen Deich entlangritt. Es mochte ihm wohl die Frage kommen, weshalb der Koog, der ohne ihn nicht da wäre, in dem sein Schweiß und seine Nachtwachen steckten, nun schließlich nach einer der herrschaftlichen Prinzessinnen „der neue Carolinenkoog" getauft sei; aber es war doch so: auf allen dahin gehörigen Schriftstücken stand der Name, auf einigen sogar in rother Fracturschrift. Da, als er aufblickte, sah er zwei Arbeiter mit ihren Feldgeräthschaften, der eine etwa zwanzig Schritte hinter dem andern, sich entgegenkommen: „So wart' doch!" hörte er den Nachfolgenden rufen; der Andere aber — er stand eben an einem Akt, der in den Koog hinunterführte — rief ihm entgegen: „Ein andermal, Jens! Es ist schon spät; ich soll hier Klei schlagen!"

— „Wo denn?"

„Nun hier, im Hauke-Haienkoog!"

Er rief es laut, indem er den Akt hinabtrabte, als solle die ganze Marsch es hören, die darunter lag. Hauke aber war es, als höre er seinen Ruhm verkünden; er hob sich im Sattel, gab seinem Schimmel die Sporen und sah mit festen Augen über die weite Landschaft hin, die zu seiner Linken lag. „Hauke-Haienkoog!" wiederholte er leis; das klang, als könnt' es alle Zeit nicht anders heißen! Mochten sie trotzen, wie sie wollten, um seinen Namen war doch nicht herumzukommen; der Prinzessinnen-Name — würde er nicht bald nur noch in alten Schriften modern? — Der Schimmel ging in stolzem Galopp; vor

seinen Ohren aber summte es: „Hauke-Haienkoog! Hauke-Haienkoog!“ In seinen Gedanken wuchs fast der neue Deich zu einem achten Weltwunder; in ganz Friesland war nicht seines Gleichen! Und er ließ den Schimmel tanzen; ihm war, er stünde inmitten aller Friesen; er überragte sie um Kopfeshöhe, und seine Blicke flogen scharf und mitleidig über sie hin.

— — Allmälig waren drei Jahre seit der Eindeichung hingegangen; das neue Werk hatte sich bewährt, die Reparaturkosten waren nur gering gewesen; im Kooge aber blühte jetzt fast überall der weiße Klee, und ging man über die geschützten Weiden, so trug der Sommerwind einem ganze Wolken süßen Dufts entgegen. Da war die Zeit gekommen, die bisher nur idealen Antheile in wirkliche zu verwandeln und allen Theilnehmern ihre bestimmten Stücke für immer eigenthümlich zuzusetzen. Hauke war nicht müßig gewesen, vorher noch einige neue zu erwerben; Ole Peters hatte sich verbissen zurückgehalten; ihm gehörte nichts im neuen Kooge. Ohne Verdruß und Streit hatte auch so die Theilung nicht abgehen können; aber fertig war es gleichwohl geworden; auch dieser Tag lag hinter dem Deichgrafen.

Fortan lebte er einsam seinen Pflichten als Hofwirth wie als Deichgraf und denen, die ihm am nächsten angehörten; die alten Freunde waren nicht mehr in der Zeitlichkeit, neue zu erwerben war er nicht geeignet. Aber unter seinem Dach war Frieden, den auch das stille Kind nicht störte; es sprach wenig, das stete Fragen, was den aufgeweckten Kindern eigen ist, kam selten und meist so, daß dem Gefragten die Antwort darauf schwer wurde; aber ihr liebes einfältiges Gesichtlein trug fast immer den Ausdruck der Zufriedenheit. Zwei Spielkameraden hatte sie, die waren ihr genug: wenn sie über die Werfte wanderte, sprang das gerettete gelbe Hündlein stets um sie herum, und wenn der Hund sich zeigte, war auch klein Wienke nicht mehr fern. Der zweite Kamerad war eine Lachmöve, und wie der Hund „Perle“, so hieß die Möve „Claus“.

Claus war durch ein greises Menschenkind auf dem Hofe installirt worden; die achtzigjährige Trien' Jans hatte in ihrer Kathe auf dem Außendeich sich nicht mehr durchbringen können; da hatte Frau Elke gemeint, die verlebte Dienstmagd ihres Großvaters könnte bei ihnen noch ein paar stille Abendstunden und eine gute Sterbekammer finden, und so, halb mit Gewalt, war sie von ihr und Hauke nach dem Hofe geholt und in dem Nordwest-Stübchen der neuen Scheuer untergebracht worden, die der Deichgraf vor einigen Jahren neben dem Haupthause bei der Vergrößerung seiner Wirthschaft hatte bauen müssen; ein paar der Mägde hatten daneben ihre Kammer erhalten und konnten der Greisin Nachts zur Hand gehen. Rings an den Wänden hatte sie ihr altes Hausgeräth: eine Schatulle von Zuckerkistenholz, darüber zwei bunte Bilder vom verlorenen Sohn, ein längst zur Ruhe gestelltes Spinnrad und ein sehr sauberes Gardinenbett, vor dem ein ungefüger, mit dem weißen Fell des weiland Angorakaters überzogener Schemel stand. Aber auch was Lebiges hatte sie noch um sich gehabt und mit hieher gebracht: das war die Möve Claus, die sich schon jahrelang zu ihr gehalten hatte und von ihr gefüttert worden war; freilich, wenn es Winter wurde, flog sie mit den anderen Möven südwärts und kam erst wieder, wenn am Strand der Wermuth duftete.

Die Scheuer lag etwas tiefer an der Werfte, die Alte konnte von ihrem Fenster aus nicht über den Deich auf die See hinausblicken. „Du hast mich hier als wie gefangen, Deichgraf!“ murrte sie eines Tages, als Hauke zu ihr eintrat, und wies mit ihrem verkrümmten Finger nach den Fennen hinaus, die sich dort unten breiteten. „Wo ist denn Jeverssand? Da über den rothen oder über den schwarzen Ochsen hinaus?“

„Was will Sie denn mit Jeverssand?“ frug Hauke.

— „Ach was, Jeverssand!“ brummte die Alte. „Aber ich will doch sehen, wo mein Jung mir derzeit ist zu Gott gegangen!“

— „Wenn Sie das sehen will,“ entgegnete Hauke, „so muß Sie sich oben unter den Eschenbaum setzen; da sieht Sie das ganze Haf!“

„Ja,“ sagte die Alte; „ja, wenn ich Deine jungen Beine hätte, Deichgraf!“

Dergleichen blieb lange der Dank für die Hilfe, die ihr die Deichgrafsleute angedeihen ließen; dann aber wurde es auf einmal anders. Der kleine Kindskopf Wienke's guckte eines Morgens durch die halbgeöffnete Thür zu ihr herein. „Na,“ rief die Alte, welche mit den Händen in einander auf ihrem Holzstuhl saß; „was hast Du denn zu bestellen?“

Aber das Kind kam schweigend näher und sah sie mit ihren gleichgültigen Augen unablässig an.

„Bist Du das Deichgrafskind?“ frug sie Trien' Jans, und da das Kind wie nickend das Köpfchen senkte, fuhr sie fort: „So setz' Dich hier auf meinen Schemel! Ein Angorakater ist's gewesen — so groß! Aber Dein Vater hat ihn todtgeschlagen. Wenn er noch lebig wäre, so könnt'st Du auf ihm reiten.“

Wienke richtete stumm ihre Augen auf das weiße Fell; dann kniete sie nieder und begann es mit ihren kleinen Händen zu streicheln, wie Kinder es bei einer lebenden Katze oder einem Hunde zu machen pflegen. „Armer Kater!“ sagte sie dann und fuhr wieder in ihren Liebkosungen fort.

„So,“ rief nach einer Weile die Alte, „jetzt ist es genug; und sitzen kannst Du auch noch heut' auf ihm; vielleicht hat Dein Vater ihn auch nur um deshalb todtgeschlagen!“ Dann hob sie das Kind an beiden Armen in die Höhe und setzte es derb auf den Schemel nieder. Da es aber stumm und unbeweglich sitzen blieb und sie nur immer ansah, begann sie mit dem Kopfe zu schütteln: „Du strafst ihn, Gott der Herr! Ja, ja, Du strafst ihn!“ murmelte sie; aber ein Erbarmen mit dem Kinde schien sie doch zu überkommen; ihre knöcherne Hand strich über das dürftige Haar desselben, und aus den Augen der Kleinen kam es, als ob ihr damit wohl geschehe.

Von nun an kam Wienke täglich zu der Alten in die Kammer; sie setzte sich bald von selbst auf den Angoraschemel, und Trien' Jans gab ihr kleine Fleisch- oder Brotstückchen in ihre Händchen, welche sie allzeit in Vorrath hatte, und ließ sie diese auf den Fußboden werfen, dann kam mit Gekreisch und ausgespreizten Flügeln die Möve aus irgend einem Winkel hervorgeschossen und machte sich darüber her. Erst erschrak das Kind und schrie auf vor dem großen stürmenden Vogel; bald aber war es wie ein eingelerntes Spiel, und wenn sie nur ihr Köpfchen durch den Thürspalt steckte, schoß schon der Vogel auf sie zu und setzte sich ihr auf Kopf oder Schulter, bis die Alte ihr zu Hilfe kam und

die Fütterung beginnen konnte. Trien' Jans, die es sonst nicht hatte leiden können, daß einer auch nur die Hand nach ihrem „Claus“ ausstreckte, sah jetzt geduldig zu, wie das Kind allmälig ihr den Vogel völlig abgewann. Er ließ sich willig von ihr haschen; sie trug ihn umher und wickelte ihn in ihre Schürze, und wenn dann auf der Werfte etwa das gelbe Hündlein um sie herum und eifersüchtig gegen den Vogel aufsprang, dann rief sie wohl: „Nicht Du, nicht Du, Perle!“ und hob mit ihren Aermchen die Möve so hoch, daß diese, sich selbst befreiend, schreiend über die Werfte hinflog, und statt ihrer nun der Hund durch Schmeicheln und Springen den Platz auf ihren Armen zu erobern suchte.

Fielen zufällig Hauke's oder Elke's Augen auf dies wunderliche Vierblatt, das nur durch einen gleichen Mangel am selben Stengel festgehalten wurde, dann flog wohl ein zärtlicher Blick auf ihr Kind; hatten sie sich gewandt, so blieb nur noch ein Schmerz auf ihrem Antlitz, den jedes einsam mit sich von dannen trug; denn das erlösende Wort war zwischen ihnen noch nicht gesprochen worden. Da eines Sommervormittages, als Wienke mit der Alten und den beiden Thieren auf den großen Steinen vor der Scheunthür saß, gingen ihre beiden Eltern, der Deichgraf seinen Schimmel hinter sich, die Zügel über dem Arme, hier vorüber; er wollte auf den Deich hinaus und hatte das Pferd sich selber von der Fenne heraufgeholt; sein Weib hatte auf der Werfte sich an seinen Arm gehängt. Die Sonne schien warm hernieder; es war fast schwül, und mitunter kam ein Windstoß aus Süd-Süd-Ost. Dem Kinde mochte es auf dem Platze unbehaglich werden: „Wienke will mit!“ rief sie, schüttelte die Möve von ihrem Schoß und griff nach der Hand ihres Vaters.

„So komm!“ sagte dieser.

— Frau Elke aber rief: „In dem Wind? Sie fliegt Dir weg!“

„Ich halt' sie schon; und heut' haben wir warme Luft und lustig Wasser; da kann sie's tanzen sehen.“

Und Elke lief ins Haus und holte noch ein Tüchlein und ein Käppchen für ihr Kind. „Aber es gibt ein Wetter,“ sagte sie; „macht, daß Ihr fortkommt, und seid bald wieder hier!“

Hauke lachte: „Das soll uns nicht zu fassen kriegen!“ und hob das Kind zu sich auf den Sattel. Frau Elke blieb noch eine Weile auf der Werfte, und sah, mit der Hand ihre Augen beschattend, die Beiden auf den Weg und nach dem Deich hinübertraben; Trien' Jans saß auf dem Stein und murmelte Unverständliches mit ihren welken Lippen.

Das Kind lag regungslos im Arm des Vaters; es war, als athme es beklommen unter dem Druck der Gewitterluft; er neigte den Kopf zu ihr: „Nun, Wienke?“ frug er.

Das Kind sah ihn eine Weile an: „Vater,“ sagte es, „Du kannst das doch! Kannst Du nicht Alles?“

„Was soll ich können, Wienke?“

Aber sie schwieg; sie schien die eigene Frage nicht verstanden zu haben.

Es war Hochfluth; als sie auf den Deich hinaufkamen, schlug der Widerschein der Sonne von dem weiten Wasser ihr in die Augen, ein Wirbelwind trieb die Wellen strudelnd in die Höhe, und neue kamen heran und schlugen

klatschend gegen den Strand, da klammerte sie ihre Händchen angstvoll um die Faust ihres Vaters, die den Zügel führte, daß der Schimmel mit einem Satz zur Seite fuhr. Die blaßblauen Augen sahen in wirrem Schreck zu Hauke auf: „Das Wasser, Vater! das Wasser!“ rief sie.

Aber er löste sich sanft und sagte: „Still, Kind, Du bist bei Deinem Vater; das Wasser thut Dir nichts!“

Sie strich sich das fahlblonde Haar aus der Stirn und wagte es wieder, auf die See hinauszusehen. „Es thut mir nichts,“ sagte sie zitternd; „nein, sag', daß es uns nichts thun soll; Du kannst das, und dann thut es uns auch nichts!“

„Nicht ich kann das, Kind,“ entgegnete Hauke ernst; „aber der Deich, auf dem wir reiten, der schützt uns, und den hat Dein Vater ausgedacht und bauen lassen.“

Ihre Augen gingen wider ihn, als ob sie das nicht ganz verstünde; dann barg sie ihr auffallend kleines Köpfchen in dem weiten Rocke ihres Vaters.

„Warum versteckst Du Dich, Wienke?“ raunte der ihr zu; „ist Dir noch immer bange?“ Und ein zitterndes Stimmchen kam aus den Falten des Rockes: „Wienke will lieber nicht sehen; aber Du kannst doch Alles, Vater?“

Ein ferner Donner rollte gegen den Wind herauf. „Hoho!“ rief Hauke, „da kommt es!“ und wandte sein Pferd zur Rückkehr. „Nun wollen wir heim zu Mutter!“

Das Kind that einen tiefen Athemzug; aber erst als sie die Werfte und das Haus erreicht hatten, hob es das Köpfchen von seines Vaters Brust. Als dann Frau Elke ihr im Zimmer das Tüchelchen und die Kapuze abgenommen hatte, blieb sie wie ein kleiner stummer Kegel vor der Mutter stehen. „Nun, Wienke,“ sagte diese und schüttelte sie leise, „magst Du das große Wasser leiden?“

Aber das Kind riß die Augen auf: „Es spricht,“ sagte sie; „Wienke ist bange!“

— „Es spricht nicht; es rauscht und toset nur!“

Das Kind sah ins Weite: „Hat es Beine?“ frug es wieder; „kann es über den Deich kommen?“

— „Nein, Wienke; dafür paßt Dein Vater auf, er ist der Deichgraf.“

„Ja,“ sagte das Kind und klatschte mit blödem Lächeln in seine Händchen; „Vater kann Alles — Alles!“ Dann plötzlich, sich von der Mutter abwendend, rief sie: „Laß Wienke zu Trien' Jans, die hat rothe Aepfel!“

Und Elke öffnete die Thür und ließ das Kind hinaus. Als sie dieselbe wieder geschlossen hatte, schlug sie mit einem Ausdruck des tiefsten Grams die Augen zu ihrem Manne auf, aus denen ihm sonst nur Trost und Muth zu Hilfe gekommen war.

Er reichte ihr die Hand und drückte sie, als ob es zwischen ihnen keines weiteren Wortes bedürfe; sie aber sagte leis: „Nein, Hauke, laß mich sprechen: das Kind, das ich nach Jahren Dir geboren habe, es wird für immer ein Kind bleiben. O, lieber Gott! es ist schwachsinnig; ich muß es einmal vor Dir sagen.“

„Ich wußte es längst,“ sagte Hauke und hielt die Hand seines Weibes fest, die sie ihm entziehen wollte.

„So sind wir denn doch allein geblieben," sprach sie wieder.

Aber Hauke schüttelte den Kopf: „Ich hab' sie lieb, und sie schlägt ihre Aermchen um mich und drückt sich fest an meine Brust; um alle Schätze wollt' ich das nicht missen!"

Die Frau sah finster vor sich hin: „Aber warum?" sprach sie; „was hab' ich arme Mutter denn verschuldet?"

— „Ja, Elke, das hab' ich freilich auch gefragt; den, der allein es wissen kann; aber Du weißt ja auch, der Allmächtige gibt den Menschen keine Antwort — vielleicht, weil wir sie nicht begreifen würden."

Er hatte auch die andere Hand seines Weibes gefaßt und zog sie sanft zu sich heran: „Laß Dich nicht irren, Dein Kind, wie Du es thust, zu lieben; sei sicher, das versteht es!"

Da warf sich Elke an ihres Mannes Brust und weinte sich satt und war mit ihrem Leid nicht mehr allein. Dann plötzlich lächelte sie ihn an; nach einem heftigen Händedruck lief sie hinaus und holte sich ihr Kind aus der Kammer der alten Trien' Jans; und nahm es auf ihren Schoß und hätschelte und küßte es, bis es stammelnd sagte: „Mutter, mein' liebe Mutter!"

So lebten die Menschen auf dem Deichgrafs-Hofe still beisammen; wäre das Kind nicht da gewesen, es hätte viel gefehlt.

Allmälig verfloß der Sommer; die Zugvögel waren durchgezogen, die Luft wurde leer vom Gesang der Lerchen; nur vor den Scheunen, wo sie beim Dreschen Körner pickten, hörte man hie und da einige kreischend davonfliegen; schon war Alles hart gefroren. In der Küche des Haupthauses saß eines Nachmittags die alte Trien' Jans auf der Holzstufe einer Treppe, die neben dem Feuerheerd nach dem Boden lief. Es war in den letzten Wochen, als sei sie aufgelebt; sie kam jetzt gern einmal in die Küche und sah Frau Elke hier hantiren; es war keine Rede mehr davon, daß ihre Beine sie nicht hätten dahin tragen können, seit eines Tages klein Wienke sie an der Schürze hier heraufgezogen hatte. Jetzt kniete das Kind an ihrer Seite und sah mit ihren stillen Augen in die Flammen, die aus dem Heerdloch aufflackerten; ihr eines Händchen klammerte sich an den Aermel der Alten, das andere lag in ihrem eigenen fahlblonden Haar. Trien' Jans erzählte: „Du weißt," sagte sie, „ich stand in Dienst bei Deinem Urgroßvater, als Hausmagd, und dann mußt' ich die Schweine füttern; der war klüger als sie alle — da war es, es ist grausam lange her; aber eines Abends, der Mond schien, da ließen sie die Haffschleuße schließen, und sie konnte nicht wieder zurück in See. O, wie sie schrie und mit ihren Fischhänden sich in ihre harten struppigen Haare griff! Ja, Kind, ich sah es und hörte sie selber schreien! Die Gräben zwischen den Fennen waren alle voll Wasser, und der Mond schien darauf, daß sie wie Silber glänzten, und sie schwamm aus einem Graben in den anderen und hob die Arme und schlug, was ihre Hände waren, aneinander, daß man es weither klatschen hörte, als wenn sie beten wollte; aber, Kind, beten können diese Creaturen nicht. Ich saß vor der Hausthür auf ein paar Balken, die zum Bauen angefahren waren und sah weithin über die Fennen; und das Wasserweib schwamm noch immer in den Gräben, und wenn sie die Arme aufhob, so

glitzerten auch die wie Silber und Demanten. Zuletzt sah ich sie nicht mehr, und die Wildgäns' und Möven, die ich all' die Zeit nicht gehört hatte, zogen wieder mit Pfeifen und Schnattern durch die Luft."

Die Alte schwieg; das Kind hatte ein Wort sich aufgefangen: „Konnte nicht beten?" frug sie. „Was sagst Du? Wer war es?"

„Kind," sagte die Alte; „die Wasserfrau war es; das sind Undinger, die nicht selig werden können."

„Nicht selig!" wiederholte das Kind, und ein tiefer Seufzer, als habe sie das verstanden, hob die kleine Brust.

— „Trien' Jans!" kam eine tiefe Stimme von der Küchenthür, und die Alte zuckte leicht zusammen. Es war der Deichgraf Hauke Haien, der dort am Ständer lehnte: „Was redet Sie dem Kinde vor? Hab' ich Ihr nicht geboten, Ihre Mären für sich zu behalten, oder sie den Gäns' und Hühnern zu erzählen?"

Die Alte sah ihn mit einem bösen Blicke an und schob die Kleine von sich fort: „Das sind keine Mären," murmelte sie in sich hinein, „das hat mein Großohm mir erzählt."

— „Ihr Großohm, Trien'? Sie wollte es ja eben selbst erlebt haben."

„Das ist egal;" sagte die Alte; „aber Ihr glaubt nicht, Hauke Haien; Ihr wollt wohl meinen Großohm noch zum Lügner machen!" Dann rückte sie näher an den Heerd und streckte die Hände über die Flammen des Feuerlochs.

Der Deichgraf warf einen Blick gegen das Fenster: draußen dämmerte es noch kaum. „Komm, Wienke!" sagte er und zog sein schwachsinniges Kind zu sich heran; „komm mit mir, ich will Dir draußen vom Deich aus etwas zeigen! Nur müssen wir zu Fuß gehen; der Schimmel ist beim Schmidt." Dann ging er mit ihr in die Stube, und Elke band dem Kinde dicke wollene Tücher um Hals und Schultern; und bald danach ging der Vater mit ihr auf dem alten Deiche nach Nordwest hinauf, Jeverssand vorbei, bis wo die Watten breit, fast unübersehbar wurden.

Bald hatte er sie getragen, bald ging sie an seiner Hand, die Dämmerung wuchs allmälig; in der Ferne verschwand Alles in Dunst und Duft. Aber dort, wohin noch das Auge reichte, hatten die unsichtbar schwellenden Wattströme das Eis zerrissen, und, wie Hauke Haien es in seiner Jugend einst gesehen hatte, aus den Spalten stiegen wie damals die rauchenden Nebel und daran entlang waren wiederum die unheimlichen närrischen Gestalten und hüpften gegen einander und dienerten und dehnten sich plötzlich schreckhaft in die Breite.

Das Kind klammerte sich angstvoll an seinen Vater und deckte dessen Hand über sein Gesichtlein: „Die Seeteufel!" raunte es zitternd zwischen seine Finger; „die Seeteufel!"

Er schüttelte den Kopf: „Nein, Wienke, weder Wasserweiber noch Seeteufel; so Etwas gibt es nicht; wer hat Dir davon gesagt?"

Sie sah mit stumpfem Blicke zu ihm herauf; aber sie antwortete nicht. Er strich ihr zärtlich über die Wangen: „Sieh nur wieder hin!" sagte er, „das sind nur arme hungrige Vögel! Sieh nur, wie jetzt der große seine Flügel breitet; die holen sich die Fische, die in die rauchenden Spalten kommen."

„Fische," wiederholte Wienke.

„Ja, Kind, das Alles ist lebig, so wie wir; es gibt nichts Anderes; aber der liebe Gott ist überall!“

Klein Wienke hatte ihre Augen fest auf den Boden gerichtet und hielt den Athem an; es war, als sähe sie erschrocken in einen Abgrund. Es war vielleicht nur so; der Vater blickte lange auf sie hin, er bückte sich und sah in ihr Gesichtlein; aber keine Regung der verschlossenen Seele wurde darin kund. Er hob sie auf den Arm und steckte ihre verklommenen Händchen in einen seiner dicken Wollhandschuhe: „So, mein Wienke,“ — und das Kind vernahm wohl nicht den Ton von heftiger Innigkeit in seinen Worten —, „so, wärm' Dich bei mir! Du bist doch unser Kind, unser einziges, Du hast uns lieb! . .“ Die Stimme brach dem Manne; aber die Kleine drückte zärtlich ihr Köpfchen in seinen rauhen Bart.

So gingen sie friedlich heimwärts.

Nach Neujahr war wieder einmal die Sorge in das Haus getreten; ein Marschfieber hatte den Deichgrafen ergriffen, auch mit ihm ging es nah' am Rand der Grube her, und als er unter Frau Elke's Pfleg' und Sorge wieder erstanden war, schien er kaum derselbe Mann. Die Mattigkeit des Körpers lag auch auf seinem Geiste, und Elke sah mit Besorgniß, wie er allzeit leicht zufrieden war. Dennoch, gegen Ende des März, drängte es ihn, seinen Schimmel zu besteigen und zum ersten Male wieder auf seinem Deich entlang zu reiten; es war an einem Nachmittage, und die Sonne, die zuvor geschienen hatte, lag längst schon wieder hinter trübem Duft.

Im Winter hatte es ein paar Mal Hochwasser gegeben; aber es war nicht von Belang gewesen; nur drüben am andern Ufer war auf einer Hallig eine Heerde Schafe ertrunken und ein Stück vom Vorland abgerissen worden; hier an dieser Seite und am neuen Kooge war ein nennenswerther Schaden nicht geschehen. Aber in der letzten Nacht hatte ein stärkerer Sturm getobt; jetzt mußte der Deichgraf selbst hinaus und alles mit eignem Aug' besichtigen. Schon war er unten von der Süd-Ostecke aus auf dem neuen Deich herumgeritten, und es war alles wohl erhalten; als er aber an die Nord-Ostecke gekommen war, dort wo der neue Deich auf den alten stößt, war zwar der erstere unversehrt; aber wo früher der Priehl den alten erreicht hatte und an ihm entlang geflossen war, sah er in großer Breite die Grasnarbe zerstört und fortgerissen und in dem Körper des Deiches eine von der Fluth gewühlte Höhlung, durch welche überdies ein Gewirr von Mäusegängen bloßgelegt war. Hauke stieg vom Pferde und besichtigte den Schaden in der Nähe: das Mäuseunheil schien unverkennbar noch unsichtbar weiter fortzulaufen.

Er erschrak heftig; gegen alles dieses hätte schon beim Bau des neuen Deiches Obacht genommen werden müssen; da es damals übersehen worden, so mußte es jetzt geschehen! — Das Vieh war noch nicht auf den Fennen, das Gras war ungewohnt zurückgeblieben, wohin er blickte, es sah ihn leer und öde an. Er bestieg wieder sein Pferd und ritt am Ufer hin und her: es war Ebbe, und er gewahrte wohl, wie der Strom von außen her sich wieder ein neues Bett im Schlick gewühlt hatte und jetzt von Nordwesten

auf den alten Deich gestoßen war; der neue aber, soweit es ihn traf, hatte mit seinem sanfteren Profile dem Anprall widerstehen können.

Ein Haufen neuer Plag' und Arbeit erhob sich vor der Seele des Deichgrafen: nicht nur der alte Deich mußte hier verstärkt, auch dessen Profil dem des neuen angenähert werden; vor allem aber mußte der als gefährlich wieder aufgetretene Priehl durch neu zu legende Dämme oder Lahnungen abgeleitet werden. Noch einmal ritt er auf dem neuen Deich bis an die äußerste Nord-West-Ecke, dann wieder rückwärts, die Augen unablässig auf das neu gewühlte Bett des Priehles heftend, der ihm zur Seite sich deutlich genug in dem bloßgelegten Schlickgrund abzeichnete. Der Schimmel drängte vorwärts und schnob und schlug mit den Vorderhufen; aber der Reiter drückte ihn zurück, er wollte langsam reiten, er wollte auch die innere Unruhe bändigen, die immer wilder in ihm aufgohr.

Wenn eine Sturmfluth wieder käme — eine, wie 1665 dagewesen, wo Gut und Menschen ungezählt verschlungen wurden — wenn sie wiederkäme, wie sie schon mehrmals einst gekommen war! — Ein heißer Schauer überrieselte den Reiter — der alte Deich, er würde den Stoß nicht aushalten, der gegen ihn heraufschösse! Was dann, was sollte dann geschehen? — Nur eines, ein einzig Mittel würde es geben, um den alten Koog und Gut und Leben darin zu retten. Hauke fühlte sein Herz still stehen, sein sonst so fester Kopf schwindelte; er sprach es nicht aus; aber in ihm sprach es stark genug: Dein Koog, der Hauken-Haienkoog müßte preisgegeben und der Deich durchstochen werden!

Schon sah er im Geist die stürzende Hochfluth hereinbrechen und Gras und Klee mit ihrem salzen schäumenden Gischt bedecken. Ein Sporenstich fuhr in die Weichen des Schimmels, und einen Schrei ausstoßend flog er auf dem Deich entlang und dann den Akt hinab, der deichgräflichen Werfte zu.

Den Kopf voll von innerem Schreckniß und ungeordneten Plänen kam er nach Hause. Er warf sich in seinen Lehnstuhl, und als Elke mit der Tochter in das Zimmer trat, stand er wieder auf und hob das Kind zu sich empor und küßte es; dann jagte er das gelbe Hündlein mit ein paar leichten Schlägen von sich. „Ich muß noch einmal droben nach dem Krug!" sagte er, und nahm seine Mütze vom Thürhaken, wohin er sie eben erst gehängt hatte.

Seine Frau sah ihn sorgvoll an: „Was willst Du dort? Es wird schon Abend, Hauke!"

„Deichgeschichten!" murmelte er vor sich hin, „ich treffe von den Gevollmächtigten dort."

Sie ging ihm nach und drückte ihm die Hand, denn er war mit diesen Worten schon zur Thür hinaus. Hauke Haien, der sonst alles bei sich selber abgeschlossen hatte, drängte es jetzt, ein Wort von jenen zu erhalten, die er sonst kaum des Antheils werth gehalten hatte. Im Gastzimmer traf er Ole Peters mit zweien der Gevollmächtigten und einen Koogseinwohner am Kartentisch. „Du kommst wohl von draußen, Deichgraf?" sagte der Erstere, nahm die halb ausgetheilten Karten auf und warf sie wieder hin.

„Ja, Ole," erwiderte Hauke; „ich war dort; es sieht übel aus."

„Uebel? — Nun, ein paar Hundert Soden und eine Bestickung wird's wohl kosten; ich war dort auch am Nachmittag."

„So wohlfeil wird's nicht abgehen, Ole," erwiderte der Deichgraf, „der Priehl ist wieder da, und wenn er jetzt auch nicht von Norden auf den alten Deich stößt, so thut er's doch von Nordwesten!"

„Du hätt'st ihn lassen sollen, wo Du ihn fandest!" sagte Ole trocken.

„Das heißt," entgegnete Hauke, „der neue Koog geht Dich nichts an; und darum sollte er nicht existiren. Das ist Deine eigne Schuld! Aber wenn wir Lahnungen legen müssen, um den alten Deich zu schützen, der grüne Klee hinter dem neuen bringt das übermäßig ein!"

„Was sagt Ihr, Deichgraf?" riefen die Gevollmächtigten; „Lahnungen? Wie viele denn? Ihr liebt es, alles beim theuersten Ende anzufassen!"

Die Karten lagen unberührt auf dem Tisch. „Ich will's Dir sagen, Deichgraf," sagte Ole Peters und stemmte beide Arme auf, „Dein neuer Koog ist ein fressend Werk, was Du uns gestiftet hast! Noch laborirt alles an den schweren Kosten Deiner breiten Deiche; nun frißt er uns auch den alten Deich, und wir sollen ihn verneuen! — Zum Glück ist's nicht so schlimm; er hat diesmal gehalten und wird es auch noch ferner thun! Steig' nur morgen wieder auf Deinen Schimmel und sieh es Dir noch einmal an!"

Hauke war aus dem Frieden seines Hauses hieher gekommen; hinter den immerhin noch gemäßigten Worten, die er eben hörte, lag — er konnte es nicht verkennen — ein zäher Widerstand, ihm war, als fehle ihm dagegen noch die alte Kraft. „Ich will thun, wie Du es räthst, Ole," sprach er; „nur fürcht' ich, ich werd' es finden, wie ich es heut' gesehen habe."

— Eine unruhige Nacht folgte diesem Tage; Hauke wälzte sich schlaflos in seinen Kissen. „Was ist Dir?" frug ihn Elke, welche die Sorge um ihren Mann wach hielt; „drückt Dich etwas, so sprich es von Dir; wir haben's ja immer so gehalten!"

„Es hat nichts auf sich, Elke!" erwiderte er, „am Deiche, an den Schleusen ist was zu repariren; Du weißt, daß ich das allzeit Nachts in mir zu verarbeiten habe." Weiter sagte er nichts; er wollte sich die Freiheit seines Handelns vorbehalten; ihm unbewußt war die klare Einsicht und der kräftige Geist seines Weibes ihm in seiner augenblicklichen Schwäche ein Hinderniß, dem er unwillkürlich auswich.

— — Am folgenden Vormittag, als er wieder auf den Deich hinauskam, war die Welt eine andre, als wie er sie Tags zuvor gefunden hatte: zwar war wieder hohl' Ebbe; aber der Tag war noch im Steigen, und eine lichte Frühlingssonne ließ ihre Strahlen fast senkrecht auf die unabsehbaren Watten fallen; die weißen Möven schwebten ruhig hin und wieder, und unsichtbar über ihnen, hoch unter dem azurblauen Himmel, sangen die Lerchen ihre ewige Melodie. Hauke, der nicht wußte, wie uns die Natur mit ihrem Reiz betrügen kann, stand auf der Nordwestecke des Deiches und suchte nach dem neuen Bett des Priehles, das ihn gestern so erschreckt hatte; aber bei dem vom Zenith herabschießenden Sonnenlichte fand er es anfänglich nicht einmal; erst da er gegen die blendenden Strahlen seine Augen mit der Hand beschattete, konnte er es nicht verkennen; aber dennoch, die Schatten in der gestrigen Dämmerung mußten ihn getäuscht haben; es kennzeichnete sich jetzt nur schwach; die bloßgelegte Mäusewirthschaft mußte mehr

als die Fluth den Schaden in dem Deich veranlaßt haben. Freilich, Wandel mußte hier geschafft werden; aber durch sorgfältiges Aufgraben, und wie Ole Peters gesagt hatte, durch frische Soden und einige Ruthen Strohbestickung war der Schaden auszuheilen.

„Es war so schlimm nicht," sprach er erleichtert zu sich selber, „Du bist gestern doch Dein eigner Narr gewesen!" — Er berief die Gevollmächtigten, und die Arbeiten wurden ohne Widerspruch beschlossen, was bisher noch nie geschehen war. Der Deichgraf meinte eine stärkende Ruhe in seinem noch geschwächten Körper sich verbreiten zu fühlen; und nach einigen Wochen war alles sauber ausgeführt.

Das Jahr ging weiter, aber je weiter es ging und je ungestörter die neugelegten Rasen durch die Strohdecke grünten, um so unruhiger ging oder ritt Hauke an dieser Stelle vorüber, er wandte die Augen ab, er ritt hart an der Binnenseite des Deiches; und endlich — mit den Händen hätte er alles wieder aufreißen mögen; wie ein Gewissensbiß, der außer ihm Gestalt gewonnen hatte, lag dies Stück des Deiches ihm vor Augen. Und doch, seine Hand konnte nicht mehr daran rühren; und Niemandem, selbst nicht seinem Weibe, durfte er davon reden. So war der September gekommen; Nachts hatte ein mäßiger Sturm getobt und war zuletzt nach Nordwest umgesprungen. An trübem Vormittag danach, zur Ebbzeit, ritt Hauke auf den Deich hinaus, und es durchfuhr ihn, als er seine Augen über die Watten schweifen ließ; dort, von Nordwest herauf, sah er plötzlich wieder, und schärfer und tiefer ausgewühlt, das gespenstische neue Bett des Priehles; so sehr er seine Augen anstrengte, es wollte nicht mehr weichen.

Als er nach Haus kam, ergriff Elke seine Hand: „Was hast Du, Hauke?" sprach sie, als sie in sein düstres Antlitz sah; „es ist doch kein neues Unheil? Wir sind jetzt so glücklich; mir ist, Du hast nun Frieden mit ihnen allen!"

Diesen Worten gegenüber vermochte er seine verworrene Furcht nicht in Worten kund zu geben.

„Nein, Elke," sagte er, „mich feindet Niemand an; es ist nur ein verantwortlich' Amt, die Gemeinde vor unseres Herrgotts Meer zu schützen."

Er machte sich los, um weiteren Fragen des geliebten Weibes auszuweichen. Er ging in Stall und Scheuer, als ob er alles revidiren müsse; aber er sah nichts um sich her; er war nur beflissen, seinen Gewissensbiß zur Ruhe, ihn sich selber als eine krankhaft übertriebene Angst zur Ueberzeugung zu bringen.

— — „Das Jahr, von dem ich Ihnen erzähle," sagte nach einer Weile mein Gastfreund, der Schulmeister, „war das Jahr 1756, das in dieser Gegend nie vergessen wird; im Hause Hauke Haiens brachte es eine Todte. Zu Ende des Septembers war in der Kammer, welche ihr in der Scheune eingeräumt war, die fast neunzigjährige Trien' Jans am Sterben. Man hatte sie nach ihrem Wunsche in den Kissen aufgerichtet, und ihre Augen gingen durch die kleinen bleigefaßten Scheiben in die Ferne; es mußte dort am Himmel eine dünnere Luftschicht über einer dichteren liegen; denn es war hohe Kimmung, und die Spiegelung hob in diesem Augenblick das Meer wie einen flimmernden Silberstreifen über den Rand des Deiches, so daß es blendend in die Kammer schimmerte; auch die Südspitze von Jeverssand war sichtbar.

Am Fußende des Bettes kauerte die kleine Wienke, und hielt mit der einen Hand sich fest an der ihres Vaters, der daneben stand. In das Antlitz der Sterbenden grub eben der Tod das hippokratische Gesicht, und das Kind starrte athemlos auf die unheimliche, ihr unverständliche Verwandlung des unschönen, aber ihr vertrauten Angesichts. „Was macht sie? Was ist das, Vater?" flüsterte sie angstvoll und grub die Fingernägel in ihres Vaters Hand.

„Sie stirbt!" sagte der Deichgraf.

„Stirbt!" wiederholte das Kind und schien in verworrenes Sinnen zu verfallen.

Aber die Alte rührte noch einmal ihre Lippen: „Jins! Jins!" und kreischend, wie ein Nothschrei, brach es hervor, und ihre knöchernen Arme streckten sich gegen die draußen flimmernde Meeresspiegelung: „Hölp mi! Hölp mi! Du bist ja bäwen Wäter .... Gott gnåd de Annern!"

Ihre Arme sanken, ein leises Krachen der Bettstatt wurde hörbar; sie hatte aufgehört zu leben.

Das Kind that einen tiefen Seufzer und warf die blassen Augen zu ihrem Vater auf: „Stirbt sie noch immer?" frug es.

„Sie hat es vollbracht!" sagte der Deichgraf und nahm das Kind auf seinen Arm: „Sie ist nun weit von uns, beim lieben Gott."

„Beim lieben Gott!" wiederholte das Kind und schwieg eine Weile, als müsse es den Worten nachsinnen. „Ist das gut, beim lieben Gott?"

„Ja, das ist das Beste." — In Hauke's Innern aber klang schwer die letzte Rede der Sterbenden: „Gott gnåd de Annern!"

Was wollte die alte Hexe? Sind denn die Sterbenden Propheten? — —

— — Bald, nachdem Trien' Jans oben bei der Kirche eingegraben war, begann man immer lauter von allerlei Unheil und seltsamem Geschmeiß zu reden, das die Menschen in Nordfriesland erschreckt haben sollte; und sicher war es, am Sonntage Lätare war droben von der Thurmspitze der goldne Hahn durch einen Wirbelwind herabgeworfen worden; auch das war richtig, im Hochsommer fiel, wie ein Schnee, ein groß Geschmeiß vom Himmel, daß man die Augen davor nicht aufthun konnte, und es hernach fast handhoch auf den Fennen lag, und hatte Niemand je so was gesehen; als aber nach Ende September der Großknecht mit Korn und die Magd Ann' Grethe mit Butter in die Stadt zu Markt gefahren waren, kletterten sie bei ihrer Rückkunft mit schreckensbleichen Gesichtern von ihrem Wagen. „Was ist? Was habt Ihr?" riefen die andern Dirnen, die hinausgelaufen waren, da sie den Wagen rollen hörten.

Ann' Grethe in ihrem Reise-Anzug trat athemlos in die geräumige Küche. „Nun, so erzähl' doch!" riefen die Dirnen wieder, „wo ist das Unglück los?"

„Ach, unser lieber Jesus wolle uns behüten!" rief Ann' Grethe. „Ihr wißt, von drüben, überm Wasser, das alt' Mariken vom Ziegelhof, wir stehen mit unserer Butter ja allzeit zusammen an der Apotheker-Ecke, die hat es mir erzählt, und Iven Johns sagte auch: „das gibt ein Unglück!" sagte er; „ein Unglück über ganz Nordfriesland; glaub' mir's, Ann' Greth! Und" — sie dämpfte ihre Stimme — „mit des Deichgrafs Schimmel ist's am Ende auch nicht richtig!"

„Scht! Scht!" machten die andern Dirnen.

— „Ja, ja; was kümmert's mich! Aber drüben, an der andern Seite, geht's noch schlimmer als bei uns! Nicht bloß Fliegen und Geschmeiß, auch Blut ist wie Regen vom Himmel gefallen; und da am Sonntag Morgen danach der Pastor sein Waschbecken vorgenommen hat, sind fünf Todtenköpfe, wie Erbsen groß, darin gewesen, und alle sind gekommen, um das zu sehen; im Monat Augusti sind grausige rothköpfige Raupenwürmer über das Land gezogen und haben Korn und Mehl und Brod und was sie fanden, weggefressen, und hat kein Feuer sie vertilgen können!"

Die Erzählerin verstummte plötzlich; keine der Mägde hatte bemerkt, daß die Hausfrau in die Küche getreten war. „Was redet Ihr da?" sprach diese. „Laßt das den Wirth nicht hören!" Und da sie alle jetzt erzählen wollten: „Es thut nicht noth; ich habe genug davon vernommen; geht an Euere Arbeit, das bringt Euch besseren Segen!" Dann nahm sie Ann' Greth mit sich in die Stube und hielt mit dieser Abrechnung über ihre Marktgeschäfte.

So fand im Hause des Deichgrafen das abergläubige Geschwätz bei der Herrschaft keinen Anhalt; aber in die übrigen Häuser, und je länger die Abende wurden, um desto leichter drang es mehr und mehr hinein. Wie schwere Luft lag es auf allen; und heimlich sagte man es sich, ein Unheil, ein schweres, würde über Nordfriesland kommen.

Es war vor Allerheiligen, im October. Tag über hatte es stark aus Südwest gestürmt; abends stand ein halber Mond am Himmel, dunkelbraune Wolken jagten überhin, und Schatten und trübes Licht flogen auf der Erde durcheinander; der Sturm war im Wachsen. Im Zimmer des Deichgrafen stand noch der geleerte Abendtisch; die Knechte waren in den Stall gewiesen, um dort des Viehes zu achten; die Mägde mußten im Hause und auf den Böden nachsehen, ob Thüren und Luken wohl verschlossen seien, daß nicht der Sturm hineinfasse und Unheil anrichte. Drinnen stand Hauke neben seiner Frau am Fenster; er hatte eben sein Abendbrot hinabgeschlungen; er war draußen auf dem Deich gewesen. Zu Fuße war er hinausgetrabt, schon früh am Nachmittag; spitze Pfähle und Säcke voll Klei oder Erde hatte er hie und dort, wo der Deich eine Schwäche zu verrathen schien, zusammentragen lassen; überall hatte er Leute angestellt, um die Pfähle einzurammen und mit den Säcken vorzudämmen, sobald die Fluth den Deich zu schädigen beginne; an dem Winkel zu Nordwesten, wo der alte und der neue Deich zusammenstießen, hatte er die meisten Menschen hingestellt; nur im Nothfall durften sie von den angewiesenen Plätzen weichen. Das hatte er zurückgelassen; dann, vor kaum einer Viertelstunde, naß, zerzaust, war er in seinem Hause angekommen, und jetzt, das Ohr nach den Windböen, welche die in Blei gefaßten Scheiben rasseln machten, blickte er wie gedankenlos in die wüste Nacht hinaus; die Wanduhr hinter ihrer Glasscheibe schlug eben acht. Das Kind, das neben der Mutter stand, fuhr zusammen und barg den Kopf in deren Kleider. „Claus!" rief sie weinend; „wo ist mein Claus?"

Sie konnte wohl so fragen; denn die Möve hatte, wie schon im vorigen Jahre, so auch jetzt ihre Winterreise nicht angetreten. Der Vater überhörte die Frage; die Mutter aber nahm das Kind auf ihren Arm. „Dein Claus ist in der Scheune," sagte sie; „da sitzt er warm."

„Warum?“ sagte Wienke, „ist das gut?“

— „Ja, das ist gut.“

Der Hausherr stand noch am Fenster: „Es geht nicht länger, Elke!“ sagte er; „ruf' eine von den Dirnen; der Sturm drückt uns die Scheiben ein; die Luken müssen angeschroben werden!“

Auf das Wort der Hausfrau war die Magd hinausgelaufen; man sah vom Zimmer aus, wie ihr die Röcke flogen; aber als sie die Klammern gelöst hatte, riß ihr der Sturm den Laden aus der Hand und warf ihn gegen die Fenster, daß ein paar Scheiben zersplittert in die Stube flogen und eins der Lichter qualmend auslosch. Hauke mußte selbst hinaus, zu helfen, und nur mit Noth kamen allmälig die Luken vor die Fenster. Als sie beim Wiedereintritt in das Haus die Thür aufrissen, fuhr eine Böe hinterdrein, daß Glas und Silber im Wandschrank durcheinander klirrten; oben im Hause über ihren Köpfen zitterten und krachten die Balken, als wolle der Sturm das Dach von den Mauern reißen. Aber Hauke kam nicht wieder in das Zimmer; Elke hörte, wie er durch die Tenne nach dem Stalle schritt. „Den Schimmel! Den Schimmel, John! Rasch!“ So hörte sie ihn rufen; dann kam er wieder in die Stube, das Haar zerzaust, aber die grauen Augen leuchtend. „Der Wind ist umgesprungen!“ rief er —, „nach Nordwest, auf halber Springfluth! Kein Wind; — wir haben solchen Sturm noch nicht erlebt!“

Elke war todtenblaß geworden: „Und Du mußt noch einmal hinaus?“

Er ergriff ihre beiden Hände und drückte sie wie im Krampfe in die seinen: „Das muß ich, Elke.“

Sie erhob langsam ihre dunkeln Augen zu ihm, und ein paar Secunden lang sahen sie sich an; doch war's wie eine Ewigkeit. „Ja, Hauke,“ sagte das Weib; „ich weiß es wohl, Du mußt!“

Da trabte es draußen vor der Hausthür. Sie fiel ihm um den Hals, und einen Augenblick war's, als könne sie ihn nicht lassen; aber auch das war nur ein Augenblick. „Das ist unser Kampf!“ sprach Hauke; „ihr seid hier sicher; an dies Haus ist noch keine Fluth gestiegen. Und bet' zu Gott, daß er auch mit mir sei!“

Hauke hüllte sich in seinen Mantel, und Elke nahm ein Tuch und wickelte es ihm sorgsam um den Hals; sie wollte ein Wort sprechen, aber die zitternden Lippen versagten es ihr.

Draußen wieherte der Schimmel, daß es wie Trompetenschall in das Heulen des Sturmes hineinklang. Elke war mit ihrem Mann hinausgegangen; die alte Esche knarrte, als ob sie auseinanderstürzen solle. „Steigt auf, Herr!“ rief der Knecht, „der Schimmel ist wie toll; die Zügel könnten reißen.“ Hauke schlug die Arme um sein Weib: „Bei Sonnenaufgang bin ich wieder da!“

Schon war er auf sein Pferd gesprungen; das Thier stieg mit den Vorderhufen in die Höhe; dann gleich einem Streithengst, der sich in die Schlacht stürzt, jagte es mit seinem Reiter die Werfte hinunter, in Nacht und Sturmgeheul hinaus. „Vater, mein Vater!“ schrie eine klägliche Kinderstimme hinter ihm darein: „Mein lieber Vater!“

Wienke war im Dunkeln hinter dem Fortjagenden hergelaufen; aber schon

nach hundert Schritten strauchelte sie über einen Erdhaufen und fiel zu Boden.

Der Knecht Iven Johns brachte das weinende Kind der Mutter zurück; die lehnte am Stamme der Esche, deren Zweige über ihr die Luft peitschten, und starrte wie abwesend in die Nacht hinaus, in der ihr Mann verschwunden war; wenn das Brüllen des Sturmes und das ferne Klatschen des Meeres einen Augenblick aussetzten, fuhr sie wie in Schreck zusammen; ihr war jetzt, als suche Alles nur, ihn zu verderben, und werde jäh verstummen, wenn es ihn gefaßt habe. Ihre Kniee zitterten, ihre Haare hatte der Sturm gelöst und trieb damit sein Spiel. „Hier ist das Kind, Frau!" schrie John ihr zu; „haltet es fest!" und drückte die Kleine der Mutter in den Arm.

„Das Kind? — Ich hatte Dich vergessen, Wienke!" rief sie; „Gott verzeih' mir's." Dann hob sie es an ihre Brust, so fest nur Liebe fassen kann, und stürzte mit ihr in die Kniee: „Herr Gott und Du mein Jesus, laß uns nicht Wittwe und nicht Waise werden! Schütz' ihn, o lieber Gott; nur Du und ich, wir kennen ihn allein!" Und der Sturm setzte nicht mehr aus; es tönte und donnerte, als solle die ganze Welt in ungeheuerem Hall und Schall zu Grunde gehen.

„Geht in das Haus, Frau!" sagte John; „kommt!" und er half ihnen auf und leitete die Beiden in das Haus und in die Stube.

— — Der Deichgraf Hauke Haien jagte auf seinem Schimmel dem Deiche zu. Der schmale Weg war grundlos; denn die Tage vorher war unermeßlicher Regen gefallen; aber der nasse saugende Klei schien gleichwohl die Hufen des Thieres nicht zu halten, es war als hätte es festen Sommerboden unter sich. Wie eine wilde Jagd trieben die Wolken am Himmel; unten lag die weite Marsch wie eine unerkennbare, von unruhigen Schatten erfüllte Wüste; von dem Wasser hinter dem Deiche, immer ungeheurer, kam ein dumpfes Tosen, als müsse es alles Andere verschlingen. „Vorwärts, Schimmel!" rief Hauke; „wir reiten unseren schlimmsten Ritt!"

Da klang es wie ein Todesschrei unter den Hufen seines Rosses. Er riß den Zügel zurück; er sah sich um: ihm zur Seite dicht über dem Boden, halb fliegend, halb vom Sturme geschleudert, zog eine Schar von weißen Möven, ein höhnisches Gegacker ausstoßend; sie suchten Schutz im Lande. Eine von ihnen — der Mond schien flüchtig durch die Wolken — lag am Weg zertreten: dem Reiter war's, als flattere ein rothes Band an ihrem Halse. „Claus!" rief er. War das Wienke's armer Claus? Hatte er Roß und Reiter erkannt und sich bei ihnen bergen wollen? — Der Reiter wußte es nicht. „Vorwärts!" rief er wieder, und schon hob der Schimmel zu neuem Rennen seine Hufen, da setzte der Sturm plötzlich aus, eine Todtenstille trat an seine Stelle; nur eine Secunde lang, dann kam es mit erneuter Wuth zurück; aber Menschenstimmen und verlorenes Hunde-Gebell waren inzwischen an des Reiters Ohr geschlagen, und als er rückwärts nach seinem Dorf den Kopf wandte, erkannte er in dem Mondlicht, das hervorbrach, auf den Werften und vor den Häusern Menschen an hochbeladenen Wagen umher hantirend; er sah, wie im Fluge, noch andere Wagen eilend nach der Geest hinauffahren; Gebrüll von Rindern traf sein Ohr, die aus den warmen Ställen nach dort hinaufgetrieben wurden. „Gott Dank! sie sind dabei, sich

und ihr Vieh zu retten!“ rief es in ihm; und dann mit einem Angstschrei: „Mein Weib! Mein Kind! — Nein, nein; auf unsere Werfte steigt das Wasser nicht!“

Aber nur ein Augenblick war es; nur wie eine Vision flog Alles an ihm vorbei.

Eine furchtbare Böe kam brüllend vom Meer herüber, und ihr entgegen stürmten Roß und Reiter den schmalen Akt zum Deich hinan. Als sie oben waren, stoppte Hauke mit Gewalt sein Pferd. Aber wo war das Meer? Wo Jeverssand? Wo blieb das Ufer drüben? — — Nur Berge von Wasser sah er vor sich, die dräuend gegen den nächtlichen Himmel stiegen, die in der furchtbaren Dämmerung sich übereinander zu thürmen suchten und über einander gegen das feste Land schlugen. Mit weißen Kronen kamen sie daher, heulend, als sei in ihnen der Schrei alles furchtbaren Raubgethiers der Wildniß. Der Schimmel schlug mit den Vorderhufen und schnob mit seinen Nüstern in den Lärm hinaus; den Reiter aber wollte es überfallen, als sei hier alle Menschenmacht zu Ende; als müsse jetzt die Nacht, der Tod, das Nichts hereinbrechen.

Doch er besann sich: es war ja Sturmfluth; nur hatte er sie selbst noch nimmer so gesehen; sein Weib, sein Kind, sie saßen sicher auf der hohen Werfte, in dem festen Hause; sein Deich aber — und wie ein Stolz flog es ihm durch die Brust — der Hauke-Haiendeich, wie ihn die Leute nannten, der mochte jetzt beweisen, wie man Deiche bauen müsse!

Aber — was war das? — Er hielt an dem Winkel zwischen beiden Deichen; wo waren die Leute, die er hieher gestellt, die hier die Wacht zu halten hatten? — Er blickte nach Norden den alten Deich hinauf; denn auch dorthin hatte er Einzelne beordert. Weder hier noch dort vermochte er einen Menschen zu erblicken; er ritt ein Stück hinaus, aber er blieb allein; nur das Wehen des Sturmes und das Brausen des Meeres bis hinaus in unermessene Ferne schlug betäubend an sein Ohr. Er wandte das Pferd zurück; er kam wieder zu der verlassenen Ecke und ließ seine Augen längs der Linie des neuen Deiches gleiten; er erkannte deutlich: langsamer, weniger gewaltig rollten hier die Wellen heran; fast schien's, als wäre dort ein ander Wasser. „Der soll schon stehen!“ murmelte er, und wie ein Lachen stieg es in ihm herauf.

Aber das Lachen verging ihm, als seine Blicke weiter an der Linie seines Deichs entlang glitten: an der Nordwestecke — was war das dort? Ein dunkler Haufen wimmelte durcheinander; er sah, wie es sich emsig rührte und drängte — kein Zweifel, es waren Menschen! Was wollten, was arbeiteten die jetzt an seinem Deich? — Und schon saßen seine Sporen dem Schimmel in den Weichen, und das Thier flog mit ihm dahin; der Sturm kam von der Breitseite; mitunter drängten die Böen so gewaltig, daß sie fast vom Deiche in den neuen Koog hinabgeschleudert wären; aber Roß und Reiter wußten, wo sie ritten. Schon gewahrte Hauke, daß wohl ein paar Dutzend Menschen in eifriger Arbeit dort beisammen seien, und schon sah er deutlich, daß eine Rinne quer durch den neuen Deich gegraben war. Gewaltsam stoppte er sein Pferd: „Halt!“ schrie er; „halt! Was treibt Ihr hier für Teufelsunfug?“

Sie hatten in Schreck die Spaten ruhen lassen, als sie auf einmal den Deich-

graf unter sich gewahrten; seine Worte hatte der Sturm ihnen zugetragen, und er sah wohl, daß mehrere ihm zu antworten strebten; aber er gewahrte nur ihre heftigen Gebärden; denn sie standen Alle ihm zur Linken, und was sie sprachen, nahm der Sturm hinweg, der hier draußen jetzt die Menschen mitunter wie im Taumel gegen einander warf, so daß sie sich dicht zusammenscharten. Hauke maß mit seinen raschen Augen die gegrabene Rinne und den Stand des Wassers, das, trotz des neuen Profiles, fast an die Höhe des Deichs hinaufklatschte und Roß und Reiter überspritzte. Nur noch zehn Minuten Arbeit — er sah es wohl — dann brach die Hochfluth durch die Rinne und der Hauke-Haienkoog wurde vom Meer begraben!

Der Deichgraf winkte einem der Arbeiter an die andere Seite seines Pferdes. „Nun, so sprich!" schrie er, „was treibt Ihr hier, was soll das heißen?"

Und der Mensch schrie dagegen: „Wir sollen den neuen Deich durchstechen, Herr! damit der alte Deich nicht bricht!"

„Was sollt Ihr?"

— „Den neuen Deich durchstechen!"

„Und den Koog verschütten? — Welcher Teufel hat Euch das befohlen?"

„Nein, Herr, kein Teufel; der Gevollmächtigte Ole Peters ist hier gewesen; der hat's befohlen!"

Der Zorn stieg dem Reiter in die Augen: „Kennt Ihr mich?" schrie er. „Wo ich bin, hat Ole Peters nichts zu ordiniren! Fort mit Euch! An Euere Plätze, wo ich Euch hingestellt!"

Und da sie zögerten, sprengte er mit seinem Schimmel zwischen sie: „Fort, zu Euerer oder des Teufels Großmutter!"

„Herr, hütet Euch!" rief Einer aus dem Haufen und stieß mit seinem Spaten gegen das wie rasend sich gebärdende Thier; aber ein Hufschlag schleuderte ihm den Spaten aus der Hand, ein Anderer stürzte zu Boden. Da plötzlich erhob sich ein Schrei aus dem übrigen Haufen, ein Schrei, wie ihn nur die Todesangst einer Menschenkehle zu entreißen pflegt; einen Augenblick war Alles, auch der Deichgraf und der Schimmel wie gelähmt; nur ein Arbeiter hatte gleich einem Wegweiser seinen Arm gestreckt; der wies nach der Nordostecke der beiden Deiche, dort wo der neue auf den alten stieß. Nur das Tosen des Sturmes und das Rauschen des Wassers war zu hören. Hauke drehte sich im Sattel: was gab das dort? Seine Augen wurden groß: „Herr Gott! Ein Bruch! Ein Bruch im alten Deich!"

„Euere Schuld, Deichgraf!" schrie eine Stimme aus dem Haufen: „Euere Schuld! Nehmt's mit vor Gottes Thron!"

Hauke's zornrothes Antlitz war todtenbleich geworden; der Mond, der es beschien, konnte es nicht bleicher machen; seine Arme hingen schlaff, er wußte kaum, daß er den Zügel hielt. Aber auch das war nur ein Augenblick; schon richtete er sich auf, ein hartes Stöhnen brach aus seinem Munde; dann wandte er stumm sein Pferd, und der Schimmel schnob und raste ostwärts auf dem Deich mit ihm dahin. Des Reiters Augen flogen scharf nach allen Seiten; in seinem Kopfe wühlten die Gedanken: Was hatte er für Schuld vor Gottes Thron zu tragen? — Der Durchstich des neuen Deichs — vielleicht, sie hätten's

fertig gebracht, wenn er sein Halt nicht gerufen hätte; aber — es war noch eins, und es schoß ihm heiß zu Herzen, er wußte es nur zu gut — im vorigen Sommer, hätte damals Ole Peters' böses Maul ihn nicht zurückgehalten — da lag's! Er allein hatte die Schwäche des alten Deichs erkannt; er hätte trotz alledem das neue Werk betreiben müssen: „Herr Gott, ja ich bekenn' es," rief er plötzlich laut in den Sturm hinaus, „ich habe meines Amtes schlecht gewartet!"

Zu seiner Linken, dicht an des Pferdes Hufen, tobte das Meer; vor ihm, und jetzt in voller Finsterniß, lag der alte Koog mit seinen Werften und heimathlichen Häusern; das bleiche Himmelslicht war völlig ausgethan; nur von einer Stelle brach ein Lichtschein durch das Dunkel. Und wie ein Trost kam es an des Mannes Herz; es mußte von seinem Haus herüber scheinen, es war ihm wie ein Gruß von Weib und Kind. Gottlob, die saßen sicher auf der hohen Werfte! Die Andern, gewiß, sie waren schon im Geestdorf droben; von dorther schimmerte so viel Lichtschein, wie er niemals noch gesehen hatte; ja selbst hoch oben aus der Luft, es mochte wohl vom Kirchthurm sein, brach solcher in die Nacht hinaus. „Sie werden Alle fort sein, Alle!" sprach Hauke bei sich selber; „freilich auf mancher Werfte wird ein Haus in Trümmern liegen, schlechte Jahre werden für die überschwemmten Fennen kommen; Siele und Schleusen zu repariren sein! Wir müssen's tragen, und ich will helfen, auch denen, die mir Leids gethan; nur, Herr, mein Gott, sei gnädig mit uns Menschen!"

Da warf er seine Augen seitwärts nach dem neuen Koog; um ihn schäumte das Meer; aber in ihm lag es wie nächtlicher Friede. Ein unwillkürliches Jauchzen brach aus des Reiters Brust: „Der Hauke-Haiendeich, er soll schon halten; er wird es noch nach hundert Jahren thun!"

Ein donnerartiges Rauschen zu seinen Füßen weckte ihn aus diesen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das? — Das Pferd sprang zurück, und er fühlte es, ein Deichstück stürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die Augen auf und schüttelte alles Sinnen von sich: er hielt am alten Deich, der Schimmel hatte mit den Vorderhufen schon darauf gestanden. Unwillkürlich riß er das Pferd zurück; da flog der letzte Wolkenmantel von dem Mond, und das milde Gestirn beleuchtete den Graus, der schäumend, zischend vor ihm in die Tiefe stürzte, in den alten Koog hinab.

Wie sinnlos starrte Hauke darauf hin; eine Sündfluth war's, um Thier' und Menschen zu verschlingen. Da blinkte wieder ihm der Lichtschein in die Augen; es war derselbe, den er vorhin gewahrt hatte; noch immer brannte der auf seiner Werfte; und als er jetzt ermuthigt in den Koog hinabsah, gewahrte er wohl, daß hinter dem sinnverwirrenden Strudel, der tosend vor ihm hinabstürzte, nur noch eine Breite von etwa hundert Schritten überfluthet war; dahinter konnte er deutlich den Weg erkennen, der vom Koog heran führte. Er sah noch mehr: ein Wagen, nein, eine zweiräderige Carriole kam wie toll gegen den Deich herangefahren; ein Weib, ja auch ein Kind saßen darin. Und jetzt — war das nicht das kreischende Gebell eines kleinen Hundes, das im Sturm vorüberflog? Allmächtiger Gott! Sein Weib, sein Kind waren es; schon kamen sie dicht heran, und die schäumende Wassermasse drängte auf sie zu. Ein Schrei,

ein Verzweiflungsschrei brach aus der Brust des Reiters: „Elke!" schrie er; „Elke! Zurück! Zurück!"

Aber Sturm und Meer waren nicht barmherzig, ihr Toben zerwehte seine Worte; nur seinen Mantel hatte der Sturm erfaßt, es hätte ihn bald vom Pferd herabgerissen; und das Fuhrwerk flog ohne Aufenthalt der stürzenden Fluth entgegen. Da sah er, daß das Weib wie gegen ihn hinauf die Arme streckte. Hatte sie ihn erkannt? Hatte die Sehnsucht, die Todesangst um ihn sie aus dem sicheren Haus getrieben? Und jetzt — rief sie ein letztes Wort ihm zu? — Die Fragen fuhren durch sein Hirn; sie blieben ohne Antwort: von ihr zu ihm, von ihm zu ihr waren die Worte all' verloren; nur ein Brausen wie vom Weltenuntergang füllte ihre Ohren und ließ keinen andern Laut hinein.

„Mein Kind! O Elke, o getreue Elke!" schrie Hauke in den Sturm hinaus. Da sank aufs Neu' ein großes Stück des Deiches vor ihm in die Tiefe, und donnernd stürzte das Meer sich hinterdrein; noch einmal sah er drunten den Kopf des Pferdes, die Räder des Gefährtes aus dem wüsten Gräuel emportauchen und dann quirlend darin untergehen. Die starren Augen des Reiters, der so einsam auf dem Deiche hielt, sahen weiter nichts. „Das Ende!" sprach er leise vor sich hin; dann ritt er an den Abgrund, wo unter ihm die Wasser, unheimlich rauschend, sein Heimathsdorf zu überfluthen begannen; noch immer sah er das Licht von seinem Hause schimmern; es war ihm wie entseelt. Er richtete sich hoch auf und stieß dem Schimmel die Sporen in die Weichen; das Thier bäumte sich, es hätte sich fast überschlagen; aber die Kraft des Mannes drückte es herunter. „Vorwärts!" rief er noch einmal, wie er es so oft zum festen Ritt gerufen hatte: „Herr Gott, nimm mich; verschon' die Andern!"

Noch ein Sporenstich; ein Schrei des Himmels, der Sturm und Wellenbrausen überschrie; dann unten aus dem hinabstürzenden Strom ein dumpfer Schall, ein kurzer Kampf.

Der Mond sah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr, als nur die wilden Wasser, die bald den alten Koog fast völlig überfluthet hatten. Noch immer aber ragte die Werfte von Hauke Haien's Hofstatt aus dem Schwall hervor, noch schimmerte von dort der Lichtschein, und von der Geest her, wo die Häuser allmälig dunkel wurden, warf noch die einsame Leuchte aus dem Kirchthurm ihre zitternden Lichtfunken über die schäumenden Wellen."

Der Erzähler schwieg; ich griff nach dem gefüllten Glase, das seit lange vor mir stand; aber ich führte es nicht zum Munde; meine Hand blieb auf dem Tische ruhen.

„Das ist die Geschichte von Hauke Haien," begann mein Wirth noch einmal, „wie ich sie nach bestem Wissen nur berichten konnte. Freilich die Wirthschafterin unseres Deichgrafen würde sie Ihnen anders erzählt haben; denn auch das weiß man zu berichten: jenes weiße Pferdsgerippe ist nach der Fluth wiederum, wie vormals, im Mondenschein auf Jevershallig zu sehen gewesen; das ganze Dorf will es gesehen haben. — So viel ist sicher: Hauke Haien mit Weib und Kind ging unter in dieser Fluth; nicht einmal ihre Grabstätte hab' ich droben auf

dem Kirchhof finden können; die todten Körper werden von dem abströmenden Wasser durch den Bruch ins Meer hinausgetrieben und auf dessen Grunde allmälig in ihre Urbestandtheile aufgelöst sein — so haben sie Ruhe vor den Menschen gehabt. Aber der Hauke-Haiendeich steht noch jetzt nach hundert Jahren, und wenn Sie morgen ostwärts nach der Stadt reiten und die halbe Stunde Umweg nicht scheuen wollen, so werden Sie ihn unter den Hufen Ihres Pferdes haben.

Der Dank, den einstmals Jeve Manners bei den Enkeln seinem Erbauer versprochen hatte, ist, wie Sie gesehen haben, ausgeblieben; denn so ist es, Herr: dem Sokrates gaben sie ein Gift zu trinken und unseren Herrn Christus schlugen sie an das Kreuz! Das geht in den letzten Zeiten nicht mehr so leicht; aber — einen Gewaltsmenschen oder einen bösen stiernackigen Pfaffen zum Heiligen, oder einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachsen war, zum Spuk und Nachtgespenst zu machen — das geht noch alle Tage."

Als das ernsthafte Männlein das gesagt hatte, stand es auf und horchte nach draußen. „Es ist dort etwas anders geworden," sagte er und zog die Wollbecke vom Fenster; es war heller Mondschein. „Seht nur," fuhr er fort, „dort kommen die Gevollmächtigten zurück; aber sie zerstreuen sich, sie gehen nach Hause; — drüben am andern Ufer muß ein Bruch geschehen sein; das Wasser ist gefallen."

Ich blickte neben ihm hinaus; die Fenster hier oben lagen über dem Rand des Deiches; es war, wie er gesagt hatte. Ich nahm mein Glas und trank den Rest: „Haben Sie Dank für diesen Abend!" sagte ich; „ich denk', wir können ruhig schlafen!"

„Das können wir;" entgegnete der kleine Herr; „ich wünsche von Herzen eine wohlschlafende Nacht!"

— — Beim Hinabgehen traf ich unten auf dem Flur den Deichgrafen; er wollte noch eine Karte, die er in der Schenkstube gelassen hatte, mit nach Hause nehmen. „Alles vorüber!" sagte er. „Aber unser Schulmeister hat Ihnen wohl schön was weiß gemacht; er gehört zu den Aufklärern!"

— „Er scheint ein verständiger Mann!"

„Ja, ja, gewiß; aber Sie können Ihren eigenen Augen doch nicht mißtrauen; und drüben an der anderen Seite, ich sagte es ja voraus, ist der Deich gebrochen!"

Ich zuckte die Achseln: „Das muß beschlafen werden! Gute Nacht, Herr Deichgraf!"

Er lachte: „Gute Nacht!"

— — Am andern Morgen, beim goldensten Sonnenlichte, das über einer weiten Verwüstung aufgegangen war, ritt ich über den Hauke-Haien-Deich zur Stadt hinunter.

Attische Studien.

Von

Arthur Milchhöfer.

II.

Athen. Anfahrt. Oertliche und historische Gliederung Athens. Aufschwung der Stadt. Gesellschaft. Die Bevölkerung und ihr Treiben. Das alte Athen im neuen. Die Akropolis.

Wer sich zur See den athenischen Gestaden nähert (sei es nach achtundvierzigstündiger Ueberfahrt von Brindisi, sei es am vierten Tage seiner Abreise von Triest oder Neapel), findet hinlänglich Muße zur Sammlung und Vorbereitung auf die denkwürdigen Eindrücke, welche seiner warten. Was der Reisende bisher gesehen hat auf seiner Rundfahrt um den Peloponnes, bot der Phantasie nur wenig Anknüpfungspunkte. In das blaue Meer sinkende Bergmassen mit mannigfaltigen Vorsprüngen und zurücktretenden Gipfeln, gelb und röthlich, oder vielfarbig in der Beleuchtung, violett, purpurn, auch dunkel, je nach dem Stand der Sonne, aber kahl und unwirthlich, meist ohne jegliche Spur von Bewohnung oder Anbau, mehr drohend und abwehrend.

Man fragt sich, wie innerhalb so rauher Schale ein so vielgestaltiges Leben, wie die hellenische Cultur, erwachsen und ausreifen konnte.

Da entwickelt sich aus der Anschauung bald das erste historische Erinnerungsbild. Uns kommt in den Sinn, daß ja fast alle ältesten, lebensfähigen Keime griechischer Ansiedelung sich nicht unmittelbar am offenen Schauplatz des Meeres, sondern in einer gewissen Stille und Zurückgezogenheit, gleichsam von innen heraus gebildet haben, wie die Hellenen auf ihrer Wanderung selber erst vom Binnenland zum Meere herabgestiegen sind. Dazu kamen die Zustände des Faustrechts zur See, des Corsarenthums, welche in den Anfängen griechischer Geschichte herrschten und während des Mittelalters eine zweite, noch heute nicht gehobene Entvölkerung der Meeresufer herbeigeführt haben.

Diese Beobachtungen finden sofort ihre Anwendung auf Athen und sein Verhältniß zur Küste, welche nun allmälig in unseren Gesichtskreis getreten ist.

Wir sind auf der Höhe der Landenge von Salamis, das sich zur Linken felsig emporthürmt. Die kleine Insel mit ihrem Leuchtthurm, an welcher wir

nahe vorbeifahren, ist Psyttaleia, wo die Edelsten der Perser in jener welthistorischen Seeschlacht ihre letzte Zuflucht suchten. So begrüßt uns Attika, noch ehe wir das Land betreten, mit einer seiner ruhmreichsten Erinnerungen.

Die fruchtbare Ebene vor uns, ein tiefes, sanft aufsteigendes Rechteck, wird von den vier, im vorigen Abschnitt charakterisirten Bergzügen umrahmt: nach rückwärts: Parnes und Pentelikon, rechts Hymettos, der Korydallos zur Linken. Die ganze Aufmerksamkeit des ahnenden, sehnenden Blickes aber fesselt nun im Mittelgrunde der Ebene eine Gruppe scharf gezeichneter, sich verschiebender Höhen, im Gesammtbilde einer gelagerten Sphinx nicht unähnlich, mit Haupt- und fließender Rückenlinie, ähnlich, wie Capri, das schönste Eiland Italiens, sich aus dem Meere hebt. Die Einsattelung des Rückens aber trägt einen auffallenden Schmuck, dessen Erkennen das Herz höher klopfen macht. Deutlich, trotz der Entfernung von mehr als einer geographischen Meile, erheben sich in hellgoldigen Tönen Marmorsäulen, darauf Gebälk und Giebel: der Parthenon auf der Akropolis von Athen.

Vorläufig bleibt uns nicht Zeit, weitere Räthsel jener athenischen Sphinx zu lösen: ein Mastenwald, bisher verdeckt von den zangenförmigen Felsvorsprüngen des attischen Hafens, taucht vor uns auf, und bereits fahren wir in den Piräus ein. Eine Flottille von Barken überfällt uns; im Nu ist das Verdeck piratenartig gestürmt und von einer Schar durcheinander tobender und schreiender Menschen erfüllt. Diese für den Neuling aufregende, an sich harmlose Scene — es gilt den Vorzug, unser Gepäck ans Land zu fahren — wiederholt sich in allen großen Häfen des Orients. Hier ist es nicht weniger turbulent wie im goldenen Horn zu Constantinopel. Wir treffen mit Ruhe unsere Entscheidung und fahren ans Land. Welch' ein Gewimmel auf der glatten, tiefblauen Fläche des Hafenbeckens und drüben am Saume des Quais! Welch' ein Umschwung seit fünfzig Jahren! Damals, so berichten Augenzeugen, nach Beendigung des Freiheitskrieges, bedeckten das Ufer ein Zollgebäude, ein paar Bretterhäuser, die als Schenken dienten und das zerschossene Kloster St. Spiridon; auf der öden Wasserfläche schaukelten sich die Möven; kaum eine Barke war zu sehen. Das Aufblühen des Piräus seit jener Zeit ist einzigartig und nur mit amerikanischen Zuständen vergleichbar. Flaggen aller Nationen wehen auf den Schiffen; der Piräus ist einer der besten Häfen der Welt und beherbergt Kriegsdampfer, Paketboote von jedem Tiefgang. Eine saubere Stadt von 30000 Einwohnern, gehoben durch das mannigfaltige Terrain, steigt in Theaterform empor.

Vom Piräus führt eine Eisenbahn in fünfzehn Minuten nach Athen. Wir rollen der Metropole in raschem Fuhrwerk entgegen. Unser Fahrweg läuft auf den jetzt unsichtbaren Resten der nördlichen langen Mauer, welche im Alterthum mit einem parallelen Werke Athen und den Hafen Piräus zu einer gewaltigen Doppelstadt zusammenschmiedete. Eine unfruchtbare Zone mit hartem Seegras, welche wir zuerst durchschneiden, erinnert uns daran, daß der heutige Hafen erst durch Anschwemmung mit dem Festlande verwachsen ist. Ein Ausläufer des berühmten Oelwaldes nimmt uns ein Stück Weges auf, feinblätterige, graue Laubkronen auf knorrigen, vom Alter geborstenen, durchwachsenem Felsen gleichenden Stämmen.

Allmälig haben sich die Höhen in dem Wandelbild zu unserer Rechten auseinandergetheilt. Der mittlere, altarähnlich emporwachsende, trägt eine säulengeschmückte Marmorfaçade mit vorspringenden Flügeln, die Propyläen, das gastliche Festthor der Akropolis, hinter welchem sich Parthenon, Erechtheustempel und andere Herrlichkeiten bergen. Den kühnen Tafelberg flankiren rechts und links zwei Bergpyramiden, Lykabettos und Nymphenhügel. Jede dieser Höhen verkündet schon von ferne eine der drei Hauptepochen, welche die Geschichte Athens bis auf den heutigen Tag durchlaufen hat. Predigt die Akropolis von den Zeiten des Perikles, so bedeutet das Kirchlein des hl. Georg auf der Spitze des Lykabettos das lange Mittelalter. Wie durch die wüsten Zeiten der Barbarei dem Volke fast nur die einigende Macht seiner Religion und seines Cultus leuchtete, so strahlt noch heute das Lämpchen des Einsiedlers dort oben Nachts bis weit über das Meer hinaus, wo es von den Seefahrern oft für einen Stern gehalten wird. Den dritten Hügel aber krönt der Kuppelbau der neuen Sternwarte, und diese mag uns die aufstrebende Bildungsrichtung der neuen Zeit versinnlichen.

Das neue Athen, das mittelalterliche und das alte, sie sind auch zu ebener Erde ziemlich bestimmt geschieden, nicht innig verwachsen wie Rom. Ich kenne überhaupt nicht größere Gegensätze als die, welche zwischen der geistigen und der weltlichen Beherrscherin des Alterthums bestehen. Was dort groß ist, erscheint hier gering und umgekehrt. In Rom wehen uns die Schauer von Jahrhunderten an, hier drängt sich fast Alles auf eine einzige, glanzhelle Epoche zusammen.

Schon in der Raumdisposition, der natürlichsten Unterlage, sind sich die beiden antiken Großstädte unähnlich genug: dort in weiter Campagna ein Complex von Tuffhügeln ohne klare, bedeutende Formen, hier in bergumkränzter, nicht zu ausgedehnter Ebene Bildungen von so ausgeprägtem Charakter und durchsichtiger Gliederung, daß man das Spiel der Kräfte zu durchschauen meint, welche sie formten, und dieselben in Bewegung zurückübersetzen möchte. Da zieht von Norden, mitten durch das flachere Land, die Erhebungsreihe der „Turkowuni" (Türkenberge) heran, gleich einem Wellenkamm. Im Lykabettos bäumt er sich hoch und spitz empor, fällt dann in ein flaches gewölbtes Thal hinab, um sich in der Akropolis wie mit einer Krönung wieder zu erheben. Noch zwei Mal folgen in geringeren Intervallen (als ob die Kraft nachließe) Senkung und Hebung. Von den beiden letzten Hebungen ist die eine der Areopag, die Stätte des Gerichts und der Eumeniden, der zweite jener schon genannte Nymphen- oder Sternwartenhügel. Mit ihm vereinigt sich in südlichem Bogen eine zweite Hügelwelle (das „Pnyx-Gebirge") mit ganz entsprechenden Theilungen. Ein heut trockenes Flußbett, der sagenberühmte Ilissos, umzieht dieselbe wie ein breiter Wallgraben und bezeichnet zugleich den Südrand Alt-Athens.

Athen hat sich dem sprüchwörtlichen „Zug nach Westen" unserer modernen Großstädte niemals angeschlossen, auch nicht in neuerer Zeit.

Die älteste Stadt lag im Süden der Burg. Ehrwürdigen Steinrunen einer vorhistorischen Ansiedelung begegnen wir noch heut im Felsgebiete der „Pnyx". Doch schon hundert Jahre vor Perikles finden wir den Schwerpunkt des städtischen Lebens nach Norden über die Hügelkette hinaus verschoben. Hier, wo die Fluth des städtischen Lebens im Alterthum ihren höchsten Stand erreichte, finden wir

nach einem Jahrtausend in engen Grenzen die stagnirenden Reste von Bewohnungen wieder, welche die Zeit überdauert haben.

Und als der neue Aufschwung beginnt, als Athen vor fünfundfünfzig Jahren Residenzstadt des jungen Königreiches wird, da setzt sich die Bewegung in der gleichen nördlichen Richtung fort, übersteigt die Fundamente der alten Stadtmauern und breitet sich noch heute immer weiter zwischen Oelwald und Turkowuni aus.

Neu-Athen ist heute eine große Stadt, welche die Zahl der freien Einwohner in ihrer Glanzzeit im Alterthum, etwa 100000, bereits eingeholt hat. Das Lohnfuhrwerk Athens könnte den Neid des Berliners herausfordern, Omnibus, Pferdebahn, selbst Dampfwagen durchziehen die Straßen. Keine Stadt der Welt kann sich in Verschwendung des edelsten Baumaterials, des pentelischen Marmors, mit Athen vergleichen, und die meisten Neubauten sind Paläste, Villen und stattliche Bürgerhäuser. Das königliche Schloß, noch von König Otto gebaut, ist von den mächtigsten Dimensionen. Athen besitzt zwei Ausstellungsgebäude, zahlreiche wissenschaftliche und humanitäre Institute, die sämmtlich Monumentalbauten sind: Universität, Akademie, Polytechnikum, Museen, Sternwarte, Gymnasien, Mädcheninstitut, Waisen- und Krankenhäuser; unter den Gasthöfen nehmen mehrere einen hohen Rang ein.

Und doch fehlt es Athen an allen materiellen Vorbedingungen zu großstädtischer Entwicklung. Athen steht nicht im Kreuzungspunkt des Weltverkehrs, ist kein Sammel- und Ausfuhrort von Producten, keine Stätte der Industrie. Wir haben keine Veranlassung, es zu bedauern, daß die erhaltenen Denkmäler Athens wenigstens vom Qualm der Schornsteine verschont bleiben sollen, daß es kein Arbeiterproletariat gibt, daß keine Miethskasernen aufsteigen, sondern stattliche Wohnungen mit Bequemlichkeit sich ausbreiten.

Aber woher denn der rapide Aufschwung und alle jene Anstalten und Denkmäler einer geistigen Cultur? Aehnliche Erscheinungen wie in Amerika, pflegen sich doch sonst erst auf den materiellen Grundlagen gewissermaßen als Ueberschuß zu erheben; hier erleben wir das umgekehrte Schauspiel; Griechenland ist doch wahrlich kein reicher Staat!

Wir können sagen, Athen verdankt seine Größe und Wohlfahrt lediglich der nationalen Idee und dem Ruhme seines Namens. Das neue Griechenland war unwiderstehlich genöthigt, so gefährlich der Vergleich immer sein mochte, in die Bahn der alten Traditionen auch äußerlich wieder einzutreten, wenn es auf den Anspruch echter Descendenz nicht verzichten wollte.

Wie die geistige Bedeutung Athens das Lebenselixir war, welches die Stadt lange nach dem Untergang ihrer politischen Freiheit als umworbene, gehätschelte, mit prachtvollen Denkmälern geschmückte Berühmtheit erhielt, von den Fürsten nach Alexander bis auf den Kaiser Hadrian, so zehrt Athen auch heute wieder an dem gleichen Erbtheil. Vor allem beeilten sich die reichen Griechen des Auslandes, der Hauptstadt in ihrer Heimath einen freiwilligen Zehnten als Ehrenschuld zu widmen. Alle jene großartigen Anstalten, deren ich Erwähnung that, und noch viele andere sind Privatstiftungen. In dem Gemeinsinne, dem untrennbaren Zusammenhang des Griechen in der Diaspora mit seiner Heimath, enthüllt sich uns einer der schönsten Züge des griechischen Volkscharakters.

Dieselben Elemente, Kapitalisten aus London, Wien und Marseille, Phanarioten aus Constantinopel, dazu einige reiche Grundbesitzer sind es auch, welche es lieben, sich in dem einzigen Landescentrum mit europäischer Cultur niederzulassen und welche hier den vornehmsten Theil der, durch zahlreiche Fremde vermehrten, eigentlichen „Gesellschaft" bilden. Einen Adelsstand gibt es verfassungsmäßig in Griechenland nicht, die Sprache entbehrt selbst jeder Bezeichnung dafür.

Die Verkehrssprache in höheren Kreisen ist vorwiegend französisch, wie auch der gesammte äußere Zuschnitt der Umgangsformen und der Tracht. Eine stark internationale Beimischung ist überhaupt nicht zu verkennen; man denke an das Beispiel des Hofes: König Georg ist Däne, die Königin Olga russische Großfürstin; das hohe Paar verkehrt unter sich in deutscher, mit den Kindern in englischer, außerhalb der Familie meist in französischer und griechischer Sprache.

Alle geistige Bildung dagegen, Erziehung, Wissenschaft und Kunst hat ihren Schwerpunkt seit Beginn der siebziger Jahre immer entschiedener in Deutschland gefunden. Daß der Gelehrte, welcher zu höheren Stufen emporsteigen will, seine Ausbildung in Deutschland selbst vollendet, gehört heute zu den natürlichen Erfordernissen, nicht bloß für den Philologen, sondern auch für Theologen, Naturforscher, Juristen, Aerzte, die sich früher zum guten Theil noch nach Frankreich wandten. Ich kenne keine nichtgermanische Nation, in welcher weite Kreise sich der deutschen Sprache gleich vollkommen und allgemein bemächtigt hätten. — Deutsch ist auch im Lande die Methode des Unterrichts, deutsche Melodieen erklingen zu den griechischen Liedertexten der Schulkinder, und nicht weniger als siebzig deutsche Erzieherinnen walten zu Athen und Piräus ihres Amtes. Auch die deutsche Colonie zu Athen ragt unter allen übrigen weit hervor; die Importgeschäfte sind vorwiegend in bewährten deutschen Händen.

Leicht möchte das bisher Gesagte den Anschein erwecken, Neu-Athen sei ein stiller Ort in der Weise unserer mitteldeutschen Residenzen und anderer „künstlichen Städte", wie der Socialpolitiker Riehl sie so treffend geschildert hat. Doch ist dies keineswegs der Fall. Pulsirt das Leben unter südlichen Himmelsstrichen überhaupt schon mehr auf der Straße, so erhält Athen als Hauptmarkt der Provinz und als politisches Centrum, zu dem alle Interessen des Landes convergiren, noch einen besonderen Zuwachs an öffentlichem Getriebe.

Vom frühesten Morgen entwickelt sich auch in den vornehmeren Straßen ein wandelnder, schreiender Bazar. Es gibt wenig Dinge, die nicht auf diesem rhetorisch-peripatetischen Wege verkauft werden. Lange ehe die Sonne sich über dem Hymettos erhebt, ertönt der einförmige Ruf des Verkäufers von Salépi, dem süßlichen, aus der Salepwurzel gekochten Morgentrunk aller Frühaufsteher. Gruppen von Ziegen wandern auf den Trottoirs einher zum Zwecke des Milchausschanks. Es kommen die Früchte- und Gemüseverkäufer aus den Gartendörfern, hochbepackte Eselein vor sich hertreibend und ihre Waare ausschreiend, jede in besonderem Tonfall. In keiner Jahreszeit fehlt es an frischen Producten. Es kommen von den Bergen die Kohlenbrenner und Reisighändler, deren Thiere unter Thymian und anderem Strauchwerk beinahe verschwinden. Blachen mit frischem Ziegen- und Schafskäse oder dem gegohrenen Yaiirti. Kattune und Teppiche werden oft in ganzen Auslagen über die Straßen geschleppt; Alles strengt seine

Stimme an, nicht zum wenigsten das tobende Heer der Zeitungsjungen. Kurz, Athen liegt nicht umsonst mitten inne zwischen den classischen Städten des Straßenlärms, Neapel und Constantinopel. Wer den Altan auf der Ostecke der Akropolis betritt, steil unter sich das Häusergewirr, dem tönt eben dieselbe, in einen langgezogenen brausenden Ton zusammenfließende Stimme des Verkehrs entgegen, wie von Capodimonte oder St. Elmo in Neapel und vom Galatathurm am goldnen Horn.

Tiefer geht freilich die Aehnlichkeit des Volkslebens nicht. Der Grieche ist gleich weit entfernt von der Gelassenheit des Orientalen wie von der aus alter Cultur erworbenen Freiheit und Leichtlebigkeit des Italieners. Wo hier volle, ausgeprägte Natur sich gibt, zeigt die Beweglichkeit des Griechen weniger Harmonie, etwas Unfertiges, das nach Ergänzung und Ausfüllung sucht, und mehr Nervosität. Aeußerungen dieses Wesens betrachte ich an dieser Stelle nur soweit, als sie die Physiognomie Athens angehen, und dies gilt in erster Linie von der Politik, welche hier mehr und uneingeschränkter als irgendwo in der Welt auf den Gassen und in den Kaffeehäusern ihr Wesen treibt. Kaffeehaus und Politik gehören eigentlich untrennbar zusammen; sie stehen in Wechselbeziehung wie Raum und Inhalt. Was ist das Kaffeehaus des Atheners? Zunächst die Stätte, vor und in welcher für 5—15 Lepta (3½—10 Pfennige) der dicke, schwarze orientalische Trank in kleinen Tassen ausgeschenkt wird, auch ein Mastixschnaps, welchen Genuß die Papiercigarette oder ein Nargileh, die Wasserpfeife, begleiten. Sodann aber ist das „Kaffeenion" Wirkungsplatz der Stiefelputzer, Spielzimmer (für Domino und Billard; Kartenspiel gilt als zu aufregend für unsein), Lesehalle der unzähligen im Handverkauf umhergetragenen Blätter. Es ersetzt das Clublocal des Engländers, das Bierhaus des Deutschen; es ist der Ort des Rendezvous, die Neuigkeitenbörse, vor Allem aber Tummelplatz der Politik und der Politiker. Und was ist Politik? Fast die Summe aller öffentlichen und auch zahlloser privaten Interessen. In der äußeren Politik gibt es freilich für den brennenden Patriotismus des gesammten Volkes nur ein Ziel, das Ringen nach Wachsthum und größerer Bewegungsfreiheit. Nur die Methode und die inneren Fragen bieten Spielraum für Parteiwege, deren Agitationsfeld die Wahlen sind. Hier ist eben alles geborene Partei, doch nicht sowohl um der Principien, sondern lediglich um der Macht- und Personenfrage willen. So gibt es im Parlament wie in jedem Dorfe eigentlich nur zwei Parteien, die der Regierung und der Opposition, zu welcher sich alles Uebrige gesellt, um dort das Ministerium, hier den Gemeinderath zu stürzen. Beiderlei Entscheidungsschlachten konnte ich im letzten Winter aus der Nähe beobachten. Bei den Abgeordnetenwahlen trug die eine Hälfte der Wähler im Hut oder Knopfloch den Oelzweig, als Anhänger des Ministers Trikupis, die andere das Parteisymbol von Delijannis, den Oleander. Ganze Wälder wurden geplündert. Und als die Gemeinderathswahlen kamen, wogten die Leidenschaften, weil persönlicher berührt, vielleicht noch heftiger. In Athen wurde schließlich als neuer Bürgermeister Herr Syngros gewählt, der gegenwärtig erste unter jenen patriotischen Millionären, von dem Athen bereits Großes erfuhr und noch erwarten dürfte. Und doch galt der von seinen Anhängern schwer erkämpfte und übermäßig gefeierte Sieg als außerordentliche

Thatsache in den Annalen der Wahlgeschichte, weil Herr Syngros keine Stimmen erkauft hatte und außerhalb der politischen Parteien stand.

Trotz dieses erfreulichen Symptoms (praktischen Werth hatte es nicht, da Herr Syngros die Wahl als Nichtbürger Athens ablehnen mußte) wird es langer Zeit bedürfen, ehe die eingewurzelte Interessenwirthschaft des politischen Ringkampfes höheren Motiven weicht. An und für sich steckt aber die Lust am Hin- und Herwogen des Streites selbst den Griechen tief im Blute; sie kann geradezu als Erbtheil der lieben Vorfahren betrachtet werden. Man bedenke zudem, daß das lebhafte Temperament des Volkes, seine dialektische Begabung, der freilich ungeläuterte Thätigkeitsdrang eines Objectes der Anspannung und Zerstreuung bedarf. Literatur und Kunst vermögen die allgemeinere Theilnahme noch nicht dauernd zu fesseln; das volksthümliche Theater steckt erst in den Anfängen; für Volksbelustigungen überhaupt bieten nur einige Kalenderfeste dürftigen Ersatz, das gesellige Leben ist wenig organisirt. Wie anders in Italien mit seiner Volksbühne, seinen geräuschvollen Heiligentagen mit Illuminationen und Tombola, Musik und Gesang! Welche Bedeutung hat nicht für Spanien allein das unedle Vergnügen der Arena! All diese Lücken auszufüllen, als ein dem ganzen Volke dargereichtes Reizmittel, scheint in Griechenland „die Politik" berufen.

Wer ein Volk studiren will, beobachte es bei seinen Festen und Spielen, in den unbefangenen Aeußerungen seiner Lustbarkeit. Der echte Humor kann freilich erst auf einer gewissen Culturhöhe gedeihen. Daß derselbe in Griechenland, wo etwas davon in die Oeffentlichkeit tritt, wie in den zahlreichen Witzblättern, gleichfalls den Charakter politischer Satire annimmt, ist kaum anders zu erwarten. Besonders charakteristisch aber waren mir die Formen des vorjährigen Carnevals, welchen ein Comité durch ausgeworfene Prämien diesmal zu lebhaftesten Concurrenzleistungen des Witzes aufgemuntert hatte. In überwiegender Anzahl sahen wir nicht sowohl echten Mummenschanz an uns vorüberziehen, als lebende Bilder, beziehungslose oder tendenziöse. Da gab es pomphafte und tragisch-dramatische Stoffe aus dem Alterthum, einen Athenazug, das Schiff der Argonauten, den Tod des Sokrates, des Alkibiades, den gefesselten Prometheus. (Der Darsteller des Prometheus, welcher den stundenlangen Umzug regungslos und fast unbekleidet bei empfindlich kühler Luft heroisch ertragen hatte, soll bald darauf einer Lungenentzündung erlegen sein.) Noch zahlreicher waren Sittenbilder, Allegorien, die sich bis zur Unverständlichkeit erhoben, immer mit der gleichen volksthümlichen Vorliebe für starke Effecte, ja für das Gräßliche. Da sahen wir in doppelt getheilten Wagen vorn eine Gruppe von Hazardspielern, nach der Rückseite zu die schrecklichen Folgen: einen Verlierer, der im Begriff steht, sich zu erhängen; um ihn liegen Frau und Kinder in ahnungslosem Schlaf. Oder: um einen Todten in offnem Sarge streiten sich Engel und Teufel. Anspielungen auf Grab und Tod sind überhaupt beliebt. Daneben dringt, wiewohl programmmäßig ausgeschlossen, unaufhaltsam die politische Satire ein.

Der Leichenzug der todten Deputirten, mit Anspielung auf die jüngst erfolgte Reduction des Parlaments um 98 Sitze, will noch humoristisch sein. Alsbald aber kommt ein Wagen, dessen Insassen als Gerippe erscheinen, mit der Aufschrift: der „wahre Zustand Griechenlands". Das Aeußerste in dieser Rich-

tung aber leistet „das ertrinkende Griechenland". Ein Meer ist dargestellt aus Papierscheinen, den Schulden des Staates, daraus ragen hervor hier der Kopf, da die Hände einer Frau, der Hellas. Im Hintergrunde schauen entsetzt aus halbgeöffneten Särgen drei berühmte Todte: Kapodistrias, Rhigas und Korais. Die Hellas, als schöne Frauengestalt, gehört zu den häufigen Typen. Mit gebundenen Händen, fesselnbeschwert, wird sie von den „Großmächten" escortirt. Zweimal erscheint sie von Kriegsdampfern mit rauchenden Schornsteinen umgeben in der noch unvergessenen und unverwundenen Blockade. Nur vereinzelt steht sie triumphirend über einem erschlagenen Türken.

Diese Hauptstücke dürften genügen; sie sind von mir keineswegs einseitig ausgewählt, sondern bezeichnen den Grundton des Ganzen. Den witzigsten Gedanken hatte eine Einzelmaske, welche als Hahn verkleidet den von Herrn Trikupis jüngst ausgerechneten Finanzüberschuß als kleines Päckchen auf dem Schweife trug. Von etwas verächtlich Kleinem sagt man dort: „Das kannst Du dem Hahn zu tragen geben".

Welche Menge von ernsthaften Stoffen und Abstractionen, patriotischen Schmerzensrufen, Bitterkeiten, Selbstverspottung — und alles dies, als ob es zur Lebensluft gehörte! Die Schaustellungen waren durchaus volksthümlich, Handwerker, Bürger, Studenten, ihre Veranstalter; von gedrückter, anticarnevalistischer Stimmung war bei Darstellern wie bei Zuschauern nicht das Mindeste zu spüren. Das Pathetische, Tragische gefällt. Die Leichtigkeit des wahren, auf hoher Zinne stehenden, unbefangenen Humors ist dem Griechen noch nicht gegeben. Irre ich nicht, so gehört auch dieser Zug zu der Physiognomie eines noch jugendlich unreifen, noch ringenden, aber gesunden Volksthums.

Wir sind allmälig zu dem Volke Athens gelangt. Seine Schicksale durch dunkle Jahrhunderte hinauf zu verfolgen, kann nicht meine Aufgabe sein. Aber indem wir die ältesten, labyrinthischen Theile der bewohnten Stadt um den Abhang von Burg und Areopag durchschreiten, erinnert uns doch Manches, daß hier eine zwar oftmals dünne, aber nie stockende Lebensader aus dem Alterthum in die Gegenwart herübergeleitet hat. Ich meine nicht die classischen Namen für die alltäglichsten Gewerbe, auch nicht die pomphaften Straßenaufschriften, mit welchen der Gemeinderath alle Gestalten des Alterthums zu praktischem Leben heraufcitirt hat. Es liest sich wie grelle Ironie: Straße des Apollo, Hephaistos, der Pandrosos, des Perikles und Thrasybul, des Solon und des Euripides. Der gesunde Instinct des Volkes verhält sich gegen diese Geschmacklosigkeiten ablehnend, Niemand bekümmert sich um solche Bezeichnungen; das volksthümliche Orientirungsmittel durch alle älteren Stadttheile bilden vielmehr die zahllosen Kirchen und Capellen, welche selbst Rom nicht in gleicher Dichtigkeit besitzt. Freilich begnügen sich die vielen, durch mannigfaltige Beinamen variirten Heiligen oft mit dem bescheidensten Asyl; das Cultuslämpchen brennt, so lange noch ein paar dachlose Mauern zusammenhalten. Auch die Heiligen haben ihre Schicksale, je nach ihrer Wirksamkeit. Sie erhalten stattliche Neubauten oder Nothtempelchen, die oft zu puppenhausartiger Kleinheit zusammenschrumpfen. Selten aber, daß ein Cultus völlig erlischt, noch seltener, daß der Name der Stätte verloren geht. Diese Zähigkeit der Tradition läßt wohl ahnen, daß die Weihe der Oertlichkeiten

hinaufgeht in älteste Zeiten und daß diese Culte die nicht minder zahlreichen Heiligthümer Alt-Athens nur abgelöst haben. Verdanken wir doch den Besitz der besterhaltenen Tempel Athens, des Theseion und Parthenon, geradezu ihrer Umwandlung in christliche Kirchen. Ueberall, wo die Wissenschaft des Spatens einsetzen konnte, haben sich diese Stätten als bedeutungsvoll erwiesen; auch wo die Erde bis jetzt das Geheimniß deckt, weht immer noch ein Hauch des Alterthums zu uns herüber. Jedenfalls haben sich diese Kirchlein als treue Hüter antiker Schätze erwiesen, indem sie wenigstens Sculpturen, Inschriften, Säulen und andere Architekturreste in ihre Mauern aufnahmen und durch ihre Heiligkeit beschützten.

Betrachten wir nun die bescheidenen Wohnhäuser dieser Stadtgegenden, so begegnen wir gerade hier zahlreichen Exemplaren, aus denen noch unzweifelhaft und überraschend das antike Vorbild herausblickt. Sie sind nicht von der Gasse zugänglich, wir müssen an einem Hofthor klopfen, über dem nach schöner Sitte wieder manch antikes Stück, ein Relief, ein Kopf oder wenigstens ein Ornament eingemauert zu sein pflegt. Ueber die Mauer hinweg schaut allerlei Grün, Cypresse, Nußbaum, Granate oder Citrone, wohl auch eine schlanke Palme, denn der schmale Vorraum, welchen wir jetzt durchschreiten, ist Hof und Gärtchen zugleich; ein Laufbrunnen plätschert melodisch; der Mittelweg oder ein größerer Theil der Fläche ist mosaikartig mit verschiedenfarbigen, mandelförmigen Meerkieseln ausgelegt, genau so, wie wir die Fußbodenreste alter Wohnungen in Athen und Piräus finden. Zum Oberstock des flachgedeckten, einfach weißen, oft rebenumsponnenen Hauses führt von außen eine Steintreppe empor. Nägelbeschlagene Truhen und zahlreiche buntgewirkte Decken machen das Wesentliche des Hausraths aus. Selbst der Vogel im Käfig Wachtel, Amsel, Turteltaube, Rebhuhn ist vorhanden, wie wir ihn auf antiken Vasenbildern sehen. Auch unter den Bewohnern dieser Häuser finden wir noch manches Beispiel, wenn nicht immer classischen Ebenmaßes, so doch frischer, südländischer Schönheit, namentlich bei den Kindern.

Die Entwicklung weiblichen Reizes leidet sehr an zwei Uebeln: in der Stadt an allzu seßhafter, zurückgezogener Lebensweise, auf dem Lande an allzu früher und harter Arbeit. Von Volkstracht, welche sich der Antike nähert, gibt es nur auf manchen Inseln noch einige Spuren. Auch das bunte, albanesische Nationalkostüm weicht immer mehr der europäischen, nivellirenden Tracht. Der rothe Feß auf dem Haupte erhält sich am längsten. Abgesehen von der Landbevölkerung, sieht man nur noch ehrwürdige Greise und das Gebirgsjägercorps in der vielgefältelten, balletrockartigen Fustanella, gestickter Jacke und ebenso bunten Gamaschen.

Doch wir gehen weiter und betreten am Nordabhange der Burg einen freien Platz. Da steht ein antiker Marktthurm mit den Reliefs der acht Winde je nach den Himmelsrichtungen, einst mit Sonnen- und Wasseruhr, wie mit einer Wetterfahne geschmückt. Er stammt aus dem Anfang der Römerzeit; eben hierher hatte sich damals von Westen her ein Theil des antiken Marktverkehrs gezogen. Und fast genau an gleicher Stelle befand sich vor wenigen Jahren noch der moderne Bazar, bis derselbe durch Feuersbrunst zerstört und in nördlicher gelegene Markthallen verpflanzt wurde. Aber noch heut haftet an dieser Stätte lebhaftes Volksgewühl.

Das originelle Bild, wie es damals war, überraschte durch die Aehnlichkeit, welche, allen Nachrichten zufolge, das alte Marktgetriebe mit ihm besessen haben muß. Einst wie jetzt gab es in dem bunten Durcheinander doch eine gewisse Ordnung; jede Art von Waaren fand man in eignen, nach ihnen benannten Abtheilungen. Dieselben Handelsartikel, dieselben Namen sind noch heute zumeist im Schwange. Da gab es einen „Gemüsemarkt“ (εἰς τὰ λάχανα), aber noch besondere Stände für die beliebten „Zwiebeln und Knoblauch“; dort ging es zu den „Aepfeln“, „Nüssen“ und „Feigen“. Zu den „Garküchen“, zu dem wichtigen „Fischmarkt“, zu den „Töpferwaaren“, zum „Kleiderbazar“. Die Handwerke gruppirten sich wiederum geschlossen, wie heute noch, in Nebenstraßen. Nicht weit vom alten Platz hämmern noch heute die Blechschmiede. Wir hören von der Gasse der Schreiner, der Bildhauer. Letztere haben sich heute mehr vor die Thore gezogen; aber noch stehen am oberen Ende der Aeolosstraße vor ihren Tischchen die Geldwechsler und an den Ecken fand man schon damals hilfsbereite Schuhputzer, wie heute die „Lustro's“ einen Hauptbestandtheil der Straßenjugend bilden.

So reden vom alten Athen nicht bloß die Steine; auch für den Archäologen kann es nützlich sein, noch anders als classische Bauten, Bildwerke und Inschriften zu studiren.

Ich habe es bisher vorgezogen, statt Ruinen Athens zu beschreiben, das Alte im Neuen zu schildern, soweit es eben noch herausschaut. Allmälig hat sich unser aufsteigender Weg einem Höhepunkte genähert, welcher weit über das Getriebe des modernen wie des antiken Alltagslebens hinausführt. Wer auf dem einzigen, westlichen Aufstieg die Akropolis von Athen betritt, glaubt jedes Mal in ein reineres, lichtes Aetherbad emporzutauchen, unter dem alles Irdische weit zurückbleibt. Nur Himmel, Berghäupter und ein Stück Meer schauen hinein in diese vollkommene Einsamkeit der scharf abgeschnittenen, mauernumkränzten Tafelfläche.

Keinen Fleck der Erde hat die Natur der Kunst in gleicher Weise vorbereitet; nirgends hat die Kunst das Werk der Natur in gleich vollkommener Weise fortgeführt und gekrönt. Beides ist so innig verwachsen, daß uns eine Scheidung zunächst kaum in den Sinn kommt. Erst die jüngsten, überall dem gewachsenen Fels nachspürenden Ausgrabungen lassen ahnen, wieviel Antheil die Menschenhand an dem classischen, uns unauslöschlich eingeprägten Gesammtbilde hat. Schroff, klüftig, farbensatt steigt der Kalkfelsen, fortgesetzt von den Mauern, nicht weniger als 200 Fuß über die Unterstadt empor. Das obere Plateau hat eine Axenlänge von 270, eine größte Breite von 135 M. Seine Form ist durch gewaltige Terrassirungen gewonnen. In dieser Gestalt ist die Akropolis das Werk einer einzigen und zwar der größten Culturperiode, des Zeitalters des Perikles. Ein Geist durchweht alle Schöpfungen. Noch mehr; dieselbe große Epoche, welche sich stolz an Stelle alles Früheren setzen durfte, hat auch die Vergangenheit der Nachwelt aufbewahrt. Es gibt Katastrophen, welche für den Wissenstrieb späterer Geschlechter den Namen des „glücklichen Unglücks“ erhalten durften: so die Verschüttung Pompeji's durch den Vesuv, so die Einäscherung Athens durch die Perser vor und nach der Schlacht bei Salamis. Wie

dieselbe erst Raum und Anlaß schuf zu der künstlerischen Neugestaltung der Burg, so verdanken wir der radicalen Zerstörung auch eine Summe von Denkmälerresten, welche wir noch vor zehn Jahren unwiederbringlich verloren glaubten. Erst die letzten, noch fortdauernden Ausgrabungen haben erwiesen, daß man zur Planirung der Burg alles damals beschädigte Material verwendete. Zahlreiche Bildwerke aus Marmor und Kalkstein, Inschriften, Baureste, darunter die Fundamente eines Tempels, kurz, eine ganze vorpersische Culturperiode, namentlich aus der glanzvollen Tyrannenzeit des Pisistratus, tritt wieder ans Tageslicht. Neuerdings sogar, wie in Mykene und Tiryns, die Spuren des Herrscherpalastes ältester Landesfürsten, von denen sonst nur die Sage uns Kunde gibt, das „festgefügte Haus des Erechtheus", welches Homer besingt und die Göttin Athena zu ihrem Lieblingssitze erkor.

Nicht gleich an die Perserkriege schlossen sich die ausgeführten Neubauten. Unter der Leitung des Kimon wurden großartige Vorbereitungen getroffen, Programme entworfen, Anfänge gemacht, welche die vorgeschrittene Forschung heute actenmäßig ablesen kann in den erhaltenen Spuren. Aber auch hier eine wahrhaft providentielle Fügung! Die Kunst hatte ihre Höhe noch nicht erklommen; erst als Perikles das Ruder des Staates führte, und ein Phidias ihm als Berather zur Seite stand, begann „jene Epoche ohne Gleichen," von der selbst die Alten mit ungewohnter Begeisterung sprachen.

So wird die Burg seit dem fünften Jahrhundert das ideale Gegenbild der Stadt, wie an ihr auch kurzweg der Name πόλις haften blieb, der Inbegriff des Werthvollsten, was sie befaß, und des Köstlichsten, was sie zu bilden vermochte: Festung, Heiligthum, Schatzhaus und Museum.

F e s t u n g blieb sie nur äußerlich, zu Ehren der wahrhaften Gottheit, Pallas Athena, der Städteschirmerin. Aus dem Festungsthor wird ein prachtvolles Festthor, das Gebäude der Propyläen; auf dem alten Thurm vor dem Hallenbau erhebt sich das zierliche Tempelchen der Nike apteros, der siegreichen Athena; an Stelle der Zinnen tritt eine Marmorbalustrade mit Siegesgöttinnen in Relief. Die erhaltenen Reste sind von unerreichter Anmuth. Die Säulen- und Gebälkstücke des zerstörten Athenatempels aber baute man in die Nordmauer ein, bis auf den heutigen Tag ein Erinnerungszeichen an die Persernoth und siegreiche Abwehr.

Ein H e i l i g t h u m aber war die g a n z e Burg; ihre Form ist selber die eines gewaltigen Altars geworden: der Athena, dem Zeus, Poseidon und andern Göttern wird sie als herrliches Weihgeschenk dargebracht. Den höchsten Punkt krönt fortan der Parthenon, während das Erechtheion das alte Palladium, die heiligsten Culte, Traditionen und Reliquien umschließt. Daneben empfangen fast alle Landesgötter auf der Burg oder innerhalb des Burgfriedens, der geweihten Zone zu ihren Füßen, frommen Opferdienst: die Artemis aus Brauron, Demeter, die Erdmutter, Hephaistos, Dionysos, zu dessen Ehren sich das Theater an den Südostabhang schmiegt, Asklepios, Aphrodite, die Chariten, Pan und die Nymphen, kurz die Burg wird eine Götterversammlung, ein attisches Pantheon.

S c h a t z h a u s wurde sie, seitdem die Beiträge der Bundesgenossen, die der Athena und den anderen Göttern geweihten Gelder im „Hinterhause" des Athenatempels verwaltet wurden.

Ein Museum aber war die Burg durch den reichen Bilderschmuck ihrer Bauten und den Wald von Weihgeschenken, in welche die größten Meister der Blüthezeit wie der folgenden Jahrhunderte ihre beste Kraft ausgeströmt hatten. Die Propyläen bewahrten im Nordflügel zudem noch eine Gemäldesammlung.

Das erste Gefühl, welches den Wanderer auf der Akropolis von Athen beherrscht, ist vielleicht das der mit Staunen gemischten Wehmuth. Hier oben ist Alles groß; selbst die Kräfte der Zerstörung müssen wir schaudernd bewundern, welche zu rütteln vermochten an dem, was für die Ewigkeit gefügt schien. Denn reinster Marmor ist das Material; diese Säulen bis zu 6 Fuß Dicke und über 30 Fuß Höhe, Gebälkstücke von mehr als 18 Fuß Länge und entsprechendem Durchmesser, diese Quadern der Wände sind, wo unverletzt, noch heute ineinander gefügt wie Schreinerarbeit. Durch Klammern, Dübel und Zapfen zusammengehalten, schienen alle diese Bauten für mechanische Kräfte fast unangreifbar. Die Vernichtungskraft des Pulvers freilich haben die alten Griechen weder erfunden noch vorausgesehen; seine Wirkung allein hat in dem unglückseligen 17. Jahrhundert die schlimmsten Zerstörungen angerichtet. Im Jahre 1686 schlug ein nächtlicher Blitz in das Pulvermagazin der schon seit fränkischer Zeit bewohnten Propyläen, zersprengte einen großen Theil des Baues, warf sämmtliche Architrave herunter und verstümmelte von den Säulen, was noch aufrecht blieb. Im folgenden Jahr, am 26. September 1687 verursachte die verhängnißvolle Bombe aus den Geschützen deutscher, von den Venetianern gegen die Türken geführten Belagerer jene Explosion im Innern des Parthenon, welche den bis dahin fast unversehrten Bau in zwei Hälften riß. Der Schütze war ein Lüneburger Lieutenant, und der Anführer der Landarmee der aus Minden in Westfalen gebürtige Graf Otto Wilhelm von Königsmark. Eine Vorhalle des Erechtheion wurde noch in diesem Jahrhundert, während der griechischen Freiheitskriege, zerschossen und begrub die dort untergebrachte Familie des griechischen Generals unter ihren Trümmern.

Nach diesen Erfahrungen müssen wir es noch als ein Glück betrachten, daß Lord Elgin, englischer Botschafter bei der Pforte, vor Ausbruch jener Kämpfe den vieldiscutirten, vielgeschmähten Kunstraub beging, den größten Theil des am Parthenon vorhandenen Bilderschmucks, auch eine Karyatide vom Erechtheion nach England schaffen ließ. Ungeheuere Lasten wurden bewältigt; ein ganzes Schiff mit kostbaren Sculpturen ging bei Cerigo zu Grunde; erst nach dreijähriger Taucherarbeit wurden die Kisten wieder gehoben. Lord Elgin berechnete den Gesammtaufwand der Herabnahme und des Transportes der Bildwerke, welcher ihn finanziell ruinirt hat, auf nahezu 1¼ Million Mark. Als die Werke des Phidias (1816) in den Besitz des britischen Museums übergingen, begann erst die Würdigung der Parthenonsculpturen. Sie kam einer epochemachenden Offenbarung gleich und bezeichnet geradezu einen Wendepunkt in der Kunstwissenschaft. Heute, trotz Pergamon und Olympia und aller Bereicherungen unseres Antikenbesitzes, gelten die Giebelfiguren längst und unbestritten als die höchsten vorhandenen Schöpfungen griechischen Meißels und somit der plastischen Kunst überhaupt.

Wir kehren zur Burg in ihrem heutigen Zustande zurück. Uebermächtig und staunenswerth ist immer noch das Vorhandene, mögen diese Säulenbauten gegen

einst auch nur nackte Steinskelette sein, des Bilderschmuckes entbehren, mag die Farbenpracht aller decorativen Theile erloschen sein. Der erste Blick auf den Parthenon, sobald wir die Propyläen verlassen, zeigt nicht gleich die Wunden, welche die Zeit ihm geschlagen. Mit rothgoldenem Schimmer von der salzhaltigen Seeluft gefärbt, zeichnen sich die Säulen und Gebälkmassen gegen das tiefe Blau des Himmels, des einzigen Hintergrundes, ab.

Auf der anderen Seite, am Nordrande, ragt im Gegensatze zu der Majestät des Parthenon das mit allen Reizen ionischer Anmuth geschmückte Erechtheion, einst die heiligste Stätte Athens. Die Culte der Athena Polias, verehrt in dem uralten Schnitzbilde aus Olivenholz, die des Poseidon, Erechtheus, des Kekrops und seiner Töchter, der Thauschwestern, des Hephaistos, des Zeus, der Erde und anderer Mächte haben die malerische Unregelmäßigkeit der Anlage bedingt, welche ihre berühmten Vorhallen nach drei Richtungen aussendet. Noch heute sieht man im Fels den Dreizackstoß des Poseidon und kann etwa die Stelle bezeichnen, wo der alte knorrige Oelbaum der Göttin stand, von welchem der gesegnete Olivenwald des Landes ein Ableger ist. Weltbekannt ist ja vor Allem die nach dem Parthenon blickende Nordhalle, deren Gebälk sechs Karyatiden tragen, die Vorbilder so zahlloser Schwestern in der Baukunst. Verwittert und beschädigt, eine, die von Elgin entführte, durch Terracotta ersetzt, eine andere im oberen Theile steif ergänzt, bleiben sie dennoch das vielbewunderte Meisterwerk strenger und züchtiger Anmuth. Seit zwei Jahren entsteigen dem Perserschutt zahlreiche Mädchengestalten ältester Kunst, doch frappirend durch Naturwahrheit, reichen Farbenschmuck an Gewändern, Augen und Haar. Ihre Haltung ist denen der Karyatiden sehr ähnlich. Ich hege keinen Zweifel, daß es Ehrenstatuen und Weihgeschenke von Frauen und Mädchen aus vornehmen Geschlechtern waren, die einst der Göttin als Priesterinnen und Arrhephoren dienten, und daß dieser Typus an den Mädchen des Erechtheion wieder aufgelebt ist. Ihre säulenartige Starrheit hat man gemildert beibehalten, doch mit genialer Kunst durch die strengen Gesetze der Architektur motivirt.

Wer nennt alle Legenden, wer kennt alle Mysterien, die sich an das Erechtheusheiligthum mit seinem verborgenen Felsgange nach der Unterstadt knüpfen! Noch heute setzt die Natur ihr geheimnißvolles Wirken fort, welches die Alten in die schöne Sage von den drei Thauschwestern, Aglauros, Herse und Pandrosos und ihren Pflegling, den kleinen Erddämon Erichthonios, gehüllt haben. Es wird Abend, und reichlicher, der Wirkung eines milden Regens vergleichbarer Thaufall benetzt die duftende Kräuter- und Blumenflora, welche zwischen Marmorblöcken und Felsspalten wuchert, während die Unterstadt keinen Tropfen Feuchtigkeit erhält. Aber das Bild zu unseren Füßen, hier am Nordrande, wird jetzt durch den Scheideblick der Sonne belebt. Der Lärm der Stadt, welcher an dieser Stelle sonst tosend heraufdringt, beginnt sich zu dämpfen. Schwärzlich dunkelt es vom Parnes her, wo einst bei Dekeleia im peloponnesischen Kriege das spartanische Heer gleich einer drohenden Wolke über dem Lande hing. Der scharfe Felsgrat links bezeichnet das wohlerhaltene Castell von Phyle, wo Thrasybul die Patriotenschar zu befreiender Heldenthat gegen Athens Tyrannen sammelte. Näher zu uns sehen wir die heilige Straße hinüberziehen, auf welcher

einst die Processionen zu den Mysterien von Eleusis wandelten. Sie durchschneidet vor unseren Augen den Oelwald, den Segenspender des Landes, den geheiligten Pflegling des Zeus und der Athene. Seine Wurzeln tränken die „nimmer rastenden Gewässer des Kephisos“, aber während der Bach sich im Oelwalde verblutet, übernimmt dieser gewissermaßen selber die Natur des Flusses; in stahlfarbigen, weichen Wogen fließt er die Ebene entlang zum Meere hin.

An seinen Ufern oder inselartig eingebettet liegen jene classischen Platanenhaine, Heiligthümer und Hügel, welche Dichter und Denker unwiderstehlich lockten. Dort am Rande die Hügel des Kolonos, wo Oedipus starb, die Stätte des unsterblichen Sophokleischen Chorgesanges; noch näher die Akademie des Plato und der Akademiker, ein Park mit Gymnasium, Wandelgängen, Altären und benachbarten Philosophengärtchen. Den Weg, der dort vom Thore zur Akademie hinausführt in den äußeren Kerameikos, umgab der Ruhmesfriedhof Athens; hier wurden die fürs Vaterland Gefallenen auf Kosten des Staates bestattet und mit Denkmälern geehrt. Die Fortsetzung des Bildes nach Süden zu mögen wir von dem berühmten Aussichtspunkte auf der Bastion des Niketempels genießen. Neben der Piräushalbinsel, die wie ein ausgezacktes Blatt an die Küste geschwemmt erscheint, blitzt der Meerarm von Salamis herauf. Neben der Felseninsel ragen weit hinüber die Kuppe der Burg von Korinth, dann das Hochgebirge Arkadiens, die zarten Linien der Argivischen Küsten und die schön geschwungenen Formen von Aegina. An dem langgestreckten Hymettos zur Linken aber vollzieht sich jenes bei früherer Gelegenheit beschriebene Farbenspiel, bis es unter dem Glanz des aufsteigenden Mondes erbleicht.

Wir durchschreiten im Mondlicht noch einmal die Marmorhallen der Propyläen. Ich will nicht nach neuen Ausdrücken für so oft beschriebene Empfindungen bei dieser nächtlichen Scene suchen und gebe einem Andern das Wort: „Wer könnte den Eindruck vergessen, der beim Mondesschimmer aus der Halle der Propyläen herausgetreten ist! Da wirken nur die großen Verhältnisse: die erregte Phantasie ergänzt alle Lücken und überdeckt alle Entstellungen: das kleine stille Heiligthum der Pallas zeigt noch seine alte vollendete Zierlichkeit, und darüber thront der majestätische Säulenwald des großen Tempels. Man vergißt die Christen und Türken, die Venetianer und Lord Elgin, und beugt sich in stummer Bewunderung vor dem Künstlergeist, der dies Eine, Ganze erschuf, der die Burg mit den Denkmalen dieser Bauwerke schmückte und ihrer natürlichen Schönheit die Schönheit reichster Kunst im Wetteifer hinzugesellte, so daß sie ganz und gar wie ein Weihgeschenk oder vielmehr wie ein großes Kunstwerk dasteht.“ (A. Michaelis.) Noch ein andres Wort eigne ich mir schließlich zu, welches der alte Rhetoriker Dio Chrysostomos vor dem Zeus des Phidias zu Olympia gebrauchte: „wer diesem Bilde gegenüberstehe, werde Alles vergessen, was es im Leben Schweres und Furchtbares gibt.“ Wir sind heute nicht mehr so reich an überwältigenden Kunstwirkungen, vielleicht auch genügsamer geworden. Und so meine ich: wer je, mit normaler Empfänglichkeit und Bildung ausgestattet, auf der Burg Akropolis von Athen gestanden und ihr Bild lebhaft im Herzen trägt, kann wenigstens nie mehr vollends unglücklich werden.

Antonio Rosmini.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Franz Xaver Kraus.

VIII.

Don Antonio hatte sich zur Kräftigung seiner Gesundheit im Juli 1848 nach dem Tessin, auf den Monte S. Bernardino, begeben. Hier empfing er, am 31. Juli, die Depeschen des Grafen Casati und Gioberti's, welche ihn auf das Dringendste einluden, sich nach Turin zu begeben, um eine Mission des Königs an den heiligen Stuhl zu übernehmen. Rosmini stieg von seinen Bergen sofort herab, nahm am 1. August in Magadino das Schiff und fuhr nach Stresa hinüber. Auf dem Schiffe selbst schrieb er an Casati, daß er kommen werde, daß aber große Schwierigkeiten sich der beabsichtigten Mission entgegenstellten. Die Rathgeber des heiligen Stuhles zweifelten daran, ob der Krieg gerecht und rathsam sei; es sei zu fürchten, daß man ein einiges Italien nur zum Besten des Hauses Savoyen machen wolle, daß dabei die Freiheit der Kirche zu kurz komme u. s. f. Er werde indeß sehen, was sich thun lasse.

Am Abend des 2. August kam Rosmini in Turin an, wo er Piazza Castello, im Albergo d'Europa, abstieg. Nachdem er mit dem hier wohnenden Ministerpräsidenten Casati sich besprochen, begab er sich in die Pensione Svizzera zu Gioberti, seinem alten Gegner, dem er hier persönlich zum erstenmale begegnete, und der groß genug dachte, um, die wissenschaftliche Fehde übersehend, Rosmini eine Aufgabe zuzuwenden, welche ebenso ehrenvoll für diesen wie für die Auftraggeber erscheinen mußte. Rosmini erklärte, daß er den Auftrag nicht übernehmen könne, Pius IX. zur Theilnahme am Krieg zu bewegen — einen Auftrag, der ja auch mit seinen Pflichten als österreichischer Unterthan nicht wohl zu vereinigen war. Dagegen fand er sich zur Uebernahme einer friedlichen Mission bereit, immerhin auf der Basis der der Kirche zugestandenen Freiheit. Die Minister waren unschlüssig, einige dagegen. Da war es wieder Gioberti, welcher zu Gunsten Rosmini's sprach und selbst mit seiner eigenen Demission drohte, falls man jenem die von ihm vorgeschlagene Vollmacht verweigere. Ratazzi und

Gioberti kamen dann zu Rosmini in seine Wohnung in der Casa Cavour, wohin er übergesiedelt war, übergaben ihm eine von dem Ersteren geschriebene, aber von Niemandem unterzeichnete Instruction und forderten ihn auf, sich sofort zum König zu begeben, indem er sein Beglaubigungsschreiben und alles Nothwendige in Rom finden werde. Das Verfahren gefiel unserm Philosophen nicht ganz, und er mußte um so mehr den Kopf schütteln, als ihm Casati erklärte, die Instruction habe dem Conseil nicht vorgelegen. Gleichwohl begab er sich zum König, den er, nach manchen Schwierigkeiten, am 9. August zu Vigevano traf. Karl Albert, auf dem Rückzug vor den siegreichen Oesterreichern begriffen — den 24. und 25. Juli hatte er die unglückliche Entscheidungsschlacht bei Custozza und Sommacampagna verloren —, war niedergeschlagen und muthlos. Er bat Rosmini zu Tisch und nahm mit Befriedigung von seinem Vorhaben Kenntniß, billigte auch dessen Vorschlag eines Concordats als Einleitung eines näheren Verhältnisses zum heiligen Stuhl und äußerte, gegenüber der kirchenfeindlichen Haltung der Radicalen: „Sehen Sie, statt des Segens Gottes brachten Sie uns dessen Geisel." Nachdem der König ihm ein Schreiben an den heiligen Vater eingehändigt, begab Rosmini sich auf den Weg nach Rom, wo er am 15. August eintraf und anfangs im Hôtel de France an der Ripetta, dann im Palazzo Albani bei Quattro Fontane, in einem vom Grafen Castelbarco gemietheten Appartement wohnte. Er besuchte sofort den Marchese Domenico Pareto, den sardinischen Gesandten am römischen Hofe, in der Hoffnung, bei diesem seine Creditive und Instructionen zu finden. Aber weder Pareto noch die Post konnte ihm solche geben. Das Ministerium Casati, welches ihn beauftragt hatte, war nach kurzem Leben bereits gefallen und seit dem 7. August Demissionär; es legte die Geschäfte am 19. August nieder. Rosmini, der dies noch nicht wußte, begab sich unverweilt zum Papste, der ihn am 17. August empfing, den Brief des Königs entgegennahm, für die Verhandlungen betreffs des Concordats Rosmini an den Cardinal Antonelli wies und sich nicht abgeneigt erklärte, wegen einer Conföderation der italienischen Staaten in Unterhandlung zu treten. Nachdem diese officielle Audienz zu Ende war, wandte sich Pius IX. freundlich zu Rosmini und sagte ihm: „Sie wollten nicht nach Rom kommen und in der Nähe des Papstes sein; nun hat Gott Sie hergeführt; nun wohl, jetzt werden wir Sie einsperren und nicht mehr fort lassen." Wenige Tage später, am 21. August, eröffnete der Cardinal Castracane im Namen Sr. Heiligkeit Don Antonio, was der Papst mit den angeführten Worten gemeint hatte: er forderte ihn auf, seine Vorbereitungen zu treffen, um das ihm vom Papst zugedachte Cardinalat zu empfangen. Rosmini wünschte einige Tage Bedenkzeit. Er bat den Papst Pius IX., ihm diese Würde nicht aufzuerlegen und ihm jedenfalls zu gestatten, seiner Ordensregel entsprechend, die Zustimmung seines Instituts vorher einzuholen. Pius antwortete, daß diese gegen seinen bestimmten Willen nicht ins Gewicht fallen dürfe; vor einem Jahrhundert habe das Cardinalat noch als ein Object des Ehrgeizes erscheinen können, jetzt sei es nur noch eine Last und ein Zeichen des Widerspruchs.

Unterdessen langten Briefe Casati's und Gioberti's an, welche ihren Sturz und die Uebernahme der Geschäfte durch das Ministerium Perrone-Pinelli

meldeten. Gleichwohl begann Rosmini vertrauliche Besprechungen mit den Gesandten Sardinien's, Pareto, Toscana's, Bargagli und Msgr. Corboli Bussi, den der Papst für diesen Zweck bezeichnet hatte. Toscana hatte, wie Gino Capponi versichert, den besten Willen; die Schwierigkeiten kamen aber schon damals sowohl von sardinischer als von römischer Seite, wo sich ein entgegengesetzter Einfluß, derjenige Pellegrino Rossi's, geltend machte. Am 9. September hielten die Bevollmächtigten eine Schlußsitzung, und Rosmini überreichte am Abend desselben Tages dem Papst den in den Conferenzen des 26., 29 und 31. August vereinbarten Entwurf einer Conföderation, in welcher man sofort die wesentlichen Züge der von dem Roveretaner in seiner „Costituzione secondo la Giustizia sociale“ geplanten Bundesverfassung erkennt. Die drei Staaten schließen eine unauflösbare Conföderation zu gegenseitigem Schutz und zur Wahrung der nationalen Interessen. Der Papst und seine Nachfolger sind die geborenen Präsidenten dieses Bundes. Innerhalb eines Monats nach Ratification der Uebereinkunft versammelt sich in Rom eine Vertretung der drei Staaten, welche, zu je drei, aus den gesetzgebenden Körpern derselben gewählt ist und welche die definitive Bundesverfassung festzustellen hat. Der Hauptzweck derselben ist die Einrichtung einer Centralgewalt, welche von einem in Rom residirenden Bundesrath (Dieta) ausgeübt wird und welche über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Militärcontingente zu bestimmen, das Zollwesen, die commerciellen Beziehungen zu dem Ausland, ein einheitliches Münz- und Maßsystem, ein einheitliches Handelsgesetz, Postwesen u. s. f. einzuführen hat. Der Zutritt zu diesem Bunde steht allen italienischen Staaten frei[1]). Der Papst nahm diesen Entwurf beifällig auf und erklärte, sobald derselbe von Turin genehmigt sei, werde er eine Congregation von Cardinälen zur Prüfung desselben ernennen. Rosmini hob in dem Schreiben, mit welchem er das Project dem auswärtigen Ministerium in Turin unterbreitete, hervor, daß sich hier der einzige Weg zeige, den Papst zu einer nationalen Politik zu bewegen, indem die Entscheidung über Krieg und Frieden der Dieta zufallen und ihm also die Verantwortlichkeit dafür abgenommen werde. Eine ausführliche Denkschrift, welche Rosmini für den Gebrauch der zu berufenden Congregation ausarbeitete, verbreitete sich aufs Eingehendste über den Entwurf[2]). Immer bedenklicher aber mußte Rosmini die Haltung des Turiner Cabinets werden. Zwar langten endlich die Creditive an, aber das officielle Schreiben des neuen Ministers, de Perrone, sprach nicht mehr von Concordatsverhandlungen und beschränkte den Auftrag Rosmini's auf Herbeiführung eines politischen und Zollverbandes, sowie der activen Theilnahme des Papstes am Krieg gegen Oesterreich. Eine geheime Depesche Ettore de Perrone's vom 4. October 1848 belehrte Rosmini, daß das piemontesische Ministerium seinen Gedanken völlig gewechselt und in erster Linie ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Oesterreich wolle. Die Frage des Concordats trat ganz in den Hintergrund, es ward die Möglichkeit entzogen, durch Abschluß eines solchen dem heiligen Stuhl das Vertrauen zu Piemont zurückzugeben, welches durch das Auftreten des sardinischen

[1]) Vergl. Bianchi, Storia della Diplomazia, IV, 7—8.

[2]) Della Missione a Roma u. s. f., S. 33—52.

Justizministers am 4. Mai tief erschüttert war. Es ging aus dem Schreiben weiter hervor, daß der König von Neapel für das nationale Werk nicht zu gewinnen war; endlich schien es Rosmini, und gewiß nicht mit Unrecht, daß in Turin die Idee des Einheitsstaates über die des Bundesstaates die Oberhand zu gewinnen im Begriffe sei. In der vom selben 4. October datirten Antwort an den General de Perrone betont er, daß in Rom die öffentliche Meinung (seit der Niederlage der Piemontesen) sich zu Gunsten des Friedens ausspreche, daß der Papst persönlich nie in den Krieg einwilligen werde und Oesterreich bereits gelegentlich der Bologneser Vorgänge seine friedliche Gesinnung erklärt habe, daß er, Rosmini, die Conföderation nur auf der von ihm vorgeschlagenen und von dem früheren Ministerium angenommenen Grundlage für erreichbar halte, und den Minister bitten müsse, einen andern „erfahrneren und geschickteren Diplomaten" nach Rom zu senden, um die Verhandlungen in der von dem jetzigen Cabinet gewollten Weise weiterzuführen. Perrone nahm die in diesem Briefe enthaltene Bitte Rosmini's, um eventuelle Enthebung von seiner Mission, an: ein ungeheurer Fehler, wie auch Nicomede Bianchi zugibt[1]), und damit war Rosmini's Gesandtschaft in Rom zu Ende; zu Ende aber auch jede Möglichkeit der Verständigung zwischen Rom und Turin. So war diese Correspondenz vom 4. October ein Ereigniß von tragischer und welthistorischer Bedeutung, dessen wahren Charakter wir erst durch Paoli's Publication kennen gelernt haben[2]).

IX.

Das Ministerium Mamiani hatte in Rom den Ausbruch der Revolution rasch gezeitigt. Nicht als ob Terenzio Mamiani selbst auf den Sturz seines Herrn hingearbeitet hätte. Aber es hing das „junge Italien" so fest an seinen Rockschößen, daß der constitutionelle Minister Pius IX. sich nicht von jenem losmachen konnte. Die Herrschaft der Cercoli (der geheimen Gesellschaften und Revolutionscomités) wurde in den drei Monaten dieses Ministeriums (3. Mai bis 8. August) immer ausgesprochener, die Regierung immer haltloser, in Rom begann die von Sterbini und Guerrini, Ciceruacchio (Angelo Brunetti) und seinem Sohne Luigi geleitete geheime Gesellschaft, der Auswurf der Ripetta, der Regola und des Trastevere, einen förmlichen Terrorismus auszuüben, in den Provinzen herrschte volle Auflösung, die Truppen und selbst die Gendarmerie waren von den Sectirern zum Theil schon völlig corrumpirt. Die geheime Führung all' dieser auf die Umwälzung und den endgültigen Sturz der Priesterherrschaft, aber auch die Zerstörung so des Altares wie der Monarchie zielenden Bestrebungen lag selbstverständlich in der Hand Mazzini's, der von Oberitalien aus wirkte. Gar manche Hand hat sich an dem nationalen Werke Italiens schwer versündigt: keine mehr als diejenige Giuseppe Mazzini's, in dem sich der Geist der modernen Revolution wie in keinem Zweiten verkörpert hatte. Heute noch, nachdem er diese Erde längst verlassen, liegt sein Schatten wie der Schatten des bösesten Dämons über Italien, und es will dem unglücklichen Lande nicht gelingen, diesen Alpdruck los zu werden.

[1]) Bianchi a. a. O., Bd. IV, S. 13 ff.

[2]) Della Missione a Roma, S. 272 ff. La vita di A. R., I, 401 ff.

Die Unglücksnachrichten vom Kriegsschauplatz machten endlich das Ministerium Mamiani's unhaltbar. Der Papst wandte sich an Pellegrino Rossi.

Pellegrino Ludovico Eduardo Rossi war am 13. Juli 1787 aus einer alten bürgerlichen Familie in Carrara geboren. Er hatte sich dem Studium der Rechte zugewandt, als Advocat sich rasch bekannt gemacht und sich Murat angeschlossen, als dieser im Jahre 1815 das Banner eines „einigen und freien Italiens" aufhißte. Als „Generalcommissär des Königs Joachim" hatte er die Einheit Italiens in einem merkwürdigen Aufruf vom 5. April 1815 proclamirt. Aber der König unterlag bekanntlich nach einer Herrschaft von fünfundsechzig Tagen und ward am 13. October 1815 erschossen. Sein Generalcommissär flüchtete in die Schweiz, wo er in Genf sich ebensowohl durch sein Wissen, wie durch den Reiz seiner Persönlichkeit in kurzer Zeit eine vorzügliche Stellung schuf und bald Professor an der Genfer Hochschule wurde. Schon 1820 erhielt er das Bürgerrecht in Genf, wurde in den Rath gewählt und nahm einen lebhaften Antheil an den die Schweiz damals bewegenden Verfassungskämpfen. Im Jahre 1833 folgte er einem Rufe Guizot's und des Herzogs von Broglie nach Paris, wo er J. B. Say als Professor der politischen Oekonomie am College de France ersetzte; ein Jahr später wurde er auch Professor des constitutionellen Rechts an der École de droit. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der Nationalökonomie erwarben ihm ein unbestrittenes Ansehen. Als Franzose naturalisirt, wurde er Mitglied des Instituts, Decan der École de droit, Pair von Frankreich, seit 1840 Mitglied des Conseil d'instruction publique. Endlich sandte ihn Ludwig Philipp auf Guizot's Vorschlag im Herbste 1845 als außerordentlichen Gesandten an den römischen Hof, wo er die delicate Angelegenheit der Jesuiten, bezw. deren Auflösung in Frankreich zu verhandeln hatte. Es gelang seinem Geschick, die Wünsche des Pariser Cabinets bei Gregor XVI. durchzusetzen und bei dessen Nachfolger einen unbestrittenen Einfluß zu gewinnen. Die nie aufgegebene stille Hoffnung Pius' IX., in der Stunde der äußersten Gefahr werde ihm Frankreich zur Seite stehen, ward von Rossi geschickt genährt: sein liebenswürdiges und geschmeidiges Wesen übte einen erklärlichen Einfluß auf einen Fürsten von dem Temperamente des Papstes aus. Die Einführung des Laienelements in die römische Regierung war seiner Einwirkung zu verdanken. Da brach die Februarrevolution aus, welche ihn als Gesandten durch den Duc d'Harcourt ersetzte. Rossi nahm nunmehr wieder seine italienische Nationalität auf, ward von Bologna als Abgeordneter gewählt und trat sehr rasch, im Sommer 1848, in den Vordergrund der Bewegung. Damals schrieb er jene unedirten „Briefe eines Dilettanten in der Politik über Deutschland, Frankreich und Italien", aus welchen Farini[1]) und neuestens der Graf D'Ideville[2]) einige werthvolle Auszüge bringen. Er ruft seiner Correspondentin — die Briefe sind an eine englische Dame gerichtet — Byron's berühmte Verse auf das todte Griechenland ins Gedächtniß. „Die Schwester dieser Gräcia ist Italia: beide gleich an Schönheit und Ruhm, und beide waren todt, aber seit die Erstere wieder zum Leben auferstanden, konnten

[1]) Farini, Lo stato Rom., II, 253 ff.

[2]) D'Ideville, Le comte P. Rossi, p. 190 ff.

Sie mir jene herrlichen Verse nicht hersagen, ohne daß unser Gedanke schmerzvoll bei derjenigen der Schwester stehen blieb, die noch dalag in aller Schönheit, aber leblos und erkaltet. Gott sei gepriesen! Nun haben wir gesehen, wie dieser Busen unter dem neuen Odem des Lebens sich hob, wie diese Wangen sich rötheten und dieser Arm sich aufrichtete. Sie, eine Frau, Sie weinten voll Bewunderung und Freude; ich, ein Mann, mag da lachen, wer will — ich weinte gleich Ihnen!" Rossi führt dann aus, wie eine dreifache Bewegung heute durch Italien gehe: eine gerechte, die politische, gegen den Absolutismus gerichtet, der immer, auch väterlich gehandhabt, stupid und ungerecht sei; eine zweite, eine heilige, die sich gegen die Fremdherrschaft kehre; eine dritte, die man thöricht nennen müsse und die Alles zu ruiniren drohe, wenn man ihrer nicht Meister werde, die republicanische. Schon im August glaubte Pius IX. in dem Grafen Rossi den Mann der Situation gefunden zu haben. Rossi übernahm die Bildung eines Ministeriums, für welches er Minghetti, Recchi, Pasolini und andere Gesinnungsgenossen zu gewinnen suchte und dessen Programm sich als ein Juste-Milieu zwischen den extremen Parteien abzeichnen sollte. Die Cercoli waren außer sich; Sterbini erklärte in Anwesenheit vieler Deputirten, wenn der Freund Guizot's, der ehemalige Minister Louis Philippe's, als Minister des Papstes im Parlament zu erscheinen wage, werde man ihn steinigen. Nicht vor diesen Drohungen, die der muthige Mann nicht fürchtete[1]), sondern Angesichts der schwankenden Haltung des Papstes und der Schwierigkeiten, Gesinnungsgenossen für sein Cabinet zu finden, gab Rossi die Bildung desselben zunächst auf. Der Uebergang der Oesterreicher über den Po (13. und 14. Juli), die Sommation, welche der Fürst Lichtenstein dem Prolegaten der Stadt Ferrara, dem Grafen Lovatelli, zusandte (14. Juli), riefen eine unsägliche Aufregung in Rom hervor; der Papst protestirte durch den Staatssecretär Soglia gegen diese Verletzung seines Territoriums, eine allgemeine Panik brach aus, in Folge deren das Ministerium Mamiani am 2. August aufgelöst wurde. Ein Proclama des Papstes vom 3. August ernannte den Grafen Edoardo Fabbri, den Prolegaten von Urbino und Pesaro, zum Minister und klagte in bewegter Weise über die drohenden Gefahren. Fabbri übernahm das Innere, der Graf Lauri aus Macerata die Finanzen, welche Mamiani's Verwaltung in der äußersten Zerrüttung hinterlassen hatte, der Professor Pasquale de Rossi die Justiz, der Graf Pietro Guerrini Handel und öffentliche Arbeiten, Campello den Krieg, Galletti die Polizei. Den Vorsitz hatte wieder der Cardinal Soglia als Staatssecretär. Dies Ministerium ging auf der abschüssigen Bahn nur weiter. Höchst bedenklich mußte schon erscheinen, daß Galletti, der in Bologna weilte, das Departement der Polizei in den Händen eines alten Anhängers Mazzini's ließ, der, 1831 proscribirt und kürzlich nach Rom zurückgekehrt, plötzlich ohne Wissen des übrigen Ministeriums zum Beisitzenden des Polizeiministers erhoben worden war. Von seiner Amtsführung gibt die Ordonnanz vom 13. September ein Zeugniß, welche die Ausfuhr jedes edlen Metalls aus dem Kirchenstaat unter-

[1]) Das sagt selbst Farini a. a. O., Bd. II, S. 262. Die auch in anderen Punkten durchaus nicht erschöpfende Darstellung D'Ideville's übergeht diese erste verunglückte Cabinetsbildung Rossi's gänzlich.

sagte und den Reisenden nur gestattete, 250 Scudi in klingender Münze bei sich zu tragen. Das Ministerium hatte schon damals jeden Credit verloren. Der Papst sandte abermals zu Pellegrino Rossi, und am 16. September konnte die „Gazetta di Roma" die Namen der neuen Minister verkündigen. Soglia blieb Staatssecretär und Minister des Auswärtigen; Pellegrino Rossi übernahm das Innere und gleichzeitig die Finanzen; der Cardinal Vizzardelli den öffentlichen Unterricht, der Advocat Ciccognari die Justiz, der Professor Antonio Montanari den Handel, der Herzog von Rignano die öffentlichen Arbeiten und den Krieg; Graf Guerrini blieb Minister ohne Portefeuille: alles Ehrenmänner, von denen man unter andern Umständen etwas Gutes zu erwarten berechtigt war. Wie die Dinge lagen, war klar, daß Rossi nicht bloß die Seele, sondern Herr des Cabinets war. Rosmini, welcher, wie wir jetzt wissen[1]), dem Papst selbst gerathen hatte, sich an Rossi zu wenden, war beunruhigt durch diese Art von Dictatur, die ihm um so bedenklicher erschien, als Rossi's Manieren hart und abstoßend, keineswegs versöhnlich waren. Er sprach sich dem Papst und Soglia gegenüber offen aus. Pius muß damals auf Rosmini's Urtheil viel gegeben haben. Es liegen Anzeichen vor[2]), daß man an seine Erhebung zum Cardinalstaatssecretär dachte. Die Ernennungen zum Consultor des Santo Ufficio (der Inquisition) und der Indexcongregation wurden ihm von Soglia als Vorstufen zu größeren Dingen bezeichnet. Auch die Einladung des Papstes zu einem Abendessen im Garten des Quirinal, wo neben Rosmini nur einige Cardinäle, Rossi und der Herzog Massimo di Roviano zugegen waren, machte Aufsehen. Bald stellte sich heraus, daß Rosmini's Bemühungen zur Herstellung eines Bundesstaates an Rossi einen entschiedenen Gegner gefunden hatten. Der neue Minister stellte dem Papste vor, daß die Abmachungen im Palazzo Albani die Fürsten zu Präfecten oder Unterpräfecten herabdrücke: was er vorschlug, war eine Conföderation der Fürsten, nicht ein Bundesstaat, kaum ein Staatenbund. Es gelang ihm, Pius IX. für seine Ansicht zu gewinnen. Der neue Entwurf wurde auch dem piemontesischen Cabinet mitgetheilt[3]). Rosmini erfuhr von ihm durch seinen Freund Montanari, den Minister der öffentlichen Arbeiten, und schrieb sofort eine Kritik desselben, welche zu zeigen suchte, daß, wenn die verbündeten Fürsten an Macht Einiges abgäben, sie auf der andern Seite an Kräftigung gewännen; daß das von ihm vorgeschlagene Project vielleicht noch der einzige Rettungsanker sei, der ihnen übrig bleibe, worin Don Antonio vielleicht sehr richtig sah. Wenn Rossi jedenfalls darauf bestehe, daß die Mitglieder der obersten Dieta nicht aus den Deputirten der einzelstaatlichen Kammern, sondern durch die Fürsten gewählt würden, so werde eine derartige Vertretung nicht befriedigen und die Bewegung des Volkes, statt zu dämpfen, erst recht anfachen. Rossi möge an das Schicksal Guizot's denken, dessen Weigerung gegenüber gewissen Reformen

[1]) Le Missione a Roma, p. 53.

[2]) Ebenda S. 54.

[3]) Pius IX. selbst sandte ihn Karl Albert in einem Schreiben vom 1. October 1848, welches die „Civiltà cattolica" 1879, 7. Juni, S. 534 abgedruckt hat. Vergl. Paoli, Bd. I, S. 406, Anm. 2.

ihn und seinen Souverän gestürzt habe[1]). Im Wesentlichen sind es dieselben Gesichtspunkte, welche Rosmini in dem officiellen Bericht über Rossi's Entwurf niederlegte, den er in Uebereinstimmung mit dem sardinischen und toscanischen Gesandten ausarbeitete, nachdem Corboli Bussi den drei Bevollmächtigten das Rossi'sche Statut vorgelegt hatte[2]). Die Verzögerung jeder Antwort seitens des piemontesischen Cabinets hatte Rosmini zu einem Schreiben an den Grafen Ettore de Perrone veranlaßt, in welchem er auf die Gefahr hinwies, daß sich eine Gegenliga zwischen Rom und Neapel bilde, welchem Gedanken Pellegrino Rossi nicht ganz fern gestanden zu haben scheint. Wir haben gesehen, wie das Turiner Cabinet es ablehnte, auf Rosmini's Ansichten einzugehen, bezw. die Politik des Ministeriums Casati fortzusetzen und wie sich Rosmini in Folge dessen von seiner Mission zurückzog. Es muß ihm mit dem Rücktritt von derselben eine schwere Last vom Herzen gefallen sein: ihn trieb es in die Einsamkeit, und da er Rom nicht verlassen konnte, zog er sich auf eine Woche zu den Passionisten in das Kloster S. Giovanni e Paolo zurück, um die gewohnten jährlichen Exercitien zu machen. Der Papst mochte empfinden, daß Rosmini sich mit Recht durch Rossi verletzt fühle, und theilte demselben bestimmt mit, daß er ihn in dem Decemberconsistorium zum Cardinal ernennen werde. Da trat jene Katastrophe ein, welche sich mit der Ermordung des Grafen Rossi eröffnete.

Ein Machwerk der revolutionären Partei hat die Behauptung aufgestellt, Rossi sei dem Fanatismus der „Klerikalen", bezw. der Jesuiten zum Opfer gefallen[3]). Nach dem langen, sorgfältig geführten Proceß, welcher 1854, den 17. Mai, mit dem Todesurtheil zweier der Mörder endigte — einer derselben, Grandoni, erwürgte sich im Kerker, der andere, Santa Constantini, wurde hingerichtet — kann kein Zweifel daran bestehen, wo die Urheber dieses scheußlichen und feigen Verbrechens zu suchen sind. Schon im Juli hatten die Führer der geheimen Gesellschaften Rossi mit dem Tode bedroht, falls er wage, die Regierung zu übernehmen. Die ersten energischen Maßregeln des Ministeriums hatten die Cercoli wild erregt, und die Revolution ward sofort beschlossen. Ein erster Anschlag auf den Quirinal ward Rossi verrathen und vereitelt. Am 10. October wurde in einer geheimen Zusammenkunft der Sectirer in Turin, welcher als Vertreter des Cercolo Romano Sterbini, der Fürst von Canino und Pinto beiwohnte, der Tod Rossi's beschlossen; in Rom verhandelte man darüber definitiv am 12. und 15. October. Der Beschluß wurde den Cercoli in Livorno und Florenz mitgetheilt; Mazzini erklärte in einem später veröffentlichten Schreiben diesen Mord für unabweislich. In der Nacht vom 13. zum 14. November ließ Rossi zwei der Verschworenen festnehmen. Während diese beiden Banditen am folgenden Tage nach den Galeeren von Civita-Vecchia gebracht wurden, hörten sie nicht auf, gegen Rossi zu wüthen, und erklärten, er werde diesen Schritt theuer bezahlen; ehe man in Civita-Vecchia sei, werde man Nachricht von ihm haben. Die Schurken hatten recht. Kaum angelangt, hörte man, daß der Minister ermordet worden sei; in

[1]) Della Missione a Roma, p. 56.

[2]) Ebenda S. 56 und 248.

[3]) **Victor Borie**, Histoire du pape Pie IX et de la dernière révolution romaine 1846—1849, Bruxelles 1851.

der allgemeinen Verwirrung konnten jene entwischen. Am Abend des 14. November hatte der im Theater Capranica versammelte Cercolo beschlossen, den Grafen Rossi folgenden Tages beim Eintritte in den Palazzo della Cancelleria, wo er das Parlament zu eröffnen hatte, durch die Banden Grandoni's zu tödten.

Pellegrino Rossi war von vielen Seiten gewarnt worden, nicht weniger seine Gattin. Gegen Mittag des 15. nahm er von der geängstigten Gräfin und seinen zwei Söhnen Abschied und begab sich in den Vatican, wo ihm der Papst seinen Segen ertheilte und sagte: „Um Gottes willen, lieber Graf, seien Sie vorsichtig! Ihre Feinde sind zahlreich und jedes Verbrechens fähig." „Sie sind," antwortete Rossi, „zu feige, ich fürchte sie nicht." Beim Einsteigen in den Wagen flehte ihn ein Priester an, zu bleiben, um nicht des Todes zu sein. Der Graf drückte ihm die Hand und rief ihm über den Wagenschlag hinaus zu: „causam optimam assumpsi, miserebitur Deus." Auch Andere kamen und baten ihn, nicht in die Sitzung zu gehen. Msgr. Marini sagte ihm bestimmt, daß man ihn nicht lebendig hineinlassen werde. Rossi erwiderte: „Ich vertheidige die Sache des Papstes, die Sache des Papstes ist diejenige Gottes, ich muß gehen, wohin meine Pflicht mich ruft." Diese Warnungen hatten ihn indessen doch begreiflicher Weise erschüttert. Als er das Ministerium verließ, um in die Cancelleria zu fahren, bemerkte sein Freund, der Herzog von Rignano, die auffallende Blässe seines Antlitzes. Sein Substitut im Finanzministerium, Righetti, stieg mit ihm in den Wagen, der ihn im Galopp dem Tode entgegenbrachte. Es war gegen ein Uhr und die Kammer schon versammelt, es herrschte in ihr eine seltsame Unruhe. Rosmini, der gekommen war, um mit Pareto in der Tribüne des diplomatischen Corps der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Minister sein neues Programm entwickeln wollte, äußerte gegen den Marchese: „Diese Kammer gefällt mir nicht — beobachten Sie doch ihre unheimliche Haltung." Kaum hatte er dies gesagt, wie er selbst erzählt, so hörte man einen plötzlichen Aufschrei, „ich frug, was es gebe, Niemand wußte zu antworten, die Kammer blieb ruhig. Hier und da ertönte wieder dasselbe Pfeifen und Schreien, aber nur kurz. Noch wußte Niemand die Ursache. Doch bald bemerkte ich in der uns benachbarten Tribüne eine gewisse Aufregung. Jemand wollte hinausgehen, ein Anderer hielt ihn zurück, mit der Bemerkung, der Augenblick drohe Gefahr. Die Kammer hatte unterdessen auf das Allerruhigste ihre Verhandlungen begonnen, aber es dauerte keine fünf Minuten, so kam Jemand und sagte dem Marchese Pareto ins Ohr: „ils ont assassiné Rossi" — „Sie haben Rossi umgebracht." Ich forderte den Marchese auf, sofort mit mir wegzugehen. Wir kamen glücklich hinaus, fanden auf der Treppe viel Blut und erfuhren, daß der Graf Rossi, kaum aus seinem Wagen gestiegen, mit Zischen empfangen und von den Verschworenen umringt, einen Stich in die Pulsader des Halses empfangen habe. Man hatte ihn in die Zimmer des Cardinals Gazzola gebracht, wo er nach fünf Minuten verschied. Glücklicher Weise war unser Wagen durch die Menge im Hof des Palastes zurückgehalten worden. Ich ließ mich sogleich in den Quirinal fahren und erklärte dem Papste, jetzt seien drei Dinge zu thun: Zucchi mit seinen Truppen müsse aus Bologna nach Rom gezogen werden, der Papst müsse noch am selben Tage ein neues Ministerium ernennen und die strengste Unter-

suchung gegen die Meuchelmörder anordnen. Das Erste geschah, die beiden anderen Rathschläge blieben unbefolgt und konnten nicht mehr befolgt werden."

Das war das Ende des muthigen Staatsmannes, der den letzten Versuch unternommen hatte, das sinkende Schiff Pius' IX. über den Fluthen zu halten. Ich bin manchesmal über jene Stiegen gegangen, auf denen ihn der Dolch seiner feigen Mörder ereilt hat; wie oft dachte ich in jenen Tagen seiner, wo ich, im Jahre 1874, mit dem nun auch dahingegangenen Cardinal Bilio in den Gemächern, wo Rossi sein Leben ausgehaucht, Besprechungen führte, die, wäre unser guter Wille von Erfolg gekrönt gewesen, schon damals dem Deutschen Reiche und der Kirche den Frieden hätten bringen können, den wir erst Leo XIII. verdanken sollten!

„Rom," so fährt Rosmini's Erzählung fort, „war starr vor Schrecken. Am folgenden Tage fraternisirten die Truppen mit dem Volke. Man forderte ein neues Ministerium und rief die Namen der dem Volke genehmen Candidaten aus. Zu meinem Schmerze hörte ich auch den meinen nennen, und zwar nannte man mich als Präsidenten des Conseils mit dem Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Die Bürgerwehr und die Truppen näherten sich jetzt unter dem Banner des Cercolo popolare dem Montecavallo, um die Bestätigung des Ministeriums vom Papste zu fordern. Der Papst ließ sie ermahnen, sich zurückzuziehen, er werde dann ihren Wünschen entsprechen, aber er wolle nicht gezwungen sein. Man vergriff sich jetzt an der Schweizergarde, welche den Palast bewachte, suchte Feuer an die Thore zu legen und schoß gegen den Quirinal. Mſgr. Palma wurde dabei getödtet, drei Kugeln drangen in das Gemach des Papstes. Die Minister waren alle davongelaufen, bis auf Montanari, meinen Freund, der bei mir (im Palazzo Albani, nahe dem Quirinal) war. Man führte jetzt eine Kanone vor die verbarricadirten Thore, um sie einzuschießen. Da gab der Papst, um größeres Unglück zu verhüten, nach und bewilligte das verlangte Ministerium. Ein wahnsinniger Jubel folgte darauf, der Mörder Rossi's wurde als ein neuer Brutus gefeiert. Abends nach 9 Uhr brachte man mir einen Brief Galletti's, welcher mir anzeigte, daß der Papst mich zum Präsidenten des Conseils und zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt habe und daß die Minister (das waren: Mamiani für das Auswärtige, Galletti für Inneres und Polizei, Sereni für Justiz, Sterbini für Handel, Campello für Krieg, Lunati für die Finanzen) sich Morgens 9 Uhr bei mir versammeln würden. Ich sandte sogleich meinen Secretär, Don Giuſ. Toscani, in den Quirinal, um zu hören, was der Papst von mir wolle und um eine Audienz zu erbitten. Der Papst erwiderte, er hätte gern in mir einen Schutz (un antimurale) gesucht, müsse aber fürchten, „zerquetscht zu werden" (rimanere schiacciato). Nachdem ich gesehen, daß Se. Heiligk. mich nicht zur Annahme verpflichte, ging ich noch des Nachts in den Palast und gab meine förmliche Entlassung ein. Um nicht mit den Ministern andern Morgens zusammen zu treffen, ließ ich einen Brief an Galletti zurück, in welchem ich erklärte, das neue Ministerium sei dem Papste aufgedrungen und nicht constitutionell, und ich habe daher meinen Rücktritt von demselben Se. Heiligk. unwiderruflich angezeigt. Ich begab mich dann nach St. Apostoli, um die hl. Messe zu celebriren, dann zu dem französischen Botschafter, wo ich die trost-

lose Familie des Grafen Rossi fand, im Begriffe, nach Frankreich abzureisen, ebenso den Cardinal Orioli. Nach dem Essen mußte ich mit dem sardinischen Gesandten in dessen Wohnung gehen, wo ich die Nacht zubrachte. Am 18. kehrte ich in den Palazzo Albani zurück, fand aber für gut, mich von da in die Villa Albani vor Porta Salara zu begeben und meine Pferde und Wagen bereit zu halten. Dem Papste, welchem ich gerathen hatte, Rom zu verlassen, ließ ich sagen, wo ich war, und daß ich die Absicht hätte, ihm zu folgen, womit er zufrieden zu sein schien. Die Cardinäle zerstreuten sich, Lambruschini entkam in Verkleidung den Händen der Meuchelmörder, die seine Fenster erstiegen hatten; von mir meldeten die Zeitungen, ich sei nach Paris gereist, um französische Hilfe zu suchen, was ich dementiren ließ. Acht ruhige Tage brachte ich hier in diesem herrlichen, an Kunstwerken so reichen Aufenthalte zu (die Villa war damals Eigenthum der Gräfin Antonietta di Castelbarco, aus der Familie Litta, der Erbin des Cardinal Albani)." Ein Billet, welches Rosmini damals an den ihm bis dahin wohlgesinnten Msgr. Stella schrieb (18. Nov.), blieb unbeantwortet: es hätte ihm der geringfügige Umstand schon sagen können, daß der Wind sich gegen ihn gedreht habe, wie auch das sonderbare Betragen Antonelli's, der ihn des Morgens im Palaste sehr kalt behandelte und die von Rosmini offen besprochene, bevorstehende Abreise des Papstes leugnete.

„Am Morgen des 25.," so schließt Rosmini's Bericht, „kamen der Graf Gabriello Mastai-Ferretti, der Bruder des Papstes, und der Exminister Montanari nicht wenig erschreckt zu mir. Der Erstere erzählte mir, daß am Abend vorher ($5^1/_2$ Uhr Nachmittags) der Papst in einfacher Priestertracht aus einer Seitenthür des Palastes glücklich entwichen sei. Er sei unerkannt durch die Via S. Ignazio nach dem Colosseum, von da nach Porta S. Giovanni gekommen und habe da, ein oder zwei Miglien vor der Stadt, den Grafen Spaur, den bayerischen Gesandten gefunden, in dessen Wagen er nach Gaëta gefahren. Ich ließ sofort meine zwei Wagen anspannen, empfahl meine Angelegenheiten in Rom sammt meinem kranken Kammerdiener Carli dem Advocaten Semeraro, der mir als Hausmeister diente, und fuhr gegen 12 Uhr ab. Wir waren zu vier: der Bruder des Papstes, Montanari, Giuseppe Toscani und ich, je zwei in einem Wagen. Um die Stadt herumfahrend, gelangten wir unbelästigt nach Albano. Von dort schickte ich den zweiten Kutscher mit den Pferden nach Rom zurück, in der Absicht, Postpferde zu nehmen. Nach manchen Schwierigkeiten — wir hatten keinen vom neapolitanischen Gesandten visirten Paß — kamen wir um 11 Uhr des Sonntags Morgens in Gaëta an."

So wirr und unruhig die letzten Tage von Rosmini's Aufenthalt in Rom waren, so hatte er doch noch Zeit für andere Dinge als die Politik gefunden. Paoli[1]) weiß zu berichten, wie Don Antonio mitten im Sturm seinem Institut die eingehendste Sorge und Leitung angedeihen ließ; wie er sich dem Unterrichte der vom Papst an ihn gewiesenen Baronin Könneritz von Rönneritz widmete, welche zum Katholicismus übertrat und ihm später treu ergeben blieb; wie er endlich fortfuhr, eine lebhafte Correspondenz zu führen, aus welcher uns der

[1]) Vita di A. R., I., 414 ff.

schöne Brief an den Bischof von Montepulciano, Mfgr. Claudio Samuelli, mitgetheilt wird, der ihn um Rath gefragt hatte, wie er sich inmitten der politischen Wirren und speciell Angesichts der von Montanelli und Guerazzi veröffentlichten „Costituante“ verhalten solle. Rosmini antwortete von Villa Albani aus, kurz vor der Abreise nach Gaëta, und gab dem Bischofe einen Rath, der als eine kostbare Verhaltungsmaßregel für alle Geistlichen gelten kann. „Mir scheint,“ schreibt er, „jeder Hirte der katholischen Kirche erfüllt seine Mission und entspricht der Höhe derselben, wenn er sich jeder Theilnahme an irgend welcher politischen Controverse enthält, sich für keine Faction ausspricht, sich darauf beschränkt, Allen in gleicher Weise und im Allgemeinen die Gebote der Gerechtigkeit, Liebe, Demuth, Sanftmuth und Güte, kurz alle evangelischen Tugenden zu predigen, die entgegengesetzten Laster zu verdammen, die Rechte der Kirche entschieden zu vertheidigen, wo immer sie verletzt werden. Ich meine, der Bischof müsse in diesen Zeiten vor Allem einen Balsam von Liebe und Güte (un olio balsamico di dolcezza) auf die Wunden der Menschheit träufeln.“

In Gaëta angelangt, nahm Rosmini mit Montanari bei einem Canonicus Orgera Quartier und suchte dann den Papst auf, der, noch immer incognito, in einem armseligen Wirthshause des Ortes sich verborgen hielt und seine Ankunft nicht bekannt geben wollte, bis der König beider Sicilien, zu welchem er den Grafen Spaur entsandt hatte, davon unterrichtet war. Antonelli erschrak, als er die Ankömmlinge sah, ließ den Grafen und Montanari eintreten, Rosmini aber im Vorzimmer stehen; doch befahl der Papst, ihn sofort einzuführen. Der Commandant des Ortes, zu welchem unsere Gäste durch den verkleideten Cardinal Antonelli geführt wurden, frug sie nach dem Aufenthaltsorte des Papstes, den sie verschwiegen. Als aber plötzlich zwei Dampfer in Sicht kamen, welche den König und die Königin trugen, konnte die Sache nicht mehr verheimlicht werden. Der König, durch die Ereignisse des vorausgegangenen September wieder auf seinem Throne befestigt, brachte 2000 Mann und Alles mit, was für des Papstes Haushalt nöthig war. So entschloß sich Pius IX. eine Zeitlang hier zu bleiben. Allmälig hatten sich die am römischen Hof accreditirten Gesandten eingefunden. Unter ihnen waren die von Gioberti als damaligem Ministerpräsidenten beglaubigten und auch an Rosmini in einem interessanten Schreiben empfohlenen Vertreter Sardiniens, welche den Auftrag hatten, Pius IX. ein Asyl in Nizza anzubieten. Don Antonio benutzte die Gelegenheit, um Gioberti zur Einhaltung des Friedens mit Oesterreich und überhaupt zu einer vorsichtigen Politik zu gemahnen[1]). Ebenso führte er mit dem Herzog von Harcourt die ersten Unterhandlungen, um eine Hilfe von Frankreich zu erlangen[2]).

Rosmini und Montanari waren häufig mit dem Papst zusammen, welchen nur die Frage beschäftigte: was mit der römischen Regierung anfangen? Die Beiden waren mit Graf Gabriello, dem Bruder des Papstes, der Ansicht, Letzterer solle die constitutionellen Formen bewahren und die Brücken nicht hinter sich abbrechen. Antonelli war anderer Meinung und wies die von dem Parlament

[1]) Della Missione etc., p. 123 ff.

[2]) Ebenda S. 127 ff.

an den hl. Vater gesandten Commissarien brüsk ab. Es wurde eine außerordentliche Regierungscommission in der Person des Grafen Bevilacqua zu Bologna, des Marchese Ricci und des Cardinal Castracane als Vorsitzenden ernannt. Der Schritt war erfolglos, wie Rosmini vorhergesagt. Castracane lehnte ab, die beiden Andern wußten nicht, was sie thun sollten. Rosmini schrieb gleichwohl an die ernannten Commissarien, um sie zur Annahme und Ausführung des Mandats aufzufordern [1]). Es war vergebens. Als er endlich sah, daß die auf Anrufung der österreichischen Intervention gehenden Rathschläge überwogen: als sein Rath, der Papst möge Gaëta verlassen und in seinem treu gebliebenen Fürstenthum Benevent Residenz nehmen, abgewiesen wurde, als das schöne, von ihm im Auftrage des Papstes ausgearbeitete Manifest vom 17. December an Antonelli's Widerstand gescheitert [2]); als er empfand, daß der päpstliche Hof, und besonders Antonelli, immer kälter gegen ihn wurden, verließ er Gaëta (22. Januar 1849) in Gesellschaft Montanari's und ging nach Neapel, wo er zugleich den Druck einiger seiner geistlichen Werke überwachen wollte: kurz vor der Abreise hatte ihm der Papst durch Montanari sagen lassen, an seiner Absicht, ihm den Purpur zu verleihen, sei nichts geändert. Wie Rosmini in Neapel lebte, in vollkommenster Seelenruhe, seine Studien unentwegt fortsetzend, nach allen Seiten ein Bild der vollendeten Heiligkeit, hat der schöne Brief Vito Fornari's lange Jahre nachher noch bezeugt [3]). Das anfangs eingenommene Logis bei den Lazzaristen verließ er, um zu zahlreichen und zum Theil verdächtigen Besuchen zu entgehen; er zog zu den armen Capucinern nach S. Efrem, wo er sich geborgener dachte. Aber seine Gegner, immer kühner werdend, suchten nun den Mann zu verderben, der eben noch der Vertraute Pius' IX., und im Begriffe schien, die Leitung der päpstlichen Regierung zu übernehmen. Man mußte, um ihn für alle Zeit unmöglich zu machen, seinen Credit in der Kirche um jeden Preis untergraben, seinen Eintritt in das Cardinalscollegium zunächst verhindern. Castracane benachrichtigte den Freund sehr bald von den Hindernissen, die sich der Ertheilung des Purpurs an ihn entgegenstellten. Einige Mitglieder der Congregation des Index, welche gerade in Neapel anwesend waren, beriethen bereits am 30. Mai 1849 über die Verurtheilung der „Cinque Piaghe“ und des „Progetto di Costituzione secondo la Giustizia sociale“, wovon Rosmini, obgleich Mitglied dieser Congregation, erst erfuhr, als die Sache eine vollendete Thatsache geworden war. Als die Polizei des Königs Ferdinand ihn jetzt zu beunruhigen anfing, reiste er sofort nach Gaëta zurück, wo er am 9. Juni anlangte und am selben Abend den Papst sah. Derselbe empfing ihn mit den Worten: „Lieber Abate, Sie finden mich nicht mehr constitutionell.“ Rosmini erwiderte: „Ew. Heiligkeit, es ist eine gewichtige Frage, diejenige einer totalen Umkehr von dem von Ihnen eingeschlagenen Wege, welche Umkehr Ihr Pontificat in zwei Hälften zerschneiden wird. Auch ich bin überzeugt, daß weder augenblicklich, noch in langer Zeit die Verfassung wieder ins Leben treten kann; aber

[1]) Man vergl. die Correspondenzen Castracane's, Bevilacqua's und Ricci's mit Rosmini in Della Missione a Roma etc, S. 96 ff., 355 ff.

[2]) Ebenda S. 108 ff.

[3]) Sapienza 1884, X, 11 ff.

es würde meines Erachtens einen guten Eindruck machen, wenn Ihrem Volke die Hoffnung auf eine solche bleiben könnte. Die Geschichte lehrt, daß es den Fürsten gefährlich ist, zwei ganz entgegengesetzte Wege einzuschlagen." Pius antwortete: Er habe sich von dem Gegentheil überzeugt, die Sache Gott empfohlen; heute würde er das Statut nicht mehr geben, es eher in Stücke schneiden. Rosmini berührte die Schwierigkeit, der Kirche die weltliche Herrschaft zu erhalten, wenn der Kirchenstaat allein inmitten der übrigen constitutionellen Staaten bei einem absoluten Regiment verharre. Wenn eine Sache, replicirte der Papst, in sich schlecht sei, so dürfe sie unter keinerlei Bedingung geschehen, folge daraus was wolle. Die Constitution sei aber mit der Regierung der Kirche unvereinbar, die Freiheit der Presse, der Association u. s. f. etwas an sich Schlechtes. Don Antonio bemerkte, die Ausschreitungen der Presse ließen sich mit Repressivmaßregeln gesetzlich bekämpfen; ehe man, vor dreihundert Jahren, die Censur eingeführt, habe die Freiheit zu schreiben bestanden, und doch habe die Kirche zu jeder Zeit schlechte Bücher und falsche Lehren bekämpft, ebensogut wie andere schlechte Handlungen. Rosmini erzählte dann, daß ihm in Neapel der Cardinal Mai mitgetheilt, der Papst habe ihm eine Prüfung der sämmtlichen Werke Rosmini's aufgetragen, welches Geschäft der gelehrte Vorstand der päpstlichen Bibliothek aber abgelehnt habe. Der Papst war mit dieser Weigerung Mai's nicht zufrieden, lobte aber Rosmini, daß er in der zweiten, zu Neapel gedruckten Auflage der „Lettere sulle elezioni vescovili" sich gegen die Annahme ausgesprochen, als fordere er die Einführung der Volkssprache im Cultus. Die Theilnahme des Volkes an den Bischofswahlen könne in ruhigen Zeiten erlaubt werden, nicht aber in solchen, welche von den Demagogen unterwühlt seien, womit sich Rosmini ganz einverstanden erklärte. Er ging in der Ueberzeugung fort, daß der Papst, welcher ihm gesagt hatte: ein Passus seiner Schriften müsse den andern erklären, nicht mehr an eine abermalige Prüfung seiner Werke denke. Rosmini irrte sich, wie er überhaupt an die völlige Aenderung der Dinge noch nicht glauben mochte. Denn drei Tage vorher, am 6. Juni, hatte Pius die Verurtheilung der „Cinque Piaghe" und der „Costituzione" vollzogen. Auch in der Audienz des folgenden Tages war nicht die Rede davon. Am 11. Juni erhielt unser Philosoph mehrmaligen Besuch der Polizei, welche seinen Paß forderte und diesen wegen mangelnder Visa der neapolitanischen Behörden nicht in Ordnung fand. Nachts um 11 Uhr nöthigte ein anderer Polizeicommissar in Begleitung mehrerer Carabinieri ihn, aufzustehen, und jetzt wurde ihm eröffnet, daß er auf Befehl des Commandanten am andern Morgen, ohne den Papst gesehen zu haben, nach Neapel abzureisen habe: man werde ihn, wenn er nicht wolle, mit Gewalt fortbringen. Rosmini erwiderte, als zum Gefolge Sr. Heiligkeit gehörend, werde er ohne deren Befehl nicht reisen; man möge ihm Zeit lassen, den Willen des Papstes zu hören. Diese seltsame Behandlung, welche einer der Polizisten selbst als eine Intrigue Antonelli's bezeichnete, ließ Rosmini nicht schlafen. Am andern Morgen begab er sich in den Palast, wo ihn einer der Domestiken anherrschte: es sei heute morgen Ordre gegeben, Niemanden in die Vorzimmer einzulassen. Er verlangte, Antonelli zu sprechen. Der Cardinal, hieß es, sei beschäftigt; er verlangte nach dem einen oder andern Monsignore;

es sei Niemand da. Rosmini klagte laut, daß einem Sohne verwehrt werde, seines Vaters Segen zu erbitten. In dem Augenblicke sah Antonelli zur Thüre hinaus; er wollte sich rasch zurückziehen, doch zwang ihn Rosmini, ihm Rede zu stehen. Der Cardinal behauptete, von all' dem Vorgefallenen nichts zu wissen. Rosmini erwiderte, er gehe sehr gerne von Gaëta fort, wohin er überhaupt nur gekommen sei, weil der Papst ihn durch Antonelli selbst am 17. November dazu aufgefordert habe. Aber er müsse Se. Heiligkeit vorher sehen und um dessen Segen bitten. Der Cardinal wollte ihn indessen nicht einführen und wies ihn an die Monsignori, wohl wissend, daß keine da waren, worauf ihm Rosmini erklärte, ihn von Gaëta wegzutreiben, ohne daß er den Papst gesehen, betrachte er als eine schwere Injurie. Nunmehr erklärte sich Antonelli bereit, ihn anzumelden, ging zum Papste hinein, berieth sich dort eine halbe Stunde mit dem Commandanten Yongh und führte Rosmini endlich ein. Pius erklärte ihm, er habe eben erst von dem Vorgefallenen gehört und den Commandanten ersucht, ihm alle Muße zur Abreise zu lassen. Rosmini setzte dem Papste auseinander, welchen Quälereien der Polizei und welcher Behandlung seitens des Hofes er ausgesetzt war. Pius erwiderte wörtlich: „Man fürchtet eben, daß Sie mich beeinflussen." Ein oder zwei Tage später hatte Rosmini wieder eine Audienz beim Papste. Er fand im Vorzimmer den Commandanten Yongh, welcher ihm bestätigte, daß die Affaire des Passes nur ein Vorwand gewesen, die wahren Gründe für die Expulsion aus Gaëta ihm seinerseits nicht mitgetheilt werden könnten. Rosmini beklagte sich bei Pius IX., daß man ihm gegenüber die Motive einer so ungerechten Behandlung geheim halte, worauf ihm der Papst antwortete: „Ach, wenn Sie wüßten, was man für Anekdoten über Sie erzählt hat; aber ich will davon schweigen, damit die Gerüchte nicht weiter verbreitet werden." Rosmini bezog das auf seine Stellung zur neapolitanischen Regierung; er hätte sich erinnern sollen, daß, wie ihm schon in Neapel gemeldet wurde, Msgr. Stella im Vorzimmer des Papstes ihn einen abgefeimten Heuchler, einen Communisten, eine wahre Wunde der Kirche genannt, und behauptet hatte, in seinen Schriften finde sich nicht ein einziges Mal der Name Jesu Christi. Schließlich bat Rosmini, der Papst möge ihm angeben, wohin er sich zurückziehen solle; er habe die Absicht, nach Stresa zu gehen. Pius war damit nicht einverstanden und rieth ihm, in Florenz abzuwarten, bis sich der Haß seiner Gegner gelegt habe. Am 15. oder 16. Juni ließ Rosmini dem Papste eine Denkschrift überreichen, welche er zu seiner Rechtfertigung oder vielmehr im Interesse seines Institutes geschrieben, und in welcher er hervorhob: 1) daß er das Princip der Volksherrschaft nie vertheidigt, sondern es stets als unvernünftig und unmoralisch bezeichnet; 2) daß er jeglicher Art von Revolution stets entgegen gewesen; 3) daß er das System der absoluten Gewalt durchaus nicht mit dem Despotismus identificirt, sondern zugegeben habe, daß eine väterliche absolute Macht unter Umständen gut und opportun sein könne; 4) daß er die Monarchie stets als die beste Regierungsform betrachtet; 5) die französische Revolution allzeit bekämpft; 6) die Aristokratie als zweites Element der Monarchie in Schutz genommen; 7) die Gerechtigkeit durchaus als nothwendigste Grundlage jedes Staatswesens angesehen; 8) sich gegen die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen; 9) das constitutionelle System

nicht für opportun erklärt, wenn die Völker noch dafür unreif: seien sie gereift, so erwache in ihnen das Verlangen danach, und dann erst sei es opportun; 10) er sei nie für die dem französischen Muster nachgebildeten Constitutionen, auch nicht für die von den italienischen Fürsten gegebenen eingenommen gewesen. Es sei demnach nicht anzunehmen, daß die neapolitanische Polizei in seinen politischen Ansichten einen Grund zu seiner Austreibung habe sehen können. Der zweite gegen ihn vorgebrachte Verdachtsgrund sei ebenso hinfällig; nie habe er in Neapel mit verdächtigen Personen verkehrt. Wenn Menschen, die er nicht gekannt, zu ihm gekommen, so habe er sie, wie alle anderen, in christlicher Liebe und Höflichkeit aufgenommen und ihren Bitten oder Anliegen zu entsprechen gesucht, sie aber, mit Ausnahme weniger Geistlichen, nicht wiedergesehen. Mit all' dem sei das gegen ihn beliebte Verfahren und die unwürdige Behandlung seiner Person im päpstlichen Palaste nicht gerechtfertigt. Er habe das Sr. Heiligkeit sagen müssen, um dem Worte der Schrift zu entsprechen: curam habe de bono nomine. Dem hl. Vater sei er per infamiam et per bonam famam ergeben bis in den Tod. Am 18. erhielt darauf Rosmini als Antwort ein Billet des Msgr. Stella, in welchem es heißt: daß Se. Heiligkeit Rosmini ermächtige, Gaëta zu verlassen, seinen Wohnort nach Belieben zu wählen; wohin er gehe, begleite ihn der hl. Vater mit seiner väterlichen Liebe, den Herrn bittend, daß er ihm nach so vielen hohen Gaben auch die Gnade gewähre, alles Das zu erkennen, was in seinen Schriften dem göttlichen Geber dieser Gaben selbst mißfallen könne. Zum Schlusse wird ihm der apostolische Segen gespendet. Rosmini erwiderte, daß er sich zunächst nach Capua wende, dem hl. Vater für seine gnädigen Intentionen danke, ebenso bete, daß der Herr ihn erleuchte; er fügt hinzu, daß er im Voraus mit Freuden jede Entscheidung der hl. römischen Kirche annehme, indem er deren Lehren, nicht seine Meinungen, zu vertheidigen suche. Er bedauert dann, daß ihm nicht mehr gegönnt sei, dem hl. Vater persönlich aufzuwarten und empfiehlt sich dem Gebete Msgr. Stella's, der ihn einst seinen Bruder in Christo genannt, was er, soviel an ihm liege, ihm stets bleibe.

Am 19. Juni reiste Rosmini nach Capua ab, von wo die Hitze ihn bewog nach Caserta zu gehen. Hier, wo er bei den Capucinern wohnte, forderte ihn die neapolitanische Polizei wieder auf, das Königreich innerhalb acht Tagen zu verlassen. Diese Ausweisung wurde bekannt und erschreckte die guten Liguorianer so, daß sie Rosmini, den sie zu Tisch geladen, unter einem Vorwand baten, fortzubleiben. Bereit, abzureisen, ließ er seine Päſſe visiren, doch hatte nach vier Tagen die Polizei die Gnade, ihm das Verbleiben in der Provinz zu gestatten, falls er es vorzöge. Am 15. Juli verließ er Caserta und gelangte am 22. nach Albano, nachdem er einen zweitägigen Besuch auf Monte Cassino gemacht und dort vortreffliche Aufnahme gefunden hatte, ebenso wie in Albano bei dem Cardinal Tosti, welcher ihm von langer Zeit her befreundet war, und nun in den stärksten Ausdrücken die Jenem widerfahrene Behandlung tadelte. Wohl hätte man ihm gönnen dürfen, daß der schwergeprüfte Mann hier einige Ruhe und Freude wiedergefunden. Aber bald nach seiner Ankunft, am 13. August 1849, wurde ihm durch den Dominicaner Boëri im Auftrage des Maestro del Sacro Palazzo Apostolico, P. Buttaoni, mitgetheilt, daß die in Neapel versammelte

Congregation des Index einstimmig und unter Zustimmung des hl. Vaters, seine beiden Werke, die „Cinque Piaghe" und die „Costituzione secondo la Giustizia sociale", verboten habe. Rosmini nahm den lange erwarteten Schlag ruhig und ergeben auf. Er schrieb sofort an den P. Buttaoni, daß er der gegen ihn ergangenen Sentenz als gehorsamer Sohn des hl. Stuhles sich vollkommen — puramente, semplicemente e in ogni miglior modo possibile — unterwerfe, wofür ihn der Maestro del Sacro Palazzo durch Schreiben vom 20. August lebhaft beglückwünschte. Wenn Rosmini die Verurtheilung seiner zwei politischen Schriften aufs Tiefste schmerzte, so war es wesentlich im Hinblicke auf sein Institut, welchem dies Vorkommniß nur schaden konnte. Er bemühte sich daher, den Geist der Seinigen aufrecht zu erhalten, und zu trösten. Er that dies in mehreren Schreiben[1]), so in dem schönen Brief an Molinari, wo er die Hoffnung ausspricht, bald wieder in seinem lieben Nest (al caro nido) von Stresa zu sein[2]); so noch eingehender in dem Briefe an den Vetter Leonardo Rosmini, wo es heißt: „Es ist mir ein Trost, zu wissen, daß die Verurtheilung nicht auf Grund irgend welcher, in den beiden Schriften etwa enthaltenen theologischen Irrthümer geschehen ist, sondern weil dieselben bei der gegenwärtigen politischen Lage inopportun erscheinen. Namentlich ist der Abschnitt über die Bischofswahlen einigen Mächten unangenehm. Ich glaube zwar, Dinge gesagt zu haben, die ebenso der Kirche wie den Staaten nützlich sind, und die geeignet wären, die Leidenschaften der Völker zu dämpfen und ihr Augenmerk den religiösen Fragen zuzuwenden. Indessen unterwarf ich mich dem Decret blindlings, wie es meine Pflicht war." Auch an Pagani, den Provincial in England, schrieb er, daß ihm keinerlei Motive der Censur mitgetheilt seien, sondern nur politische Gründe dieselbe bedingt haben dürften — una prudente economia, wie er sich ausdrückt. „Uebrigens," fügt er hinzu, „wäre es nicht das erste Mal, daß bei erneuter Prüfung diese Schriften aus dem Index der verbotenen Bücher wieder entfernt würden, wie dies nach der vom Cardinal Gerdil vorgebrachten Vertheidigung mit Malebranche geschah, ebenso mit den Werken, welche die Bewegung der Erde lehrten[3]). Was das Cardinalat angeht, welches der Papst mich anzunehmen genöthigt, so glaube ich, daß es mit dem Verbot der beiden Schriftchen nun damit aus ist. Ich bin froh, die Last dieser Ehre los zu sein, nur empfinde ich den mir zugefügten Schimpf. Aber auch den ertrage ich, im Gedanken, daß Jesus Christus noch Schwereres trug, und weil er am besten weiß, in welchem Grade von Ehren wir ihm am besten dienen. Unser Mitbruder, D. Luigi Gentili, war ein Prophet, als er, von der mir vom Papste zugedachten Ehre hörend, mich an den Purpurmantel erinnerte, welcher die Schultern Christi bedeckte[4])". „Die Welt," schreibt er weiter an Frau von Könneritz in Dresden, „nennt das eine „Ungnade" (disgrazia): ich bin nie so heiter als diesmal nach Rom zurückgekehrt. Ich handelte nach meinem Gewissen; der Herr hat mich

[1]) Paoli, Della vita di A. R., I, 431.
[2]) Epistolario, Lett. 481, 484.
[3]) Paoli, Della vita di A. R., I, 435.
[4]) Epistolario, Lettera 484, 25. September 1849.

belohnt, indem er mich der drohenden Gefahr und einer schweren Verantwortlichkeit entzog, welche meiner Seele Schaden bringen konnte [1])."

Manche fanden, sei es in der Presse, sei es in Zuschriften (so Gustavo di Cavour) [2]), Rosmini's Unterwerfung sei ein Act heroischer Tugend und Selbstüberwindung. „Die Welt bewundert Sie als Katholiken," schreibt der Bischof von Montalcino, „und wird Sie in Ihren neuen Schriften zur Vertheidigung unserer heiligen Religion um so mehr bewundern [3])." Der „Conciliatore Torinese" nannte ihn einen neuen Fénelon [4]). Die nicht katholischen Blätter beschuldigten ihn der Feigheit und knechtischen Unterwerfung, oder tadelten heftig die Curie wegen dieser Censur. Rosmini sah sich in Folge dessen veranlaßt, in der „Armonia" lebhaft gegen diese Angriffe auf den hl. Stuhl zu protestiren, und zu erklären, daß seine Unterwerfung eine ganz aufrichtige, innerliche und freiwillige sei [5]).

Wie wenig Rosmini bei all' dem die Seelenruhe verlor, zeigt der Brief an den Grafen Torricelli in Neapel, welcher seiner Situation eine scherzhafte Seite abzugewinnen weiß [6]), dann aber auch die erstaunliche literarische Thätigkeit, welche er, mitten in diesem Ungemach, entfaltete. In die Zeit des Aufenthalts in Albano fällt nicht nur die Ausarbeitung der oben besprochenen Gegenschrift gegen Theiner; in Neapel hatte er einen zehn Jahre vorher in Stresa begonnenen tiefsinnigen Commentar zu dem Eingangscapitel des Evangeliums Johannis fortzusetzen begonnen und damit auf der Rückreise, wie die Eintragungen des Manuscripts aus Caserta, Montecassino u. s. f. beweisen, fortgefahren. Es ist ein schönes Vorrecht des echten und großen Denkers, daß, was auch die Außenwelt an Widrigem bieten mag, das innere Heiligthum, der Gleichmuth des Gelehrten nicht berührt und in seinen Zirkeln gestört wird.

Zugleich mit Rosmini's beiden Schriften waren Ventura's Predigt auf die bei der Wiener Revolution Gefallenen, und Gioberti's „Gesuita moderno" verurtheilt worden. Der Erstere unterwarf sich laudabiliter; Gioberti antwortete einem höhern Geistlichen, der ihn zu Gleichem aufgefordert hatte: er ziehe ein laudabiliter obmutuit vor. Am 14. Januar 1852 verbot die Indexcongregation seine sämmtlichen Schriften in jeglicher Sprache, eine Folge des scharfen Angriffes auf die weltliche Herrschaft des Papstes, welche das 1851 erschienene „Rinnovamento d'Italia" gebracht hatte. Gioberti, welcher bekanntlich am 21. Februar 1849 die Präsidentschaft des Ministeriums niedergelegt (weniger bekannt ist, daß er wesentlich den geheimen Umtrieben Mazzini's zum Opfer fiel), hatte sich, anfangs mit einem diplomatischen Auftrag, dann als einfacher

---

[1]) Epistolario, Lettera 485, 15. October 1849.

[2]) Della Missione p. 399. Vergl. S. 406 ff.

[3]) Ebenda S. 404.

[4]) Della Missione p. 410.

[5]) Ebenda S. 414.

[6]) Ebenda S. 163: nuperrime litteris tuis lubentissime responderem, nisi illam mulierem vaferrimam mihique vehementer iratam, cui ab urbanitate, si vocabulum graece legas, nomen est, pertimescerem. Asellorum enim in morem illa mihi calcem misit, quem et ego remisi, ut potui. De cetero aequum servemus animum. Vale.

Privatmann nach Paris zurückgezogen; hier arbeitete er an seinem „Rinnovamento“ und an der „Protologia“, die nebst anderen Schriften später von Massari herausgegeben wurde. Er lebte hier gänzlich zurückgezogen in einer bescheidenen Miethwohnung der Rue de Parme, so arm, daß, wie sein Freund, der vor zwei Jahren verstorbene Craven, mir einmal mittheilte, ihm selbst die Mittel zur Anschaffung eines Bücherbrettes fehlten. Die Pension, welche ihm die sardinische Regierung angeboten, hatte er stolz verschmäht. Als Rosmini vernahm, in welch' dürftiger Lage sich sein alter Gegner befand, rächte er sich an ihm, indem er einige Freunde bat, mit ihm zusammenzutreten, um Gioberti ein würdiges Auskommen zu sichern[1]). Am 26. October 1852 gab man Herrn Craven, den die Hausleute im Verkehr mit Gioberti wußten, früh Morgens die Nachricht, der „italienische Herr“ sei des Nachts gestorben. Craven begab sich mit dem italienischen Gesandten (und irre ich nicht, begleitet von Emmanuele d'Azeglio) in die Rue de Parme, wo sie den Todten auf seinem Bette knieend fanden: das rechte Auge verrieth den Eintritt eines Hirnschlages. Auf dem Bette lagen die „Nachfolge Christi“ und Manzoni's „Promessi sposi“. Am 27. fanden die Exequien in S. Louis d'Antin statt, wo Gioberti täglich der heiligen Messe beigewohnt hatte; am 18. November langten die irdischen Reste des Verfassers des „Primato“ in Turin an, wo am 23. in S. Pietro in Vincoli eine großartige Leichenfeier stattfand. Auch Rosmini brachte für den alten Gegner das heilige Opfer dar[2]). Das war das Ende des Mannes, der Italien so lange mit dem Ruhme seines Namens erfüllt hatte. Eine große, gewaltig angelegte Seele, in der aber nicht, wie Charles de Rémusat einmal sich äußerte, das Urtheil über den Enthusiasmus überwog; in welcher vielmehr die Ruhe und Besonnenheit nur zu oft von ungezügelter leidenschaftlicher Gluth dahingerissen wurde, eine Seele, der die priesterliche Milde und Ergebung nur zu oft fehlten. Der Politiker, ja der Parteimann überwog weithin den Priester, dem die politische Agitation niemals wohl ansteht. Wie ganz anders erscheint Antonio Rosmini in seiner Verklärung durch ein Unglück, das demjenigen Gioberti's ja vielfach glich: in seiner stillen Ergebung in die Pläne der Vorsehung, in seinem großen und würdevollen Schweigen. Gar mancher meiner Leser mag Gioberti's Verhalten gegenüber dem hl. Stuhl demjenigen Rosmini's vorziehen. Ich kann es nicht. Rosmini hat keine Wahrheit verrathen, indem er das Decret der Congregation des Index so, wie es einem Katholiken geziemt, in Demuth und Ergebung annahm. Er wußte, daß derartige Decrete durchaus nicht immer einen dogmatischen Irrthum ahnden, sondern oft rein disciplinarer Natur sind und der an höchster kirchlicher Stelle für momentan unangezeigt oder unzeitgemäß erachteten Einwirkung einer Schrift auf die öffentliche Meinung entgegenzutreten beabsichtigen. Der Priester, indem er sich einer solchen Entscheidung unterwirft, thut nichts Anderes, als der Officier, welcher sein Privaturtheil demjenigen seines Chefs im Felde unterordnet. Man kann es auf das Tiefste und Schmerzlichste empfinden, daß eine so erlauchte und ideale geistige Persönlichkeit, wie Antonio Rosmini, sich in Neapel und Gaëta

---

1) Paoli, Della vita di A. R., II, 185. Barone, Discorso funebre di A. R.

2) Vergl. Massari, Ric. biogr. di Gioberti, Torino 1862. III, 612 ff. (Op. ined. X).

den Rohheiten und den Beschimpfungen von Männern ausgesetzt sah, die nicht werth waren, ihm die Schuhriemen aufzulösen; man kann blutenden Herzens nachfühlen, was in der Seele dieses von den heiligsten und tiefsten Ueberzeugungen geleiteten Mannes vorging, wenn er Menschen über sich und seinen Einfluß triumphiren sah, die nie etwas von Dem besaßen, was man religiöse, politische oder ethische Grundsätze zu nennen pflegt: man braucht aber trotzdem, so wenig wie er selbst, die gegen ihn ergangene Entscheidung anzugreifen oder sie zum Anlaß einer Schmähung gegen das Andenken Pius' IX. zu nehmen. Ich kann diesen Punkt nicht berühren, ohne einige Worte zu Gunsten dieses schwergeprüften und vielfach so hart beurtheilten Papstes hinzuzufügen. Gioberti selbst, der, nachdem er Pius IX. 1847 und 1848 so überschwänglich gepriesen, ihn in dem „Rinnovamento" so erbarmungslos angegriffen, muß zugeben, daß die Wendung in des Papstes Politik und also auch in seinem Verhältniß zu Männern, wie Rosmini, Ventura, ihm selbst, nicht der Ausfluß einer Falschheit des Charakters war. „Seine unselige Umkehr," meinte er, „ging aus derselben Herzensgüte hervor, welche ihm sein früheres Vorgehen eingegeben hatte. Sie hatte ihn dazu geführt, als Fürst sich der Sache des Vaterlandes anzuschließen, sie bewog ihn als Papst dieselbe Sache zu verlassen, sobald seine Feinde ihn überzeugt hatten, daß Italiens Erlösung die Interessen der Religion verletze" [1]). Ich gehe aber viel weiter. Die furchtbaren Scenen, deren Zeuge Pius gewesen, die Enttäuschung und der Undank, mit dem ihn ein Volk zu lohnen schien, für das er so viel gethan und das ihm nun damit vergalt, daß es sich der Verführung der schlechtesten Demagogie dahingab, hatten in der Seele des unglücklichen Papstes eine ganz ähnliche Wirkung geübt, wie die Erlebnisse des 18. März in derjenigen Friedrich Wilhelm's IV. Dem edeln und unvergeßlichen König in mancher Seite seines Temperaments vergleichbar, hat er nach den Bitterkeiten der Revolutionsjahre in der Herstellung der unbeschränkten Gewalt die einzige Rettung des Staatswesens wie das einzige Mittel zu finden geglaubt, dem Eindringen revolutionärer Ideen in die Kirche selbst zu steuern. Wie Friedrich Wilhelm IV. nach den Märztagen das königliche Schloß in Berlin nie mehr bewohnt hat, so hat auch Pius seinen alten Palast nie mehr bezogen und später den Vatican zur Wohnung gewählt: beiden ist das Vertrauen zu ihrem Volke nie mehr wiedergekehrt. Wir haben hervorgehoben, daß in den beiden censurirten Schriften Rosmini's Dinge enthalten sind, die einer Mißdeutung sehr fähig waren Vorschläge, deren Durchführung sich die gewichtigsten Bedenken entgegenstellten. In dem Augenblicke, wo die Curie sich entschloß, die Anlehnung an Oesterreich zu suchen, mußte die Verurtheilung der „Cinque Piaghe" und der „Costituzione" als ein Mittel erscheinen, den Zorn des Wiener Cabinets zu mildern; vielleicht war sie von dieser Seite Antonelli auferlegt und angerathen. Auch der unter Rosmini's maßgebendem Einfluß hergestellte Entwurf einer Conföderation der italienischen Staaten hatte ein Bedenken schwerster Art, auf welches Rossi angespielt, wo er von der durch jene Verfassung herbeigeführten Erniedrigung der Fürsten zu Präfecten sprach. Indem der Entwurf der in Rom versammelten, aus den einzel-

[1]) Gioberti, Il Rinnovamento, p. 625. Vergl. Carteggio, Bd. III, S. 509 ff.

staatlichen Kammern gewählten Vertretung das Recht zusprach, über Krieg und Frieden zu entscheiden, entrang er allerdings den verbündeten Fürsten ein der Souveränetät inhärirendes Kronrecht. Wir sehen die gegenwärtige Bundesverfassung des deutschen Reiches mit seinem Bundesrath und seinem Reichstag durchaus nicht als das letzte Wort in unserer nationalen Entwicklung an; aber immerhin ist dies Werk unseres großen Kanzlers ein namhafter Fortschritt gegen den Rosmini'schen Entwurf von 1848. Die Kritik, welcher das parlamentarische System heute schon so vielfach, selbst bei entschieden liberalen Politikern, begegnet, die Enttäuschung, welche dasselbe nach so kurzer Herrschaft hervorgerufen, sollte uns warnen, zu scharf darüber zu urtheilen, wenn Pius IX. sich unter den Eindrücken des Jahres 1848 ihm völlig abwandte und es zugab, daß der Einfluß Rosmini's, als des beträchtlichsten Vertreters des Constitutionalismus, in der italienischen Kirche systematisch gebrochen werde. Daß der Bedientensinn untergeordneter Stellen den Wechsel der politischen Auffassung bei dem Souverän rasch in Mißhandlungen übersetzte, war gewiß nicht nach dem Sinne des Papstes. Aber wer sich der Ungnade des Herrn erfreut, darf um die Fußtritte der Knechte nicht besorgt sein.

Rosmini nahm in Rom ein bescheidenes Gefährte, das er mit zwei seiner ihm gebliebenen und durch seinen treuen dienenden Bruder, Antonio Carli, vom General Oudinot wieder-erlangten Pferde — dem Rest seiner cardinalicischen Herrlichkeit — bespannte. In Florenz sah er den Maler Udine von Rovereto und den Professor Sandona von Villa Lagarina. Sonst enthielt er sich aller Besuche: nur konnte er es nicht über sich bringen, an S. Marco und den Schöpfungen Fiesole's vorüberzugehen. Der P. Marchese, bekannt durch seine verdienstvolle Schrift über die Künstler dieses berühmten Klosters, war sein Führer bei Besichtigung der damals dem Publicum noch nicht wie jetzt allgemein zugänglichen Gemälde: er staunte, wie er 1864 es Paoli selbst erzählte, über Rosmini's tiefes Verständniß und sein feines ästhetisches Empfinden. Auf der Weiterreise verweilte unser Exilirter auch einen Tag in Mazzarosa im Lucchesischen, der Villa des Senators Gaetano Giorgini, wo noch dessen Vater, Nicolao, der frühere Minister in Lucca, lebte, und wo er auch Manzoni's Tochter Vittoria, die Gattin des Professors G. B. Giorgini, fand. Mit dem Senator hatte er früher in Angelegenheiten der Conföderation in Briefwechsel gestanden. Am 2. November 1849 langte er in Lesa am Lago Maggiore an, wo er Alessandro Manzoni, seinen theuersten Freund, nach so langer Trennung wieder begrüßen durfte; am selben Abend noch traf er in Stresa, dem „caro nido“, ein, wo ihn die Umarmungen der Seinigen für die Unbill der Zeiten und der Menschen entschädigten.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Des todten Kaisers Roß[1].

„Luftig ist dein Stall, schön geschmückt dein Haus,
Ging dir in der Krippe je das Futter aus?
Wardst du nicht getränkt, wardst du nicht genährt,
Was dein Herz verlangt, ward's dir nicht gewährt?
Sprich, du Kaiser-Roß, sprich du stolzes Thier? —"
„Was mein Herz verlangt — Alles gabt Ihr mir."
„Kaiser-Roß, so sprich, was so schwer dich kränkt?
Warum stehst du stumm, tief das Haupt gesenkt?
Sprich, wo blieb dein Wiehern, das den Morgen weckte,
Wenn dein Leib im Sprung über's Feld sich streckte?
Wo das kühne Auge, das so feurig blickte?
Wo der stolze Nacken, der gebietend nickte?"
„Nimmer wiehr' ich mehr, — Gram mein Herz zernagt,
Weil mein Herr und Kaiser nicht mehr nach mir fragt.
Was verbrach ich denn —? Warum bleibt er fern?
Schon ein langes Jahr trug ich nicht den Herrn. —
Heute, früh am Tag, traten sie zu mir,
Schmückten wie vor Zeiten mich mit stolzer Zier,
Legten auf den Rücken Sattel und Schabracken,
Schlangen mir das Zaumzeug um den stolzen Nacken;
Leise wiehernd frug ich: Führt Ihr mich zum Kaiser?
Und da war ein Stallknecht, ein weißhaarig, greiser,
Der vom Auge schluchzend sich die Thräne strich;
„Ja, zum Kaiser," sprach er, „und ich führe Dich."
Und zum weiten Platze hat man mich geleitet,
All' die Männer sah ich, die uns einst begleitet,
Wenn beim Trommelwirbel und beim Hörnerklang
Unter meinem Kaiser über's Feld ich sprang.
Ungeduldig schnaubend harrt' ich meines Herrn —
Alle kamen, Alle — er allein blieb fern.
Und es ward ein Rasseln, wie von Grabesschollen,
Einen Wagen sah ich durch die Menge rollen,
Schwarz verhang'ne Rosse zogen, acht an Zahl,
Von den Thürmen riefen Glocken allzumal.
Und man hieß mich schreiten hinterm Wagen her —
Aber er blieb ferne, und mein Sattel leer.

[1]) Bei der Beisetzung Kaiser Wilhelm's am 16. März d. J. wurde hinter dem Sarge des entschlafenen Herrn dessen Leibpferd, gesattelt und gezäumt, von einem Stallknechte geführt.

Und ich ging im Zuge Schritt für Schritt für Schritt,
Tausend standen seitwärts, Tausend zogen mit,
Tausend, Abertausend — Keiner sprach ein Wort,
Endlos, ohne Ende, ging die Straße fort.
Als zum Thor wir kamen, blieb ich zürnend steh'n:
Will nicht ohne Reiter länger mit Euch geh'n!
Einst in alten Zeiten, wenn ich kam ans Feld,
Schwang in meinen Sattel sich mein Herr und Held;
Wenn der Staub dann aufflog unter meinen Hufen,
Kam vom Feld herüber tausendstimmig Rufen:
„Sei gegrüßet Kaiser!“ jauchzend rief sein Heer,
„Seid gegrüßt Ihr Alle!“ also sagte er.
Heut' auch wird er kommen, wie in alter Zeit,
Heut' auch wird er fragen: „Ist mein Roß bereit?“
Forschend wird sein Auge suchen dann nach mir —
Laßt mich meines Kaisers warten, laßt mich hier!
Von der Hand des Führers zürnend ich mich riß,
Grimmig schäumend faßt' ich Stange und Gebiß,
Sieh', da kam der Stallknecht, der den Hals mir klopfte,
Dem von grauen Wimpern Thrän' auf Thräne tropfte;
Und er sprach: „Sei ruhig, allzu stolzes Thier,
Denn dein alter Kaiser, er ist nah' bei dir.“
Und er konnte schluchzend nicht ein Wort mehr sagen,
Stummen Hauptes nickend wies er nach dem Wagen,
Rasselnd ging der Wagen rastlos seinen Gang,
Rasselnd schlugen Trommeln rastlos dumpfen Klang;
Weiß nicht, was so plötzlich da ins Herz mir stach,
Weiß nicht, was so plötzlich alle Kraft mir brach;
Wo die Andern gingen, ging ich lautlos mit,
Rastlos ohne Ende, Schritt für Schritt für Schritt. —
Luftig ist mein Stall, schön geschmückt mein Haus,
Niemals ging mir Futter in der Krippe aus;
Was mein Herz verlangt, habt Ihr mir gewährt, —
Sagt mir, wann mein Kaiser endlich wiederkehrt?
Steigt er nie mehr nieder aus dem hohen Schloß?
Schwingt er nie sich wieder auf sein treues Roß?
Steht Ihr Alle stumm? Ohne Laut und Wort?
Warum schluchzt und weint Ihr fort und fort und fort?“
„Still, du Kaiser-Roß, laß dir nimmer sagen,
Was die Thränen sprechen, würdest es nicht tragen.
Laß den Nacken hängen tief herab zum Grund;
Scharre mit den Hufen nicht die Erde wund,
Denn die heil'ge Erde deckt die Todten zu —
Weck' die müden Todten nicht aus ihrer Ruh'.“

Ernst von Wildenbruch.

Aus kleinen Residenzen.

Von

Freiherr **R. von Liliencron.**

Lessing in seinen bekannten Anmerkungen über das Epigramm übersetzt das Wort Epigramm mit „Aufschrift“ und erklärt das Epigramm als eine Aufschrift auf einen Gegenstand, welche die Neugierde des Beschauers mit ihrer ersten Hälfte auf eben diesen Gegenstand lenke, um sie in ihrer zweiten Hälfte durch irgend einen besonderen Aufschluß zu befriedigen. Eine Gattung des Epigramms, sagt er, bestehe darin, daß der Aufschluß gerade das Gegentheil von dem gebe, was die rege gemachte Neugierde erwartet. Mit dieser Art des Epigramms fürchte ich fast etwas gemein zu haben, wenn ich den folgenden Betrachtungen die Aufschrift „Aus kleinen Residenzen“ gegeben habe; denn das, was ich mitzutheilen beabsichtige, möchte so ziemlich gerade das Gegentheil von dem sein, was sich der Leser der Ueberschrift verspricht. Oder sollte ich mich irren? Wäre ihm nicht bei den kleinen Residenzen unwillkürlich der Gedanke an eine lustige Carricatur der großen gekommen? Unsere deutschen Geschichtschreiber, ich meine nicht nur die Pamphletisten wie der Ritter Lang oder Klatschsammler von der Sorte Vehse's, sondern auch ernsthafte und neueste große Historiker, indem sie die unleugbaren politischen Schäden geißelten, welche für Deutschland aus der Kleinstaaterei hervorgingen, haben ja mit besonderem Vergnügen die traurig humoristische Seite der Sache hervorgehoben und ausgemalt. Ich kann also Niemandem verdenken, wenn er sich bei meiner Aufschrift die Hoffnung gemacht haben sollte, hier von lustigen Dingen zu hören: von Stürmen im Glase Wasser; von Staatsactionen in der Seifenblase; von Wasunger Kriegen, die um einer beleidigten Oberhofmeisterin willen das heilige römische Reich in Brand gesteckt hätten, wenn nicht glücklicherweise sein Strohdach zum Anbrennen zu naß gewesen wäre; von Durchläuchtings; von tugendhaften Lady Milford's im Hauskleid u. dgl. m. Das Alles bildet ja freilich den je nach dem Temperament des Lesers lustigen oder traurigen Revers der Medaille. Mir aber wolle der Leser erlauben, ihm statt dessen ihren so oft völlig verkannten Revers mit dem Werthzeichen vorzuführen, ein Bild, durch dessen Züge ich zu zeigen hoffe, daß „aus“ unseren kleinen Residenzen doch mehr Großes für unser Vaterland gekommen als in ihnen Kleinliches geschehen ist; daß unsere kleinen Residenzen im Laufe der Jahrhunderte eine

Quelle des reichsten Segens für unser Culturleben gewesen sind, ja daß die wichtigsten und wesentlichsten Bewegungen unserer geistigen Entwicklung in ihnen ihren Ausgangspunkt gefunden, ihre Richtung erhalten haben. Ich werde zunächst versuchen, durch eine Reihe charakteristischer Thatsachen diese große Bedeutung der kleinen Residenzen anschaulich zu machen und danach die Frage aufzuwerfen, was denn die kleinen Residenzen im Gegensatz zu den großen und zu anderen Städten so eigenthümlich befähigt hat, Träger des Culturlebens zu werden.

Eine Entwicklung der Fürstensitze zu kleinen Residenzen tritt bei uns im Allgemeinen nicht vor dem 14. und 15. Jahrhundert ein, weil sich erst um diese Zeit die Fürsten, ihre Burgen und befestigten Schlösser verlassend, zu dauernder Ansiedelung in den Städten niederließen. Den fürstlichen Residenzen, weltlichen wie geistlichen, treten aber im Mittelalter auch die größeren freien Reichsstädte unter ihrem aristokratischen Geschlechterregiment mit dem Charakter kleiner Residenzen an die Seite. Wir müssen daher auch Städte wie Augsburg, Nürnberg, Köln, Erfurt, Hamburg und andere unter diesem unseren Gesichtspunkt mit betrachten: ähnliche Ursachen führen in ihnen zu ähnlichen Wirkungen. Ebenso haben wir den Kreis der großen Residenzen etwas, ich meine über Berlin und Wien hinaus, zu erweitern. Zur ersten Entwicklung einer Großstadt führte der ständig werdende Sitz der kaiserlichen Regierung: seit dem 14. Jahrhundert unter den Luxemburgern in Prag, wo es freilich bei einem ersten Anlauf verblieb; dann unter den Habsburgern in Wien. Die Anfänge Berlins zur großstädtischen Entwicklung fallen natürlich ungefähr zusammen mit den Anfängen der Entwicklung Preußens zum Großstaat; wir können das Jahr 1700 als Wendepunkt setzen. Neben Wien und Berlin treten dann aber noch ein paar andere Residenzen, die, zwar ohne wirklich zu Großstädten zu werden, doch einzelne charakteristische Eigenschaften der Großstadt annahmen: zuerst Dresden, nachdem Friedrich August der Starke 1697 die polnische Krone erworben hatte; später auch München, Stuttgart und Hannover.

Um uns nun aber zum Bewußtsein zu bringen, wie groß, wie entscheidend die geistigen Einflüsse sind, welche aus den kleinen Residenzen hervorgingen, ist es nöthig, aus der unübersehbaren Masse des Einzelnen einige in sich *zusammenhängende Reihen* von Thatsachen herauszuheben, deren Bedeutung für das große Ganze unmittelbar in die Augen springt. Ich beginne dabei mit der Entstehungsgeschichte unserer Universitäten; schließe daran einige Hauptmomente aus dem allgemeinen Geistesleben unserer Nation und aus ihrer Literatur und greife endlich unter den Künsten als Beispiel die Musik heraus.

Eine allgemeine Bemerkung sei noch vorausgeschickt. Jede Entwicklung und Neubildung in der Geschichte der Menschheit geht daraus hervor, daß an irgend einem Punkte eine Steigerung der Kraft über ihr gewöhnliches Maß eintritt. Dies große Gesetz hat zuerst Wilhelm Humboldt in seinem berühmten Buch „Ueber die Kawisprachen" aufgestellt. Seitdem ist es Gemeingut der Wissenschaft geworden. Es deckt sich zwar durchaus nicht mit der Darwin'schen Entwicklungstheorie, aber es hat *eine Seite* mit ihr gemein. Humboldt spricht dabei von derartigen Kraftsteigerungen im Leben der *Völker* im Ganzen; sie finden aber ebenso gut im Leben des *einzelnen Menschen* statt. Wenn

Händel in Beziehung auf die Stunde, in welcher er das gewaltige Halleluja seines Messias schuf, die Worte des Paulus auf sich anwendet: „ob ich in dem Leibe, ob außer dem Leibe gewesen bin, weiß ich nicht: Gott weiß es," so deutet er damit eben die Steigerung seiner Schöpferkraft in jener Stunde zu einer Höhe an, die das ihm selbst begreifliche Maß weit überstieg. Wie im Leben der Völker und der Einzelnen, so zeigt sich die gleiche Erscheinung auch im Leben der Geschlechter, der Familien. Ich erinnere an das Wort der Iphigenie:

„Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor." —

Für unsere Betrachtung ergibt sich hieraus ein natürlicher Zusammenhang von Erscheinungen, welche wie die Ringe einer Kette ineinandergreifen. Wir fassen, um den von Humboldt gewählten Ausdruck zu gebrauchen, gewisse Knotenpunkte in dem sich steigernden Culturleben unseres Volkes ins Auge und schließen daraus auf eine ungewöhnliche Anspannung der Kräfte; wir finden, daß solcher Hergang sich an einem bestimmten Orte, in einer Stadt vollzieht, und schließen mit Gewißheit daraus, daß zur Zeit in diesem bestimmten engeren Kreise ein besonders angeregtes geistiges Leben herrschte. Wir finden als Urheber oder Förderer der Erscheinung einen fürstlichen Herrscher, und dürfen danach vermuthen, daß das Geschlecht, dem er angehört, sich soeben in aufsteigender Linie zu einem Höhepunkte hin bewegte. Man kann die Schlußfolgerung ebenso wohl umkehren; überhaupt bürgt die eine der Erscheinungen für die andere. Wo wir z. B. den kleinen Fürsten sehen, unter dessen einsichtigem und schöpferischem Walten sich wichtige Entwicklungen vollziehen, da dürfen wir zugleich mit unzweifelhafter Gewißheit schließen, daß von solcher Bewegung und Hebung auch seine kleine Residenz so weit erfaßt ist, daß sie zum günstigen Erdreich wird, in dem die junge Pflanze gedeiht.

Wenden wir nun also unseren Blick zunächst der Stiftung der deutschen Universitäten zu, so finden wir für dies Gesetz eben hier die schlagendste Bestätigung: stets ist solche Universitätsgründung der Ausfluß einer solchen Steigerung im Leben eines Regentenhauses und zugleich seines Territoriums.

Da ist es doch nun gleich in hohem Grade bezeichnend, daß von der langen Reihe unserer Universitäten nur die erste — Prag — dem Kaisersitze angehört, und nur die beiden letzten, Berlin und Bonn, dem Großstaat und die eine auch der Großstadt, alle anderen den kleinen Fürsten und kleinen Residenzen.

Die Universität Prag hatte Karl IV. 1348 fast unmittelbar nach seiner Wahl zum deutschen König gestiftet; die folgenreiche That gehört in den Kreis der Maßnahmen, durch die er die inneren Kräfte seines Hauslandes Böhmen als der Unterlage seiner Kaisermacht zu heben trachtete. Inzwischen war aber auch das im Reiche bei Seite geschobene Haus Habsburg eifrig bedacht, sich durch Hebung seiner Hausmacht den Rückweg zum Reiche zu bahnen. Unter solcher Regentenarbeit gründete Rudolf IV. in Wien, damals noch nicht der Kaiserstadt, sondern der kleinen Residenz der österreichischen Herzöge, 1356 die Universität

Wien. Auf interessante Weise treten dabei die die Zeit bewegenden Grundgedanken zu Tage: zum ersten Rector der neuen Universität ward der große Logiker Albert von Sachsen berufen, ein Schüler jenes Occam, der in der Philosophie gegen den herrschenden Realismus (im scholastischen Sinne des Wortes) und gegen das unter kirchlicher Autorität gelehrte System des Thomas von Aquino zuerst wieder das Banner des Nominalismus erhob und zugleich ein geistesscharfer Vertreter Kaiser Ludwig's des Bayern gegen die Curie war. Als Occamist stand Albert von Sachsen an der Spitze einer großen wissenschaftlichen Reformpartei; er und Marsilius von Inghen, dem wir sogleich begegnen werden, sind es, welche in Deutschland der neuen Richtung erst in der Philosophie und dann in den Studien überhaupt zum Durchbruch und Sieg verhalfen. Man kann zwar diese Erhebung der Occamisten gegen die Thomisten an Bedeutung und Größe der Gegensätze nicht mit dem hundert Jahre später ausbrechenden Kampf des Humanismus gegen die Scholastik vergleichen. Es herrscht aber gleichwohl eine gewisse Analogie zwischen beiden.

Im Westen am Rhein war zu gleicher Zeit ein anderes Fürstengeschlecht im kräftigen Wachsthum begriffen, das der bairischen Pfalzgrafen. Sein Emporsteigen ist genugsam bekundet durch die Thatsache, daß Ruprecht I. seinem Hause die Kurfürstenwürde erwarb und seines Nachfolgers Sohn Ruprecht III. den deutschen Kaiserthron bestieg. Zwischen beiden regierend, gründete Ruprecht II. 1386 die Universität in seiner kleinen Residenz, Heidelberg. Zu ihrem ersten Rector berief er aus Paris den eben genannten Marsilius von Inghen, dessen Wirksamkeit so tief ins deutsche Geistesleben eingriff. Welche Fülle und welcher Glanz wissenschaftlichen Ruhmes knüpft sich zu Ehren des Stifters bis heute herab an diese Gründung! Erst jüngst hat noch ein Deutscher in Chicago der Stadt einige Millionen gestiftet, um damit in Chicago eine deutsche Universität nach dem Muster von Heidelberg zu gründen: so wirkt noch nach fünf Jahrhunderten der alte Kurfürst Ruprecht als Bannerträger deutschen Geistes nach!

Die nächste Universität ist eine städtische, nämlich die von Köln, gestiftet 1388. Die Umstände sind sehr charakteristisch: das Geschlechterregiment, unter dem damals die Stadt stand, hatte noch kürzlich, 1363, einen Aufruhr der Zünfte glücklich niedergeschlagen, aber schon 1396 ward es dennoch durch einen zweiten Aufstand selbst gestürzt. Zwischen beiden Katastrophen hatten die Regenten alles aufgeboten, um durch Mittel der Verwaltung ihre Stellung in der Stadt zu stärken, und zu diesen Mitteln gehörte eben auch die doch so sehr kostspielige Gründung der Universität in Köln.

Auch Erfurt, in langjährigem Kampf um seine städtische Selbständigkeit gegenüber dem erzbischöflich Mainzischen Regiment begriffen, gründete sich 1392 seine eigene Universität. Ihr folgte 1409 die folgenreiche Gründung der Universität Leipzig durch Kurfürst Friedrich den Streitbaren von Sachsen und seinen Bruder Wilhelm. Den Anlaß bot bekanntlich ein Zerwürfniß an der Prager Universität, in Folge dessen die Deutschen die Stadt verließen. Der Kurfürst, der Erste seines zu neuer Macht im Reich emporblühenden Hauses, der sich den sächsischen Kurhut erwarb, benutzte mit Einsicht und Eifer die glücklichen Umstände zur Stiftung der meißnischen Landesuniversität.

Zehn Jahre später folgte der kleine Mecklenburger Herzog Johann III. von Stargard in Verbindung mit der Hansestadt Rostock mit der Gründung der dortigen Universität. Den kleinen Pommerschen Herzog Wratislaw XVIII. hatte es einst tief gekränkt, aus Kaiser Siegmund's Munde den Vorwurf zu hören: die Herren Fürsten entbehrten der gelehrten Bildung; er antwortete darauf, unterstützt durch den trefflichen Greifswalder Bürgermeister Rubenow, mit der Gründung der Greifswalder Universität. Eröffnet ward sie 1459.

Dann folgten auf dem rühmlichen Wege wieder drei süddeutsche Fürsten: erst Erzherzog Albrecht VI. von Oesterreich, dem die schwäbischen Besitzungen seines Hauses zugefallen waren und der sich dort mit starker Hand eine selbständige politische Stellung zu schaffen trachtete. Er war es, der 1457 die Freiburger Universität stiftete: „zur Abtragung seiner Schuld gegen Gott," — wie die Urkunde sagt — „zu Trost, Hülfe, Widerstand und Macht für die ganze Christenheit gegen die Feinde ihres Glaubens." Wir dürfen wohl annehmen, daß auf diese Stiftung und den edlen Sinn, in dem sie geschah, des Herzogs Gemahlin, Mechthild, nicht ohne Einfluß war, eine hochgebildete und von den Gelehrten und Dichtern ihrer Umgebung gefeierte Frau. Auch ihr Sohn erster Ehe gründete, wie wir gleich hören werden, fast mit denselben Worten eine andere Universität. Zunächst auf Freiburg folgte aber Ingolstadt, heute fortlebend in der Münchener Universität, gegründet 1472 von Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landshut; wiederum ein Fürst, in dessen glänzender Persönlichkeit sein Haus, kurz ehe dieser Zweig des bairischen Hauses erlosch, einen Höhepunkt des Ansehens erstieg. Weit mehr noch ist dies aber der Fall mit Graf Eberhard im Bart, dem ersten Herzog von Württemberg, dem eigentlichen Gründer der Größe Württembergs, ein großer Fürst im Krieg und Frieden und unter der Obhut seiner Mutter, eben jener Dichterfreundin Mechthild, der nachmaligen Erzherzogin von Oesterreich, mit wissenschaftlicher Bildung ausgestattet. Er stiftete 1476 die Universität Tübingen.

Rasch kann ich über die fünf nächstfolgenden Universitäten hinwegeilen: ihre Namen und die ihrer Stifter sprechen für sich selbst: Wittenberg 1502 (jetzt mit Halle vereinigt), Frankfurt a. O. 1506 (jetzt mit Breslau vereinigt), Marburg 1527, Königsberg 1544 und Jena 1558. Denn daß das Haus der Sächsischen Ernestiner im 16. Jahrhundert seine höchste Blüthe in den drei großen Fürsten der Reformation sah, in Friedrich dem Weisen, der Wittenberg stiftete, in Johann dem Beständigen und Johann Friedrich dem Großmüthigen, dem Stifter Jena's, das braucht nicht erst erläutert zu werden, so wenig, als welchen Ehrenplatz im Hause der Brandenburgischen Hohenzollern Joachim I., der Stifter Frankfurts a. O., einnimmt, im hessischen Hause Philipp der Großmüthige, der Stifter Marburgs, in dem der Königsberger Hohenzollern Albrecht V., der erste Herzog von Preußen, der Gründer der Universität zu Königsberg.

Daß alle diese Fürsten in Kampf und Sturm die Gründer der spätern Macht und Reichsstellung ihrer Lande sind, das ist Jedem bekannt. Seinen Beinamen des Hochgesinnten, denn dies bedeutet das „Großmüthig", bekundete Johann Friedrich wahrlich nicht am wenigsten dadurch, daß er, nachdem ihm die unglückliche Schlacht von Mühlberg 1547 mit der Freiheit die Kurwürde und mit

der Kurwürde auch seine Hauptstadt Wittenberg mit der Luther-Universität gekostet hatte, gleich in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft muthig den Plan zur neuen Ernestinischen Universität Jena erfaßte, um der evangelischen Theologie eine neue sichere Stätte zu bereiten. Eröffnet ward sie 1558, im Jahre nach der Rückkehr des edlen Fürsten aus der Gefangenschaft.

Ich will aber diese Betrachtung nun überhaupt nicht in Einzelheiten weiter fortsetzen. Analog den bisher genannten gestalten sich auch die ferneren Universitätsgründungen: ihrer jede bezeichnet eine irgendwie geartete höhere Entfaltung des Territoriums, dem sie eben zur Steigerung seiner geistigen Kräfte dienen soll, verbunden mit emporstrebender Bedeutung des herrschenden Fürstenhauses. So das Braunschweig-Wolfenbütteler Haus mit Helmstädt 1576; der große Würzburger Bischof Julius Echter von Mespelbrunn mit Würzburg 1582; das Darmstädter Haus mit Gießen 1607; die Reichsstadt Nürnberg mit Altdorf 1623; der große Kurfürst für sein neuerworbenes reformirtes Jülicherland mit Duisburg; Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorp mit Kiel 1665; Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg im Emporsteigen zur preußischen Königswürde mit Halle 1694. Hier greifen nun allerdings Großmächte nachhelfend ein: Kaiser Leopold I. für sein schlesisches Land 1702 mit Breslau; König Georg II. von England für sein hannöverisches Land 1737 mit Göttingen; noch einmal ein kleiner Landesfürst der Markgraf Friedrich von Bayreuth 1742 mit Erlangen; dann endlich am Schluß der langen illustren Reihe der Großstaat Preußen und seine große Residenz 1810 mit Berlin. Bonn, 1818, ist eigentlich keine Neustiftung, sondern nur die Wiederherstellung der älteren erzbischöflichen Universität.

Ueberfliegen wir noch einmal in Gedanken die Reihe, um uns bewußt zu werden, welche ungeheure Summe von Bildung und Kraft solcher Gestalt aus unseren kleinen Residenzen emporgeblüht ist und den Preis ihrer Fürsten verkündet. Glänzender, blendender ist, was ein Lorenzo von Medici in seinem Florenz geschaffen hat, fruchtbarer aber und ganz ohne Vergleich tiefer eingreifend in das Wohl des Vaterlandes sind die Pflanzungen unserer kleinen Fürsten. In seiner großen Rede vom jüngsten 6. Februar sagte Fürst Bismarck, nachdem er die ungeheure Gesammtsumme der Waffenfähigen, welche unser Vaterland in der Stunde der Gefahr zu seiner Vertheidigung berufen kann, berechnet: „Wir haben das Material von Officieren und Unterofficieren, um diese ungeheure Armee zu commandiren. Das ist das, was unsere Gegner uns nicht nachmachen können. Dazu gehört das ganze eigenthümliche Maß der Verbreitung der Volksbildung in Deutschland, wie es in keinem anderen Lande vorhanden ist.“ Nun denn, wo hat diese Volksbildung die letzten Wurzeln ihrer Kraft und ihres Lebens? wo anders als in unseren Universitäten, die in einer Zahl und Ausstattung, wie bei keinem anderen Volk der Erde, über alle Territorien unseres Vaterlands ausgebreitet sind? Hier wird der „Deutsche Schulmeister“ gezogen, der 1870 bei Metz und Sedan über die Feinde siegte.

Noch unübersehbarer wird die Masse des Stoffes, noch kürzer muß ich mich darum fassen, wenn ich mich nun weiter dem Gebiet der allgemeinen Cultur, der Literatur und Poesie zuwende. Nur einige Hauptwendepunkte will ich ins

Auge fassen, um zu zeigen, wie sie ihren Ausgangspunkt aus den kleinen Residenzen genommen haben.

In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, kurz vor der Reformation, ward Deutschland von der von Italien ausgehenden Bewegung der Geister erfaßt, welche wir mit dem Namen des Humanismus, und deren Zeit wir als die Epoche der Renaissance bezeichnen. In einer völlig neuen Auffassung des Menschen und seiner Stellung in der Welt hat sie den Grund der modernen Zeit gelegt. Der Humanismus fand damals in Deutschland mehrere Hauptsitze, von denen er sich dann rasch wie ein Lauffeuer, vom Sturm über die Haide gejagt, über ganz Deutschland verbreitete. Der wichtigste und glänzendste unter diesen ersten Sitzen war aber Heidelberg und sein Hof. Denn Kurfürst Philipp selbst und sein festfröhlicher Hof waren die Träger der Bewegung, sogar im vollen Gegensatz zu der noch ganz von scholastischem Geiste beherrschten Universität. Der geistreiche Wormser Bischof Johann von Dalberg war das wissenschaftliche Haupt der Reformbewegung. Den Fürsten der modernen Wissenschaft durch ganz Deutschland nannten ihn seine Freunde, und sein neuester Biograph bezeichnet ihn treffend als den „ersten modernen Menschen vom Mittelrhein." Um ihn sammelten sich am kurfürstlichen Hofe die größten damaligen deutschen Vertreter des Humanismus: Reuchlin, Rudolf Agricola, Tritheneius, Celtis; dort gründete Celtis die berühmte rheinische, rasch zur allgemein deutschen erwachsende Sodalität, welche lehrend und Briefe schreibend, der Mittelpunkt eines weit über die deutschen Grenzen hinausreichenden wissenschaftlichen Verkehres ward. Wende ich vom Rhein den Blick an die Elbe hinüber, brauche ich da erst daran zu erinnern, daß die für Deutschland noch größere und folgenreichere kirchliche Reformation ihren Sitz und Ausgangspunkt in den kleinen sächsischen und hessischen Residenzen Wittenberg, Torgau, Weimar, Cassel hatte? Daß sie dort durch muthige Fürsten, die kühn ihr Alles an ihre Ueberzeugung und ihren Glauben setzten, den Schutz des weltlichen Armes fand, ohne den ihr Werk unmöglich gewesen wäre?

Bekanntlich tritt in unserer Literatur etwa um das Jahr 1600 eine durchgreifende Wandlung ein. An der Schwelle dieser neuen Epoche begegnen uns zwei fürstliche Schwäger, von denen ein wichtiger literarischer Einfluß ausgegangen ist, wohl die gebildetsten Fürsten ihrer Zeit und Beide mit seltenen Anlagen begabt: Landgraf Moritz der Gelehrte von Hessen in Cassel und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in Wolfenbüttel; geistvoller der Erste, bekannter durch seine noch neuerlich wieder herausgegebenen elf Dramen der Letztere. Die Bedeutung, welche Beide für unsere Literatur gewonnen haben, liegt aber nicht in ihren poetischen Schöpfungen, sondern in den ersten ständigen Theatern, welche Beide an ihren Höfen errichteten. Bis dahin gab es in Deutschland nur die lateinischen und deutschen Schulcomödien und hie und da ein Volksschauspiel. Da zog Landgraf Moritz die sogenannten „Englischen Comödianten" an seinen Hof, wo sie in der Zeit von 1595 bis etwa 1620 als fürstliche Comödianten spielten und von wo aus sie, mit des Landgrafen Empfehlungen versehen, andere Höfe und Städte bereisten. Erinnern wir uns, daß gerade damals in England, von wo sie kamen, Shakespeare auf dem Gipfel seines Schaffens und Ruhmes stand. Shakespeare selbst hat uns ja im Hamlet

eine Truppe von solcher Art auf der Bühne vorgeführt. Wirklich sind auch damals Shakespeare'sche Dramen, wenngleich in sehr verdorbenen Texten, von diesen Comödianten in Deutschland gespielt worden. Auch Herzog Heinrich Julius stand mit ihnen in Verbindung; an seinem Wolfenbütteler Hof scheinen aber schon deutsche Comödianten gespielt zu haben, jedenfalls der erste Versuch eines ständigen deutschen Hoftheaters. An diesen Anfängen in den zwei kleinen Residenzen hat die deutsche dramatische Muse ihre Fackel entzündet, wenn auch das heilige Feuer zunächst nur recht matt und schwälend fortbrannte in den nun erstehenden Wandertruppen und ihren plumpen Haupt- und Staatsactionen.

Die um dieselbe Zeit eintretende, schon angedeutete Wendung unserer Literatur kann man kurz dahin kennzeichnen: daß an die Stelle der bisherigen volksthümlichen Literatur eine auf gelehrter Vorbereitung und fremden Mustern beruhende Dichtung der Gebildeten tritt. Auch der deutschen Sprache sollte zu diesem Zweck ein reineres und vornehmeres Gepräge gegeben werden. Diesem Streben widmeten sich die bekannten literarischen Gesellschaften jener Tage, deren erste den Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft der treffliche, auch um das Unterrichtswesen hochverdiente Fürst Ludwig von Anhalt-Cöthen in Verbindung mit dem weimarischen Fürstenhof gründete. Der Sitz, von dem ihre sehr einflußreiche Wirksamkeit ausging, war zuerst die kleine Residenz Cöthen, hernach Weimar. Als Muster diente dem Fürsten Ludwig die Florentiner Academia della crusca, deren Mitglied er war. Mitten unter den Unruhen des ausbrechenden dreißigjährigen Krieges waltete er thätig dieses seines Geistesamtes, dessen Fäden sich bald über ganz Deutschland spannen. In Hamburg entstand die von Philipp von Zesen gestiftete Deutschgesinnte Genossenschaft, in Nürnberg, von Klai und Harsdorffer gegründet, der berühmte Orden der Pegnitzschäfer. Der Dichter aber, an dessen Wirken und Namen sich der Ruhm dieser ganzen Epoche geknüpft hat, Opitz, und nebst ihm der wirklich bedeutendste jener Poeten, Friedrich von Logau, sie Beide fanden den Mittelpunkt ihres Lebens und Wirkens in den damaligen kleinen schlesischen Residenzen Brieg und Liegnitz, namentlich am Hofe Herzog Georg Rudolf's von Liegnitz. Zugleich sammelte sich in Königsberg, auch hier in engster Beziehung zum Hofe, ein anderer bedeutender Kreis geistesverwandter Männer: Heinrich Albert, Simon Dach, Robert Roberthin.

Die nun folgende weitere literarische Entwicklung bis zu Lessing's Auftreten zerstreut sich über ganz Deutschland, zum unverkennbaren Beweis, wie wenig es bei uns einen großstädtischen Mittelpunkt gab, der, wie Paris in Frankreich, die geistige Bewegung beherrschte und tyrannisirte oder auch nur förderte. Denn weder Wien, die Kaiser- und Großstadt, noch das sich seit 1700 zur Großstadt entwickelnde Berlin griff irgendwie wesentlich ein. Wohl spricht man im 18. Jahrhundert einmal von einem preußischen Literaturkreis. Das hat insofern einige Berechtigung, als die Theilnehmer dieses Kreises, wie Gleim, Kleist und die Anderen, durch ein Band gemeinsamer Bewunderung für den großen König und seine Siege verbunden sind. Aber der große König selbst, ganz in den Fesseln der französischen Literatur, kümmerte sich bekanntlich sehr wenig um diese Poeten, und Berlin steuerte zu ihnen nur den guten Ramler bei, der immer

besser, als seine dichtenden Freunde, wußte, wie sie ihre Verse hätten machen müssen, und nebst ihm etwa noch die doch aus der Provinz stammende Frau Karschin mit ihren Gelegenheitsgedichten, für die der König ihr gelegentlich zwei Thaler schickte. Oder will man Moses Mendelssohn nennen, oder Friedrich Nicolai? Was aber bedeutet Mendelssohn gegen Kant, dem aus Berlin ein Wöllner'sches Edict unter einem fulminanten Verweis aufgab, den landesväterlichen Intentionen für die liebe Jugend künftighin besser zu entsprechen, widrigenfalls er sich bei fortgesetzter Renitenz unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habe? Was bedeutet Nicolai gegen Lessing, den man in Berlin nicht einmal der dringend nachgesuchten Bibliothekarstelle werth achtete, und dem erst der kleine Herzog von Braunschweig in Wolfenbüttel eine Stätte ruhigen Schaffens für seine letzten Jahre bereiten mußte? Und was ist Berlin mit Allem, was es damals für die Literatur leistete, gegen die kleine Residenz Weimar? Darauf antworten die Namen Wieland, Goethe, Schiller, Herder und Jean Paul.

Und blicken wir auf das Theater, in dessen Pflege doch die Dichtung ihren Höhepunkt findet. Nicht Wien oder Berlin mit ihren großen Mitteln und dem Unterhaltungsbedürfniß ihrer großen Höfe haben eine deutsche Nationalbühne und den Stil ihrer Darstellungen geschaffen, sondern schon zum zweiten Male in unserer Theatergeschichte zu ihrem Ruhme hervortretend, 1767, die kleine Aristokratenresidenz Hamburg in der Ackermann-Lessing'schen Bühne; ihr folgte 1775 Gotha mit dem ersten Hoftheater in Deutschland, Mannheim, wo Schiller's erste Dramen das Licht der Welt erblickten, oder richtiger gesprochen: die Welt zuerst das neue Licht dieser Dramen erblickte; dann München. Erst mit Engel's Anstellung als Director 1787, mit Iffland's Eintritt 1796 ward das Berliner Theater auf die Höhe der damaligen dramaturgischen Kunst gehoben. Und als dann der Schröder-Iffland'sche Stil der Darstellung durch den neuen sogenannten Idealstil verdrängt ward, waren es wiederum nicht die großen Theater von Berlin und Wien, die den neuen Stil schufen, sondern die kleine Weimarer Bühne, geleitet von Schiller und Goethe. Von da her kamen die Lehren und die Meister der neuen Kunst nach Wien und Berlin. Und sollen wir uns nicht endlich noch allerneuester Erscheinungen erinnern? Kommt doch nach einer Periode bedenklichen Verfalls unserer Bühne und stillosen Schwankens in der Kunst der Darstellung eine neue dramaturgische Wendung wiederum aus einer kleinen, ja einer der kleinsten Residenzen! Wer über die „Meininger“ so obenhin abfällig urtheilt, als blendeten sie nur durch Aeußerlichkeiten, der weiß eben selbst mit seinem Urtheil durch das Aeußerliche nicht bis ins Innere zu dringen. Es handelt sich vielmehr hinter dem äußeren Glanz um ein aus dem Wesen der Sache entwickeltes, durchaus künstlerisches neues dramaturgisches Princip. Solange der kunstsinnige Herzog, dessen ganz persönliches Verdienst die Sache ist, seine Meininger spielen läßt, wird er uns auch durch immer neue interessante Anwendungen seines neuen Princips überraschen, und die Rolle der reisenden Meininger wird erst dann ausgespielt sein, wenn, wie es schon jetzt zum Theil der Fall ist, die großen Bühnen alle Meininger geworden sind.

Trat uns in der Umschau unter den Universitäten ein wichtigstes Moment des wissenschaftlichen Lebens unserer Nation entgegen, wandten wir dann den

Blick auf allgemeine Verhältnisse in der Geschichte unserer Literatur, so möge uns jetzt zum Dritten die Musikgeschichte als Beispiel für all das Große zeugen, das Deutschland seinen kleinen Residenzen für die Blüthe der Kunst zu danken hat, und das wir mit dem Theater schon streiften. Es werden uns dabei wieder andere Seiten des Gegenstandes entgegentreten. Ueber die älteren Stadien gehe ich rasch hinweg. In der ersten großen Epoche des 16. Jahrhunderts, der Palestrinazeit, sind es die Höfe und Residenzen von München und aufs Neue Heidelberg, welche leuchtend in den Mittelpunkt treten. Dort wirkten unter den kunstsinnigen Herzögen Wilhelm IV., Albrecht V. und Wilhelm V. neben vielen Anderen die beiden größten Meister dieses Stils, welche in Deutschland heimisch wurden, der Baseler Ludwig Senfl und der Niederländer Orlando Lasso. Von München ist, um dies im Vorbeigehen zu erwähnen, auch in unserem Jahrhundert die Wiederentdeckung der großen Musik des 16. Jahrhunderts zuerst wieder ausgegangen durch die Kirchenmusiken Kaspar Ett's in der dortigen Michaelskirche. In Heidelberg und am Heidelberger Hof blühte zu gleicher Zeit im 16. Jahrhundert jener kunstvolle, mehrstimmige Gesang, welcher hauptsächlich die Haus- und Gesellschaftsmusik des 16. Jahrhunderts bildete, gepflegt in der schon in der Humanistenzeit bewunderten kurfürstlichen Capelle.

In Wittenberg, der kleinen sächsischen Residenz, ließ Luther, Hand in Hand mit dem kurfürstlichen Capellmeister Johann Walther, die ersten evangelischen Kirchenlieder erschallen. Das war der Klang, auf dessen Schwingen sich die neue Kunst der evangelischen Kirchenmusik zum Himmel erheben sollte. Ihre erste Blüthe erscheint besonders in Eccard, den Markgraf Georg Friedrich von Ansbach an seinen Hof berief und mit sich nach Königsberg nahm; in Michael Prätorius, uns Allen heute wieder bekannt durch den herrlichen Marien- und Weihnachtsgesang „Es ist ein' Roſ' entsprungen": er war Braunschweig-Wolfenbüttelscher Capellmeister; der auf allen Gebieten der damaligen Musik größte Meister, Leo Hasler, gehörte in seiner letzten Lebenszeit dem Dresdener Hof an. Man sieht, wie vermöge der kleinen Residenzen, die fruchtbringende Saat von Westen bis Osten, von Süden bis Norden ausgestreut ward. Der Meister aber, dessen hoher Ruhm das ganze 17. Jahrhundert erfüllte, und der heute aus dem Staube der Bibliotheken wieder ersteht, um neben seine großen Nachfolger Bach und Händel zu treten: Heinrich Schütz führt uns wieder an den Casseler Hof zurück. Kein Geringerer als der schon oben gepriesene Landgraf Moritz der Gelehrte war es, der das Genie des Jünglings zu würdigen wußte, der ihn auf die damalige Hochschule der Musik nach Venedig schickte und dann in seiner Capelle anstellte. Er mußte sich freilich bald mit schwerem Herzen darein ergeben, daß Kurfürst Johann Georg den jungen Meister nach Dresden entführte, wo er eine vieljährige und über ganz Deutschland reichende Wirkung übte bis an seinen, erst 1672 erfolgenden Tod. Nur dreizehn Jahre weiter, und wir stehen an der Wiege Bach's und Händel's, die Beide das gleiche Jahr 1685 der Welt schenkte. Auf merkwürdige Weise zeigt sich an Bach wieder das Gesetz der durch Generationen einer Familie aufwärts steigenden Kraft. Drei bis vier Generationen von Musikern gehen dem größten Sprossen des Stammes voraus, deren bedeutendste eben der letzten Generation vor Johann Sebastian angehören. In

ganz Thüringen und Franken erscheinen sie als Capellmeister und Stadtmusiker in den kleinen Residenzen Gotha, Arnstadt, Eisenach, Meiningen, Coburg, sowie in Erfurt. Aus ihnen steigt dann das Alles überstrahlende Gestirn des gewaltigen Meisters der Fuge empor. Sein Vater war Hofmusikus in der damaligen kleinen Residenz Eisenach; die ersten Schritte amtlicher Laufbahn that Sebastian in dem Schwarzburgischen Residenzchen Arnstadt, wo am fürstlichen Hofe die Musik in Blüthe stand. Seine erste Künstlerepoche gehört dem weimarischen Hof, wo ihn z. B. ein specieller Auftrag des Herzogs Wilhelm Ernst der Cantatencomposition zuführte, in der er so reiche Lorbeeren ernten sollte. Seine zweite große Periode gehört der kleinen Residenz Cöthen, wo ihn die musikalischen Neigungen des Herzogs vorzüglich der Instrumentalcomposition zuführten: hier entstand der erste Theil des wohltemperirten Claviers. Erst dann als fertig abgeschlossener Meister trat er in seine dritte und letzte Lebensstation, in das Cantorat der Leipziger Thomasschule. Wie aber kam es, daß Dresden und sein im Glanze der Hoffeste und der Kunst strahlender Hof ihn der Leipziger Thomaskirche ließ? Weshalb zog es dem deutschen Meister die italienischen Componisten und Sänger und die französischen Virtuosen vor? besann sich drei Jahre, ehe es ihm für die Widmung der erhabenen H-moll-Messe auch nur den Titel eines Hofcompositeurs als mageren Lohn zuwarf? Die Antwort gehört zu unserem Thema: über Dresden hatten sich eben mit der polnischen Königskrone die Ströme der großen Welt und großstädtische Strömungen ergossen. Es war nicht mehr die kleine Residenz mit dem wahrhaft kunstsinnigen Fürsten, der sich hundert Jahre früher den Meister Heinrich Schütz nicht vorenthalten ließ: es fühlte sich jetzt als Großstadt, die nicht das Große, sondern das Modische auf ihr Banner schreibt. Hier herrschte ausschließlich die italienische Oper, und der hochbegabte deutsche Tonmeister Hasse, der größte, den Dresden im 18. Jahrhundert besessen hat, war ein so vollkommener Italiener geworden, daß die Italiener selbst stolz auf ihn waren. Nicht anders herrschten in der Großstadt Wien am Hof, in Kirche und Theater, nicht anders in Berlin die Italiener, und auch in Berlin hatte sich Graun nach besten Kräften in einen Italiener verwandelt. Das Beispiel war ebenso lockend, wie es verderblich war. „Auch ich will ein Stiergefecht haben," rief der edle Siegfried von Lindenberg; auch die Höfe und Residenzen München und Stuttgart begannen sich groß genug zu fühlen, um deutsche Art zu verleugnen: auch dort hielt man sich nun italienische Opern.

Diese letzten Beobachtungen führen uns unmittelbar zu der Frage hinüber, was denn die kleinen Residenzen im Gegensatz zu den Großstädten einer- und den Provinzstädten und Städtchen andererseits zu einer so hervortretenden Rolle in unserem Culturleben befähigt hat? Wir können dieser, sozusagen volkspsychologischen Frage nicht ganz vorübergehen, obgleich es thunlicher wäre, sie in einem Buch zu erörtern, als mit wenigen flüchtigen und abgerissenen Bemerkungen.

Wie es den Staat zum Großstaat emporwachsen läßt, daß er sich eine seinen Nachbarn überlegene Fülle von Machtmitteln schafft, theils indem er sie durch rastlose und geniale Arbeit aus sich selbst entwickelt, theils indem er die seinem Staatsgebiet neu einverleibten Territorien centralisirend mit seinem eigenartigen Wesen durchdringt, so trägt auch das Leben der großen Residenz den

Charakter einer bis an die Grenze des Vermögens angespannten Arbeitskraft, wie in den regierenden staatlichen und militärischen Kreisen, vermöge der nie ruhenden Anforderungen der Politik, so in den Kreisen des Handels, der Industrie, des Gewerbes durch die Stärke der Concurrenz. Alles ist von einem Drang erfaßt, rasch emporzukommen und sich der Welt in glänzender Erscheinung zu zeigen. Neben solcher, alle Kräfte verzehrenden Arbeit steht keine productive Ruhe, keine den ernsten Genüssen der Wissenschaft, der Literatur und Kunst geneigte Muße, sondern es gibt neben der Anspannung nur Pausen der Abspannung. Die großen Interessen der Politik, an denen Alle sich mehr oder minder als Mitwirkende fühlen, von denen Jeder in seiner Arbeit mehr oder minder abhängig ist, bilden darum auch ein gemeinsames Interesse für Alle. Sie geben der staatlichen Arbeit vom Herrscher herab durch die Ministerien ihre Spannkraft, indem sie von Tag zu Tag neue Anforderungen stellen; sie schwirren durch die Conversation des Salons; sie werden durch die Presse in möglichst aufreizender Weise in alle Schichten getragen; sie wogen auf und ab durch die Speculationen der Börse; sie treiben eine unruhige Menge durch die Straßen, die jeden Augenblick bereit ist, ihre Rolle in den Angelegenheiten der Herrscher und des Staates mitzuspielen. Durch das Zusammenwirken dieser und vieler anderer Ursachen entsteht eine allgemeine nervöse Unruhe, eine fiebernde Hast, in der Jeder das Gefühl hat, er müsse und könne nur für die Anforderungen des Augenblicks leben, ohne daß für weitere und höhere Ziele Zeit, Kraft und Stimmung bliebe. In solchem Wirbelwind der sich kreuzenden und durchkreuzenden Interessen, kann sich unmöglich die ruhige Sammlung und Versenkung in die Welt der Gedanken und Ideen finden, ohne welche selbst der Genuß der ernsten Kunst nicht voll gedeiht, geschweige denn die Schöpferkraft dafür. Die Kritik steht in Blüthe, aber nicht das Schaffen; der Witz treibt sein Spiel auf allen Gassen und in allen Formen, aber die stille Muse zieht sich scheu zurück.

Wenden wir den Blick auf die entgegengesetzte Seite hinüber zu den Provinzstädten, so ist, was drüben fehlt, die Ruhe, hier im Uebermaß; es herrscht die Gemächlichkeit und steigert sich in ihren höheren Stadien zum Philisterthum, welches den eigenen stagnirenden Zustand für das rechte wahre Mittelmaß des Menschenthums hält. An den großen allgemeinen Interessen fühlt man keine mitthätige Theilnahme mehr; man liest zwar Morgens beim Kaffee oder Abends beim Bier seine Zeitung und kennt also die Welt und ihre große Politik; aber man steht nicht mehr mit auf der Bühne, sondern ergötzt sich oder schläft im Zuschauerraum. Jeder lebt isolirt seinem eigenen kleinen Tagewerk; Erholung von der Arbeit sind Spiel und materieller Genuß. Es können sehr viel Einzelne anderen und höchsten Sinnes, weiteren und weitesten Gesichtskreises sein, die Masse aber vermögen sie doch damit nicht zu durchdringen, weil ihr als Masse das Band der großen allgemeinen Interessen und die davon bedingte geistige Spannkraft fehlt. In sehr glücklicher Mitte nun zwischen diesen beiden Extremen steht die kleine Residenz. Die großen Interessen der allgemeinen Politik bilden noch immer den bewußten und anregenden Hintergrund und Horizont des öffentlichen Lebens. Denn wenn gleich das Maß der Mitthätigkeit an ihnen für den Fürsten und die Regierung ein geringes ist, so bleibt es doch immerhin ein stetes

Bedürfniß, mit ihrem Gange vertraut zu sein und Auge und Sinn für sie offen zu halten. Die Anspannung der Regierungsthätigkeit ist ferner eine viel weniger ermattende, weil das Verhältniß zwischen ihrer Arbeit und den Arbeitskräften ein für die letzteren viel günstigeres ist, als im Mittelpunkt des Großstaates. Hof und Regierung halten also die Verbindung mit den politischen und geistigen Interessen, welche jeweilig die große Welt bewegen, für die Stadt stets lebendig aufrecht, ohne daß sich, wie in der großen Residenz, eine Fluth von wechselnden Tagesinteressen mit immer neuen und zerstreuenden Bildern über die Stadt ergießt. An alledem hat nun eben die gesammte Bevölkerung um so mehr ihren Antheil, weil aus natürlichen Gründen und mit Nothwendigkeit in der kleinen Residenz eine Abhängigkeit der Peripherie von ihrem Centrum, dem Hof und der Regierung entsteht, welche der großen Residenz fehlt, weil hier das Centrum keine einheitliche Peripherie hat, und der Provinzstadt, weil sie kein einheitliches Centrum, oder doch kein Centrum von irgendwie ähnlicher Anziehungskraft besitzt. Dieser Punkt gerade ist von so entscheidender Wichtigkeit für unsere Frage, daß wir ihn uns etwas deutlicher zur Anschauung bringen müssen. Daß seine Einwirkung an erster Stelle der Wissenschaft und Kunst zu Gute kommen muß, liegt in den Verhältnissen. Denn der Herrscher des Großstaates und sein Haus findet seine höchsten Aufgaben und darum auch seine vornehmsten Interessen in den großen Angelegenheiten der Politik, des Staats- und Heereswesens. Hier sind die schweren und verantwortungsvollen Pflichten, welche der Himmel auf seine Schultern legte, hier die Lorbeerkränze des Krieges und Friedens, welche ihm winken. Hier muß und wird darum auch sein ganzes Herz sein. Dagegen sieht sich der Fürst des kleinen Staates, gerade weil ihm auf dem Gebiet der großen Staatsfragen nur eine eng umschränkte Thätigkeit zugefallen ist, von vorneherein mit seiner Arbeit wie mit seinen Neigungen mehr auf die Angelegenheiten der Cultur und auf den schönsten Schmuck des Lebens, auf die Kunst hingewiesen. Hier steht ihm eine folgenreiche und lohnende Wirksamkeit offen, welche mitten in der Arbeit zugleich den edelsten Genuß gewährt. Schon äußerlich wird man in allen kleinen Residenzen die Spuren davon finden in theilweise kostbaren Kunstsammlungen und Bibliotheken. Ich erinnere z. B. an die Schätze des Braunschweiger Museums und der Wolfenbütteler Bibliothek.

Gewiß hat die Großstadt ihre größeren Schätze; gewiß hat sie ihre Kunstinstitute, ihre Kunstleistungen ersten Ranges, um die sich ein Kreis nächst betheiligter Künstler und Kunstfreunde genießend und lernend sammelt. Aber in die große Masse der Bevölkerung wirkt das wenig hinaus. Wo Kunst und Künstler vor das große Publicum hinaustreten, da finden sie es gleichgültig, übersättigt, zerstreut und trotz seiner Alles bemäkelnden oder bewitzelnden Kritik so kritiklos wie jedes Publicum in der Welt, wo es nicht zu seinem Heil von einsichtigen Leitern abhängig ist. Nur das blendende Virtuosenthum reißt hie und da diese Massen zu unverständiger Bewunderung und unfruchtbarer Begeisterung hin. Wie verderblich die Rückwirkung eines solchen Publicums auf das Kunstleben der Großstadt ist, das möge ein Beispiel beweisen.

Daß der dramatische Geschmack in unserer Periode in einem traurigen Verfall steckt, ist leider eine allbekannte und nicht zu leugnende Thatsache. Die

große Tragödie liegt in tiefem Schatten; ohne irgend ein hinzukommendes besonderes Reizmittel zieht sie das Publicum nicht an. Ihre Darstellung schwankt stillos zwischen den Extremen des idealen Pathos und des Natürlichkeitsprincips hin und her. Das Pathos wird in falscher Ausführung zum Schwulst, der Naturalismus macht aus der großen Tragödie in noch schlimmerem Grade ein Zerrbild. Das fühlen die Zuschauer nur nicht, weil sie selbst mit in dieser Mode stecken. Dem Lustspiel sind seine höheren künstlerischen Ziele abhanden gekommen, und sein Stil ist in die Regionen der Posse herabgedrückt. Nicht das Komische, sondern das Lächerliche bildet seinen Inhalt. Die Posse ist, wie in Berlin, so in Wien auf den untersten Boden des läppischen, oft noch dazu im gefährlichsten Sinn tendenziösen Unsinns herabgesunken. Aus der komischen Oper ist die moderne Operette geworden, diese „Spottgeburt aus Dreck und Feuer," um mit Faust zu reden; an Blödsinn und Gemeinheit des Inhaltes oft noch der neuesten Posse voraus. Das ist das künstlerische Product der beiden deutschen Großstädte, zu dem sich die schlimmsten Triebe des Publicums und des Kunstbetriebes die brüderliche und liederliche Hand gereicht haben. Allabendlich füllt das großstädtische Publicum aller Gesellschaftsschichten ganz harmlos die kleinen Theater, um sich an dieser Summe thörichter Plattheit und gemeiner Frivolität von den Mühen des Tages zu erholen!

Daß das untere Volk aus sich selbst heraus Kunstsinn entwickeln sollte, wird Niemand erwarten; aber die sogenannte gute Gesellschaft der Großstadt, deren Geschmack und feine Formen für die Gesellschaft überhaupt vorbildlich sind, zeigt die sich der Aufgabe gewachsen? Leider ebenso wenig! Ihr eigenthümliches Erzeugniß ist nicht der wahre Sinn des Sittlichen und der Kunst, sondern die M o d e. Die Mode k a n n sich mit Moral und Aesthetik vertragen, aber sie thut es sehr selten, und wo sie es nicht thut, da macht sie durch ihre hochmüthige Ausschließlichkeit den, der von ihr beherrscht ist, gegen die Gebote der Moral stumpf, gegen die Gesetze der Aesthetik blind und taub. Fast immer gefällt sie sich in irgend einer Uebertreibung, die uns nach dem Eintritt der nächsten Mode als eine Carricatur erscheint. Der Rock, in dem unsere Väter oder wir selbst vor fünfzig Jahren jedes schöne Auge bezauberten, erscheint uns heute ebenso lächerlich, wie der Roman, der damals alle Welt entzückte, oder die Art des Empfindens, die damals herrschte. Wie verderblich dieses räthselhafte und im Einzelnen schwer zu erklärende Ungethüm Mode für Literatur und Kunst ist, das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Blicken wir von da aus wieder einen Augenblick hinüber auf die entgegengesetzte Seite, auf die Provinzstadt. Wer sie und ihre Geschichte kennt, der weiß, daß hier kein Wind weht oder keine Windstille herrscht, die dem Geistesleben und der Kunst förderlich wäre. Wird hier unter einem glücklichen Horoscop ein Kind mit genialen Anlagen geboren, so muß es baldthunlichst „zum Städtle hinaus," sonst fallen die Knospen ab, ehe sie ins Keimen kommen. Man sollte aber denken, hier müßte wenigstens die Spärlichkeit der künstlerischen Genüsse eine besonders dankbare Empfänglichkeit für das, was von auswärts gebracht wird, erzeugen. Nichts weniger als das! Vielmehr lähmt die Gemächlichkeit des Daseins den Trieb nach ernsteren Genüssen. Das geringste Hinderniß genügt, um das Publicum zu Haus zu halten: der hohe Preis, den man unverschämt

schilt, oder der niedrige, aus dem man schließt, daß das Gebotene nichts taugt; die gewohnte Stunde des Abendessens; der gewohnte Kartentisch; die Länge des Wegs; das schlechte Wetter und der Straßenschmutz. Es macht sich drolliger Weise ein stiller Verdacht geltend, daß überhaupt, was sich hierorts sehen und hören läßt, wohl nicht viel zu bedeuten habe, und an jedem wirklichen oder auch vermeintlichen Mangel der Kunstleistung wird eine Kritik geübt, nach der man glauben sollte, das Publicum wäre durch den beständigen Genuß des Vollkommenen und Höchsten gegen das nur Gute abgestumpft. Daß das Publicum als Gesammtheit dem Kunstwerk gegenüber kein sicheres Urtheil hat, ist kein Vorwurf; das geht dem der Großstadt und jedem anderen ebenso. Der Provinzstadt fehlt aber die Achtung gebietende und allseitig anerkannte Autorität, deren Urtheil sie sich beugt.

Dies führt uns nun zu den kleinen Residenzen zurück, denn hier und hier allein ist diese Autorität vorhanden; darum fühlt hier das Publicum sich von vorneherein gestimmt, der Kunst mit Ehrfurcht und Andacht entgegenzukommen. Man kann es in den kleinen Residenzen erleben, daß die große Masse sich für Dinge erwärmt, von denen man glauben sollte, sie seien überhaupt nur dem kleinen Bruchtheil der höher Gebildeten zugänglich. Es sei mir gestattet, diesen für unsere Frage entscheidenden Punkt statt weiterer theoretischer Erörterungen zum Schluß durch zwei kleine eigene Erlebnisse zu illustriren.

Ich habe es gesehen, wie sich die Bewohner einer kleinen Residenz, sogar die Landleute der Umgegend dazu, während vierzehn Tage zu den Cornelius'schen Cartons für das geplante Berliner Campo santo drängten und sich mit andächtiger Betrachtung in sie versenkten. Der Fürst hatte die Ausstellung dieser dem allgemeinen Verständniß doch nicht eben leicht zugänglichen Meisterwerke veranlaßt; er hatte Sorge getragen, daß durch populäre Erklärungen der Bilder ihr Sinn und Zusammenhang, der religiöse Tiefsinn ihres Inhaltes begreiflich gemacht wurde. Er selbst gab seiner Bewunderung so offenen Ausdruck, daß sich der Wellenschlag der Ergriffenheit von ihm aus fortpflanzte. Was unter solchen Umständen die Menge empfand und mit nach Hause nahm, das wirkte unvergleichlich tiefer, als das planlose Durchwandern einer Galerie der Großstadt.

Ein andermal ging ich durch die Meininger Hauptstraße mit einem ausgezeichneten fremden Virtuosen. Er hatte bei Hofe gespielt, und dem künstlerisch gebildeten Geschmack des Hofes gemäß sein Programm aus ernsten Tonstücken zusammengesetzt. Für ein öffentliches Concert wollte er dagegen ein richtiges Virtuosenprogramm aufstellen. Als ich dies widerrieth, hielt er mir die gewöhnliche Redensart entgegen: das große Publicum verlange das. Da schlenderte eben vor uns, die Hände in den Hosentaschen, ein Straßenjunge, der eine Melodie vor sich hinpfiff. Ich unterbrach meinen Nachbar mit der Frage: „Erkennen Sie, was der Bube da pfeift?“ Er horchte, sah mich fragend an und rief erstaunt: „Der pfeift ja eine Gluck'sche Melodie!“ Es war wirklich so: der Bube pfiff die erhabene Melodie des Oberpriesters aus Gluck's Iphigenie in Aulis: „Ihr Könige, so hoch und doch Sterbliche nur.“ „Ja, ja,“ sagte ich lachend, „das ist die musikalische Bildung unserer Straßenjugend; berechnen Sie danach unser Concertpublicum!“ — Das klingt nun wie ein bloßer Zufall

und Scherz und war dennoch viel mehr als das. Der Zusammenhang war folgender. Lange, ehe auf der Bühne die heutigen „Meininger“ erstanden, hatte damals der jetzt regierende Herzog einen ersten theilweisen Versuch gemacht, seine neuen Principien der Darstellung zur Ausführung zu bringen und zwar an Gluck's Iphigenie in Aulis. Die Sache sowohl wie der Eifer, mit dem der hohe Herr die Einrichtung und Proben selbst leitete, entzündete zuerst die Begeisterung aller Mitwirkenden bis herab zu den Statisten; Jeder strengte sich bis an die Grenze seiner Kraft an. So kam trotz der kleinen Mittel eine wundervolle, durch die neue Erscheinungsform doppelt ergreifende Darstellung der herrlichen Oper zu Stande. Schon unter den Vorbereitungen hatte sich in der ganzen Stadt eine neugierige Theilnahme an dem Unternehmen verbreitet, die sich bei den wiederholten Aufführungen zu hellem Jubel steigerte. Nach acht Tagen lag auf allen Clavieren der Stadt der Clavierauszug der Iphigenie; Alles spielte und sang sie; die Militärmusik spielte auf der Parade die schnell populär gewordenen Melodien. Da eben hatte unser Straßenbube seine Gluck-Studien gemacht. Sollte es nun wirklich keinen anderen sittlichen Eindruck machen und hinterlassen, wenn uns Tage lang die aus der erhabensten Empfindung geschöpfte und solche Empfindung darum auch übertragende Melodie: „Ihr Könige, so hoch und doch Sterbliche nur“ im Kopf umhergeht, als wenn in gleicher Art unser Empfinden sich mit Klängen vermischt, wie etwa das „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt.“ Plato wußte, daß die sittliche Wirkung eine verschiedene sei, als er es staatlich verboten sehen wollte, daß die Jugend verweichlichende Gattungen von Musik sänge, und wir sollten uns nicht darüber wundern, daß schon Plato es wußte, sondern darüber, daß wir es so völlig vergessen zu haben scheinen.

Ich eile zum Schluß. Die geschilderten kleinen Hergänge sind Zeugnisse des Charakters, der die kleinen Residenzstädte so wunderbar befähigt hat, das Geistesleben zu fördern und der fruchtbare Boden für das Culturleben der Nation zu werden. In der großen Residenz steht der „sausende Webstuhl der Zeit“; da ist es, wo der Gott „das Eisen wachsen läßt“. Da ist es, wo der Charakter geschmiedet und gestählt, wo das Auge des Politikers geschärft wird, die weite Welt mit Adlerblicken zu umspannen. Berlin hat uns die stolze Reihe unserer Herrscher geschenkt: vom großen Kurfürsten bis zum großen Kaiser; die Helden, denen unsere Heere von Sieg zu Sieg folgten; die großen Staatsmänner, die Preußen und durch Preußen Deutschland auf den Hochsitz der Macht und der Ehre geführt haben.

Den kleinen Residenzen aber gilt jenes Wort ihres größten Dichters, das er aus seiner eigensten Erfahrung heraus schrieb:

Es bildet ein Talent sich in der Stille.

Darum seien sie in Ehren gehalten für das, was sie im Laufe der Jahrhunderte dem Vaterlande geleistet haben! Mögen sie selbst ihres schönen Berufes eingedenk bleiben, dann werden sie, mit Gottes Hilfe, auch künftigen Geschlechtern eine Quelle des Segens bleiben, geleitet vom deutschen Genius.

Die Deutsche Schulfrage und unsere Classiker.

1. Die Meinung des Publicums. 2. Das Verblassen der antiken Welt. 3. Goethe und die Seinigen. 4. Der Uebergang. 5. Antheil des Enthusiasmus. 6. Vorschläge.

1. Die Meinung des Publicums.

Das Deutsche Unterrichtswesen, der Gegenstand eigenen Stolzes und fremder Bewunderung, zeigt sich wie von einer Schwäche befallen. Der Glaube greift um sich, die heutige Erziehung belaste die Schüler mit Ueberflüssigem und enthalte ihnen Nöthiges vor. Sie würden gezwungen, Dinge in sich aufzunehmen, bei denen die Nothwendigkeit, sie einmal gewußt zu haben, nicht nachgewiesen sei.

Ich lasse eine Reihe der Bedenken folgen, die in Gesprächen vorgebracht werden.

Das Interesse für das, was man früher die Humaniora nannte, fehle der jüngeren Generation. Weder Deutsch Sprechen noch Schreiben lehrten unsere Schulen, welchen Namen sie auch trügen, in genügendem Maße. Selbst von den Universitäten bringe man das nicht mit.

Sich im geistigen Leben der eigenen Zeit zurecht zu finden, sei nicht das, worauf unsere Schulen vorbereiteten. Die Knaben seien nicht zu Politikern zu erziehen: an jeden aber trete später einmal die Aufgabe heran, mindestens als Urwähler sich zu bethätigen: die Geschichte der Griechen und Römer gewähre keine Vorbildung für diese Aufgabe. Die Schulen feierten doch den Sedantag und andere vaterländische Gedenktage: diese könnten nur verstanden werden, wenn den Schülern der historische Zusammenhang klar sei.

Angenommen nun, man wolle Neuere Geschichte in vollerem Umfange vortragen, könne die alte Geschichte dann im bisherigen Umfange daneben fortbestehen? Oder müsse ihr etwas abgezogen werden, um Raum für jene zu gewinnen? Und welcher von beiden Lehrgegenständen solle bevorzugt sein?

Nehme man von beiden Fällen beliebig den einen oder den anderen an: in welchem Tone solle z. B. von der Schlacht von Sedan und der von Pharsalus gesprochen, welche von beiden als das wichtigere Ereigniß behandelt werden? —

Als ich Schüler war, gab es kein Deutsches Kaiserthum und kaum eine Deutsche Geschichte. Deutsch war ein bedenkliches Wort. Vom gemeinsamen Vaterlande und Volksvertretung mußte vorsichtig gesprochen werden. Von der

Schlacht bei Leipzig war wohl die Rede; wir lernten sie aus Rückert's Gedichte kennen: „Es ist in diesen Tagen Die große Schlacht geschlagen" u. s. w., im Bereiche der in unserem Gedächtnisse aufgebauten Geschichtsanschauung war die Schlacht von Pharsalus wichtiger und folgenreicher. Man hatte sie uns als eine der großen unentbehrlichen Thatsachen eingeprägt, deren Datum zu kennen Niemandem geschenkt werden dürfe, während uns die Schlacht von Leipzig etwas Besonderes zu sein schien, das mit dem, was wir als „Geschichte" sonst kannten, außer Zusammenhang stand. So vor vierzig bis fünfzig Jahren: wie mit der Schlacht von Leipzig damals, würde man es heute mit der Schlacht von Sedan doch weder halten dürfen noch wollen. Die Erinnerung an sie ist uns heilig; jeder Schüler von heute aber, fühlen wir zugleich, muß empfinden, daß, was hier geschah, wichtiger sei als die Feldzüge Cäsar's.

Aber nicht bloß hierum handelt es sich wenn wir den Schulbegriff der „Geschichte" von ehedem mit dem von heute vergleichen.

Als ich jung war, würde Niemand die sittlichen und politischen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft in dem Sinne zu besprechen gewagt haben, als ob all' das endlich auf Meinungen von Majoritäten beruhen könne, so daß unvorhergesehene Parteistellungen und Abstimmungen unter Umständen das Bestehende in Frage zu stellen vermöchten. In der Stille dachten Manche so: für die Schule aber war jede Ordnung in all ihren Ausflüssen Gottes Ordnung.

Heute werden sogar diejenigen als Partei respectirt, welche alle Ordnung umstoßen wollen, und die Kinder derer, welche dieser Partei angehören, wissen das nicht nur, sondern es wird ihnen zu Hause eingeprägt.

Die Lebensbedingungen der Völker, die Forderungen unseres sittlichen und wirthschaftlichen Daseins werden mit Unbefangenheit überall besprochen, und es erscheint weder möglich noch sogar wünschenswerth, die Kinder, zumal die vorgerückteren Schüler, von einer gewissen Theilnahme an diesen Verhandlungen auszuschließen. Ihnen ist wohl bekannt, daß von vielen Männern heute die Meinung gehegt wird, der Betrieb der griechischen und lateinischen Geschichte und der Literaturen der Griechen und Altitaliener seien weniger wichtig als derer Deutschlands und des Deutschen Volkes. Wie sollte ein aufgeweckter Secundaner nicht wissen, daß von hochstehenden Gelehrten die gesammte heutige classische Schulweisheit als unnütz für die Erziehung der Jugend angesehen und Naturwissenschaften und Mathematik an die Stelle des ganzen übrigen Lehrstoffes gesetzt werden sollen?

Hat der Staat ein Interesse daran, daß eine bestimmte Meinung, diese Dinge betreffend, die Oberhand gewinne? Oder die Oberhand behalte? Im letzteren Falle: Wie formulirt der Staat sie? Und wer soll in diesen Fragen als Fachmann reden dürfen? Die Lehrer? Oder die Volksvertretung? Oder Jedermann, der Kinder auf Schulen hat?

Die Meinungen der Schulmänner gehen, wo öffentlich debattirt oder in Zeitschriften und Büchern gekämpft wird, weit auseinander. Ich las dieser Tage eine Broschüre, in welcher der Leiter einer höheren Schule darlegte, daß an Stelle des Latein das Englische zu der Sprache zu erheben sei, mit deren Hilfe den Knaben die ersten Begriffe der Grammatik beizubringen wäre. Dieser Vor-

schlag war nicht etwa enthusiastisch nur empfohlen, sondern mit Ruhe in alle Consequenzen verfolgt und mit genauer Anweisung, wie zu verfahren sei, durchgeführt. Ich erinnere mich einer anderen Darlegung, welche das Französische für diesen Zweck verlangte. Daß man vom Latein loszukommen suchen müsse, wurde in beiden Fällen vorausgesetzt. Es schien erlaubt, die grammatikalische Erziehung der Jugend mittelst des Latein als Etwas anzusehen, dessen Beseitigung dem allgemeinen Wunsche und den Forderungen der gesunden Vernunft entspreche. Die classischen Sprachen haben etwas Abgethanes an sich, der heutigen Ansicht nach.

Wenn Schulmänner aber sogar den Moment herannahen sehen, wo die mächtigsten Grundlagen des Unterrichtes bei Seite geschafft werden, so darf sich des Publicums und somit der Schüler selbst wohl das Gefühl bemächtigen, daß der bisherige Weg in der That lieber verlassen werden solle. Auch ist es nicht zu verwundern, wenn Schüler, nachdem sie die Schuljahre überwunden haben, sich der Ueberzeugung erschließen, die aufgewandte Mühe und die Noth seien vergeblich gewesen.

Und so erleben wir, daß öffentliche Versammlungen mit beliebiger Betheiligung sich dieser Fragen bemächtigen und daß Beschlüsse gefaßt und Petitionen aufgesetzt werden, die eine Reform des Schulwesens vom Grunde aus verlangen und auch wohl vorbereiten. Hier spricht und stimmt Jeder mit, ohne sich vorher ausweisen zu müssen, wer er sei und wie er zu seiner Ansicht gekommen sei.

2. Das Verblassen des classischen Alterthums.

Ich bin unter voller Herrschaft des classischen Alterthums erzogen worden. Daß eine andere Art Unterricht möglich sei, ahnten die Schüler nicht und würden es Niemandem geglaubt haben. Noch Anfang der vierziger Jahre hegten wir Berliner Gymnasiasten die Ueberzeugung, wer nicht auf Grund einer im Gymnasium erlangten Schulbildung classisch gebildet sei, gehöre nicht zu den Leuten, mit denen man umginge.

Ich wüßte mir nicht vorzustellen, welchen Weg meine geistige Entwicklung genommen hätte, wenn ich inmitten der heutigen politischen Freiheit und ohne den Einfluß der classischen Sprachen aufgewachsen wäre. Das größte Ereigniß meines Lebens war, in meinem zwanzigsten Jahre, der Uebergang Deutschlands vom politischen Nichts zum Etwas, der 1848 eintrat. Er war etwas Plötzliches, das mit allen folgenden Erhöhungen unseres Vaterlandes als eine Reihe unerwarteter Geschenke der Vorsehung aufgenommen wurde. Die Bewunderung des Alterthums aber und die Sehnsucht des Eindringens in seinen geistigen Besitz blieb einstweilen auch da noch der Grund und Boden, aus dem jede andere Kenntniß mir und meinen Mitschülern zuwuchs.

Für mich waren die Bewohner Griechenlands und Italiens keine Fremden, sondern sammt dem, was sie gethan und gedacht hatten, unübertreffliche, nie zu erreichende Vorbilder, und ihnen nahe zu kommen, erschien als das Ziel alles geistigen Strebens. Ein Brief Wilhelm von Humboldt's an Goethe, vom 4. August 1804, charakterisirt diese Anschauung: „Schelling," heißt es darin, „hat, denke ich, irgend einmal gesagt, daß das classische Alterthum ein

Trümmer eines ursprünglich höheren Menschengeschlechts sei. Ein Vers Homer's, selbst ein unbedeutender, ist ein Ton aus einem Lande, das wir Alle als ein besseres und doch uns nicht fernes anerkennen: jeder ergreift uns, in Einem Gefühle zugleich, mit Götterehrfurcht und Heimathssehnsucht"[1]). Aus dieser Heimathssehnsucht hatten Winckelmann einst und sein Nachfolger ein ideales Griechenland in ihren Gedanken sich zurückerschaffen und bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hat der Glaube davon bei uns fortbestanden.

Heute scheint er zu wanken. Dem Lande der Griechen wird das Deutsche Vaterland entgegengestellt.

Ich will ausführen, warum ich auch heute keinen Gegensatz hier zu erblicken vermag.

Die, dem Zeitmaße nach, colossalen Perioden, mit denen die Naturforscher operiren, haben uns daran gewöhnt, auch bei der Entwicklungsgeschichte der Erdbewohner mit Jahrtausenden zu rechnen. Ich nehme eine weit zurückliegende Epoche an, in der aus dem von Civilisation möglicherweise erfüllten, vielleicht überfüllten asiatischen Continente Völkerschaften nach Westen vordringend sich auf dem Boden der heute Europa benannten Halbinsel neu einrichteten. Deutschland, Griechenland und Italien wurden die Wohnsitze dieser Völker, die in Sprache, Sitte und Denkungsart eng verwandt, gewisse Bedingungen, unter denen sie sich sowohl im Zusammenhange als wiederum aber auch getrennt fühlten, vielleicht mitgebracht hatten. Zu dieser Annahme fließt die Berechtigung aus der Art, wie wir Amerika im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte von Europa aus sich bevölkern sehen. Die alten Gegensätze wurden von uns aus da mit hinübergetragen. Möglich wäre, daß Deutschland, Italien und Griechenland durch langsam nachrückende Einwanderungen erst sich bevölkerten. Was wir heute „Geschichte" nennen, beginnt in seinen frühesten Anfängen bereits mit einer späteren Zeit, wo die Einwohner der drei Länder sich als vom Anfange der Welt ab da festsitzend, gleichsam als Product ihres Bodens fühlten.

Diese „Geschichte" nun zeigt die Bewohner der drei Länder als von jeher mit einander in Fühlung stehend. In Sprache, in sittlichen Ueberzeugungen und in phantastischer Production sind sie sich so nahe verwandt, daß das, was sie trennt, bei einem Vergleiche mit anderen Menschheitsvarietäten unwesentlich wird. Die geistige Entwicklung der Griechen, Romanen und Germanen vollzieht sich nicht zugleich, sondern successive durch Aufnahme dessen, was jedes der drei Völker an geistigen Gütern nie für sich allein hervorzubringen scheint. Wann und wie das geschieht, ist nicht von Belang: wir sehen griechische, italische und germanische Cultur heute in unauflöslicher Verbindung und vermögen sie nicht mehr von einander zu scheiden. Die Entfaltung Deutschen Geistes ohne Eingreifen des griechischen oder lateinischen zu denken, ist unmöglich. Politisch mag die griechische, romanische und germanische Welt jede für sich stehen: geistig bilden sie eine Einheit.

Griechen und Römer sind keine Fremden für uns. In allen geistigen Dingen schließen sich die drei Nationen solidarisch zusammen. Homer und Dante stehen uns so nahe wie Shakespeare, und alle Drei nicht ferner als Goethe und

[1]) Ich habe die Worte etwas deutlicher gestellt.

die Seinigen. Alle vier scheinen sie in derselben Sprache geschrieben zu haben, bei der die Verschiedenheit der Wortformen etwas Zufälliges ist, wie in Dialekten einer gemeinsamen über uns schwebenden Muttersprache. Latein oder Griechisch deshalb aus unserem Unterrichte ausschließen zu wollen, weil es fremde Sprachen seien, müßte als ein unmögliches Beginnen angesehen werden.

Wie war es trotzdem möglich, daß diese Anschauung der Dinge in ihr Gegentheil umzuschlagen scheint?

Die Bewegung gegen die classischen Sprachen begann mit dem „Kampfe der Realschulen gegen die Gymnasien". Man konnte in ihren Anfängen glauben, es handle sich mehr um Rangverhältnisse der Lehrer. Das weitere Publicum begann erst Theilnahme zu zeigen als die „Ueberbürdungsfrage" hinzutrat. Die Thatsache einer Ueberbürdung wurde zuerst energisch geleugnet; heute gibt man sie zu. Nun wurden die verschiedenen Lehrstoffe einzeln auf ihre Einschränkung hin betrachtet, und die Frage kam auf, welchen Nutzen die classischen Sprachen und die antike Geschichte hätten.

Folgendes nun höre ich aussprechen.

Es sei unmöglich, die uns heute bewegenden Gedanken lateinisch auszudrücken. Die wenigen Gelehrten, die dies etwa sich noch zutrauten, lieferten stilistische Kunststücke, die nachzuahmen keinen Werth habe. Auch werde dies auf den Gymnasien nicht einmal gelehrt. Das alte humanistische Gelehrtenlatein, das bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch europäischer Gemeinbesitz war, sei verschwunden. Man lehre nur noch, Phrasen aneinanderzureihen, bei denen es auf grammatikalische Richtigkeit und kaum auf den Inhalt ankomme. Bei Luther und bei Hutten, die anfangs lateinisch schrieben, sei am besten zu beobachten, wie die todte Sprache für die lebendigen Gedanken nichts mehr geboten habe: der Moment sei eingetreten, wo beide Männer Deutsch zu schreiben begonnen hätten weil eine höhere Nothwendigkeit es verlangte. Da erst habe Luther's eigentliche Wirkung ihren Anfang genommen. Das wisse Jedermann, daß, als die in der lateinischen Vulgata längst bekannte Bibel von Luther ins Deutsche übertragen wurde, und zwar in das Deutsch, das er dafür schuf, ihre wahre Wirkung anfing. Erst da habe sich das Idiom gefunden, in dem das, was das Neue Testament und die Psalmen enthalten, überhaupt habe gesagt werden können. Diese Sprache Luther's sei der Boden, dem die unsrige von heute entwuchs. Niemand in der That werde behaupten, es könne irgend Etwas lateinisch heute besser gesagt werden als deutsch. So tief ist in der That diese Meinung vom Vorrange des Deutschen bei uns schon eingewurzelt, daß das Lateinschreiben auf den Gymnasien heute allgemein damit zumeist vertheidigt wird, daß es die beste Anleitung gebe, gutes Deutsch zu schreiben. Die Frage aber sei, ob es nicht zuverlässigere Wege gebe, dies zu erreichen. —

Winckelmann, Lessing, Herder, Wieland, Goethe und Schiller haben ohne Zweifel ein Deutsch geschrieben, das gut genannt werden kann. Auf welchem Wege sind sie dazu gekommen?

Diese Männer, ich nenne sie nach dem größten unter ihnen „Goethe und die Seinigen", hatten im Sinne ihres Jahrhunderts eine classische Erziehung

empfangen. Das Latein, das sie lasen, schrieben und auch wohl sprachen, war jenes Gelehrtenlatein ihrer Zeit. Diese Sprache war weder Gegenstand der Vorliebe noch der Abneigung: man wandte sie an, wo es nöthig schien und schrieb sie fließend und ohne Geziertheit. Niemand verehrte damals dieses Latein um seiner Substanz willen, etwa wie die Gelehrten der Pariser Akademie der Wissenschaften die französische Sprache. Winckelmann trug seine Dienste dem Grafen von Bünau in einem lateinischen Briefe an, ohne etwas Auffallendes zu thun oder in dem Schriftstücke zu leisten. Auf seinen Deutschen Stil dagegen, wie er ihn in Italien später erst voll ausbildete, war zumeist das Italienische von Einfluß.

Lessing, Wieland, Goethe und Schiller dagegen sind bei den Franzosen, und zwar zunächst bei Voltaire in die Schule gegangen. Frankreich verdanken sie den Glanz, die Leichtigkeit und Durchsichtigkeit, die ihre Sprache auszeichnet. Denn die Franzosen boten dem 18. Jahrhundert nicht nur den besten Ausdruck für die das Leben des Tages erfüllenden damals neuesten Gedanken, sondern zum großen Theil diese neuesten Gedanken selbst. Ich hege den Verdacht, daß die, welche heute für die französische Sprache als Schulmittel sind, mehr die Grammatik als die Literatur dabei im Auge halten. Die Franzosen haben innerhalb der zwei Jahrhunderte ihrer literarischen Blüthezeit keinen im höchsten Sinne classischen Autor hervorgebracht. Wohl zu beachten ist auch, daß alle ihre Schriftsteller, einige moderne Genfer ausgenommen, der katholischen Kirche angehören, auch wenn sie gegen diese schreiben. Das Verständniß der französischen großen Dichter, so wie Voltaire's, Diderot's und Rousseau's ist nur unter vielfachen, reiflich in Betracht zu ziehenden Vorbedingungen möglich, welche die Schule kaum zu erfüllen vermag. Von den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, auch von den besten, kann für die Schule überhaupt nicht die Rede sein.

Die gepriesene Klarheit und Sicherheit der französischen Grammatik ist für die Gedankenbildung unserer Zeit unnütz. Wir sehen bei den Franzosen selbst das Bemühen, sich sprachlich von ihren eigenen Autoritäten frei zu machen. Man bemerke wohl, wie die Südfranzosen anfangen, maßgebend sogar in Paris zu werden, wo Daudet eine neue Ausdrucksweise zu begründen beginnt. Man lasse nicht außer Acht, mit welcher Begeisterung Mistral in Paris aufgenommen worden ist, dessen provencalische Verse französisch wiederzugeben den besten Pariser Schriftstellern unmöglich erscheint. Die Zeit des classischen Französisch scheint für die Franzosen vorüber und für uns wenig Gewinn dabei, es sich anzueignen.

Das Französische hat seine Gewalt eingebüßt, seitdem die Völker die neuesten, fortschreitenden Gedanken in eigener Sprache hervorzubringen beginnen. Niemand würde heute sein Buch französisch verfassen, um den Gedanken darin größere Publicität zu geben. Für August Wilhelm v. Schlegel und für Alexander v. Humboldt noch war es eine Art von Nobilitirung, daß die Franzosen sie unter ihren Classikern mit figuriren ließen: heute ist Niemandem mehr an solchem Ruhmestitel gelegen. Der Besitz des Französischen ist auch im Leben gleichgültig geworden, und die gebildeten Franzosen geben sich eher Mühe, Deutsch zu sprechen. Englisch ist von größerem Werthe, und Uebersetzungen von Büchern in diese Sprache ihren Autoren erwünscht. Deutsch schreiben zu können, gewinnt

immer höhere Bedeutung. An den Reden und Schriftstücken des Reichskanzlers erkennt man die sorgfältige stilistische Durcharbeitung. Amerikaner, Engländer, Italiener und Franzosen kommen zu uns, um unsere Sprache zu studiren, und auf fremden Universitäten und Schulen wird sie gelehrt. Was ist der Grund, daß wir selber hier zurückstehen? Und wie ist es gekommen, daß Goethe und die Seinigen nicht die Bildung einer nationalen Literatur bewirkten, welche die Deutsche Schule nun ebenso beherrschte, wie die französische der classischen Zeit Frankreichs die französische?

Wenn wir die Entwicklung von Schule und Universität bei uns von den napoleonischen Zeiten an bis 1870 im Lichte der breiten historischen Entwicklung ansehen, so erscheinen diese Jahrzehnte als die einer Herrschaft der classischen Philologie, herbeigeführt und aufrecht erhalten durch besondere Umstände. Die Errichtung des Deutschen Kaiserthums mit preußischer Oberhoheit war durch Friedrich den Großen vorbereitet worden, durfte aber als Ziel des zu Erstrebenden nicht bekannt werden. Wir haben unter den Männern bis zum Jahre 1870 keinen gehabt, der von diesem Gedanken offen auszugehen wagen durfte. Es handelte sich für den Staat darum, den Geist der nachwachsenden Generationen, zumal so lange sie auf Schule und Universität waren, vom Deutsch-Vaterländischen abzulenken.

Das oft citirte „mangelnde Gefühl vom Werthe der Gegenwart" aber, das Goethe um 1819 schon als das Kennzeichen seiner Zeit aufstellte, forderte eine ideale Compensation. Die Begeisterung, die der eigenen nationalen Entwicklung nicht zufließen durfte, wurde den Römern und Griechen zu Theil. Soweit ging man, daß das Vaterländische an sich verdachterweckend wurde, und wenn Jacob Grimm, der als Bibliothekar in Cassel seine Grammatik dem Landesherrn überreichte, nichts dafür als eine Andeutung von Dienstversäumniß empfing, so war eine der Ursachen gewiß das Unbehagen, das seine Richtung auf Deutsche Alterthümer erregte. Untersuchungen dagegen über römische und griechische republikanische Freiheit waren unverwehrt. Gestattet war, sich für Harmodios und Aristogeiton zu begeistern, und Cäsar's Mord durch Brutus durfte vertheidigt werden. Hier waren die politischen Ideale erlaubt und das Suchen nach Wahrheit geboten, das innerhalb der eigenen Geschichte zum Verbrechen führen konnte. Der Cultus der classischen Zeit riß ein, der uns allmälig zur andern Natur ward, zugleich aber nun die besondere Eigenschaft annahm, daß man nicht mehr der eigenen Zeit wegen und zu Erhöhung und Verschönerung des neuesten Tages zur Antike zurückging, wie die Humanisten, und wie Winckelmann, Lessing und Goethe noch gethan, sondern daß man sich als um ihrer selbst willen in die Dinge des Alterthums versenkte, über denen die Gegenwart vergessen werden könnte. Die natürliche Verbindung, welche der Humanismus einst von den ältesten Zeiten bis zu der eigenen, und die das 18. Jahrhundert noch vom Humanismus bis zu sich gezogen hatte, verschwand. Zwischen unserem Jahrhunderte und denen der römischen und griechischen Republiken lag eine unorganische große Lücke, die man ignorirte. Mit einem gewaltigen Sprunge mußte der Schüler über fast zwei Jahrtausende hinüber rückwärts ins Alterthum hinein, das freilich genug Großes und Schönes bot. Dieses Alterthum war wie ein verlorenes

Paradies, in das wir nie zurückgelangen würden, Gegenwart und Zukunft dazu verdammt, eine nie zu erfüllende Sehnsucht, ein ewiges Gefühl der Inferiorität zu hegen. W. v. Humboldt's Empfindung ward zum Nationalgefühl. Wer aber hegt heute diesen Glauben noch?

Es ist schwierig, über diese Dinge zu reden, weil ältere und jüngere Generation sich, was den maßgebenden Einfluß anlangt, gerade jetzt zu sehr mischen, und dieser Einfluß zugleich doch als ein einheitlicher und gemeinsamer sich geltend macht. Aber es läßt sich der heutige Zustand schon so formuliren: wir suchen der antiken Welt gegenüber, wie Naturforscher einen neu angebrochenen Erdtheil behandeln würden, einen richtigeren Standpunkt. Wir wollen auch diesen Erscheinungen unbefangen gegenüberstehen. Wie der Reisende, der in einen unbekannten Theil der Erde eindringt, seine eigene Gesittung und Erfahrung zum Maßstabe macht, nach dem er das Neue beurtheilt, so wollen wir endlich einmal aufhören, die antike Welt nur aus ihr selbst zu verstehen, sondern unser heutiges Dasein unbefangen zu ihr in Vergleich bringen.

Schon Machiavelli hatte es in der „Ersten Decade des Livius“ versucht, wo er florentinische Geschichte aus römischer und diese aus jener zu erläutern bemüht war. Aber noch das 18. Jahrhundert erklärte die römische Kaisergeschichte nur aus ihr selber. Friedrich der Große lachte den Gelehrten aus, der von „Husaren“ Cäsar's sprach. Heute dagegen empfindet der Bürger des sich vollendenden 19. Jahrhunderts, daß unsere historischen Autoritäten anders denken. Das Betrachten und Anstaunen ist dem Bestreben, unbefangen zu fühlen, die frühere Bewunderung dem Willen gewichen, sich nicht imponiren zu lassen. Den antiken Helden, Feldherren und Staatsmännern zollt man nicht größere Ehrfurcht als denen unserer Tage. Unsere heutige Geschichtsforschung hat ein gewisses freches Element. Man könnte von Geschichtsanatomie, von Geschichtschemie reden. Unser Bestreben geht dahin, auch aus den antiken Autoren Zuverlässiges herauszuschälen, römische und griechische *wirkliche* Geschichte, im Gegensatz zu den „conventionellen Lügen“ festzustellen. Bernays charakterisirt in seiner Recension des römischen Staatsrechtes von Mommsen Rom dahin, daß er es für eine von Advocaten vertheidigte Festung erklärt, deren Vertheidiger selbst einander bekämpften. Was thun wir da mit den heroischen Römern, an die auch nach Niebuhr noch geglaubt wurde? Wie haben wir uns heute die Leute des Romulus zu denken? Welche Sprache sprachen sie? Welche Waffen trugen sie? Wie waren die Mauern gebaut, die Remus übersprang? Wir wissen davon heute weniger als von den Deutschen des Armin. Um 195 vor Christo drangen griechische Kunstformen zuerst in Rom ein, Brunn's Meinung zufolge: kein heutiger Maler würde den Kampf um die Sabinerinnen so malen können wie David vor etwas weniger als hundert Jahren noch, von dem damals angenommen wurde, daß er die reale Existenz der Römer zum ersten Male wieder wahrhaft dargestellt habe. David's römische Krieger könnten eben so gut vor Troja gekämpft haben. Und zwar hier wiederum nicht vor dem jetzt zu Tage kommenden Ilion Schliemann's, sondern vor dem Troja, an das vor hundert Jahren geglaubt wurde, dessen Götter und Helden Flaxmann im Anschlusse an die griechischen Vasenzeichnungen am glaubwürdigsten dem Publicum damals in die Seele pflanzte.

Wie sah Latium aus, als Rom gegründet wurde? Ist es überhaupt möglich, sich von den damaligen Zuständen eine Vorstellung zu machen? Das Landschaftliche ist von Hehn reconstruirt worden. Die Urrömer mögen so etwas vom Wesen der ersten californischen Ansiedler gehabt haben. Wir lesen von „Clans“ und „Cantonen“, um die damaligen Verhältnisse zu bezeichnen: Begriffe also, die Schottland und die Schweiz liefern müssen, heute aber schon nicht mehr modern genug klingen. Für Attika finde ich „Gau“ angewendet. Immer das Bestreben, auf uns bekannte Begriffe zu kommen. Wir lesen von römischen „Linienschiffen“ und dergleichen: wir sollen fühlen, daß es in den antiken Seeschlachten ziemlich zugegangen sei wie heute. Das Heute dominirt. Aus dem, was wir als unsere eigene Existenz empfinden, soll die der antiken Völker abgeleitet werden. Wir verstehen innerhalb früherer Epochen das nicht, was mit unseren neuesten Erfahrungen nicht zusammenhängt.

Eigentlich kann die geschriebene Historie hier schon nicht mehr recht vorwärts und begnügt sich lieber damit, nur Material zu sammeln. Ein Maler hat unsere Geschichtsschreiber schon überholt. Alma Tadema (der in London lebt) hat sich in verschiedene Epochen der alten Welt, zumal in die der Römer, hineingelebt. Seine Römer und Römerinnen erscheinen uns als durchaus verständlich: Leute wie von heute, in römischer Tracht auf Marmorbänken sitzend. Dieselbe gewöhnliche Durchschnittsgesellschaft, die uns umgibt, nur daß die Gespräche in lateinischer, griechischer &c. Sprache geführt werden. Die durchdringende Nüchternheit, die Alma Tadema's Gemälde so überzeugend und glaubwürdig erfüllt, hat das gesammte Dasein jener vergangenen Zeiten für uns jetzt angenommen. Nur das Mittelmäßige hält man für wirklich. Versetzte uns selber, d. h. das heutige souveräne Publicum, ein Zauber plötzlich hinein, so würden wir nach einer Woche Alles ebenso genau kennen wie jene Bewohner der Vergangenheit selber und uns eben so langweilen und nach Neuigkeiten sehnen wie sie. Dieses unserem eigenen Zeitalter so künstlerisch sein aufgeschminkte Alterthum verlockt. Der großen Masse der sogenannten Gebildeten ist in der Geschichte das mittelmäßig Durchschnittliche heute das eigentlich Geschehene. Der Triumph unserer heutigen historischen Phantasie wäre, Mumien auf irgend einem Wege wieder zum Schwatzen zu bringen und die Laute zu deuten, die diese dürren Zungen hervorbrächten. Befriedigen würde uns, da zu vernehmen, die Welt sei sich immer gleich geblieben. Und so tragen wir kein Bedenken, die politischen Fäden der Gegenwart in die vergangener Jahrtausende hineinzuweben. Und so, von wo aus wir die vergangenen Dinge betrachten: die Gegenwart von jetzt bleibt für die heutige Generation das allein Verständliche, Mächtige. Sie steckt in uns und formt unsere Anschauungen, sie legt den Historikern die Pflicht auf, die Charaktere der Vergangenheit einfach bürgerlich aus unseren heutigen Erfahrungen zu erklären.

Können den Schülern immer noch die Autoren in die Hände gegeben werden, als sei jedes Wort wahr? Soll ihnen das Alterthum immer noch in den Gestalten vor die Seele treten, in denen etwa zur Zeit der Diadochen der ideale Heroe der alten Welt gebildet wurde? Soll die als eine selbstgeschaffene ideale Sprache nachgewiesene Schreibweise Cicero's für die Sprache einer ganzen Epoche weiter gelten?

Indessen, es gäbe immer noch Gründe, auf diese Fragen mit Warum nicht? zu antworten. Besser, könnte man sagen, jene Urzeiten in poetischem Lichte phantastisch falsch sich vorzustellen, als mit dem Glauben daran zugleich den Glauben an Blüthezeiten von Völkern überhaupt aufzugeben. Warum die antiken Historiker nicht so lesen als ob sie Dichter seien? Was wir als Geschichte abweisen, könnte als schöner Mythus Werth behalten. Wir lassen manche Dichtung der eigenen Zeit ja so gelten. All unser Bestreben, nur das für real zu nehmen, was völlig als real zu beweisen ist, hindert uns nicht, aus der Hand der Dichter uns Erfindungen bieten zu lassen, die als echte Abbilder des einst Vorhandenen aufgenommen werden. Unser kritisches Publicum läßt gelten, daß der wirkliche König Philipp, Wallenstein und Maria Stuart den Gestalten entsprachen, die Schiller ihnen verleiht. Schon beginnt Kleist's Prinz von Homburg die Consistenz einer historisch zuverlässigen Erscheinung anzunehmen, und es könnte sein Armin mit ähnlicher Kraft in die nationale Phantasie eindringen (wozu es der Klopstock's niemals gebracht hat). Shakespeare's Brutus ist uns einleuchtend; seinen Cäsar weisen wir nicht zurück; und für Antonius ist Shakespeare uns sogar beinahe die einzige Quelle. Ohne Schiller's Recension würden wir wahrscheinlich auch bei Egmont so denken. Warum den Kindern da Livius und Cicero verdächtigen? Hierzu könnte noch folgende Erwägung hinzutreten. So sehr wir den neuesten Historikern glauben mögen, davon sind wir überzeugt, daß die Anschauungen noch späterer Geschichtsschreiber einst doch von den ihrigen abweichen werden. Bei diesem vorauszusehenden fortwährenden Wechsel wäre es aber fast gleichgültig, wie wir uns heute die römischen Republicaner vorstellen, ob so wie die, welche sich im vorigen Jahrhundert aus Rollin ihre Kenntniß holten, oder wie die, welche in abermals dreihundert Jahren aus neuen, heute noch unbekannten Lichtquellen vielleicht eine noch andere Beleuchtung der römischen Geschichte gewinnen. Warum also sich nicht hierbei beruhigen und die Kinder weiter mit römischer Geschichte anfüllen, so gut man sie zu liefern im Stande ist?

Dieses Warum müßte unbarmherzig damit beantwortet werden: weil, wenn wir uns auch dazu entschließen wollten, die Schüler in dem alten historischen Glauben weiter festzuhalten, den wir nicht mehr hegen, wir die Lehrer nicht fänden, die sich zu diesem Geschäfte hergäben. Auf den Universitäten haben diese von den alten Märchen nichts mehr gelernt. Sie müßten nach dem Examen erst künstlich für die Rolle instruirt werden, die sie zu spielen hätten. Empfinden aber würden sie auch dann nichts von dem, was für Durchführung dieser Rolle unerläßlich wäre.

Bei Goethe einst hatte sich die Sehnsucht nach Italien bis zur Krankheit gesteigert. Im Anblicke Italiens erhoffte er die Vollendung seines inneren Lebens. Mit welchen Gefühlen sah er, die Alpen hinabfahrend, die sich häufenden Spuren, daß er wirklich dort sei. Wer von da in die Heimath zurückkehrt, war wie geadelt. Noch vor gar nicht langer Zeit: wer über das Meer von Amerika, von Indien, aus dem heiligen Lande, aus Spanien wiederkam, schien wunderbare Einblicke in verschlossene Geheimnisse gethan zu haben. Heute ist eine Reise um die Welt eine Sache der Zeit und des Geldes: man kommt wieder wie man

fortging und keiner fragt danach. Heute sind die Gefühle historischer Erschütterung vorüber, mit denen Otfried Müller auf der Reise nach Griechenland, Rom berührend, am ersten Abend noch die Treppenstufen des Capitols hinaneilte, die Freude mit der er den Gesang der Wellen des ionischen Meeres endlich vernahm und der Schauer, mit dem er die Küste Griechenlands zum ersten Male betreten. Unsere heutigen Historiker, deren besondere Domäne Rom ist, sehen die zeitige Vernichtung dieser Stätte mit gleichgültiger Resignation sich als Etwas vollziehen, was nun einmal nicht zu ändern sei. Italien ist für diese praktischen Männer ein Land wie andere Länder. Man steht nicht mehr wie Herder da, der weinend die Säule eines antiken Tempels in seine Arme schloß. Man begibt sich nach Athen in das archäologische Institut und gräbt an der Akropolis ebenso kaltblütig mit, wie in Olympia oder Pergamon. Man sieht die Schatten der großen Griechen nicht mehr im Geiste um das Gemäuer und die einsamen Säulen schweben. Die griechische Kunst repräsentirt der Majorität der heutigen archäologischen Gelehrsamkeit nicht mehr das unbegreifliche schöpferische Können eines Lieblingsvolkes der Vorsehung, dessen künstlerische Begabung etwas mit der geheimnißreichen Schöpferkraft der Natur gemein zu haben scheint. Soll, oder vielmehr, kann den Kindern in der Schule immer noch vorgespiegelt werden, diese Empfindungen seien noch maßgebend? Nur der impressionssüchtige Reisende noch, der sie in seinem Handbuche genau beschrieben findet, reproducirt sie gelehrig, als erfüllten sie ihn. Blüthezeiten von Völkern haben wir nur so lange in der Vergangenheit erblickt, als wir sie für uns selbst erwarteten. Wir glauben heute besser zu wissen, was es mit dem Perikleischen, Augusteischen Zeitalter und dem der Medicäer auf sich hatte. Die Aufgabe der „exacten Forschung“ ist nur noch, so wenig als möglich subjectives Gefühl in diese Dinge hineinzutragen und ohne romantische Träume die Eigenthümlichkeiten der antiken Kunst in den verschiedenen Epochen festzustellen. Ob die Künstler, die mit Perikles arbeiteten, oder die, welche die Residenzen der Diadochen oder der Kaiser verschönerten, in Betracht kommen: der historischen Betrachtung müssen sie gleicher Aufmerksamkeit würdig erscheinen. Denn daß die Perikleische Kunst uns heute unserer eigenen Kunst wegen von besonderem Werthe sei, ist nichts, was die forschende Wissenschaft beeinflußen dürfe. Die umfassende, colossale Mittel erfordernde Arbeit, die der Erforschung der antiken Kunst innerhalb aller Epochen sich heute zuwendet, bringt für unser innerstes Gedankenleben keine besondere Förderung mehr mit sich, sondern bildet nur einen Abschnitt der alle Symptome des irdischen Daseins in allen Jahrhunderten gleichmäßig in Betracht ziehenden wählenden und aufspürenden Thätigkeit. Unsere Blicke wenden sich, wenn vom Vergangenen die Rede ist, unwillkürlich nicht mehr auf Italien und Griechenland. Von vielen anderen Stellen her dringt historisches Material auf uns ein. Aegypten und Babylon bieten ihre steinernen Bibliotheken zum Studium dar; an vielen Stellen der Erde wird gegraben und gefunden. Vor allem aber: seit nun Jahrzehnten schon haben die Deutschen Archive sich geöffnet! Die Freiheit ist gewährt, fast bis in die Gegenwart hinein, in ungeheuere Massen von Thatsachen einzudringen, die von Wichtigkeit für das Verständniß der Gegenwart sind. Hier finden wir Kraft und Größe, die nicht

mythisch sind. Sie zu verstehen und in sich aufzunehmen, will unsere jüngere Generation vorbereitet werden. Viele von den Aeltern empfinden heute wohl, eine wie andere Erziehung wir hätten empfangen sollen, um den Aufgaben besser zu genügen, die der neueste Tag an uns stellt. Wir wissen, daß wir Deutsche uns früher oder später, vielleicht sehr bald, auf Leben und Tod zu vertheidigen haben werden und daß die Gedankenarbeit dazu ebenso wichtig sein wird als die physische. Wir fühlen, wie wenig wir von unserer Geschichte wissen.

Es handelt sich also nicht bloß darum, den Schülern der lateinischen Schulen heute etwas Kenntniß vaterländischer Dinge beizubringen, damit sie verstehen, warum der Tag der Schlacht von Sedan gefeiert werde; vielmehr es fragt sich, ob die Fülle dessen, was das neueste Studium der nationalen Entwicklung darbietet, den Stoff des althergebrachten Lehrmateriales nicht umgestalten müsse, ob der Einfluß dieser wichtigen und wuchtigen geistigen Masse auf unsere Schulen länger zurückgehalten werden könne. Die Griechen haben ihre heranwachsende Jugend an den Schriften ihrer eigenen Nation einst herangebildet. So auch die Römer. Soll uns das verwehrt sein? Das Leben, das wir führen und das, dessen Bevorstehen wir empfinden, bedingt die Fähigkeit, mit Gedanken zu wirthschaften, für deren Ausbildung die antike Literatur genügende Vorübung nicht mehr darbietet.

3. Goethe und die Seinigen.

Als ich 1874 und 1875 an unserer Universität Vorlesungen über Goethe hielt, war das in dieser Form und für Berlin etwas Neues. Ich hielt sie auch deshalb, weil ich die Nothwendigkeit einer Professur für Neuere Deutsche Literatur zu zeigen hoffte. Es bedurfte aber noch ziemlicher Zeit, ehe diese gegründet und Wilhelm Scherer berufen wurde. Nach Scherer's Tode dagegen war die Nothwendigkeit, daß an unserer Universität über Neuere Deutsche Literatur gelesen werde, so evident, daß die Universität keine Zeit verlor, die Neubesetzung der Stelle zu beantragen.

Als ich die von mir gehaltenen Vorlesungen zuerst im Druck erscheinen ließ, waren wenig Leute da, an die ich mich als Fachgenossen wendete. Hirzel, von Loeper, Düntzer, Suphan und Julian Schmidt: keiner darunter mit einer Universität in Verbindung. Ich führe sie namentlich an, damit recht deutlich sei, in welcher Beschränktheit diese Anfänge sich hielten. Salomon Hirzel, Verlagsbuchhändler in Leipzig, seiner Verdienste um die Wissenschaft wegen zum Doctor der Philosophie gemacht, im Besitz des umfangreichsten Materiales, das er mit einer gewissen Heimlichkeit behandelte und das durch sein Testament der leipziger Stadtbibliothek vermacht worden ist. G. von Loeper, hoher Staatsbeamter, der nur seine Nebenstunden der Beschäftigung mit Goethe widmen durfte. Düntzer, noch nicht zu der Bitterkeit gesteigert, die ihn heute erfüllt. Suphan von seiner Thätigkeit am Gymnasium fast aufgezehrt. Julian Schmidt, die Dinge im freiesten Sinne auffassend, von philologischer Behandlung weit entfernt. Jahn, Goedeke, Bernays waren mir nur aus ihren Arbeiten bekannt. Scherer, in Straßburg, hatte sich nach dieser Richtung kaum aufgethan. Erst mit seinem Eintritte in Berlin organisirte sich an den Universitäten eine Schule, und jüngere Männer bereiteten sich auf

Bearbeitung der Goethe und dessen Kreis betreffenden Dinge als Lebensaufgabe vor. Ich hatte von einer bevorstehenden „Goethe-Wissenschaft" gesprochen. Das erschien damals gewagt. Heute schon meint man beinahe, sie habe niemals fehlen können. Unsere Goethe-Vereine zählen Tausende von Mitgliedern, die sich jährlich vermehren. Die neue Weimarer Ausgabe wird gekauft, als ob nicht schon seit über hundert Jahren unablässig die Werke Goethe's immer von Neuem gedruckt worden wären. Jeder neuaufgefundene Brief aus seiner Feder wird von dem bereits vielbändigen Goethe-Jahrbuche gern aufgenommen.

Woher dieser frische Eifer? Diese sich in immer weiteren Kreisen ausdehnende Theilnahme? Was ist uns Goethe?

Im Hause eines amerikanischen Ansiedlers, in der wüsten Verlassenheit des Westens, fand ein Reisender zwei Bücher: Die Bibel und Shakespeare. Der einzige geistige Hausrath des Mannes. Diese beiden Werke bedeuteten die Welt für ihn, der er in seiner Verlassenheit für immer vielleicht entrückt war. Vergangenheit und Zukunft enthielten sie für ihn und die Seinigen. Goethe's Werke könnten einem Deutschen dieselben Dienste leisten. Mitten in fremde Wüsten verschlagen, würde er in Goethe's Götz und Iphigenie und Faust Alles finden, was er auf Nimmerwiedersehen verlassen hatte. Der Klang der Muttersprache würde ihm nicht schöner entgegenschlagen können als aus ihnen. Die Tiefe des Deutschen Frauengemüthes, die eigene Sehnsucht nach dem Vaterlande würde darin enthalten sein. Er bedürfte nicht mehr, wenn wir Luther's Neues Testament noch hinzudenken. Und so würde Schiller's Wallenstein das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges ihm vor die Seele stellen, und aus Herder's Ideen würde er eine Weltanschauung schöpfen, die heute noch die geistige Entwicklung der Menschheit ebenso schön und überzeugend aufbaute als sie das beim ersten Erscheinen des Buches für Goethe in Italien gethan. Solche Dienste vermöchten weder griechische noch lateinische Autoren ihm zu leisten, und wenn er noch so vertraut mit ihrer Sprache wäre.

Wir verdanken Goethe mehr als wir wissen.

Wir sehen unser Jahrhundert überfluthet von einer die Phantasie der Völker aufs äußerste reizenden und verwirrenden Literatur. Gebilde von trügerischer und erlogener Natürlichkeit drängen sich aus der Phantasie Derer, die sie schufen, in die der Anderen, die sie in sich aufnehmen. Ein verführerisches Gewebe scheinbar wirklicher Erfahrungen, die in Wahrheit aber weder jemals erlebt worden sind, noch erlebt werden können, umgibt die Menschen und hält sie in geistiger Gefangenschaft. Theater und Romane führen in mächtiger Verbreitung solche Schöpfungen mit sich, die wie beängstigende Nebelmassen sich um uns lagern. Wie Sonnenstrahlen aber durchbrechen die Worte der großen Dichter sie. Darüber gibt es keine statistischen Tabellen, in wie viel durch die couranten Lügen der Zeit verdüsterte Menschenseelen die Worte der wahren Dichter einströmend Licht und Wärme verbreiteten. Dafür kann auch keine Dankbarkeit bewiesen werden, als durch die Wirkung selber, die vollbracht wurde und die wie unsichtbarer Opferdampf zu unsichtbaren Regionen emporsteigt. Empfunden haben es sicherlich Viele. Wenn Friedrich der Große sagte, der einzig wirkliche Ruhm sei doch nur der eines großen Schriftstellers, so kann er nichts Anderes im Sinne gehabt

haben. Statuen, die man ihnen errichtet, sind so wenig Münze, solche Schulden auszugleichen, als kostbare Armbänder Abzahlungen etwa, die Liebe und Treue einer Frau zu bezahlen. Solche Rechnungen schließen ja niemals ab, sondern werden im Laufe der Zeit nur immer größer. Ein Schwarm von Dante-Statuen hat sich auf Italien niedergelassen, seitdem es ein einiges Königreich geworden ist. Das fühlen die Italiener wohl, daß Dante's Sprache und seine Gedanken die geistige Bewegung geschaffen haben, deren Resultat das einige und freie Italien war. Hunderte von Jahren mußten vergehen, ehe Dante seinem Vaterlande diese Wohlthat erweisen konnte. Die Bildsäulen, die man ihm heute setzt, dürften alle wieder fortgenommen werden, ohne daß er an seinem Ruhme und seine Werke an Wirksamkeit etwas verlören. Dante kann heute nicht belohnt werden, weil sein Wirken noch nicht abgeschlossen ist. Was er seinem Volke geleistet hat, ist groß genug: vielleicht aber, wenn die Barbarei, die als hereinbrechendes Uebel von manchem Italiener selbst für das Volk gefürchtet wird, wirklich einmal eintritt, wird Dante noch viel gewaltigere Arbeit finden und auch dann wieder, daran zweifle ich nicht, siegreich zum Besten seines Vaterlandes sie auf sich nehmen.

Goethe und Schiller stehen erst im Beginne ihrer Laufbahn. Ihnen sind vielleicht noch fruchtbare Aufgaben vorbehalten. Haben wir heute schon die richtige Schätzung ihres Werthes? Ermessen wir den vollen Inhalt ihrer Arbeit? Man gedenke, oder, denn das Wort paßt nicht ganz, man lerne wieder kennen, mit welcher Anstrengung Wilhelm von Humboldt sein Wissen daransetzte, Schiller's und Goethe's Gedanken gerecht zu werden. Humboldt, der die Verehrung seiner Zeit für das Alterthum am eindringlichsten ausgesprochen hat, sah Schiller und Goethe als geistige Mächte an, deren Aeußerungen zu deuten, zu den höchsten Aufgaben gehörte. Wie völlig ordnete er, der große Gelehrte, sich ihnen unter. In wie hohem Grade erkannte Wolff, der Homerforscher, einer der hochmüthigsten Philologen, Goethe's Superiorität doch an, und wie sehr war ihm an seiner Zustimmung gelegen. Heute ist dieses Erkennen Goethe'scher Gedanken fast zu sehr schon der Sprachgelehrsamkeit zugefallen. Man fängt schon an, mehr auf die Kritik der Form als auf den Inhalt zu achten, als ob die Feststellung der richtigen Lesart das Verständniß des Inhaltes ohne Weiteres mit sich führe. Um Goethe's Werke auszulegen, dazu genügt es nicht, Ausgaben und Manuscripte zu vergleichen. Goethe und die Seinigen zu deuten, bedarf es günstiger, selten eintretender Stunden. Wenn ein Volk wie das unsere zweitausend Jahre brauchte, um zwei solcher Geister endlich hervorzubringen, so ist deren Gedankenbereich nicht Jedem gleich zugänglich, der sich etwa dazu berufen glaubte, ihn auszumessen.

Nicht verwunderlich aber darf uns dünken, wenn ernste Arbeit sich Goethe und den Seinigen endlich nun zuwendet. Es scheint, daß der eigenen Sprache gegenüber fremde Sprachen den romantischen Klang verloren haben, den sie für das Deutsche Ohr bis dahin hatten.

4. Der Uebergang.

Die Welt erfüllt der Drang nach Erreichung eines unbekannten Zieles, dem zu Liebe die ungeheueren Anstrengungen gemacht werden, deren Zeuge wir sind. Es ist, als empfänden alle Völker der Erde, jedes in seiner Art, Vorbedingung für einen allgemeinen geistigen Ringkampf sei, sich vom Vergangenen als maßgebender Macht zu befreien und zur Aufnahme eines Neuen sich tauglich zu machen. Erfindungen und Entdeckungen, meist unerhörter Art und oft von umfassenden augenblicklichen Folgen begleitet, befördern diesen Zustand unseres erwartungsvollen Fortmarschirens in geschlossenen Massen. Wohin?

Es belebt uns ein Gefühl, als ob die gebrachten Opfer später einmal, jedes einzelne als gering, alle zusammen als unentbehrlich erscheinen müßten. Das Ziel ist: die gesammte Menschheit in ihrer letzten Gestaltung zu einem Reiche von Brüdern zu machen, die nur den edelsten Beweggründen nachgebend gemeinsam sich weiter bewegen. Wer die Geschichte nur auf der Karte von Europa verfolgt, könnte glauben, ein gegenseitiger allgemeiner Mord müsse unsere nächste Zukunft erfüllen; während der, der sie am Globus studirt, sich der Gewißheit hingeben darf, daß vielmehr die Stunde herannahe, wo die in gleichen Gedanken höchsten geistigen Strebens vereinten germanischen Völker all den ungezählten Millionen Asiens und Afrika's und was der Erdkreis sonst beherbergt, den Weg zu den wahren Gütern des menschlichen Lebens erschließen werden. Man gestatte diesen Gedanken, der mit unsern ungeheueren kriegerischen Rüstungen und denen unserer Nachbarn nicht im Einklange zu stehen scheint, an den ich aber glaube, und der uns erleuchten muß, wenn es nicht überhaupt besser sein sollte, das menschliche Leben durch einen Gemeinbeschluß abzuschaffen und einen officiellen Tag des Selbstmordes anzuberaumen. Wir streben heraus aus den Fesseln der Engherzigkeit und des Egoismus, in denen das Leben uns halten würde, thäten diese Aussichten sich nicht auf, die dem Drang ins Große, Allgemeine die Möglichkeit einer Bethätigung gewähren. Wir bewundern die Thaten unserer Heere in den letzten zwanzig Jahren mit gerechtem Stolze, aber wir haben zugleich im Auge, was mit gewaltiger Energie des Leibes und der Seele einzelne Männer in den unwegsamen Welttheilen gethan haben und thun, in die die Gedanken edlerer Existenz jetzt hineingetragen werden.

In diesem Sinne haben Goethe und Herder die Welt umfaßt.

Es ist nicht bloß die sich erschließende Möglichkeit, die Geschichte des eigenen Volkes kennen zu lernen, die die jüngere Generation gegen die Geschichte der älteren und alten Welt einnimmt. Es ist auch nicht die auflösende Kritik der Gelehrten, die unsere Jugend gegen die Berichte über das, was von den Griechen und Römern Großes geleistet worden ist, mißtrauisch macht. Sie empfindet sich inmitten von Erlebnissen, Erfahrungen, Anschauungen und Erwartungen, von deren Weite kein Römer oder Grieche etwas ahnte. Sie fühlt zugleich, daß dieser geistige Zustand das Element sei, innerhalb dessen die Fortgestaltung des Vaterlandes sich vollzieht. Rom und Athen stehen ihr ferne. Was sie bedeuten, wissen wir, was sie waren, erfüllt uns mit Ehrfurcht; die rückwärtsgekehrte Sehnsucht aber, von der ich sprach, hat uns verlassen. Es ist heute für einen

Mann wichtiger, inmitten des Parlamentes Dinge zu sagen, welche ergreifen, einschlagen und fördern, als im Kreise einer feingebildeten Gesellschaft von Philologen und philologisch denkenden Historikern als Jemand zu gelten, welcher allenfalls auch den Mund aufthun dürfe, wenn von der alten Welt die Rede sei. Männer wie Aristoteles oder Cicero würden, in unsere Mitte gestellt, das heutige Leben des neuesten Tages wohl begriffen haben; dieser Gedanke aber gibt nicht die Erlaubniß, die gesammten inneren Kämpfe des griechischen und römischen Volkes als das anzusehen, was unsere Jugend am Besten für ihre eigene Zukunft vorbereite. Wollten wir diese Aenderung des Standpunktes beim öffentlichen Unterrichte verkennen, so könnte bei uns eine nationale Majorität sich bilden mit dem Feldgeschrei: lieber die Kinder überhaupt nur Lesen, Schreiben und Rechnen und andere elementare Dinge lehren, als ihnen einen Wust von der Vergangenheit angehörigen Dingen in das Hirn zu pflanzen.

Die Noth des Tages zwingt uns so zu denken. Jeder Weg wird heute ins Auge gefaßt und sogar Seltsamkeiten empfangen Bedeutung. Es erhebt die Ueberzeugung angesehener Naturforscher ihre Stimme: daß die Schule auf Mathematik und Naturwissenschaft zu basiren sei. Wie sollte das möglich sein? Meinen Erinnerungen nach befand sich in den Schulclassen, in denen ich saß, stets eine kleine Anzahl von für die Mathematik vorzüglich begabten Schülern, nur Wenige der Masse der Andern gegenüber. Es müßte die bei diesen Wenigen hervorstechende besondere Anlage die der Majorität sein, wenn man in diesem Sinne das Schulwesen umgestalten wollte. Versuche in dieser Richtung werden darum nicht aufgegeben. Es ging mir dieser Tage eine Doctordissertation zu, die sich mit der Anatomie der Regenwürmer beschäftigt. Ihr Verfasser stellt drei Thesen auf, zwei davon naturwissenschaftliche Probleme betreffend, die dritte: „Der Unterricht in den Naturwissenschaften verdiente sowohl als Grundlage einer allgemeinen Bildung als auch zum Zwecke der sogenannten ‚Geistesschulung‘ entschiedenen Vorzug vor demjenigen in den alten Sprachen.“ So urtheilt Jemand, der, nachdem er das Gymnasium verlassen, Sprachen, Geschichte und Philosophie nicht mehr berührt zu haben scheint. Wer ihm das aber zum Vorwurfe machen wollte, dem könnte er mit der Frage erwidern, wie weit unseren Philologen denn die Naturwissenschaften bekannt seien. Die Welt der Zukunft, die über die ganze Erdkugel sich ausbreiten werde in einem ungeheueren Netze gemeinsamer Gedanken, habe nicht mehr von dem auszugehen, was die genialen Bewohner einiger am Mittelmeere gelegener Cantons vor ein- oder zweitausend Jahren, damals doch auch nur zum eigenen Gebrauche, geistig geschaffen hätten. Was uns nöthige, diese veralteten Schriften als das Unentbehrliche zu verehren? Suchen wir innerhalb unserer Zeit aus eigener Kraft das zu thun, was wir verantworten zu können glauben, und gestatten wir auch allen nachfolgenden Generationen so zu denken.

Das Gefährliche solcher Stimmungen fühlen die wohl, in deren Händen die Leitung des Erziehungswesens liegt. Aber sie wissen zugleich, wie festgenagelt sie sind. Handelte es sich nur darum, wohlgeartete Sprößlinge guter Familien mit Hilfe sorgfältig dafür ausgewählter, erfahrener Lehrkräfte (Leute, wie Rousseau sie im Erzieher seines Emil schildert), so weit zu bringen, daß sie mit denjenigen

Kenntnissen und Gesinnungen ausgerüstet, ins Leben endlich einträten, die dem Ermessen der Erfahrensten zu Folge die gesündesten und fruchtbarsten sind, so würde die Schulfrage wenig Bedenkliches bieten. Das Alte ließe sich still beseitigen, das Neue unmerklich an seine Stelle setzen. Es käme ja nur auf Versuche an, die sich leicht redressiren ließen. So ideal aber liegen die Verhältnisse nicht: die Aufgabe des Staates ist, Lernstoff fest aufzustellen, über dessen Aufnahme ins Gedächtniß Examina sich vornehmen lassen, einerlei, wer zu ihnen sich meldet, einerlei, wer sie abhält. Und auf Zulassung zu diesen Prüfungen, von denen Viel oder Alles bei manchen Schülern abhängt, hat jeder junge Mensch ein Recht! Und bei den Prüfungen handelt es sich um klare Rechnung: was man gelernt habe und wisse, und was nicht. Nur ein Unerfahrener könnte wähnen, eine plötzliche Umgestaltung unserer Schulen sei möglich. Unser Schul- und Prüfungswesen entspricht allgemeinen Verhältnissen, deren Zwang ein fast allmächtiger ist.

Was soll geschehen? Radicale Umänderungen würden unübersehbare Nachtheile mit sich führen. Dem Beharren auf dem alten Wege gegenüber aber steht, was die Gymnasien zumal anlangt, der, wenn nicht eingestandene, so doch allgemein als eingestanden angenommene Bankerott der bisherigen Methode. Aenderungen sind also nöthig. Nur das Gefühl dieser Nothwendigkeit kann die, welche über die Schulfrage nachgedacht haben, bewegen, sich über sie auszulassen. Mit welchen Vorbehalten auch ich also hier mich vernehmen lasse, sei hiermit erklärt.

Man wird immer Scheu tragen, über Dinge öffentlich zu reden, die man nicht aus eigener Thätigkeit genau kennen gelernt hat und mit denen man zu gleicher Zeit bedeutende Männer, sowohl selbstthätig als theoretisch sie in Betracht nehmend, beschäftigt sieht. Nichts natürlicher, als diesen den Vortritt zu lassen. Deutschland ist erfüllt von ausgezeichneten Schulmännern, von Gelehrten sodann, denen die Ausbildung der Lehrer obliegt, sowie von Beamten, welche das Schulwesen leiten. Wie denken sie? Es scheinen die Dinge so zu liegen, daß gerade diese drei Classen das Eingreifen weiterer, auch nicht fachmännischer Betrachtung wünschen. Statt abzuwehren, als solle man sich nicht in das mischen, was sie selbst doch füglich am besten wissen müssen, weisen sie Gespräche darüber nicht nur nicht zurück, sondern fordern sie heraus. Immer pflegt den Zeiten größerer Umgestaltungen eine Epoche allgemeiner Debatten vorauszugehen, wo das gesammte Publikum sich als Parlament constituirt: nicht sich eindrängend, sondern eher dazu eingeladen.

Das Publicum, wenn es sich einmal eines Themas bemächtigt hat, pflegt es von den allgemeinsten Gesichtspunkten aus anzugreifen. Die Aufgabe der Schulen ist, sagt es, Kinder und junge Leute zu erziehen. Ihren ungeschulten Geist für die Zeiten vorzubereiten, wo sie aus eigener Kraft selbst einmal Kinder zu erziehen, oder, wenn es ihre Specialität ist, Schule zu halten berufen sein werden. Das Beste, was das Jahrhundert hervorbringt, soll zunächst in seinen Keimen erst in die jugendliche Brust eingepflanzt werden. Nicht die Früchte schon sind zu genießen, sondern ihr Genuß in reifen Jahren soll möglich gemacht werden.

Sehen wir unsere Schulen und Universitäten daraufhin an, so tritt uns nicht dies aber, sondern ein unsicheres, unerfreuliches Treiben entgegen, Kinder und

Jünglinge für „Examina" vorzubereiten. Nicht das ihnen zu vermitteln, was ihrem Geiste frommt, steht in erster Ordnung, sondern in sie einzuprägen, was sie in den Prüfungen für verschiedene Berufszweige zu wissen brauchen. Meine Aufgabe hier ist nicht, auszufinden, was an die Stelle dieser Prüfungen zu setzen sei: aber auch wenn nichts zu finden wäre, das sie beseitigte, berechtigt bliebe trotzdem die Klage. Und das Traurige ist, daß die Kinder und jungen Leute diese Arbeit für das Examen fast schon als das maßgebende ansehen. Lernen ist für sie, die Kunst sich anzueignen, im Examen nicht durchzufallen.

Es hat etwas Empörendes für mich, wenn Studirende von mir zu erfahren wünschen, was von den Dingen, die vorgetragen werden, sie „zu wissen" brauchen und was nicht. Und doch hat mich selber diese Rücksicht auf das im Examen Nothwendige schon so tief herabzusteigen genöthigt, daß ich in den Vorlesungen bei bestimmten Dingen ausspreche, ich machte darauf aufmerksam, „man müsse sie wissen". Fast scheint mir manchmal, als sei die unbestimmte Freude, das Gebiet alles zu Wissenden endlich nun betreten zu haben, das weite jugendliche Allesumfassenwollen, unsrer Jugend abhanden gekommen, das Jeden doch ergreifen muß, der als wirklicher Student endlich nun am Fortschritte der Forschung selber betheiligt zu werden glaubt. Kein Wunder, wenn eine Jugend, die nur auf das „Wissenmüssen im Examen" erzogen worden ist, die sorglosen Stunden in der Kneipe denen vorzieht, wo sie sich sorgenvoll das in den Kopf hineindrehen läßt, was nun einmal als darin vorhanden nachgewiesen werden muß. Spätere Generationen werden uns einmal für diesen Zustand der Dinge verantwortlich machen und sich in ihrem Urtheil wenig daran kehren, wenn als Vertheidigung angeführt wird: es sei nun einmal anders nicht möglich gewesen.

Hier nun kehre ich zu Goethe zurück.

Ich erhoffe vom breiteren Eintritte Goethe's und der Seinigen in unseren höheren Unterricht den Beginn der Umgestaltung des Schulwesens, zu der der Weg gesucht wird. Ich erwarte von Goethe und den Seinigen keine Verdrängung der classischen Sprachen, vielmehr die Rückkehr in ein gesunderes Verhältniß zur Alten Welt und ihrer wunderbaren Cultur.

Goethe's, Lessing's und Herder's Schriften führen uns nach Rom und Griechenland zurück, und die Frage kann auch heute noch aufgeworfen werden, ob die Alte Welt, wie sie sie im Geiste erblickten, nicht die wahre gewesen sei, und ob ihnen nicht abgelernt werden könne, in diese Anschauung uns zurückzuversetzen. Ihre Zeiten waren die eines natürlichen Verhältnisses zu Gegenwart und Vergangenheit. Das hinter ihnen und um sie her Liegende erfaßten sie mit gleicher Ehrfurcht. Ihrer Auffassung nach bleiben die Schönheit und die Tiefe der griechischen Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber, die Präcision und Eleganz der lateinischen als geistige Lebensmomente uns blutsverwandter Völker unangetastet, auch wenn wir von einer Blüthe unserer eigenen Literatur heute daneben reden. Die Frage drängt sich auf, ob die unfruchtbare Art, wie wir unserer Jugend diese Werke nahe bringen, nicht die Schuld trage, daß die Uebelstände eingetreten sind, die wir beklagen. Ich begegne an vielen Stellen heute dem Glauben, nicht auf die Gedanken eines Autors, sondern auf die Sprache, Sprache als Wortstoff genommen, komme es an. Ich meine, im Gegensatz dazu, daß die vorzugsweise

sprachwissenschaftliche Behandlung der antiken Autoren deren wahren Fruchtertrag beeinträchtige. Ich glaube, daß der Zusammenhang unserer heutigen Cultur mit dem Gedankenleben der antiken Welt, daß die Dankbarkeit, die wir den Dichtern und Denkern wie den Künstlern Griechenlands und des alten und neuen Italiens schuldig sind, daß die geistige Nichtigkeit, in der wir ohne sie umhertappen würden, den Schülern unserer höheren Lehranstalten klar gemacht werden müssen. Unter einem neuen Lichte müssen Italien und Griechenland als der Boden wieder erscheinen, auf dem die Bedingungen des geistigen Fortschrittes auch heute noch zu suchen sind. Die Meinung, daß die Anschauungen Goethe's — ich nenne in ihm die Uebrigen mit — deshalb veraltet seien, weil uns, fünfzig Jahre nach seinem Tode, umfangreicheres Material und bessere Methoden zur Verfügung ständen, ist nicht die richtige. Falsch wäre der Weg durch Goethe zum Alterthume nur, wenn wir nicht, wie Goethe seines Theils einst gethan, von uns selbst zugleich ausgehen wollten. Es kommt nicht so sehr darauf an, was er sah, als wie er sah. Wie groß ist sein Wissen, die Klarheit seines Wirkens, die Schönheit seiner Darstellung! Ich las dieser Tage eine der mannigfachen Abschätzungen Winckelmann's, in denen unsere heutigen Archäologen ihm gegenüber Stellung suchen. Hervorgehoben wurde, wie wenig Winckelmann, im Vergleiche zu dem heutigen Reichthume an Material, mit den Werken griechischer Plastik bekannt gewesen sei! Als ob Männern seines Ranges der Anblick eines einzigen Werkes nicht mehr enthüllte als anderen der intime Besitz ganzer Museen! Einst zu erhoffende Vollständigkeit des Materials ist hier überhaupt ja eine Täuschung. Immer werden die Werke der großen Künstler des Alterthums nur geahnt werden können. Was Goethe und die Seinigen groß macht, ist die Fähigkeit, an das, was ihnen zufällig vorlag, ihre weltüberblickenden Gedanken anzuknüpfen. Durch einen wunderbaren Instinkt werden sie auf das Richtige hingelenkt und selbst ihre Irrthümer sind lehrreich. Ohne Zweifel wußten Aristoteles und Plato Vieles nicht, was jeder Student heute lernen kann; diese ihre Unbekanntschaft mit dem heutigen Lehrstoffe aber hindert nicht, daß ihre Schriften heute auf die leiseste Gedankennüance hin nicht sorgfältig immer von Neuem geprüft werden. Wir würden uns berauben und herabsteigen, wenn diese Mühe diesen Männern gegenüber jemals eine geringere werden sollte, und stellen die, welche sich mit dieser Kritik beschäftigen, mit Recht sehr hoch. Nicht anders sind die zu betrachten, die unseren Classikern heute ihre Arbeit widmen.

Daß viele Thatsachen den Blicken Goethe's und seines Kreises sich anders dargeboten haben würden, wenn er heute gelebt hätte, wird man nicht bestreiten wollen; daß seine Weltanschauung aber eine überwundene sei, hat Niemand das Recht zu behaupten. Wir lenken neu in sie ein! Die französische Revolution mit ihren ein Jahrhundert erfüllenden Folgen hatte den Gedanken Voltaire's, der (Deutschland mit einbegriffen) die Jahre, in denen er lebte, geistig repräsentirt, scheinbar eine scharfe Verneinung entgegengestellt. Nie sind Hoffnungen großartigster Art furchtbarer Lügen gestraft worden als die der Humanitätsfreunde von vor 1790. Aber man bemerke wohl, wie wir heute zu ihnen zurückkehren! Wie wir das Freundliche, Heitere, Ruhige, Hoffnungsvolle, Genießende der Weltanschauung des vorigen Jahrhunderts als etwas unserer Zeit

Fehlendes empfinden, das zurückzuverlangen sei. Wie die alte griechische Lehre, daß, neben dem Leben der schaffenden Arbeit, für edlere Naturen ein Leben schöpferischer Betrachtung hergehen müsse, neues Licht empfängt. Es ist wunderbar, wie unserem modernsten, auf angestrengter gemein nutzbringender Thätigkeit des Einzelnen beruhenden Volke, den Amerikanern, diese Wahrheit sich plötzlich aufthut, und eine ideale Sehnsucht nach den höchsten geistigen Gütern der Menschheit nicht nur dort zur Stiftung von Universitäten, Bibliotheken und Kunstsammlungen führt, sondern auch die jungen Leute herüber nach Europa treibt, wo sie der reinen wissenschaftlichen Betrachtung sich hingeben. Lassen wir unsere Blicke umherschweifen, um das Herrlichste zu entdecken, was heute und ehedem die Menschheit gethan hat. Wenn wir alle Nationen zusammenfassen: den schönsten und edelsten Gebrauch von Sprache haben die Griechen gemacht; ihre Kenntniß eröffnet allein den Weg zu vollendetem Verständnisse dessen, was eine Sprache zu leisten vermöge. Aber diese wunderbaren Gedankenforscher schreiben in gewissem Sinne doch so, als schriebe jeder nur für sich selber. Jeder ihrer Autoren formt sich seinen geistigen Dialect: mag, wer liest, ihn zu verstehen suchen. Wie wäre es auch anders möglich bei Schriftstellern, die in Beobachtung des Menschlichen zu einer Klarheit gelangt sind, deren Steigerung kaum möglich erscheint, und die im Bestreben, die Resultate ihrer Erkenntnißarbeit auszusprechen, die höchste Stufe erreicht haben. Von den Römern ist Keiner so tief in die eigenen Schachte der Gedanken hinabgestiegen: sie waren groß im Aufnehmen und Verarbeiten. Die Römer aber reden und schreiben für den öffentlichen Gebrauch: Jeder soll verstehen, was gemeint sei. Das oft zu Zarte, Schwebende des griechischen Gedankenausdruckes lehnen sie ab: jeder Zweifel soll unmöglich gemacht werden. Dies der Grund, warum Latein und Griechisch, beide Sprachen, unentbehrlich sind. Goethe war des Griechischen nicht allzu mächtig: aber wir bemerken, wie er sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr den Griechen zu nähern sucht. Der Wunsch, daß Griechisch und Latein stets die Grundlage des Unterrichts bleiben mögen, hat er mehr als einmal ausgesprochen. Auch das Latein würdigte und verehrte er. An Schultz schreibt er (8. Juli 1823), als Hermann und Dorothea ins Lateinische übersetzt worden war, wie ihm auffalle, „daß die römische Sprache nach dem Begriffe strebe; das, was im Deutschen sich unschuldig verschleierte, zu einer Art von Sentenz werde, die, wenn sie sich auch vom Gefühl entferne, dem Geiste doch wohl thue." Damit scheint mir am besten gesagt, worin der hohe pädagogische Werth der römischen Sprache gerade für uns Deutsche liege: sie nöthigt uns, klar zu denken. Wer möchte nicht mit Dankbarkeit auf das zurückblicken, was die antiken Schriftwerke ihn in dieser Richtung gelehrt? Was nöthigt uns, beim Ueberschlagen dieser Vortheile, sich dessen zugleich zu erinnern, was von heutigen politischen Standpunkten aus den Urhebern dieser Schriften etwa vorgeworfen wird? Ist ein Wort von diesen Dingen beglaubigt? Construiren wir nicht mit falschen Maßstäben? Cicero lebte in einer Zeit, in der ohne Zweifel ebenso planmäßig gelogen und verleumdet ward wie heute: sollten wir in der Lage sein, Cicero's politische Stellung ganz ausreichend zu beurtheilen? Niemand wird ihn lesen, ohne von dem anmuthigen Falle seiner Sätze, der farblosen, harmonischen Sprache, dem Gedankenreichthume seiner Schriften erfreut und erfüllt zu werden. Woher

Cicero diese Gedanken nahm und wie weit sie seiner Ueberzeugung entflossen, wird uns im Augenblicke des Genusses so wenig kümmern, als bei den Briefen des Seneca die Vorwürfe, die auch diesen gemacht werden, oder über der Lectüre Tacitus' das Bedenken, daß die wunderbare Kunst dieses sprachgewaltigsten Römers dazu gedient habe, im Parteisinne zu verleumden. Wer hat die Resultate tyrannischen Regierungsbetriebes je mit so gewaltiger Kürze formulirt? Ein ganzes Arsenal gegen die Tyrannei zu brauchender Waffen ist Tacitus entnommen worden. Und wen entzückte nicht die griechische Unbefangenheit des Plautus, der volksliedmäßige Geist des Catull, die zierliche Gelehrsamkeit des Properz, die Weichheit Tibull's, der elegante Bonsens des Horaz. Wer dächte immer daran, daß hier doch nur griechischer Wein aus römischen Amphoren fließe? Wem imponirte nicht die erzene Sprache des Gajus und der Digesten? Wenn ein Weg gesucht wird, der uns zu der Literatur und Kunst der Griechen und Römer zurückführte, so gewährt ihn Goethe.

5. Der Antheil des Enthusiasmus.

Dies müssen wir einsehen: die Beschäftigung mit dem Gedankenleben der Griechen und Römer kann nicht erzwungen werden. Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie können Kindern mechanisch beigebracht werden; mögen sie wollen oder widerspenstig, klug oder dumm sein, sie können das mit Zwang gelehrt werden. Sobald es sich um Gedanken handelt, die zu begreifen sind, tritt das Freiwillige ein, und es lernen die Schüler Nichts ohne Enthusiasmus. Es muß die Erwartung in ihnen erweckt werden, auf der Leiter, deren erste Stufen sie nun betreten, sei zu den höchsten geistigen Besitzthümern endlich emporzusteigen. Daß ein solcher Glaube in Kindern unter allen Umständen und zu allen Zeiten erweckt werden könne, daran ist festzuhalten. Aber Begeisterung zu erregen, kann nicht reglementarisch vorgeschrieben werden. Man wird, wenn Lehrer sie hegen und weitergeben sollen, deren eigene Natur mit in den Kauf nehmen müssen.

Alle Schulreform muß ausgehen von der Beobachtung derer, die zu belehren sind. Man verfährt bereits so. Man studirt die Bedürfnisse der Kinder und modificirt danach den Unterricht. In größerem Maße aber geschieht das wohl mehr bei den Jüngeren und Jüngsten, als bei den in den oberen Classen Heimischen. Hier beginnt jenes Gefühl, bei den Lehrern wie bei den Kindern, daß man zu dem dargebotenen Stoffe in keinem ganz natürlichen Verhältnisse mehr stehe. Kein Abiturient wohl, der, wenn er durchgekommen ist, nicht von einem lastenden geistigen Zwange sich befreit fühlt. Ich wenigstens habe ausnahmslos Geständnisse dieser Art empfangen.

Es ist seltsam, wie vorsichtig in Betreff des zu Lernenden die jungen Leute, ja die Kinder heute sind. Sie fassen ihre gesammte Lebenslaufbahn früh ins Auge und suchen sie zu berechnen. Sie beurtheilen das Geistige nach der Nützlichkeit. Ihr Credo entspringt einem Radicalismus, den sie mir gegenüber offenbar nicht zum ersten Male produciren, sondern bereits von zu Hause mitgebracht haben. Sie haben Ehrfurcht vor erfolgreicher geistiger Arbeit, die sie verstehen. Was sie nicht verstehen, ignoriren sie entweder oder sehen es als ab

surd und unnütz an. Sie tragen den Begriff des politischen Parteilebens in die Wissenschaft hinein, als müsse das so sein. Die Aufgabe ist: diese von Haus aus dürren Flächen trotz alledem so unter Regengüsse zu bringen, daß Blumen aufsprießen.

Lassen wir vor uns aufsteigen, welch' ein Gefühl von Größe und Erhabenheit aus den Dichtungen Homer's, Aeschylus', Sophokles' uns zuströmt: tragen diese Werke selbst, und nicht vielmehr die Art, wie sie behandelt werden, die Schuld, daß unsere jungen Leute die Zeit ersehnen, wo sie von ihnen befreit sind? Wie aber werden diejenigen einmal in die Seelen der Schüler mit dem Inhalte dieser herrlichen Werke hineinleuchten können, denen, so lange sie selbst Lehre empfingen, von diesen Werken vielleicht nur als Objecten gelehrter Streitigkeiten gesprochen worden ist, während ästhetische und welthistorische Betrachtung bei Seite gelassen, ja verhöhnt wurden?

Jung zu sein, ist ein süßes Geschäft. Die natürliche Ehrfurcht, die dem Alter gebührt, verlangt auch die Jugend. Wir dürfen diese heilige Zeit nicht denen verbittern, die, schutzlos, Schutz verlangen in ihr. Es ist die Weide des Geistes wohl zu wählen für Kinder. Mir ist, als erhöbe sich heute etwas wie Furcht in uns, sie könnten Rechenschaft fordern, die wir, glaubenslos, zum Glauben an längst Versunkenes nöthigen. Ich habe manche Unterredung gehabt, in denen die Väter der Schüler, ja die Lehrer selbst, mit einem Gemisch von machtloser Verzweiflung und ironischer Resignation sich aussprachen.

6. Vorschläge.

Was ich hier vorgebracht habe, trägt den Charakter des Gelegentlichen. Ich hätte leicht die ganze Masse anders ordnen, vervollständigen und scheinbar mit ihr auf ein festes Ziel lossteuern können. Aber es scheint mir wichtig, daß in diesen Fragen nur das ausgesprochen werde, was wirklich die Frucht eigener Gedankenverbindung und Erfahrung sei. So beginnen denn diese Ausführungen mit Bedenken und verlaufen in ungewisse Bemerkungen.

Fragen, wie diese, müssen ein Stadium des allgemeinen Mitsprechens durchlaufen, wo Jeder sich soweit äußert, als er Etwas in sich zu tragen glaubt, das die Gedankenreihen Anderer vielleicht vervollständigt. —

Ich glaube, wir treiben in der Richtung, daß die Deutsche Sprache und Literatur zu dem endlich werden wird, von dem alle Lehre ausgeht.

Ich würde für nöthig halten, daß der Deutsche Aufsatz mehr zu einer Hauptsache werde. Allgemeine Betrachtungen wären als Themata thunlichst auszuschließen und der Hauptaccent auf die Beschreibung sinnfälliger Dinge, sowie auf Darstellung historischer Ereignisse zu legen.

Ich wünsche ferner, daß neben denjenigen Uebersetzungen aus anderen Sprachen, deren Zweck ist, das Verständniß der Satzformen von Wort zu Wort zu beweisen, andere Uebersetzungen verlangt werden, deren Absicht dahin geht, das innere Gedankengefüge des fremden Autors in ein Deutsches Gedankengefüge umzuwandeln, das in untadelhafter Sprache den Inhalt der Sätze darlegt und den Beweis völligen Verständnisses liefert. Auch müßte die Fähig-

keit, sich schriftlich klar auszusprechen, auf den mündlichen Vortrag ausgedehnt werden. Sollen Uebertragungen ins Lateinische fortbestehen, so müßte ihre Hauptabsicht darin liegen, Sätze, deren Inhalt sich auf das heutige Leben bezieht, in einfaches, schon beim mündlichen Lesen verständliches Latein umzuwandeln.

Ich gestehe gleich ein, daß ich eine echte und wahrhaftige Berechtigung für solche Arbeiten nicht mehr zu erkennen vermag. Cicero und, als Geringere, Seneca, Quintilian und Plinius vermochten für ihre Zeit das Bedeutende flüssig auszusprechen, und wir bewundern diese Fähigkeit, hegen aber kaum noch den Glauben, daß eine Nachahmung ihrer Kunst von Nutzen sei. Lateinsprechen und Lateinschreiben werden als besondere Fähigkeiten doch nur noch für die Prüfungen verlangt, Nutzen ausgedehnterer Art haben sie für Niemanden mehr. Es gibt für den Gelehrten kein Latein mehr an sich wie früher, sondern die Schriftsprache der Römer, die man im Quattro- und Cinquecento so lebendig nachahmte, wird heute zu einem aus vielen Autoren und aus vielen Epochen zusammengesuchten Conglomerat von erstarrten Phrasen. Heute spricht nur die Sprache der Gegenwart allen Nationen die Gedanken völlig aus. Vor vierhundert Jahren lagen die Dinge anders. Als Marsilio Ficino, Ende des Quattrocento, den Plato ins Lateinische übersetzte, waren seine Schriften wie eine ungeahnte Offenbarung neuer Wahrheiten, die das vermittelnde Latein erschloß. Zu Anfang dieses Jahrhunderts übersetzte Schleiermacher Plato ins Deutsche, und Niemandem fiel selbst damals ein, zu behaupten, eine Ausgabe mit lateinischer Version neben dem Texte thue bessere oder auch nur die gleichen Dienste. Jacob Grimm's Antrittsrede, als er an die Göttinger Universität berufen worden war, ist lateinisch gehalten: De desiderio patriae; hätte er sie Deutsch geschrieben (wie sie gedacht ist), so hätte sie nicht wie durch einen Zufall noch für die Ausgabe seiner kleinen Schriften (VI, S. 411) wieder erst aufgefunden werden müssen. Das Lateinische widerspricht unserer heutigen Gedankenfügung. Nur die katholische Kirche hat noch lebendiges Latein im Gebrauche und schreibt es für ihre Zwecke als lebende Sprache.

Ich wünschte, daß der Betrieb der Deutschen Literatur folgende Richtung einschlüge: Erstens, daß über den thatsächlichen Inhalt ausgewählter Werke unserer großen Schriftsteller ganz eingehend gesprochen würde, deren ästhetische Beurtheilung (oder gar Verurtheilung) aber unterbliebe. Sodann, daß man den prosaischen Schriften denselben Rang einräumte wie den Dichtungen, ja, was die Durcharbeitung von Form und Inhalt anlangt, die Prosa vielleicht bevorzugte. Endlich, daß die mündliche Erklärung dieser prosaischen Werke seitens der Schüler als etwas Hauptsächliches angesehen würde.

Ich habe in den der mündlichen Erklärung von Kunstwerken gewidmeten „Uebungen" oft die Erfahrung gemacht, daß die Studirenden in Betreff der anzuwendenden Worte, wo es sich um feinere Unterschiede handelte, bedeutende Irrthümer begingen. Ergab sich die Nothwendigkeit, solche Worte auszudeuten, so trat ein Mangel an Sprachgefühl zu Tage, welcher erkennen ließ, wie wenig die jungen Leute in ihrer Muttersprache zu Hause waren. Zuweilen haben Ausländer, welche Deutsch erst gelernt hatten, hier ausreichender geantwortet als die ehemaligen Zöglinge unserer eigenen Schulen. An gutem Willen,

zu lernen, fehlte es aber nicht. Die Mangelhaftigkeiten, welche auch bei dem Niederschreiben der Hefte und deren Ausarbeitung hervortreten, werden von den Studenten selbst empfunden und Nachhilfe dankbar angenommen. Es würde indiscret sein, von den Erfahrungen, die ich hier gemacht habe, im Besonderen zu reden; auffallend genug waren sie, nicht nur für mich, sondern auch für die jungen Leute selbst, die nun erst einsahen, wie sehr sie vernachlässigt worden waren. Ich bin oft genug in der Lage, Schriftliches durchsehen und begutachten zu müssen: was da zuweilen geboten wird, auch aus der Feder älterer Leute, die dem Alter des Corrigirtwerdens längst entwachsen sind, läßt über den Gesammtwerth unserer höheren Schulbildung unerfreuliche Betrachtungen anstellen. Wenn Freunde, die ich gern als Autoritäten gelten lasse, mir versichern, in den Primen der Gymnasien liege gerade der hierauf gehende Unterricht in den besten Händen, so vermag ich diese Aussage mit den Resultaten, die ich aus eigener Erfahrung habe, nicht zu reimen. Ich gestehe, daß meine früher günstigere Meinung vom Einfluß des Lateinschreibens auf die Ausbildung des Deutschen Stiles immer geringer wird. Vortheilhafter wird es sein, die Deutsche Sprache direct mit größerer Energie zu behandeln.

Lessing's Laokoon wird, scheint es, auf manchen Gymnasien gelesen. Will man hier zu etwas Fruchtbarem gelangen, so müssen Herder's Abhandlungen sowie Goethe's Aufsatz über Laokoon (beide wahre Musterstücke für Herder's und Goethe's Schreibweise) zugleich gelesen und erklärt werden und ein Abguß der Gruppe den Schülern vor Augen stehen. Ein erfüllbares Verlangen, da viele Gymnasien heute Abgüsse antiker Werke zum Schmuck und zur Belehrung zu empfangen pflegen. Ich komme hier auf eine andere eigene Erfahrung. Immer wieder muß ich über die Unfähigkeit der jungen Leute staunen, das, was ihnen vorgelegte, sehr verständliche Kupferstiche, nach Werken Raphael's z. B., ihnen vor die Augen brachten, nur zu erkennen. Meine Aufforderung, sie möchten mir über das Ganze, oder über einzelne Figuren etwas sagen, ist anfangs meist eine vergebliche: sie sehen die Dinge, ohne irgend zu wissen, was sie vor sich haben. Ich wünsche nicht, daß Kunstgeschichte auf den Gymnasien getrieben werde; aber ich frage, wie ein nach dieser Richtung hin hervortretender so großer Mangel an Anschauungsvermögen bei den den Gymnasien entstammenden Studirenden zu erklären sei.

Unumgänglich und in hohem Grade lehrreich würde neben Lessing's, Herder's und Goethe's Prosa auch die Kenntniß der prosaischen Schriften Schiller's sein. Aus den kleineren Schriften dieser Vier, sowie aus ihren Briefen, ließe sich leicht eine passende Auswahl treffen, an die zugleich der Unterricht in der Deutschen Literaturgeschichte besser anknüpfte, als an die chronologisch-katalogisch geordneten Literaturgeschichten, die viele Autoren nennen, von deren Dasein weder der Schüler, noch später der im Leben stehende gebildete Mann etwas zu wissen braucht, und von deren Schriften er sicherlich nie etwas lesen wird. Hier sowohl wie bei der politischen Geschichte ist die Beschränkung auf das Wichtige nothwendig. Die Epochen müssen scharf hervorgehoben und eingeprägt werden, in die die einzelnen Männer sich dann bequemer einfügen, als wenn sie mit unorganischem und meist nichtsbedeutendem Geburts- und Todesdatum in das Ge-

dächtniß eingeprägt werden. Wir würden dem Drucke des Thatsächlichen erliegen, was zu wissen überhaupt möglich ist, wenn wir beim Unterrichte nicht das Bedürfniß unserer Zeit zum Maßstabe des der Schule als Lernstoff Zuzumessenden machten. Man erschrickt vor der Last von Nebensachen, zu deren Besitz und Mitfortschleppung wir von früher Jugend ab uns verurtheilen. Ueberbürdung tritt ein, wo der geistige Zusammenhang fehlt. Bei manchem unter meinen Zuhörern habe ich die seltsame Unfähigkeit wahrgenommen, das Wichtige vom Nebensächlichen nicht unterscheiden zu können, sowie die Neigung, das Unbekannte als das eigentlich Wichtige anzusehen und ihm, nur weil es neu war, höheren Rang anzuweisen.

Die Zahl der Kinder, die aus den unteren Ständen heraus in die höheren Schulen eindringen, nimmt in immer größerem Maße zu. Die Berufsarten, für welche hier gleichmäßig die Vorbildung gewonnen werden soll, haben sich vervielfältigt und diese Vervielfältigung dauert an. Vor hundert Jahren gab es Juristen, Mediciner und Theologen auf unseren Universitäten, für deren Laufbahn die lateinischen Schulen vorbereiteten. Heute, wo das Hervortreten des eigentlichen „Berufes" oft lange abgewartet werden muß, sucht man den Schülern viele Straßen nebeneinander offen zu halten. Ein Punkt muß gesucht werden, von dem aus nach allen Richtungen ausgegangen werden könne. Unsere Jugend hat bisher von Italien und Griechenland aus Deutschland betrachtet, sie muß von Deutschland aus Italien und Griechenland neu kennen lernen. Vaterländische Literatur und Geschichte haben anderen Werth gewonnen. Man ahnt, daß hier etwas Festes liege. Wenn ich in meinen Vorlesungen auf Shakespeare, Goethe und Schiller komme, habe ich ein Gefühl, als verdopple sich das Gehör des Auditoriums.

Herman Grimm.

Talleyrand.

Von

August Fournier.

Noch im Frühlingsmonat werden fünfzig Jahre verflossen sein, seitdem der berühmteste Diplomat eines ewig denkwürdigen Zeitalters, Charles Maurice von Talleyrand, ins Grab sank. Diese Frist, sagt man, sollte ablaufen, ehe die Memoiren, die er hinterließ, der Oeffentlichkeit übergeben werden. Möglich also, daß wir sie bald in Händen halten und daß sie sich vielleicht schon in der nächsten literarischen Saison mit den Tagebüchern Benjamin Constant's und den Erinnerungen Pasquier's in das rege Interesse theilen, welches die Franzosen all' dem entgegenbringen, das sie an die Zeit ihres hohen Ruhmes gemahnt, wo ganz Europa ihren drückenden Primat, hier mit Lächeln, dort mit Zähneknirschen ertrug. Ohne Zweifel werden diese Denkwürdigkeiten auch sonst überall in der Welt Aufsehen erregen; Jedermann wird sie lesen wollen; und wenn wir nach den Proben urtheilen, die Baron Vitrolles in seinen jüngst erschienenen Aufzeichnungen angedeutet hat, so werden sie auch eine Fülle interessanter Dinge enthalten. Aber man wird sie doch nicht ohne die heimliche Erwägung zur Hand nehmen, daß ihr Autor derselbe Mann ist, dem man das Voltaire'sche Wort in den Mund legt, die Sprache sei nur eben da, um die Gedanken zu verbergen. Wird dieser Mann, der in seinem Leben so viel Unwahrheit gesprochen, nach seinem Tode aufrichtig sein? Wir sind in Hinsicht auf Denkwürdigkeiten, Erinnerungen u. dgl. der Staatsmänner durchaus nicht vertrauensselig. Noch vor wenig Jahren konnte man an den Memoiren Hardenberg's und Metternich's die Erfahrung bestätigt sehen, daß dort, wo die Sehnsucht nach einer möglichst glänzenden Stellung in der Geschichte das Wort führt, die schlichte Wahrheit nicht selten zu Schaden kommt. Darum werden wir auch dem Grafen von Périgord, Fürsten von Benevent, Herzog von Dino, seine Gaben recht sorgsam nachwägen. Um dies thun zu können und ein gültiges Maß der Controle zu gewinnen, wird es geboten sein, sich gegenwärtig zu halten, was bisher eine unparteiische Forschung über ihn, sein Wesen und Wirken festzustellen vermochte. Diesem Zwecke wollen auch die folgenden Zeilen dienen. Sie sind

selbstverständlich weit davon entfernt, ein detaillirtes Bild von dem historischen Talleyrand zu bieten, aber sie dürfen sich vielleicht unterfangen, einen Umriß zu fixiren, hinreichend, um an die Persönlichkeit des vor einem halben Jahrhundert verschiedenen Staatsmannes, seinen Werth und seine Geltung zu erinnern.

Eine reiche Literatur ist über Talleyrand vorhanden. Gleichwohl gibt es noch keine umfassende, eingehende, wissenschaftliche Biographie, wie sie seiner geschichtlichen Bedeutung entspräche, und wie sie z. B. Mazarin, Pitt, Stein, Hardenberg u. A. gefunden haben. Was einer solchen von ungefähr sich nähert, sind im Grunde — außer einer Studie Mignet's — nur zwei Schriften: ein Buch des englischen Diplomaten Bulwer und einige zusammenhängende Aufsätze Sainte-Beuve's. Jener schildert in erster Linie den Staatsmann und ist voll Lobes. Dieser betrachtet vor Allem den Menschen und ist voll Verachtung. Und Beide haben Recht. Sie beweisen eben, daß in diesem Manne Genie und Charakter sich nicht zu einer festen Einheit durchdrangen, sondern daß sie getrennt nebeneinander wohnten, theils zu seiner Ehre, theils zu seiner Unehre. An einer solchen historischen Persönlichkeit wissenschaftliche Kritik zu üben, ist nicht leicht. Denn wer z. B. vom bloßen Standpunkte der bürgerlichen Moral aus urtheilen wollte, der würde den Staatsmann um ein gut Theil seiner Geltung bringen, und Talleyrand könnte vielleicht, wenn er noch lebte, seinem Richter entgegnen, was er seiner Zeit Lamartine zu sagen wußte: „Es gibt für die Staatsmänner verschiedene Arten, ehrbar zu sein; ich gebe zu, daß die meinige nicht die Ihrige ist." Wer wieder andererseits sich an das Cavour'sche Wort hielte: „Die Politik hat mit der Moral nichts zu schaffen," oder an den Ausspruch Justus Möser's: „Mit der moralischen Schnur in der Geschichte ist es nichts als Kinderei," der würde leicht über der öffentlichen Bedeutung seines Objectes dessen privates Wesen außer Acht lassen und Gefahr laufen, zwar die denkwürdigen Handlungen der betreffenden Person, aber nicht immer Alles, was dieselben hervorrief, kennen zu lernen, wodurch das Erkenntniß an wissenschaftlichem Werthe beträchtlich verlieren dürfte. Da scheint es denn nur noch einen dritten Weg zu geben: man wird versuchen müssen, den geschichtlichen Charakter aus seiner Entwicklung zu verstehen. Ein solcher Versuch soll hier im Kleinsten gewagt werden. Was ihn unterstützt, ist ein großer Reichthum an historischem Material, welches seit Bulwer und Sainte-Beuve zugewachsen ist. Wir kennen heute u. A.: Die Correspondenz Talleyrand's mit Sieyès aus den neunziger Jahren in P. Bailleu's vortrefflichem Actenwerke über die preußische Politik von 1795—1807, Talleyrand's Briefwechsel mit der Prinzessin von Kurland aus dem Jahre 1814, seine Correspondenz mit König Ludwig XVIII. auf dem Wiener Congreß, ferner die Memoiren der Frau von Rémusat, diejenigen Lucian Bonaparte's, des Staatsministers Maret, des Fürsten Metternich, des Herzogs von Broglie, des Baron Vitrolles, der Grafen Montgelas, Villèle und Haussonville, daneben die Berichte der preußischen Gesandten und der schwedischen Geschäftsträger aus Paris während des Directoriums, des Consulats und der ersten Jahre des Kaiserreichs, die Briefe von Gentz aus der Epoche der Befreiungskriege an Metternich, die des letzteren an Schwarzenberg u. s. w. und zahlreiche andere archivalische Notizen, die sich in neueren gelehrten Werken über diese Zeit zerstreut finden. Nicht, daß

sich nicht trotzdem Lücken erwiesen, sehr viele sogar, aber die entscheidendsten Momente in diesem Menschenleben scheinen doch heute schon festzustehen, werth, selbst in fernen Zeiten noch ein Gedächtniß zu finden.

Dem französischen Generallieutenant Grafen Karl Daniel von Talleyrand-Périgord hatte seine junge und anmuthige Gattin Alexandrine aus dem Hause Damas d'Antigny drei Söhne geboren — den zweiten, Charles Maurice, zu Paris am 13. Februar 1754. Die Familie Périgord war eine der ältesten und glänzendsten des Bourbonenreiches. Die Descendenten der älteren Linie hatten sich Fürsten von Chalais genannt; die der jüngeren führten seit dem 12. Jahrhundert den Titel der Grafen von Talleyrand. Die Talleyrand's nahmen bei Hofe eine hervorragende Stellung ein. Karl Daniel war der Jugendgespiele Ludwig's XV. und wurde späterhin von der Gunst seines Königs mit Ehren und Würden überhäuft. Seine Gemahlin war eine der ersten Hofdamen und ihres Ranges wie ihrer Schönheit wegen gleich hoch geschätzt. Der Dienst bei Hofe mag aber das Familienleben des gräflichen Hauses beeinträchtigt haben. Die Kinder wurden getrennt von den Eltern erzogen, und unser Talleyrand erzählte einmal, er habe eigentlich niemals mit Vater und Mutter unter einem Dache gewohnt. Er insbesondere konnte sich noch weniger als seine Brüder elterlicher Zärtlichkeit rühmen. Und doch wäre gerade er liebevoller Aufmerksamkeit bedürftiger gewesen als Jene, denn er war ein verkrüppeltes Kind. Ein Verwandter des Hauses berichtet, er sei mit einem Klumpfuß gezeichnet gewesen, ein Uebel, das ab und zu in der Familie auftrat und von derselben ängstlich geheim gehalten wurde, so daß auch von Charles Maurice verbreitet worden ist, eine Wärterin habe den Knaben zu Boden fallen und ihn dadurch zum Krüppel werden lassen. Wie dem auch sei: die Verunstaltung raubte dem Knaben den letzten Rest elterlicher Neigung. Aber sie raubte ihm noch mehr.

Im Jahre 1760 starb Talleyrand's älterer Bruder, der präsumtive Erbe der Titel und Würden des Vaters. Nun hätte Charles Maurice in dessen Rechte eintreten sollen. Aber Convenienz und Vorurtheil verstellten ihm den Weg. Das Herkommen verlangte, daß der Majoratserbe der alten Familien die militärische Carrière ergreife. Wie konnte ein Verstümmelter daran denken! Und die Convenienz war stärker als das Recht. In einem Familienrathe wurde beschlossen, daß Charles Maurice seine Ansprüche dem jüngeren Bruder abtreten und sich für den zweiten hochadeligen Beruf jener Zeit vorbereiten, d. i. Priester werden solle, natürlich ohne jede Rücksicht darauf, ob er dazu Neigung besaß oder nicht. Wen wird es wundern, zu hören, daß der früher muntere und leichtgesinnte Knabe fürderhin ernst und schwermüthig seine Tage im Collège d'Harcourt und dann im Seminar von St. Sulpice hinbrachte? Von seiner Familie so gut wie ausgeschlossen, von seinen Rechten weggestoßen, mit einer Infirmität belastet, die ihn meist zur Einsamkeit verurtheilte, wo dann seine reichen geistigen Anlagen sich in düsteren Reflexionen erschöpften: das war seine Jugend. Später einmal erzählte er seiner Freundin, der Frau von Rémusat, über diese Zeit ungefähr Folgendes: „In solcher Lage mußte man entweder vor Kummer sterben, oder starr und gefühllos werden, um nicht zu empfinden, was

Alles man entbehrte. Ich entschied mich für das Letztere, obgleich ich zugebe, daß es unrecht war. Es wäre vielleicht besser gewesen, zu dulden und zu leiden und sich ein stärkeres Empfindungsvermögen zu retten, denn die Indifferenz meiner Seele hat mir oft mein eigen Ich verhaßt gemacht. Ich habe es nicht nur verlernt, die Menschen zu lieben, ich habe auch mich nicht mehr geliebt und mir so das Interesse an mir selbst geraubt" [1]). Thatsache ist es: als Talleyrand in das Seminar eintrat, war nur sein Körper verkrüppelt gewesen, als er dasselbe verließ, war es auch seine Seele. Dagegen war seine geistige Kraft, gleichsam genährt durch den Mangel der übrigen Organe, hoch emporgediehen. Mit ihr allein bewehrt, hat er sich aus der Schule in das Getümmel der Welt gewagt, durch sie hat er sich seine Stellung in seiner Zeit und in der Ewigkeit der Geschichte erkämpft, und wenn auch den verdorrten Charakter verdiente Schmähung traf, dem stets frischen und fruchtbaren Geiste wurde niemals die Ehre geweigert. Wir hören und glauben es, daß er sich durch ein Witzwort im Salon der Du Barry seine erste Pfründe eroberte — in jenem Zeitalter Voltaire's, welches nicht nur ein wahres Verständniß, sondern auch Kronen hatte für das Verdienst des überlegenen Esprit, und in welchem die Gunst der Frauen die wirksamste Protection war [2]).

Was mag aber das wohl für ein Seelenhirt gewesen sein, der junge Abbé von Périgord! Religiöses Bedürfniß besaß er gar keins. Er ist niemals fromm gewesen, und selbst auf dem Sterbebette hat er sich von dem Priester Dupanloup, dem später vielbesprochenen Bischof von Orleans, den erbetenen Revers nur aus Nachgiebigkeit gegen seine Angehörigen abschwatzen lassen. Das theologische Studium hat ihm Abneigung eingeflößt, und er ist so weit gegangen, diese Abneigung mit Absichtlichkeit zur Schau zu stellen. Dennoch behielt er diesen Beruf bei. Ein paar Jahrzehnte vor ihm hatte ein Anderer im Seminar von St. Sulpice studiert, der dann ans Staatsruder von Frankreich trat: Turgot. Als Diesem die geistliche Carriere zu widerstreben begann, gab er sie muthig auf und erklärte seinen Freunden, es sei ihm unmöglich, zeitlebens eine Maske zu tragen. Talleyrand behielt die Maske vor dem Gesicht, und als später die Zeit kam, wo er sie ablegen durfte, fand sich, daß ihm dies nicht immer möglich war. Er hat sie dann als Diplomat getragen, und sie muß ihm gut gestanden haben, da eine ganze Generation von Diplomaten sie nach seinem Beispiele gleichfalls trug [3]). Von Metternich wenigstens erzählt der Herzog von Broglie in dem jüngst erschienenen vierten Bande seiner Erinnerungen, er habe im Jahre 1812 Talleyrand zum Verwechseln nachgeahmt [4]). Eine brauchbare Seite hat

[1]) Rémusat, Mémoires, III, 327.

[2]) Vitrolles (Mémoires, III, 450) erzählt von ihm: „Entré dans le monde sous les auspices de son jeune esprit, d'une très jolie figure qui faisait passer la difformité de son pied, et d'un grand nom qui couvrait la médiocrité de sa fortune, par goût, par entrainement et par calcul il mit son avenir sous la protection des femmes. C'était dans ce temps la voie des succès les plus assurés. Elles ont toujours joné pour lui un premier rôle, et ont snccessivement aidé, accompagné et dominé (?) sa vie politique."

[3]) „Sein Benehmen war nur Maske, die er in Zirkeln, wo er sich gehen ließ, abzog." Dumont, Mémoires, p. 362.

[4]) Broglie, Souvenirs, IV, 53.

übrigens auch Dieser seinen geistlichen Studien abgewonnen. Kurze Zeit vor seinem Ende, in einer akademischen Gedenkrede, rühmte er der Theologie nach, daß sie vortrefflich auf die Diplomatie vorbereite, weil sie den Geist gewandt, die Gedanken gelenkig mache, und wies auf Richelieu und Mazarin, auf Retz und Fleury und insgeheim wohl auch auf sich selber hin. Das war aber erst am Schlusse seiner Laufbahn. Am Beginne derselben dachte er anders. Da sah er sich in seinem geistlichen Habit nur als das Opfer veralteter socialer Einrichtungen an, die ihn in eine verhaßte Bahn geworfen. Wie beneidete er diejenigen, die in freier Wahl über sich entscheiden konnten! Und doch, wie Wenige durften das im Frankreich des alten Regime! Von hoch oben bis tief herab, von der jungen Königin, die unter der Sklaverei eines complicirten Hofgesetzes litt, bis zum letzten Arbeiter, überall Zwang und Unfreiheit. Da gab es eine auf Kosten der übrigen Klassen bevorrechtete Aristokratie, der zwar die höchsten Stellen in Staat und Kirche reservirt waren, die aber darum nicht minder von Vorurtheilen und falschen Wahnbegriffen geknechtet wurde. Da gab es einen in Zünften und Corporationen erstarrten Bürgerstand, der fast alle Staatslast allein zu tragen hatte. Da gab es endlich ein zu lebenslänglicher Frohne verurtheiltes Bauernproletariat zu Diensten leichtfertiger Gutsherren und ihrer gewissenlosen Pächter. War, wenn der junge Abbé dies erwog, sein eigen Schicksal im Grunde nicht auch das der ganzen Nation? Hatten die nicht Recht, die seit Jahrzehnten schon das Wort „Revolution" im Munde führten? Hatte Mably, ein Geistlicher wie er, nicht Recht, wenn er sich gegen Montesquieu ereiferte, weil derselbe Reformen vorschlug, die doch nur den nothwendigen Zusammenbruch aufhielten? Hatte Raynal, ein Geistlicher wie er, nicht Recht, wenn er den Umsturz als eine Volkspflicht erklärte? „Sie begreifen," erzählte er später seiner bereits erwähnten Freundin, „daß ich die Revolution mit Freuden begrüßte. Griff sie doch Grundsätze und Gewohnheiten an, deren Opfer ich geworden war. Sie schien im Stande, meine Fesseln zu zerbrechen, und überdies gefiel sie meinem Geiste. Ich erfaßte mit Eifer ihre Sache" [1]). Und genau ebenso wie sich Talleyrand mit der Idee des Umsturzes vertraut machte, kam nicht weit von Saint Sulpice, in der Pariser Militärakademie, ein junger Cadett auf ähnliche Gedanken. Er war von niederem korsischen Adel, und nach der geltenden Gepflogenheit war nur den Söhnen der höheren aristokratischen Familien eine ruhmvolle Laufbahn in der Armee eröffnet, während die einfachen Edelleute zeitlebens zu den subalternen Officiersstellen verurtheilt blieben. Auch dieser Jüngling fühlte sich als ein Opfer der herrschenden Zustände, und auch sein Ehrgeiz hing sich mit Leidenschaft an die Idee der Revolution. Der Cadett wurde später Kaiser von Frankreich, und der Abbé von Périgord sein erster Minister.

Als 1789 die Revolution wirklich ausbrach, stand Talleyrand alsbald im Vordergrunde der Geschehnisse. Er war nicht ohne praktische Vorbildung für die Geschäfte der Politik geblieben. Neun Jahre zuvor hatte er die Stelle eines Generalagenten des französischen Clerus, d. i. eines Verwalters des Kirchenfonds

[1]) Rémusat, Mémoires, III, 328.

von Frankreich, erhalten. Er besorgte dieses wichtige Finanzamt mit solcher Umsicht und Sicherheit und eignete sich so viel nützliche Kenntniß an, daß sein Rechenschaftsbericht, den er nach fünfjähriger Thätigkeit erstattete, gerechtes Aufsehen machte. Es war nicht zu bezweifeln, daß man es hier mit einem Manne von großem politischen Talent und mannigfacher Erfahrung zu thun hatte, und sein Name wurde durch sein Geschick für die Geschäfte des Finanzwesens nicht weniger bekannt, als durch seinen offenkundig anstößigen Lebenswandel, der dem Abbé sicher nicht das Bisthum von Autun eingetragen haben würde, wenn nicht der Vater auf dem Sterbebette den König darum gebeten hätte[1]). Bischof Talleyrand war zu Beginn der großen Ereignisse fünfunddreißig Jahre alt. Er wird uns in jener Zeit geschildert, wie wir es nach der harten Schule von Melancholie und Weltverachtung, die er durchlebt, nicht erwarten sollten. Er sah allerdings älter aus als seine Jahre zählten, aber seine angenehme Physiognomie hatte nichts Weltscheues, sie war vielmehr durchaus weltmännisch mit ihren tiefblickenden blauen Augen und dem leichten Spott um den Mund, der übrigens nicht hämisch war. Talleyrand wußte gut zu schweigen und vortrefflich zu sprechen, d. i. ohne alle Absichtlichkeit des Redens; eine geistvolle Bemerkung folgte der anderen ohne besonderen Aufwand in Ton und Miene[2]). Beide hatte er vollkommen in seiner Gewalt: Salbung und friedsamer Ernst lagen in den Zügen, während innen die Seele loderte und die Gedanken Capriolen schlugen. Er hatte die vortrefflichsten Manieren, trug sich, trotz des geistlichen Zuschnittes seiner Kleider, stutzerhaft elegant, und sein Klumpfuß hat ihn so wenig wie Lord Byron daran gehindert, bei den Frauen große Erfolge zu haben, die er nicht allzu ängstlich verheimlichte. Seine Lebensweise war nichts weniger als geregelt. Er konnte eine volle Nacht beim Spiel, den nächsten Tag im Bett, die Nacht darauf am Schreibtisch verbringen; Schlaf hat er im Leben niemals viel benöthigt. Seine Schulden blieben unbezahlt. Die Gebahrung mit dem riesigen Vermögen des Kirchenfonds hatte ihm Geschmack an großen Kapitalien beigebracht, eine Passion, die ihm später viel gekostet hat: seine ganze Ehre.

In der Nationalversammlung, in welche er von der Geistlichkeit seines Sprengels entsendet wurde, nahm Talleyrand den größten Antheil an dem Werke der Beseitigung aller Standesvorrechte, aller erkauften Richter- und Beamtenstellen, aller Zünfte, aller Feudallast der Bauern, kurz an der Grundlegung

[1]) Vielleicht haben noch andere Einflüsse mitgewirkt. Schon im Jahre 1784 hatte sich die Gräfin Brionne an Gustav III. von Schweden mit der Bitte gewendet, beim Papste ein Fürwort für Talleyrand einzulegen. Geffroy, Gustave III et la Cour de France, II, 417.

[2]) Justus Erich Bollmann, der im Jahre 1793 in London mit Narbonne und Talleyrand zusammentraf, vergleicht in einem Briefe Beider Art zu sprechen: „Narbonne gefällt, aber er ermüdet auf die Länge; man könnte Talleyraud Jahre lang zuhören. Narbonne arbeitet und verräth Bedürfniß zu gefallen; Talleyrand entschlüpft, was er spricht, und es umgibt ihn beständig eine leidenschaftslose Behaglichkeit und Ruhe. Was Narbonne sagt, ist mehr glänzend; was Talleyrand sagt, mehr anmuthig, fein, nieblich. Narbonne ist nicht durchaus für alle Leute, sehr empfindsame mögen ihn nicht, er hat über sie keine Herrschaft; Talleyrand, ohne weniger moralisch verdorben zu sein als Narbonne, kann die selbst bis zu Thränen rühren, die ihn verachten!" F. Kapp, J. E. Bollmann, S. 157. Dumont berichtet: „Er wußte reizend zu erzählen und war in der Unterhaltung ein Muster guten Geschmacks."

jenes Princips der Gleichheit, welches den modernen Staat kennzeichnet und später der starrsten Reaction widerstanden hat. Er saß in der Commission, die für Frankreich eine neue Verfassung auszuarbeiten hatte, und gehörte mit Mirabeau und den Feuillants zu den eifrigsten constitutionellen Monarchisten. Von besonderer Bedeutung aber waren seine Arbeiten im Finanzfach: er brachte den Antrag auf Einziehung der Kirchengüter ein, deren absoluten Werth er besser als irgend Einer kannte; seine Rede über das Bankwesen ward ihrer sachlichen Klarheit wegen überaus geschätzt; in Mirabeau's Regierungsprogramm war er als Finanzminister vorgemerkt. Die Nationalversammlung erwies ihm die Ehre, ihn zeitweilig zu ihrem Präsidenten zu ernennen. Am Verbrüderungstage des Jahres 1790 weihte er das neue dreifarbige Banner von Frankreich und consecrirte die ersten Bischöfe, die den Eid auf die neue Civilverfassung des französischen Clerus geleistet hatten. Kurz, er spielte in den ersten Jahren der Revolution eine der hervorragendsten Rollen, und sein Name war allenthalben geläufig. Mit seiner Familie freilich und mit seinen hochadligen Standesgenossen hatte er sich durch diese Wirksamkeit überworfen, und auch das Oberhaupt der Kirche wandte sich im Zorne wider den verirrten Priester: am 1. Mai 1791 erließ Papst Pius VI. ein Breve, welches den Bischof von Autun von allen geistlichen Functionen suspendirte und mit der Excommunication bedrohte, wenn er nicht bereute. Der Bischof von Autun bereute nicht, aber er legte seine geistliche Würde nieder und nannte sich fortan nur Herr von Talleyrand, bis der Fortschritt der entfesselten Gewalten bald auch das „von" vor seinem Namen strich. Kurz vorher war Mirabeau gestorben. Vielleicht werden wir aus Talleyrand's Denkwürdigkeiten Näheres über seine Beziehungen zu dem Tribun der Revolution erfahren und über die Rolle, die er nach dessen Tode dem Könige gegenüber spielte. Heute liegt dieser Abschnitt seines Lebens noch im Dunkel, und wir können nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er nun ebenso, wie Mirabeau zuvor, Ludwig XVI. berieth oder nicht. Aber diesem Monarchen war bald nicht mehr zu rathen noch zu helfen. Seine beabsichtigte Flucht aus Frankreich scheiterte; seine Conspiration mit dem Auslande blieb nicht verborgen; zwischen der von den niedrigsten Elementen terrorisirten Nation und ihrem Könige war ein ernster Friede unmöglich geworden.

Nachdem die Constitution von Frankreich zu Ende gebracht und von Ludwig im Jahre 1791 sanctionirt worden war, legten die Mitglieder der Nationalversammlung ihre Mandate nieder, und ein neues Nationalparlament eröffnete seine Sitzungen, in denen die „Constituirenden" nach ihrem eigenen Beschluß keinen Platz finden durften. Daneben war schon 1789 ein anderer Beschluß gefaßt und zum Gesetz erhoben worden, daß ein Abgeordneter der Constituante auf Jahre hinaus nicht der Regierung angehören dürfe. Durch diese Decrete wurde eine Anzahl der tüchtigsten und geübtesten Geschäftsmänner aus der Bahn geworfen, die nun weit unzuverlässigeren Elementen offen blieb; auch Talleyrand ward hiervon betroffen. Unter dem Feuillants-Ministerium Delessart-Narbonne ging er im Jahre 1792 in geheimer Mission nach England, um hier zu beobachten und zu berichten, inwiefern sich eine Allianz mit dem Inselreiche — er schwärmte für eine solche — als möglich erwies. Der amerikanische Governor

Morris hatte ihm zur Diplomatie gerathen; er könne dabei sein Glück machen und eine öffentliche Stellung einnehmen, ohne sich allzu sehr zu compromittiren. Der Rath hatte ihm gefallen, und sein Freund Narbonne sorgte dafür, daß er ihn befolgen konnte. Hier beginnt nun aber in Talleyrand's Leben jene Reihe von Schwankungen und Wandlungen, mit denen er sich durch das aufgeregte Meer der Zeit hindurchzusteuern wußte, und die man ihm mit harten Worten verargt hat. Denn als bald darauf die Feuillants den Girondisten das Feld räumten, ließ er sich von Dumouriez eine Instruction als Mentor des officiellen Botschafters Chauvelin ertheilen, und als nach dem Ereigniß vom 10. August 1792 sogar ein antikönigliches Regiment ans Ruder kam, bot er auch diesem seine weiteren Dienste in England an. Das Erbieten wurde zwar officiell abgelehnt, insgeheim aber angenommen, und Talleyrand ging mit einem Paß Danton's neuerdings nach London, von wo er während der nächsten Monate Denkschriften an den radicalen Minister des Aeußern richtete. Eine derselben, vom 25. November 1792, ist durch ihren ruhigen Blick und die treffenden Anmerkungen, die sie enthält, merkwürdig. Darin heißt es u. A.: „Es kann sich jetzt nicht mehr darum handeln, wie es uns vor Jahren gefeierte Staatsmänner empfahlen, ein System anzunehmen, welches Frankreich den Rang, den seine außerordentliche innere Stärke ihm in der politischen Ordnung zuweist, und die Hegemonie zurückgibt, die ihm in jeder Beziehung unter den Mächten des Festlandes gebührt. Man hat endlich gelernt, daß die wahre Hegemonie, die einzige, die freien und aufgeklärten Menschen geziemt, darin besteht, im eigenen Lande Herr zu sein und niemals den lächerlichen Anspruch zu erheben, es bei Andern sein zu wollen. Man hat, ein wenig spät allerdings, gelernt, daß bei Staaten wie bei Individuen der wirkliche Reichthum nicht auf Eroberung oder Beraubung fremder Besitzungen beruht, sondern darauf, daß man seine eigenen zur Entwicklung bringt. Man hat gelernt, daß alle Gebietserweiterungen, alle mit Gewalt und List durchgesetzten Usurpationen, mit denen man in Folge eines langen und berühmten Vorurtheils die Ideen von Rang, Vorherrschaft, staatlicher Consistenz, Uebergewicht unter den Mächten verband, nur grausame Spiele politischer Unvernunft, falsche Machtberechnungen sind, deren wirkliches Ergebniß nur Vermehrung der Unkosten und Verlegenheiten der Verwaltung, Verminderung des Glückes und der Sicherheit der Regierten zu Gunsten des vorübergehenden Interesses oder der Eitelkeit der Regierenden ist. Frankreich muß also in seinen eigenen Grenzen umschrieben bleiben; das schuldet es seinem Ruhme, seiner Gerechtigkeit, seiner Vernunft, seinem eigenen und dem Interesse der Völker, die durch Frankreich ihre Freiheit wieder erlangen werden"[1]). Diese Worte, die dazumal gewiß Talleyrand's Ueberzeugung entsprangen, enthalten große und allgemeine Wahrheiten. Für sie hat er später mit allen Waffen heimlichen Kampfes gegen einen Napoleon gestritten und gesiegt. Jetzt aber, in dem Zeitpunkt, in welchem sie niedergeschrieben wurden, waren sie nicht mehr

[1]) Bruchstücke dieser Denkschrift sind erst in jüngster Zeit durch Pallain, Correspondance secrète du Pce de Talleyrand et du Roi Louis XVIII., mitgetheilt worden. Siehe Bailleu's deutsche Ausgabe, S. 189 u. 387. Bekannt hat sie übrigens schon Mignet, der davon einen kurzen Auszug gibt.

zutreffend. „Man hat gelernt …“ Gewiß, aber Diejenigen, die gelernt hatten, regierten nicht mehr Frankreich, und Diejenigen, die regierten, hatten kaum jemals Gelegenheit gehabt, zu lernen. Gerade jetzt begann die republikanische Revolution für ihre Principien den großen Eroberungskrieg und sagte, nachdem sie den eigenen Monarchen gerichtet, allen Monarchien Europas Fehde an, eine Fehde, die erst auf dem Schlachtfelde von Waterloo ihr Ende finden sollte. Für Talleyrand barg diese Wendung den Nachtheil, daß sein Aufenthalt in dem sonst so gastlichen England unmöglich wurde, und er von der britischen Regierung anfangs 1794 den Wink erhielt, das Land zu verlassen[1]).

Was nun? Nach Frankreich zurückzukehren war jetzt, unter dem Schreckensregiment des Wohlfahrtsausschusses, für den Aristokraten, den Constitutionellen von 1791 allzu gefährlich. Talleyrand wandte sich nach Amerika und überdauerte dort die böse Zeit der Robespierre'schen Dictatur. Er lebte in Philadelphia als einfacher Privatmann, durchaus nicht in glänzenden Verhältnissen, und war soeben daran, den Rest seiner Baarmittel in einer ostindischen Speculation zu wagen, als endlich in Paris das Haupt des Entsetzlichen unter dem Beile fiel und die öffentlichen Verhältnisse mit einem Schlage sicherer, erträglicher, ruhiger wurden[2]). Sein einziger Gedanke war nun, so bald als möglich heimzureisen. Das ging aber nicht leicht. Denn dort, in Frankreich, galt er als Emigrant, und es machte seiner Freundin Staël nicht geringe Mühe, und bedurfte erst des Hinweises auf seine geheimen Dienste zu Ende 1792 in London, um für ihn die Erlaubniß strafloser Rückkehr zu erwirken. Erst im Herbste 1795 zog er wieder in die gelobte Stadt an der Seine ein, fest entschlossen, sich von ihren Reizen so bald nicht mehr zu trennen. Die Noth des Exils, wo er so gut wie nichts besessen und gar nichts gegolten hatte, lag ihm in allen Gliedern. Jetzt wollte er daheim seine Rechnung und seine Geltung finden, und koste es an Moral und Grundsätzen, was es wolle[3]).

---

[1]) Talleyrand's Aufenthalt in London liegt noch im Unklaren. Daß er nicht, wie man häufig annahm, außer aller Verbindung mit der republikanischen Regierung gestanden hat, beweist die angeführte Denkschrift. Man vergl. übrigens Ernouf, Maret Duc de Bassano, p. 78 f. Albert Sorel wird uns hoffentlich im 3. Bande seines groß angelegten Werkes „L'Europe et la révolution française“ auch hierüber Neues und Entscheidendes bieten. Die Briefe Bollmann's, der doch in London mit Talleyrand in einem Hause wohnte, lassen uns fast ganz im Stich.

[2]) Zur Kritik der Briefe J. E. Bollmann's, deren historischer Werth vielfach, namentlich von ihrem Herausgeber Friedrich Kapp, überschätzt wurde, diene Folgendes. In einem derselben, vom 28. December 1814, vom Wiener Congreß meldet der Schreiber seinem Bruder Fritz: „Von den bedeutendsten Leuten kenne ich die meisten persönlich, und den Fürsten Talleyrand, wie Du weißt, schon von alten Zeiten. In Philadelphia war er im Jahre 1797 nur Particulier und keineswegs Particulier in glänzenden Umständen. Ich sah ihn damals täglich und wußte das Mehrste von dem, was er sagte und sogar nicht sagte, sondern dachte.“ Nun war Talleyrand 1797 bereits Minister von Frankreich und seit 1795 wieder in Paris, während Bollmann erst 1796 nach Amerika kam.

[3]) Ueber seine materiellen Verhältnisse in jener Zeit sagt Vitrolles, Mémoires, III, 451: „Tout le monde savait bien qu'il était revenu en France sans un sou, et que, jusqu'au jour où il devint ministre des relations extérieures sous le directoire, il vécut en empruntant de Mme de Staël vingt-quatre mille francs, hypothéqués sur la perspective de sa fortune.“

In der neuen, aus Emporkömmlingen und Herabkömmlingen sonderlich gemischten Gesellschaft von Paris befand sich Talleyrand alsbald wohl. Es war die Zeit des Directoriums. Der populärste unter den fünf Machthabern Frankreichs war Barras, der vielumbuhlte Held der hauptstädtischen Salons. Dieser lernte durch die Staël den ehemaligen Bischof von Autun kennen, dessen Renommée aus der ersten Revolutionszeit noch nicht erloschen war. Der damalige Minister des Auswärtigen war wenig fähig und von unbeholfener Lebensart. Als sein Posten frei wurde, brachte Barras Talleyrand für denselben in Vorschlag und setzte ihn durch. Man sollte nun glauben, daß ein Mann, dessen politische Ueberzeugung es war, Frankreich müsse in seinen alten Grenzen bleiben und auf Eroberungen verzichten, niemals ein Ministerium unter dem Directorium hätte annehmen dürfen; denn das Directorium war erobernd, wie der Convent es gewesen war, und führte den Kampf gegen das alte Europa, theils im Geheimen als republikanische Propaganda, theils offen mit den Waffen weiter. Aber Talleyrand war jetzt nicht scrupulös. Ueberzeugung oder nicht, ihm war es nur darum zu thun, eine Stellung zu erlangen und festzuhalten, in der er sich vor Allem Geld machen konnte, und dazu war das Ministerium des Aeußeren der siegreichen Republik durchaus geeignet. Es bekümmerte ihn wenig, daß man mit Fingern auf ihn wies und ihn käuflich nannte; er gestand es vielmehr mit cynischer Offenheit dem preußischen Gesandten geradezu ein, er habe den Posten nicht übernommen, um ihn als armer Teufel zu verlassen und von der Republik ein Almosen anzunehmen [1]). Binnen kurzer Zeit wurde er reich. Derselbe Diplomat versichert seinem Hofe, man könne dem Bürger Talleyrand nicht weniger als 300 000 Franken für seine Gefälligkeit anbieten, und nicht Alle waren so unhöflich, wie jene Amerikaner, die, als der Agent des Ministers für ihn und Barras ein Trinkgeld von einer Million und zweihunderttausend Franken verlangte, abreisten und den ganzen schmutzigen Handel veröffentlichten. In seiner amtlichen Stellung begnügte er sich, den Directoren hie und da Mäßigung zu empfehlen. „Die Sache der Freiheit," schreibt er einmal im October 1798 an Siéyès nach Berlin, „braucht Ruhe, um sich beliebt zu machen und sich mit ihren Fortschritten auszubreiten." Um diese Ruhe gegen Osten zu sichern, müsse man Oesterreich und Preußen zurückdrängen und einen dritten deutschen Staat unter Frankreichs Schutz gründen [2]). Aber er besaß wenig Einfluß auf die Machthabenden und verlor ihn endlich ganz. Achtung und Popularität hatte er völlig eingebüßt: die jacobinische Partei haßte den „tricoloren Patrioten", wie sie ihn als Exaristokraten, Expriester, und Exemigranten bezeichnete [3]), und die besseren Elemente der Bevölkerung nahmen Anstoß an seiner Käuflichkeit und an seinem scandalösen Lebenswandel mit einer etwas anrüchigen schönen Dame ohne Geist, einer geschiedenen Frau Grant, die er erst später auf Napoleons kategorisches Drängen geheirathet hat. Daß er kein Republicaner war, stand außer Zweifel; er galt, wofür er schon 1791 gegolten hatte, für einen Orleanisten.

[1]) Bailleu, Preußen und Frankreich 1795—1807, I, 168.

[2]) Ebenda S. 484 u. 493.

[3]) Depesche Brinkman's vom 19. Juli 1799 bei Léouzon le Duc, Correspondance diplomatique du Bon de Staël-Holstein et de son successeur le Bon Brinkman, p. 302.

„Da er“ — so ging die Rede — „sicher sein mußte, unter einem Ludwig XVIII. gehenkt zu werden, habe er stets nur für die constitutionelle Monarchie auf der Basis eines Dynastiewechsels gewirkt“ [1]). Als im Jahre 1799 der unglückliche Krieg, den Frankreich gegen die zweite europäische Coalition führte, Siehès, auch einen revolutionären Abbé, ans Ruder brachte, schrieb ihm Dieser: „Das schlechte Beispiel, aus dem kostbarsten Kleinod des Menschen, der Ehre, Geld zu machen, hat auch Sie verführt. Suchen Sie sich zu reinigen, sonst muß ich aufhören, Ihr Freund zu sein“ [2]). Talleyrand konnte die Flecken an seinem Charakter nicht alle tilgen und mußte sich im Sommer 1799 von seinem Portefeuille trennen.

Das Directorium gab ihn auf. Er seinerseits hatte das Directorium längst aufgegeben. Schon im Jahre 1797 hatte er in dem General Bonaparte, dem Sieger von Italien, den Mann der nächsten Zukunft erkannt und sich ihm mit aller Kunst seiner Schmeichelei genähert. Napoleon beantwortete diese Neigung, indem er ihn mit seinen Plänen einer veränderten Staatsverfassung für Frankreich zu Gunsten der regierenden Gewalt vertraut machte. Dann war Bonaparte nach Aegypten gegangen, auf welches Land Talleyrand, in einem heute noch lesenswerthen Memoire, als eine wichtige Colonie für die Republik hingewiesen hatte. Als unterdeß der Krieg in Europa immer gefährlichere Wendungen nahm und alle Welt sich des entfernten Siegers von ehemals erinnerte, verstand der Minister diesen Wink der Popularität und veranlaßte im Einvernehmen mit Barras einen Brief des Directoriums an Napoleon, der denselben einlud, zurückzukehren und das Obercommando wieder zu übernehmen [3]). Es stand dahin, ob der Brief an seine Adresse gelangte. Jedenfalls war dies nicht unmöglich, und Talleyrand bereitete sich auf die Rückkehr des Generals vor; er schloß sich an dessen Brüder an und conspirirte mit ihnen und anderen Gesinnungsgenossen eifrig für eine Dictatur. Napoleon kehrte heim, und sein Staatsstreich im November 1799 zerbrach das Directorium. Am Tage des 19. Brumaire, als in St. Cloud die Entscheidung fiel, war auch Talleyrand dort zu sehen, in seinem Reisewagen vor dem Schloßgitter, um, wenn der Coup mißglückte, augenblicks das Weite zu suchen. Denn dann war auch er mit dem Unterlegenen verloren. Napoleon, der ihn als Menschen nicht eben hoch achtete und seine Verachtung nicht verhehlte, hielt doch so große Stücke auf seine staatsmännischen Talente, daß er ihm wieder das Portefeuille des Aeußeren übergab [4]). Die Volksthümlichkeit des Dictators deckte den Mißcredit seines Ministers.

Ein glücklicher Feldzug, die Siege von Marengo und Hohenlinden im Jahre 1800, befestigten das Consulat Napoleon's. Sie sicherten zugleich auch das Eroberungssystem der Revolution, welches sich in dem größten General des Jahr-

[1]) Depesche Brinkman's vom 19. Juli 1799 bei Léouzon le Duc, Correspondance diplomatique de Bon de Staël-Holstein et de son successeur le Bon Brinkman, p. 302.

[2]) Bailleu, Preußen und Frankreich, 1795—1807. I, 308.

[3]) Boulay de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d'Égypte, p. 126 et 131.

[4]) Brinkman schreibt am 24. November 1799: „Bonaparte, tout en accueillant sa souplesse et son dévouement entier, avait montré de la répugnance à remettre des affaires aussi importantes entre les mains d'un homme qu'il lui est impossible d'estimer sous quelque rapport qui ce soit. Je tiens d'une personne parfaitement instruite que tout récemment encore le général n'a pas caché sa façon de penser à cet égard.“ Léouzon le Duc, p. 366.

hunderts gleichsam verkörperte. Von Talleyrand's Programm der alten Grenzen, wie er es 1792 ausgesprochen, war natürlich jetzt weniger als je die Rede. Er selbst rechnete mit den veränderten Umständen, mit dem Uebergewicht, welches die Republik in Europa erlangt hatte und mit der starken Hand, die das Steuer des Staates führte. Die neue Situation der Welt mag ihm die Möglichkeit einer dauernden Hegemonie Frankreichs vor Augen gelegt haben. Jedenfalls hat er durch den vortrefflichsten Beamten seines Ministeriums, Herrn von Hauterive, dieses Programm ausführen und begründen lassen. In der Schrift „Vom Zustande Frankreichs am Ende des Jahres VIII" (d. i. Mitte 1801) wird dargelegt: das alte Princip des Gleichgewichtes der Mächte habe sich — man nehme nur z. B. die Theilung Polens — unfähig erwiesen, die Integrität der einzelnen Glieder des Staatencomplexes von Europa zu verbürgen; an die Stelle desselben sei die Führerschaft des Franzosenstaates getreten, der durch seine sieghafte Kraft allein geeignet erscheine, Ruhe und Sicherheit auf dem Continente zu verbürgen; deshalb sollten sich die einzelnen Mächte vertrauensvoll seiner Leitung überlassen, wozu sie hiermit eingeladen würden. Diese Einladung wurde mit den Waffen in der Hand bestellt, und alsbald sahen sich Italien, die Schweiz, Holland und bald auch das westliche Deutschland genöthigt, sich unter die Protection der mächtigen Nachbarrepublik zu begeben. Das Föderativsystem Europa's unter Frankreich's Führung war begründet.

An den Grundzügen dieses Systems änderte es nichts, daß die Revolution die republikanische Form abstreifte und Europa im Gewande Cäsar's gegenübertrat. Talleyrand, den Republikanern abgeneigt, unterstützte Napoleon's Streben nach der Monarchie aufs eifrigste und trug zur Gründung des Erbkaiserthums von 1804 das Seinige bei, ja, als eine bourbonische Verschwörung den Herrn von Frankreich bedrohte, rieth er geradezu, den jungen Prinzen von Enghien in dem benachbarten Baden zu greifen und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Der Prinz ward bekanntlich erschossen und die Unthat damals von dem Minister zu rechtfertigen gesucht[1]). Es wird sogar erzählt, er habe in jener verhängnißvollen Nacht mitten im Spiele, ohne eine Miene zu verziehen, nach der Uhr gesehen und im gleichgültigsten Tone erklärt, jetzt eben habe der letzte Condé zu leben aufgehört.

Bei solcher Dienstbeflissenheit stand sich Talleyrand sehr gut. Napoleon ließ ihn seine Geldgeschäfte machen und drückte beide Augen zu[2]). Und das war jetzt eine ergiebige Zeit. Da kam es zunächst 1802 und 1803 zur Auflösung

[1]) Auf ihn vor Allen gehen die Worte Joseph Bonaparte's in seinen Memoiren: „Vingt ans se sont écoulés depuis cet évènement, et je me souviens très bien que plusieurs des personnes qui cherchent aujourd'hui à se laver d'y avoir pris part, s'en vantaient alors comme d'une fort belle chose, et approuvaient hantement cet acte." (Du Casse, Les Rois frères de Napoléon I., p. 9.)

[2]) Nur ein Fall ist jüngst bekannt geworden, daß der Kaiser intervenirte. Montgelas (Memoiren, S. 159) erzählt, Berthier habe dem Imperator verrathen, sein Minister hätte vom bayerischen Hofe — es war 1807 — ein außerordentliches Geschenk von 100000 Gulden erhalten, worauf Napoleon wegen „Bestechung seiner Diener" einen gelinden Lärm erhob und Talleyrand nöthigte, den Betrag zurückzuerstatten. „Da es jedoch unschicklich gewesen wäre, ein gemachtes Geschenk zurückzunehmen, händigte man ihm die widerwillig bezahlte Summe wieder ein."

der alten deutschen Reichsverfassung und zur Auftheilung der geistlichen Fürstenthümer unter die weltlichen. Dabei hatte der Minister freie Hand, und die Agenten der deutschen Reichsstände drückten sich mit vollen Beuteln an ihn heran. Wer sich etwa schüchtern zurückhielt, den ermunterte Madame Grant, indem sie mit leiser Andeutung die prächtigen Geschenke vorwies, zu denen sich Rußland, Oesterreich, Schweden, England u. s. w. huldigend verstanden hatten[1]). Dann kamen die Spanier an die Reihe, die sich die französische Bevormundung ein großes Stück Geld kosten ließen. Darauf brach der Festlandskrieg von 1805 aus, den Talleyrand ebenso, wie den mit England, widerrathen hatte, und nach der Schlacht von Austerlitz wußte er mit allen Mitteln der Ueberredung den Kaiser friedlich zu stimmen. Dieser hat nie den Verdacht unterdrücken können, der Diplomat habe damals in seinem eigensten persönlichen Interesse Oesterreich das Wort geredet, und wenn dieser Vorwurf auch nicht gerechtfertigt war, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sich Talleyrand seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Donaumacht gegen Rußland kräftig zu erhalten, bei den Preßburger Verhandlungen recht gewichtig honoriren ließ. Und auch das nächste Jahr ergab keinen geringen Profit. Das war die Zeit der Mediatisirungen in Deutschland und der Gründung des von Talleyrand schon in den neunziger Jahren geplanten Rheinbundes, wo der allerkleinste deutsche Staat sein Fortbestehen in Paris erbettelte und sich für die Habsucht des fremden Ministers in Schulden stürzte. Schwarzburg und Waldeck, Lippe und Reuß erkauften sich von ihm die Aufnahme in den neuen Bund und damit die Garantie ihrer kläglichen Existenz. Sachsen hat ihm in einem einzigen Jahre eine Million Franken zukommen lassen[2]). Württemberg soll ihm dieselbe Summe für seine Bemühung, ihm die Grafschaft Montfort zu verschaffen, gezahlt haben[3]). Preußens Gesandter kämpfte gegen Murat's Bestrebungen, sein neues Herzogthum Berg auf preußische Kosten zu vergrößern, mit allen Kräften seiner wohlgefüllten Börse[4]). Dabei darf man aber nicht so weit gehen, Talleyrand's Geltung bei seinem Herrn als eine unbedingte anzunehmen; das war sie keineswegs, oder doch keineswegs immer. Es wird z. B. berichtet, daß der Minister manchmal Wochen, ja Monate lang nicht dazu kam, einen bestimmten Gegenstand zur Discussion zu bringen, wenn es Napoleon nicht gefiel, darauf einzugehen, und dann vermochte die größte Kunst des gewandten Dialektikers nichts gegen die eiserne Hartnäckigkeit des Kaisers. Darum wurde es Brauch unter den Diplomaten, den Preis für die guten Dienste des auswärtigen Amtes in Paris erst dann zu bezahlen, wenn sie wirklich geleistet waren[5]). Talleyrand hat später einmal die ihm im Laufe seiner Carriere zugeflossenen „Trinkgelder" auf sechzig Millionen Franken angegeben,

[1]) S. die Depesche Lucchesini's an Haugwitz aus Paris, den 17. Januar 1802, bei **Bailleu**, Preußen und Frankreich von 1795—1807, II, 72.

[2]) **Senfft**, Mémoires, p. 13, 17.

[3]) **Montgelas**, Denkwürdigkeiten, S. 118 und **Fournier**, Historische Studien und Skizzen S. 281.

[4]) **Bailleu**, Preußen und Frankreich, II, 462.

[5]) **Ebenda**, II, 277.

von denen allerdings der größere Theil im Luxus des Haushaltes, im Kartenspiel, welches er leidenschaftlich liebte, und — wie er gesteht — in Börsenspeculationen aufging. „Spielen Sie nie an der Börse," sagte er einmal im hohen Alter einem jungen Bekannten, „ich habe immer nur auf sichere Nachrichten hin gespielt und dennoch so und so viele Millionen verloren" [1]).

In den Beziehungen Talleyrand's zu Napoleon trat im Jahre 1807 eine Wandlung ein. Das war nach dem Tilsiter Friedensschluß mit Rußland. Der Minister hatte längst erkannt, daß der Kaiser auf die Herrschaft über Europa lossteuere, und es war ihm klar, daß er jetzt nur zeitweilig sich mit den Russen abfand, bis er auch sie überwältigen konnte. Ueber das Programm des Consulates d. i. das der französischen Hegemonie in Europa, war Napoleon bereits weit hinausgegangen; die bloße Führerrolle Frankreichs genügte ihm nicht. Sie hätte ihm vielleicht genügt, wenn er Franzose gewesen wäre. Aber er war nicht Franzose und liebte die Franzosen auch nicht im geringsten. Er besaß keinen französischen Patriotismus und darum auch keinen französischen Ehrgeiz. Seitdem er in jungen Jahren seine Heimath, Corsica, verloren hatte, war sein Dürsten und Trachten an keines Volkes Schicksal mehr gebunden, sein Ehrgeiz rein persönlich und grenzenlos. Es war ja auch fast nur ein Zufall, daß er gerade Frankreichs Herr geworden war. Denn es hatte nicht viel gefehlt, und er wäre 1793, anstatt nach Frankreich zurück, in englischen Diensten nach Ostindien gegangen [2]). Zwei Jahre später hatte er an eine Carriere am Bosporus gedacht, dann an ein selbständiges Regiment in Italien, dann wieder an ein eigenes Reich im Orient, von wo er den Weg zur Eroberung der Welt über Constantinopel und Wien nach Paris tracirte, anstatt, wie es später kam, ihn von West nach Ost zu wandeln. Vor einem solchen Manne hatte Talleyrand, trotz all seiner großen Fehler, eine Tugend voraus: er war ein Patriot, Franzose durch und durch. So viel er auch gegen die einzelnen Regierungen des Landes intriguirt hat, gegen dieses selbst niemals. Er ging mit der Revolution bis dorthin, wo sie die Führerrolle Frankreichs unter den europäischen Staaten begründete, weiter nicht. Sein Patriotismus konnte für sein Vaterland die erste Stelle in der Welt fordern, über die französischen Grenzen schritt er nicht hinaus. Darum hat er auch Napoleon seine Mitwirkung in dem Augenblicke heimlich versagt, da er erkannte, daß der Herrscher von Frankreich dieses Reich nur als Rüstkammer für seine Welteroberung benutzte und an die Stelle der Führerschaft dieses Staates das Universalregiment seiner eigenen Person zu setzen trachtete. Von da ab war ihm die Politik des Empire fremd und feind geworden. Neben diesem idealen Momente wirkten übrigens noch andere mit. Das fortwährende ins Feld ziehen brachte dem ohnehin schwer beweglichen Manne arge Unannehmlichkeiten. Er hat es Napoleon so wenig wie den Polen vergessen, daß im

[1]) So berichtet Sainte-Beuve (Nouveau lundis, XII, 58). Auch Meneval, Napoléon et Marie Louise, I, 148 äußert sich ähnlich, und Vitrolles bestätigt es, indem er in seinen Memoiren (III, 452) erzählt, eine genau unterrichtete Persönlichkeit habe ihm versichert, Talleyrand müsse an der Börse mehr verloren als gewonnen haben.

[2]) Jung, Lucien Bonaparte et ses mémoires, I. 74.

Kriege von 1807 sein Wagen einmal in dem unendlichen Straßenmorast umfiel und er vierundzwanzig Stunden darin zubringen mußte, bis ein anderes Fuhrwerk herbeikam. Nach der Heimkehr wußte er die ausgestandenen Mühseligkeiten nicht drastisch genug zu schildern, und Maret hatte wahrscheinlich Recht, wenn er meinte: „es scheine, daß die seiner Bequemlichkeit angethane Gewalt ihn zur Untreue disponirte"[1]). Dazu kam, daß der Kaiser ihn — um den Ruf seiner Unentbehrlichkeit nicht wurzeln zu lassen — bei einzelnen Geschäften, z. B. bei dem Vertrage mit Persien im Frühling 1807, übergangen hatte. Und endlich sah Jener auf dem von Napoleon eingeschlagenen Wege zahllose Verwicklungen voraus, die er keineswegs sämmtlich decken konnte oder wollte[2]). Er dachte an Rückzug, und allem Anscheine nach legte ihm der Kaiser nichts in den Weg; vielleicht — die Geschichte der Demission Talleyrand's ist noch nicht ganz klar gestellt — hat er ihm selbst dazu gerathen. Metternich und Andere wollen es so wissen. Der Minister, der schon 1806 Fürst von Benevent geworden war, erbat sich die Stelle eines Vicegroßwählers, um nicht hinter Berthier, der Viceconnetable wurde, zurückzustehen, ein Amt, welches mit seinen 330 000 Franken jährlich ganz seinen praktischen Intentionen entsprach, mit dem Ministerposten aber unvereinbar war. Napoleon, dem Talleyrand mit seinen abweichenden politischen Anschauungen mitunter unbequem wurde, und der für sein grenzenloses System nur gefügige Werkzeuge brauchte, stimmte zu und gab das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten dem bisherigen Minister des Innern, Champagny. Nur den Geist Talleyrand's entließ er nicht. Der Fürst hatte ihm nach wie vor in großen Angelegenheiten als Rathgeber zu dienen — wenn auch nicht in allen[3]).

Bald kam wirklich die erste große Verlegenheit für den Imperator. Das war in Spanien, wo er die angestammte Königsfamilie durch Intrigue und Gewalt vom Thron entfernte und seinen Bruder Joseph an ihre Stelle setzte, kurz, die Krone — so sagte Talleyrand — „wie ein Taschendieb" an sich brachte. Darauf erhob sich ein patriotischer Sturm ohnegleichen jenseits der Pyrenäen, der nie mehr völlig gedämpft werden sollte. Um sich in dieser Lage der Ruhe des Ostens zu versichern, kam Napoleon im September 1808 in Erfurt mit dem alliirten Herrscher von Rußland zusammen. Dabei war auch Talleyrand, den der Kaiser in so wichtigen Affairen doch nicht entbehren konnte, zugegen — jetzt aber schon als heimlicher „Antagonist" seines Herrn, wie ihn Metternich bezeichnet[4]). Alsbald nachdem das spanische Project in Sicht gekommen war und Napoleon seinen Rath, den Nachbarstaat durch eine Heirath

---

[1]) Ernouf, Maret Duc de Bassano, p. 241.

[2]) Vitrolles, Mémoires, III, 454: „Lorsque après les négociations de Tilsit, il préssentit les revers d'une ambition exaltée jusqu'au dévergondage, il chercha un prétexte pour se placer à côté des affaires et des revers qu'il commençait à prévoir."

[3]) Wir finden in den Memoiren der Frau von Rémusat eine Aufzählung von Talleyrand's Einkünften: er bezog aus dem Lehenfürstenthum von Benevent jährlich 120000, als Vicegroßwähler, wie erwähnt, 330000, als Oberstkämmerer 40000 und als Großkreuz der Ehrenlegion 5000, in Summe nahe an eine halbe Million Franken.

[4]) Aus Metternich's nachgelassenen Papieren, II, 253.

zwischen dem Kronprinzen von Asturien und einer bonapartischen Prinzessin an Frankreich und seine Politik dauernd zu fesseln, abgewiesen hatte, begann er zu frondiren und sich mit der bemerkenswerthesten Persönlichkeit im Rathe des Kaisers, seinem bisherigen Gegner Fouché, zu verständigen. Jetzt in Erfurt ist er es, der dem Kaiser Alexander I. über Napoleon's universale Pläne völlig die Augen öffnet und ihm sogar, in heimlichen Zusammenkünften bei der Fürstin Thurn und Taxis, die Worte an die Hand gibt, deren er sich in den Unterredungen mit dem Corsen bedienen solle. „An Ihnen ist es, Europa zu retten, und Sie werden es nur im Gegensatze zu Napoleon vermögen," sagte er dem Czaren; „der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen sind die Eroberungen Frankreichs, der Rest nur die Eroberung des Kaisers, an welcher Frankreich nichts gelegen ist"[1]). Aehnlich hatte er vorher dem österreichischen Botschafter in Paris versichert, „daß das Interesse Frankreichs selbst die Vereinigung der Mächte zum Widerstande gegen Napoleon fordere, denn die Sache Napoleon's sei nicht mehr die Frankreichs"[2]). Als dann der Kaiser von Erfurt weg nach Spanien zog, um dort den Aufstand niederzuwerfen, gestalteten sich die Beziehungen Talleyrand's zu Fouché immer intimer, um für alle Fälle — man sprach viel von den Dolchen spanischer Fanatiker, die das Leben des Imperators bedrohten — Herren der Situation zu bleiben. „Beide", erzählt Metternich in einem Briefe vom 17. Januar 1809, „befinden sich in der Lage von Passagieren, die das Steuer in den Händen eines waghalsigen Piloten erblicken, der mit Behagen auf die Klippen zulenkt; sie sind bereit, sich des Ruders zu bemächtigen, sobald der erste Stoß den Steuermann herabwarf". Die Nachricht von dieser Intrigue ließ den Kaiser früher Spanien verlassen, als er es ursprünglich geplant haben mochte, und nach seiner Rückkehr bereitete er Talleyrand eine jener Scenen, in der er die Herrschaft über sich selbst zu verlieren schien. Er wisse sehr wohl, äußerte er sich vor ein paar Zeugen, daß eine Partei existire, die den Gang seiner Regierung hemmen wolle, und daß der Fürst von Benevent und Fouché an deren Spitze stünden, wisse auch, daß man, im Falle er im spanischen Kriege umgekommen wäre, die Absicht hatte, den Thron seinem Bruder zu rauben, und dann fuhr er gegen Talleyrand los, dem er alle seine Sünden vorhielt, und insbesondere den Friedensschluß von Preßburg, den er als „infam und ein Werk der Bestechung" bezeichnete[3]). Talleyrand verhielt sich diesen Ausbrüchen gegenüber, als ginge ihn die Sache nichts weiter an. Höchstens, daß er hinterher bemerkte: „Schade, daß ein so großer Mann eine so schlechte Erziehung hat." Mit vollkommener Ruhe erzählte er am selben Abende einer seiner zahlreichen Herzensfreundinnen, der Gräfin von Laval, den Hergang, und als diese empört fragte, warum er sich bei solchen Worten nicht auf den Beleidiger gestürzt habe, antwortete er: „Ich dachte wohl daran, allein ich bin zu träge für dergleichen"[4]).

[1]) Vitrolles, Mémoires, I, 238 und III, 445; Meneval, Napoléon et Marie Louise, III, 198.

[2]) Metternich, II, 254, 255; Fournier, Napoleon I., II, 206.

[3]) Metternich, II, 275.

[4]) Vitrolles, Mémoires, I, 249.

Nein, nein, offene Feindseligkeit war nicht seine Sache. Man konnte ihn nach diesem Auftritte — trotz der Ungnade des Monarchen — gleichmüthig wie zuvor bei Hofe erscheinen sehen. Aber er wird seinen gewaltigen Gegner dennoch treffen. Von nun ab verwirft er nicht bloß die Politik des Machthabers, er haßt diesen persönlich, und um so erbitterter, je vortrefflicher er es versteht, sein Gefühl zu verbergen. Er wird ihn verderben, sobald der Augenblick günstig ist.

Der günstige Augenblick ließ noch ein paar Jahre auf sich warten. Aber er kam. Napoleon war auf seinem Zuge nach der Weltherrschaft immer weiter nach Osten, über Wagram hinaus bis nach Moskau vorgedrungen, um hier endlich auch mit dem Alliirten von 1807 abzurechnen. Jedoch das kühne Unternehmen scheiterte. Alle bösen Mächte des Nordens zerfleischten das große Heer des Imperators. Er ist besiegt, wie er nie einen Feind besiegt hatte. Seine gekrönten Vasallen kündigen ihm den Gehorsam, die deutsche Nation bewehrt sich mit ihrem lang verhaltenen Grimme, und in den Octoberschlachten bei Leipzig verliert Napoleon's Machtstellung den deutschen Boden. Zur selben Zeit, im Jahre 1813, ging auch Spanien für die Bonaparte verloren. Nun blieb dem Kaiser nur noch Frankreich übrig. „Jetzt ist der Augenblick gekommen" — sagte Talleyrand zum Fürsten Schwarzenberg — „wo der Kaiser der Franzosen König von Frankreich werden muß" [1]). Das Wort hatte einen tiefen Sinn. Der geistvolle Mann wußte sehr gut, daß dies unmöglich war. Selbst wenn Napoleon seinem persönlichen Ehrgeiz hätte gebieten wollen, sein Regiment beruhte auf der Revolution, und die Politik der Revolution war ausgreifend und erobernd. Den Frieden annehmen und dabei auf die Erwerbungen der Revolution verzichten, das konnte er nicht. Und wenn er es gethan hätte, es wäre nicht ohne Hintergedanken geschehen. „Ich hätte zwei Jahre später wieder zu den Waffen gegriffen" — vertraute er selbst einem Wißbegierigen — „und hätte Frankreich erklärt, das sei kein Friede gewesen, sondern eine bloße Capitulation" [2]). In dieser ernsten Zeit hat er dem Fürsten von Benevent neuerdings das Ministerium angeboten. Talleyrand schlug es aus. Er frondirte jetzt offen. Broglie berichtet, man habe in seinem Salon während des Winters 1813 auf 1814 den Sturz des Imperators mit Befriedigung vorhergesehen, und Charles Rémusat erzählt, er habe meisterhaft die Situation als verzweifelt zu schildern und das Empire als verloren darzustellen gewußt [3]). Und die Rechnung war richtig. Als der Frühling anbrach, waren die verbündeten Armeen bis nach Paris vorgedrungen, Napoleon zur Abdankung genöthigt und nach Elba verwiesen.

Schon im Jahre 1807, als er noch Minister Napoleon's war und dieser auf der Höhe seiner Triumphe stand, hatte Talleyrand bereits an die Rückkehr der Bourbons gedacht und davon gesprochen, daß diese Rückkehr das einzige Mittel sei, Europa zu beruhigen [4]). Er war der gleichen Meinung wie Napoleon selbst,

[1]) R. Metternich, Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen, S. 787.

[2]) Mémoires du Roi Joseph (Du Casse) X, 134.

[3]) Broglie, Souvenirs, 1, 246; Rémusat, Mémoires, II, 364.

[4]) Gagern, Mein Antheil an der Politik, 1, 175, und Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, 1, 40.

der sich einmal zu Metternich äußerte, wenn er den Thron Frankreichs verlassen sollte, könne derselbe nur von einem Bourbon eingenommen werden, und rechnete unablässig mit dieser Möglichkeit schon zu einer Zeit, als den Mitgliedern des angestammten Königshauses selbst jede Hoffnung auf ihre Restauration geschwunden war. Napoleon mochte davon wissen, denn im Jahre 1814, als er vor seinem Auszug in den Krieg seiner Gattin die Stellvertretung übertrug, nahm er auch Talleyrand in den Regentschaftsrath auf, bloß um ihm seine Intriguen nach anderer Seite zu erschweren. Man hat in jüngster Zeit, auf Grund einiger Briefe, die der Fürst von Benevent in den entscheidenden Märztagen an eine Freundin schrieb, angenommen, er habe den Gedanken gehabt, als Minister des minderjährigen Prinzen eine Rolle zu spielen, wie seinerzeit Richelieu und Mazarin [1]). Aber dergleichen weitreichende Pläne waren nicht seines Sinnes. Dazu war sein Ehrgeiz nicht kühn und rücksichtslos genug. Er gab vielmehr seine Zustimmung dazu, daß ein treuer Anhänger der bourbonischen Familie, der Baron von Vitrolles, insgeheim ins Hauptquartier der Verbündeten ging, um für die Wiederkehr der alten Familie zu wirken. Freilich, Alles mit der größten Vorsicht und mit der Absicht, sich suchen zu lassen. Vitrolles erhielt von ihm nicht das kleinste Zeichen der Beglaubigung, und der Herzog von Dalberg, der im Vertrauen war, sagte zu dem Abgesandten: „Sie kennen diesen Affen schlecht, wenn Sie meinen, er würde jemals auch nur die Spitze seiner Pfote riskiren, wenn die Kastanien gleich alle für ihn selbst wären" [2]). Als die Kaiserin Marie Louise seinen Rath, in Paris zu bleiben, nicht annahm, nicht annehmen konnte, ihn vielmehr aufforderte, sie zu begleiten, ließ er sich an der Barrière von Paris durch bestellte Leute zurückhalten und empfing noch am selben Tage, wie ein Souverän, den Kaiser von Rußland als Gast in seinem Hause. Bei der entscheidenden Conferenz mit den Fremden ließ er durch seine Vertrauten die Sache der Bourbons führen, die damals auch in der öffentlichen Meinung vielfach Ausdruck fand, und bestimmte schließlich den Czaren, sich gleichfalls dafür auszusprechen; allerdings nicht bedingungslos, sondern unter der Reserve eines constitutionellen Regimentes, dessen Grundgesetze während einer provisorischen Regierung, an deren Spitze der Senat Talleyrand gestellt hatte, ausgearbeitet wurden. In der Zwischenzeit war Dieser thatsächlich Regent von Frankreich. Freilich hören wir wenig mehr von seiner Regierung, als daß er seine Stellung dazu benützte, aus dem kaiserlichen Archive alle Papiere zu entfernen, die ihn möglicherweise compromittiren konnten. Herrschertalent, organisatorische Gaben, besaß er nicht. Er war nur eine Genialität zweiter Ordnung. Er konnte höchstens, wenn er wollte, ein vortrefflicher Staatsdiener sein. Ein Herr gehörte zu seinen Bedürfnissen. Er wechselte ihn gleichmüthig und ohne alle Empfindung, aber nur gegen einen Anderen, dem er ebenso gefühllos diente. Doch mag der Umschwung, der sich jetzt vollzog, den Patrioten in ihm befriedigt haben. Trat doch nun das alte einheimische Geschlecht an die Stelle des fremden Parvenu's mit den schlechten Manieren; war doch Frankreich

[1]) Kervyn de Lettenhove, Talleyrand, 1814, in der „Revue d'histoire diplomatique" Jahrg. 1887, Nr. 2, S. 248.

[2]) Vitrolles, Mémoires, I, 67 f.

wieder Frankreich geworden und nicht mehr das zusammengezwungene Conglomerat von französischen, italienischen, holländischen, deutschen und illyrischen Departements; hatte es doch aufgehört, den Fußschemel eines Ehrgeizigen abzugeben, der für dessen nationale Grenze und Größe kein Verständniß besaß. Was Talleyrand ehedem zum Revolutionär gemacht, war jetzt beseitigt; die neue Charte verbürgte es. Wenn es unstreitig Napoleon's Verdienst gewesen war, die gesunden Früchte der Revolution für Frankreich dauernd gewonnen zu haben, so war es nicht minder sein Fehler, daß er mit seiner grenzenlosen Herrschsucht die Franzosen daran hinderte, dieselben in Ruhe zu genießen; jetzt war auch diese Ruhe gesichert[1]). Talleyrand hatte keine Gelegenheit zur Intrigue mehr, wohl aber hatte er als erster Staatsmann Frankreichs wieder einen Beruf: den Staat vor Verlusten zu bewahren und sein in zahllosen Niederlagen eingebüßtes Ansehen wieder zur unbestrittenen Geltung emporzuheben. Dieser doppelten Mission hat er sich unterwunden. Er hat sie erfüllt und sich damit unvergänglichen Ruhm gesichert, den auch die Makel seiner Seele nicht hinwegtilgen können.

Allerdings hatte er bei diesem Werke einen werthvollen Verbündeten: das Princip der Legitimität. In Napoleon war die Revolution besiegt worden, die allen legitimen d. i. angestammten und rechtmäßigen Gewalten den Krieg erklärt hatte. Die Sieger der Jahre 1813 und 1814 waren für diese in den Kampf gezogen. Sie konnten unmöglich jetzt, wo es sich um den Friedensabschluß handelte, den ersten ihrer eigenen Grundsätze verleugnen, und wenn nun der Minister des Auswärtigen König Ludwig's XVIII. von ihnen verlangte, sie sollten Alles von Frankreich nehmen, was die Revolution erobert, ihm aber lassen, was es gehabt zur Zeit des letzten legitimen Monarchen, d. i. im Jahre 1792, so konnten sie nicht anders, als darauf eingehen. Sie thaten es, und als am 30. Mai 1814 in Paris der Friede unterzeichnet wurde, hatte Talleyrand den ersten Theil seiner Aufgabe gelöst. Der zweite, das politische Gewicht Frankreichs zu vermehren, wurde bald darauf in Angriff genommen. Das war auf dem Congreß in Wien, wo die allgemeinen europäischen Fragen, die noch der Erledigung harrten, entschieden werden sollten. Im September 1814 hielten in der alten Kaiserstadt die hohen Gäste, Souveräne, Minister, Gesandte, Agenten, ihren Einzug. Ziemlich spät kam Talleyrand an. Er hielt sich zunächst abseits und beobachtete. Es fand sich, daß Preußen das ganze sächsische Gebiet für sich beanspruchte, dessen Herr seine Anhänglichkeit an Frankreich mit dem Verluste seines Landes büßen sollte, und daß Rußland diesen Anspruch unterstützte. Daneben wünschte der Czar das ganze Herzogthum Warschau, die Schöpfung Napoleon's I., welche einen großen Theil des ehemaligen Polen in sich begriff, zu gewinnen, und Preußen stimmte zu.

[1]) Es sind denkwürdige Worte, die General Dupont — derselbe, welcher während der provisorischen Regierung 1814 dem Kriegsdepartement vorstand — schon im Jahre 1806 einem österreichischen Agenten vertraute: „Wir haben durch die Revolution unser Glück gemacht, aber wir waren noch nicht im Stande, es zu genießen. Oesterreich, Rußland und England sind allein im Stande, dem Ehrgeiz unseres Kaisers einen Damm entgegenzusetzen, an dem seine Willkür endlich Grenzen findet. Geschieht dies aber nicht, so sehe ich für Sie und für uns keine Ruhe . . .“ S. Fournier, Historische Studien und Skizzen, S 277 f. Vergl. auch Montgelas, Denkwürdigkeiten, S. 216 ff.

Beides war für Oesterreich, welches nur seine verlorenen Besitzungen wiedererhalten sollte, peinlich; denn ein durch ganz Sachsen vergrößertes Preußen bildete eine ebenso große Gefahr für den Donaustaat, wie ein durch Polen, und zwar durch ein ziemlich selbständiges constitutionelles Polen vermehrtes Rußland. Metternich glaubte sich in solcher Lage nur helfen zu können, indem er Sachsen an Preußen überließ, wofür dieses mit Oesterreich gegen Rußland Front machen sollte. In diese Situation trat Talleyrand ein. Die vier alliirten Großmächte hatten allerdings gemeint, sie würden die schwebenden Fragen auf dem Congreß unter sich abmachen können. Der französische Minister überzeugte sie jedoch gleich in einer der ersten Zusammenkünfte der Diplomaten, daß nunmehr auch Frankreich mitzureden habe, wo es sich um europäische Entschädigungsobjecte handle, und machte neuerdings das Princip der Legitimität geltend[1]): dieses verbiete, daß Preußen Sachsen annectire; das Land müsse vielmehr seinem legitimen Herrn zurückgegeben werden; ebenso dürfe auch nicht ganz Polen an Rußland fallen. Da sah Oesterreich plötzlich einen Succurs für seine Politik, auf den es nicht gerechnet hatte. Metternich ergriff die dargebotene Hand Talleyrands; Gentz, der Secretär des Congresses, erhaschte überdies noch 24000 Gulden, die darin lagen; England, durch ein toryistisches Ministerium regiert, hatte gegen die legitime Lösung ebenfalls nichts einzuwenden: und so war es Jenem gelungen, die geschlossene Verbindung der vier Mächte mitten entzwei zu schneiden und Frankreich als werthvollen Bundesgenossen zur Geltung zu bringen. Am 3. Januar 1815 kam es zwischen den Cabineten von St. James, Wien und Paris zu einer geheimen Allianz, welche schließlich Rußland und Preußen zwang, ihre Ansprüche auf die Hälfte herabzumindern. Was Frankreich in den letzten Jahren durch seinen größten Feldherrn an Ansehen eingebüßt, hatte es durch seinen großen Diplomaten wiedergewonnen.

Für Talleyrand's Haltung auf dem Wiener Congreß war wieder seine alte Ueberzeugung von 1792 maßgebend, die er im Laufe seiner Carriere nur vorübergehend zu Gunsten der natürlichen Grenzen Frankreichs und der französischen Hegemonie verlassen hatte. Denn nur wenn man selbst keine Eroberungen suchte, konnte man denjenigen Mächten entgegentreten, die, sei es durch ihre Lage oder durch ihr Interesse, auf die Ausdehnung ihres Gebietes verwiesen sind. Zu diesen Mächten mit extensiver Politik rechnete er vor allen Rußland und Preußen. Schon im Jahre 1805, nach Beginn der Feindseligkeiten, hatte er an Napoleon geschrieben: „Heutzutage sind die Türken nicht mehr furchtbar; sie haben vielmehr Alles für sich selbst zu fürchten. Aber an ihre Stelle sind die Russen getreten. Oesterreich ist immer noch das hauptsächlichste Bollwerk, das Europa ihnen entgegenzusetzen hat, und gegen sie muß man es jetzt kräftigen." Er wünschte damals Oesterreich die Moldau, die Wallachei, Bessarabien und das nördliche Bulgarien zuzuwenden, dagegen sollte es aus Italien entfernt werden, damit es nicht seiner Hauptaufgabe, gegen Rußland zu stehen, entfremdet werde[2]).

[1]) Vergl. P. Bailleu's Vorwort zu seiner Uebersetzung von Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. Leipzig und Paris, 1881.

[2]) Pallain-Bailleu, Talleyrand's Briefwechsel mit Ludwig XVIII., S. XXVI.

Napoleon hatte dann gerade das Umgekehrte gethan, Oesterreich geschwächt und Rußland begünstigt, worauf Talleyrand sich zurückzog. Was Preußen betraf, so schrieb Dieser in seine Instruction für den Congreß: „In Italien ist es Oesterreich, dessen Herrschaft man hindern muß, indem man seinem Einfluß andere Einflüsse entgegensetzt, in Deutschland ist es Preußen. Die natürliche Beschaffenheit seiner Monarchie macht Preußen aus seinem Ehrgeiz eine Art Nothwendigkeit. Jeder Vorwand ist ihm willkommen. Kein Bedenken hält es ab. Sein Vortheil ist sein Recht. Im Verlaufe von dreiundsechszig Jahren hat es seine Bevölkerung von weniger denn vier Millionen auf zehn Millionen gebracht und hat, indem es da und dort zerstreute Territorien erwarb und die dazwischen liegenden dann incorporirte, gleichsam den Rahmen für eine ungeheure Monarchie hergestellt. Läßt man es gewähren, so wird es bald zwanzig Millionen zählen und schließlich wird ihm noch ganz Deutschland unterthan werden. Es ist also nothwendig, seinem Ehrgeize Zügel anzulegen [1]."

Während der Verhandlungen auf dem Congreß, wandte Talleyrand seine Aufmerksamkeit nicht weg von dem kleinen Eiland im Mittelmeer, welches dem Manne als alleiniger Besitz übrig geblieben war, dessen System er am tödtlichsten getroffen hatte. Er unterschätzte die Gefahr der Nähe nicht, in der der entthronte Kaiser wohnte, und hat von allem Anfange an die Ansicht vertreten, derselbe würde besser weit fort ins Exil geschickt worden sein. Seine Besorgniß stieg, als er von dem französischen Consul in Livorno und von anderer Seite vernahm, der Imperator conspirire eifrig mit Italien, mit seinen Brüdern und insbesondere mit König Murat von Neapel. Er schlug vor, ihn nach den Azoren zu versetzen, und als er damit nicht durchdrang, dachte er, ihn durch einen Handstreich aufheben und zunächst nach Ste. Marguerite bringen zu lassen [2]. Aber diese Absicht wurde auf Elba bekannt, Napoleon war auf seiner Huth, und als er in den letzten Februartagen 1815 die Insel verließ, um in Frankreich die unzufriedene Armee für sich aufzurufen, war dies nicht allein ein kühnes politisches Wagniß, sondern zugleich auch ein Act der Nothwehr gegen den Anschlag seines ehemaligen Dieners. Noch einmal setzt der Corse die Welt in Bewegung. Aber die Welt läßt sich ihre neue Ordnung nicht mehr stören. Sie kämpft bei Waterloo um ihren Frieden gegen den Friedlosen und gewinnt die Schlacht. Nun wird auch Talleyrand's Idee zur That. Fern im Ocean verdirbt der Kaiser.

Talleyrand hatte in dem letzten Jahre viel gethan für sein Vaterland. Er hatte die angestammte Dynastie in dasselbe zurückgeführt, aber nicht ohne sie an constitutionelle Gesetze zu binden, so fest, daß, als anderthalb Jahrzehnte später der Bourbon die Bande brechen wollte, er sein eigenes Regiment zerstörte. Er hatte den Frieden mit Europa hergestellt, und es war ihm dies gelungen, ohne dem Lande auch nur entfernt Opfer aufzuerlegen, wie die Niederlagen des letzten Krieges solche bedingt hätten. Er hatte endlich dem Staate im Concert der

[1] D'Angeberg, Le Congrès de Vienne et les traités de 1815, S. 232.

[2] Jung, Lucien Bonaparte et ses mémoires, III, 205 ff. und Pallain-Bailleu, Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII., S. 151 f.

Mächte eine respectirte Stellung verschafft, als noch die feindlichen Armeen denselben occupirten. Das war viel, und wer hierin wieder nichts Anderes als die Rücksicht auf das persönlichste Interesse des Diplomaten erblicken möchte, wird keinen leichten Stand haben, seine Meinung zu erhärten.

Gewiß, Talleyrand hat auf dem Wiener Congreß seine Privatgeschäfte gemacht und seine „Douceurs" nach Millionen eingestrichen wie vordem bereits. Seine Ehre ist eben nicht mehr zu retten. Aber er hat doch auch zuweilen sein Interesse bei Seite gesetzt. Sein Auftreten gegen Rußlands Ansprüche verfeindete ihn dem Czaren, der ihm nie verzieh und an seinem Sturze im folgenden Jahre nicht wenig Antheil hatte. Seine Hartnäckigkeit in Bezug auf die Verfassung machte ihn bei Hofe unbeliebt, und als er vollends nach den „Hundert Tagen" den Muth fand, dem Bruder des Königs in einer Ministerconferenz seine großen Regierungsfehler ins Gesicht herzusagen, war sein Einfluß ziemlich dahin. Die Partei der Bonapartisten hatte er durch das Aufgeben der Regentschaft, die der Royalisten durch die Charte gegen sich gestimmt; die nächste reactionäre Woge mußte ihn hinwegschwemmen. Und so kam es in der That. Nicht ohne Talleyrand's eigene Mitschuld. Sainte-Beuve hat Recht: er war kein constitutioneller Minister und hatte nicht das Zeug zum Premier. Er hatte sein Ressort vortrefflich versehen unter einem Napoleon, der selbst sein eigener Premierminister und rastlos thätig gewesen war, und der dem schwerfälligen Wesen Talleyrand's wenig Opfer an Activität auferlegte. Jetzt aber unter einem mindestens ebenso schwerfälligen König wie er selbst, tausendfach in Anspruch genommen und zur Initiative gedrängt, überdies den Kammern verantwortlich, und obenein in der Krisis eines neuen Friedensschlusses mit dem Auslande, jetzt galt es mehr als Geist und Talent, die er besaß, jetzt galt es vor Allem Kraft und Energie, über die er nicht verfügte. Wenn er früher einmal zu Gagern gesagt hatte: „La plupart des choses se font en ne les faisant pas," so reichte diese Sentenz nun nicht mehr hin. Thatsache ist, daß er im September 1815 mit seiner Entlassung drohte, wenn der König sein Ministerium der Kammer gegenüber nicht mit der Autorität seines Vertrauens unterstützen wolle, und daß er sie — zu seiner Ueberraschung — erhielt. Der Herzog von Richelieu, ehedem ein Günstling des Kaisers von Rußland, sollte ihn ersetzen. Talleyrand wurde mit einer Pension von hunderttausend Franken und der hohen Charge eines Großkammerherrn abgefunden, deren Pflichten er fortan mit empfindungsloser Pünktlichkeit erfüllte.

Von jetzt an hat der Herzog von Dino — mit diesem Titel hatte ihm der bourbonische König von Neapel das Fürstenthum Benevent abgetauscht, — in der Oeffentlichkeit wenig mehr als einen aufmerksamen und berechnenden Zuschauer abgegeben. Zwar trat er ab und zu in der Pairskammer als Redner auf, wo er sich dann insbesondere für die Freiheit der Presse einsetzte, aber er war hier ohne alle Geltung. Er hatte nur eine Clique, keine Partei um sich. Als er 1823 gegen die Invasion in Spanien sprechen wollte, schloß man die Debatte, ehe er zum Worte kam [1]). Er besaß jetzt außer seinen nächsten Angehörigen, d. i. der Familie seines Neffen, gar keinen persönlichen Freund — wenn

[1]) Broglie, Souvenirs, II, 232.

man nicht den Witzbold Montrond als solchen gelten lassen will, der sein steter Begleiter war — und keinen Vertrauten. Vitrolles erklärt, wie dies kam: „Er schätzte an den Menschen nur ihren Geist, der ihn unterhielt. Launisch in seinen Beziehungen, konnte er sich unerwartet Leuten nähern, die er dann bis zu einem gewissen Grade ins Vertrauen zog und mit seinem Rath unterstützte, als ob er sich wirklich für ihr Schicksal interessirte, bald aber ohne den geringsten Vorwand, aus purer Laune, die Relation wieder abbrechen und nun mit Spötteleien und Sarkasmen verfolgen, die er früher am meisten bevorzugt hatte. Durch diesen völligen Mangel an jeder wahren Empfindung, und nicht minder durch die Wahl seines Umganges kam es, daß er nie einen Freund hatte. Es waren wohl immer einige Hausgenossen und Schmarotzer in der Umgebung dieser hohen Persönlichkeit, aber, Montrond ausgenommen, wechselten sie fortwährend, und diejenigen, die man ihn heute am besten behandeln sah, waren nach zwei oder drei Jahren die Zielscheibe seines Hasses und seiner Invectiven" [1]). Und so war er immer gewesen. Die Staël, die ihn einmal in London den „besten Menschen", einen „verkannten Charakter" genannt hatte, kam schon wenig Jahre später von diesem Urtheile zurück, als sich der Minister ihr in kühler Eigensucht entfremdete, und Chénier, der sich seiner Zeit um die Rückkehr des Verbannten nach Paris das größte Verdienst erworben, erfuhr hinterher so viel Undank von ihm, daß er sich mit folgenden Versen rächte:

„Roquette en son temps, Périgord dans le nôtre,
Furent tous deux prélats d'Autun.
Tartuffe est le portrait de l'un;
Ah! si Molière eût connu l'autre."

Im Jahre 1827 machte die Reaction unter dem Ministerium entscheidende Schritte, und Talleyrand erkannte mit seinem klaren Blick die Consequenzen. Nach der Niederlage in Rußland im Jahre 1812 hatte er die prophetische Bemerkung gemacht, dies sei „der Anfang vom Ende"; jetzt im Juni 1827 bezeichnete er das Vorgehen der Regierung als „den ersten Ring einer Kette, die geradezu in den Abgrund führt". Und er behielt hier Recht wie dort. Seine alte Neigung für die Orleans lebte wieder in ihm auf. Kurze Zeit nachher — nach den Julitagen 1830 — war Karl X. auf der Flucht und Louis Philipp König von Frankreich. Nun trat auch Talleyrand, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder aus seinem Dunkel hervor. Die neue Monarchie fand Anfangs wenig Sympathien bei den Ostmächten des Welttheils; um so mehr galt es, sich Englands Neigung dauernd zu sichern. Kein Geringerer als der größte Diplomat des Landes begab sich zu diesem Zweck über den Canal — das Ministerium des Aeußern hatte er abgelehnt — dorthin, wo er im Jahre 1792 seine diplomatische Laufbahn begonnen hatte: damals ohne Etwas zu erreichen, nicht geachtet, endlich ganz vertrieben; jetzt mit Jubel und Ehren empfangen, und sein Bemühen mit dem Erfolg der Quadrupelallianz gekrönt, mit dem er seine Carriere beschloß. Im Jahre 1834 kehrte er nach Frankreich zurück. Am 17. Mai 1838 starb er.

Zwei Jahre zuvor hatte er sein Testament gemacht. Demselben sind einige rechtfertigende Sätze beigefügt, über die der „Moniteur" nach seinem Tode berichtete.

[1]) Vitrolles, Mémoires, III, 446.

Da heißt es denn unter Anderm: „Der Fürst erklärt, daß er vor Allem und in Allem den wahren Interessen Frankreichs den Vorzug gegeben habe. Er weist den Vorwurf, Napoleon verrathen zu haben, ab. Wenn er sich von ihm lossagte, so geschah es, weil er erkannte, daß er nicht mehr, wie zuvor, Frankreich und den Kaiser mit der nämlichen Anhänglichkeit begreifen könne. In Beziehung auf den Antheil, welchen er 1814 an der Rückberufung der Bourbons hatte, spricht er sich dahin aus, daß sie, seiner Meinung nach, nicht kraft eines erblichen vorbestandenen Rechtes den Thron wieder besteigen sollten, und er gibt selbst zu verstehen, daß er es bei ihnen nicht an Rath und Ermahnung fehlen ließ, um sie über ihre wahre Lage aufzuklären sowie über das daraus folgende Verhalten. Als Erwiderung auf den Vorwurf, daß er nach und nach allen Regierungen Dienste geleistet habe, erklärt er, er habe daran gar keinen Anstand genommen, und habe sich dabei von dem Gedanken leiten lassen, daß, in welcher Lage auch ein Land sich befinde, es stets Mittel gebe, demselben zu nützen, und dieses Gute auszuführen ein Staatsmann beflissen sein müsse."

Auch die peinlichste Kritik wird an der Richtigkeit dieser Sätze nicht zweifeln können. Ueber sie hinaus ist Talleyrand in seiner letzten Rechtfertigung allerdings nicht gegangen. Er hat dies seinen Denkwürdigkeiten vorbehalten. Kurz bevor er seine staatsmännische Carriere beschloß — er war schon achtzigjährig — sagte er zu Lamartine: „Ich beende bald meine öffentliche Laufbahn. Ich schreibe jetzt an meinen Memoiren. Ich schreibe sie wahr."

Vederemo.

Rückert's hundertjähriger Geburtstag.

Auf den 16. Mai fällt Friedrich Rückert's hundertjähriger Geburtstag. Am 16. Mai 1788 ist er in der „reichsbürgerlichen Ackerstadt“ Schweinfurt zur Welt gekommen. In Würzburg und Heidelberg studirte er. Dann folgten langjährige unstäte Versuche, sich eine Stellung zu schaffen. Aus Erlangen, wo sich endlich eine Professur der orientalischen Sprachen für Rückert gefunden hatte, wurde er von Friedrich Wilhelm IV. bei dessen Regierungsantritt nach Berlin berufen. Er ist aber auch dort nicht heimisch geworden, sondern entrann der großen Stadt, die seiner Natur zuwider war, sobald als möglich, um die letzten Jahre seines langen und friedlichen Lebens auf seinem ländlichen Sitze in Neuseß bei Coburg zu verbringen.

Mehr verlangte Rückert im Leben nicht, als den Schatten der Bäume, die dort vor seinem Hause stehen. Niemals hat er das grelle Sonnenlicht gesucht, das die Blicke der Welt auf ihn hinzöge. Mit keinem seiner Werke hat er Aufsehen erregt. Nie hat er einen Kreis um sich gehabt, der ihm huldigte. Für den Verkehr war er nicht gemacht, auch in Berlin sah man ihn kaum anders außer dem Hause, als wenn er mit seinen Kindern einen Ausgang machte. Es lag etwas Ungelenkes in seiner hagern, gestreckten Gestalt, etwas leise Abweisendes in seinem Wesen und seinen Worten, es war fast, als suche er sich zu verstecken. Die wenigen Studenten, die in Erlangen seine Zuhörer waren, ließ er in seine Studirstube kommen, beschäftigte sich mit ihnen eine Stunde lang und wandte sich, wenn die abgelaufen war, wieder zu seiner Arbeit an den Schreibtisch. Rückert bedurfte nichts als seine eigene Gesellschaft. Wie ein Wandrer, dem im Walde am wohlsten ist, geht er so, daß immer die Büsche hinter ihm zusammenschlagen, und wenn er seinen Gesang erhebt, ist es, als beginne die Stimme dann erst voll zu tönen, wenn er sicher war, daß völlige Einsamkeit ihn umgebe. Und deshalb auch fragt er nie danach, was den Menschen genehm und erwünscht sei, sondern seine Verse strömen nur so hin um seiner und ihrer selbst willen. Recht sichtbar wird das Eigenthümliche seiner Schreibweise, wenn wir ihn mit Uhland vergleichen, dessen Gedichte, wie aus natürlichem Drang, in den Ton des Volksliedes verfallen, während Rückert den seinigen oft absichtlich einen Anflug von Gelehrsamkeit zu verleihen scheint. Bei Uhland klingt eine gesungene Melodie oft mit, man meint, der

Dichter habe sie in sich getragen als die Verse entstanden; bei Rückert verliert man das Gefühl des Schreibens nie, seine Gedichte scheinen mehr dazu bestimmt, gelesen als gehört zu werden. Und wenn wir ihn mit dem von ihm so hochgestellten Platen vergleichen wollten, so lag ihm auch dessen Bestreben auf die Reinheit der antiken Versarbeit fern und seine eigne Art, die Sprache kunstvoll zu behandeln, nimmt fast den Anschein von Künstlichkeit an. Rückert schrieb wie die alten Illuminatoren: goldne Gedanken in goldnen Buchstaben, umrankt vom Herrlichsten, was die umherschweifende Phantasie zu ersinnen vermag. Unablässig strömen ihm neue Anschauungen und neue Worte, oft in neuen Formen diese selber, zu. Seine Bücher sind wie Schatzkästchen. Tief ist ihr Inhalt in die Seele des Deutschen Volkes eingedrungen. Wie flüssige Edelsteine sind manche von seinen Versen. Und es wächst, unmerklich, wie heilsame Quellen leise murmelnd unter der Oberfläche der Erde rinnen, ihre Wirkung. Von wie unwidersprechlicher Wahrheit ist Rückert's Weisheit, wie unerschöpflich die Quelle, aus der sie fließt. Rückert's Deutsch, völlig sein Eigenthum ohne auch die leiseste Färbung, die an Andere erinnerte, erhebt sich zu solcher Vollkommenheit des Wortgebrauches und der Satzfügung, daß er, wenn wir uns in seine Verse vertiefen, allmälig alle Anderen zu überbieten scheint. Die feinsten Verschlingungen zarten menschlichen Gefühles läßt er vor uns, ich möchte sagen wie im Spiel sich entwickeln; den wunderlich ahnungsreichen Gedankenwegen, die Kinder und Verliebte und einsam denkende Seelen zu wandeln lieben, breitet er immer wieder neue Gefilde aus, in die sie die Füße vorwärts setzen mögen. Etwas Spaziergangmäßiges verleiht er dem Laufe seiner Gedichte oft. Wie das „Büblein, das überall gern mitgenommen sein wollte", greifen wir nach der leitenden Hand des Dichters und lassen uns gern mitnehmen, wohin ihm beliebt. Soll Herzlichkeit, Güte, inniges Wohlwollen Ausdruck finden, so hat kein Dichter reicher und natürlicher sich ausgesprochen als Rückert. Keiner hat denen, die um einen Spruch für die Lebensreise baten, liebenswürdigere, unschuldigere Wünsche mitgegeben.

Ich weiß einen Dichter, den ich als Rückert's naheverwandten Vorgänger ansehe, wenn auch ein halbes Dutzend Jahrhunderte zwischen ihnen liegen und obgleich von Nachahmung nicht gesprochen werden kann. Für mich stehen sie wie Brüder nebeneinander. Es ist die größte Dichterindividualität, die Deutschland in seiner ersten geistigen Blüthe hervorgebracht hat, die unschuldige Verkörperung sinnigen Deutschen Wesens, die erfreulichste Verbindung von Kraft und Milde: Walther von der Vogelweide. Mit welcher entzückenden Unbefangenheit zieht dieser Alles, was er erlebt, in den Bereich seiner Kunst. Jeden Stein am Wege scheint er zu einem Edelsteine schleifen zu können. Es ist, als seien ihm die Waldvögel nachgeflogen, um ihm ihre Geheimnisse zuzuzwitschern, und die des menschlichen Herzens zu gleicher Zeit. Deutschland ist wie überdeckt von rothen Blumen im grünen Klee, wenn Walther zu singen anhebt. Der Boden des Deutschen Vaterlandes sendet seinen süßesten Duft empor in seinen Versen. Seiner Zeit war Walther gewiß kein großer Politiker, seine Verse aber erhellen die Zeiten Friedrichs des Zweiten, des Staufers, von dem wir so gern mehr wissen möchten als Documente und Historiker gewähren, mit wunderbarem

Lichte. Wie durch die dichten Laubmassen eines Waldes die Sonne einzelne Strahlen sendet, die die Fülle all des Lebens offenbaren, das diese Dämmerung birgt, so gewähren Walther's Verse Einblick in das Deutsche Seelenleben seiner Zeit. Jedes Gedicht ist ein Tagebuchblatt bei ihm (wie bei all unseren besten Dichtern). Walther zieht ruhelos scheinbar in Deutschland umher und schließt, was gelegentlich seinen Sinnen sich bietet, in seine Verse ein. Rückert's Gedichte, in denen er, neben so weit abliegenden Versen anderen Inhaltes, die politischen Augenblicksgedanken des Tages ausspricht, erinnern der Stimmung nach an die Walther's. Rückert will nicht hervortreten, will in den „Geharnischten Sonetten" weder zum Kampfe reizen noch überhaupt fühlbare Wirkungen hervorbringen; nur aussprechen möchte er in starken Worten, was er für recht und billig und ersprießlich ansehe. So ganz mit dem gleichen Gefühle wendet Walther sich an Papst, Kaiser und Reich. Er ruft den Fürsten und dem Adel zu, was von ihnen Heilsames erwartet werde, in fast vertraulichem Tone, aber ohne sich in ihre Nähe zu drängen. Er ruft den Frauen und Männern, jungen und alten, seine Lehren zu, mit derselben zarten Resignation, mit der Rückert die Schätze seiner Weisheit uns vor die Füße schüttet. Er läßt die Erwartung des Glückes, den Genuß des Augenblickes, die Trauer um Verlorenes in den gleichen Tönen zu Gesang werden, die, so hell sie erklingen, dennoch zugleich, weil sie wie aus der Ferne heranschwimmen, einen leisen Anflug von Gedämpftheit tragen, aus denen sich nie der Klang des einfachen Vogelgesanges verliert. Auch an Rückert's Grab könnte die Sage wohl sich anheften, daß alle Jahre zu seinem Gedächtnisse den Vögeln einmal Futter darauf gestreut werde. So daß die schuldlose, gedankenlose Natur selber sich seiner zu erinnern genöthigt werde.

In dem kleinen Hause, das er in Neuseß bewohnte, lebt seine jüngste Tochter Marie noch, die bis zu seinem Ende sein Hauswesen leitete. Den 31. Januar 1866 ist er dort gestorben. Eine ihm dort auch errichtete Colossalbüste in Marmor zeigt die scharfgeschnittenen, starkknochigen, edlen Züge, die fast gewaltige Stirn, über der das zu beiden Seiten lang herabhängende Haupthaar sich theilt. —

Es sind eine Anzahl von Publicationen zu Rückert's hundertjährigem Geburtstage angekündigt worden, von denen uns bis heute, wo dies geschrieben wird, nur eine zu Gesicht kam: „Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp". Nach Familienpapieren dargestellt zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters von F. Reuter, Gymnasialoberlehrer. Hamburg, 1888. Entnommen, wie die Vorrede besagt, dem diesjährigen Programm des Altonaer Christianeums. Eine nicht umfangreiche, aber gehaltreiche Schrift, welche die Elemente darlegt, in deren Mitte Rückert als Professor in Erlangen lebte und wirkte. Wenn hier darauf hingewiesen wird, wie der Dichter sich nach Ruhm gesehnt und schmerzlich empfunden habe, daß er für ihn nur von der Anerkennung der Nachwelt zu erhoffen sei —

> Einst, wenn Leib und Seel' sich trennen,
> Sieht mein Auge noch und bricht,
> Daß mein Volk es wird erkennen,
> Wen es hatt' und wußt' es nicht. —

so muß zugleich doch bedacht werden, wie wenig das, was Rückert als Ruhm vorschwebte, mit dem klirrenden Geräusch gemein hatte, ohne dessen Begleitung Ruhm heute nicht als vollkommen gilt. Nie hat er einen Schritt gethan, diesen Ruhm des Tages sich zu verschaffen, und unter Ruhm stets nur das Bewußtsein verstanden, dem Herzen des Volkes wirklich nahe zu stehen. Daran zu zweifeln aber, ob das errungen sei, wird Keinem erspart bleiben, und Keiner wohl an dieser Stelle sich zu jeder Stunde völlig sicher fühlen. —

Uns hier mußte die Absicht fern liegen, Daten aus Rückert's äußerem Leben aneinanderzureihen, und seine Dichtungen, die aus vielen Gebieten sich zusammenfanden, aufzuzählen. Für einige Augenblicke nur, am 16. Mai, sollte seine Gestalt aufsteigen, die Gestalt eines Deutschen Dichters, dem äußere Schicksale fern blieben, der, still dastehend in heimathlicher fränkischer Erde, wie ein edler Fruchtbaum, ein langes Leben hindurch bis zuletzt immer von neuen Blüthen und Früchten bedeckt, im achtundsiebzigsten Jahre endlich seinen letzten Frühling und Herbst erlebte. H. G.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Kaiser Friedrich hat, um seinen Regierungsantritt durch einen Act umfassender Gnade zu bezeichnen, durch einen Erlaß vom 31. März 1888 zahlreichen wegen bestimmter Vergehen verurtheilten Personen eine Osterfreude bereitet, indem er in seiner Eigenschaft als König von Preußen von dem schönsten Rechte der Krone, Gnade zu üben, umfassenden Gebrauch machte. Einen nicht minder günstigen Eindruck erzielte der am 4. April an den Reichskanzler gerichtete Erlaß, in welchem Kaiser Friedrich allen Denjenigen dankt, die durch ihre herzerhebenden Kundgebungen das Andenken Kaiser Wilhelm's ehrten. Mit Recht wird in dem kaiserlichen Erlasse betont, daß nicht bloß das gesammte deutsche Volk trauere, das mit Kaiser Wilhelm den milden und gerechten Herrscher, den weisen und kraftvollen Lenker seiner Geschicke, den Wiederbegründer seiner Einheit verloren habe, sondern auch fast alle fremden Nationen Antheil an diesem Verluste eines Fürsten nehmen, in welchem sie den sicheren Hort des Friedens erkannten. So mußte es dem Herzen des Sohnes zum Troste gereichen, daß in allen Theilen Deutschlands, in ganz Europa, selbst in fernen Welttheilen gewetteifert wurde, dem theueren Verstorbenen die letzten Zeichen der Liebe und Verehrung im Tode darzubringen. Zugleich wird das deutsche Volk es mit Freuden vernommen haben, wenn Kaiser Friedrich in seinem Erlasse versichert, daß er durch die zahlreichen Beweise wahrer Trauer und inniger Theilnahme ermuthigt worden sei, sich den schweren Aufgaben seines fürstlichen Berufes als Erbe der Krone zu widmen, sowie an der Wohlfahrt des deutschen Volkes als an einem theueren Vermächtnisse Kaiser Wilhelm's nach dessen Vorbilde mit allen seinen Kräften fortzuarbeiten.

Daß das deutsch-österreichisch-italienische Friedensbündniß nicht nur eine Interessengemeinschaft darstellt, sondern auch die freundschaftlichen Beziehungen der drei Nationen zum Ausdrucke bringt, zeigte sich besonders deutlich aus Anlaß der Kundgebungen für Kaiser Wilhelm. Es kann daher nicht überraschen, daß König Humbert bei Gelegenheit des Geburtstages des deutschen Reichskanzlers mit den herzlichsten Glückwünschen den Ausdruck seiner innigen Hoffnung für die völlige Wiedergenesung des Kaisers Friedrich verknüpfte, und daß Fürst Bismarck in seiner Erwiderung betonte, auch der deutsche Kaiser lege großes Gewicht darauf, daß König Humbert wisse, wie dankbar für diesen Freundschaftsbeweis Kaiser Friedrich sei, und wie sehr er es noch zu erleben hoffe, die Folgen eines Einvernehmens verwirklicht zu sehen, welchem er stets die größte Wichtigkeit beigelegt habe und beilege. In derselben Weise äußerte Fürst Bismarck in seiner Erwiderung auf die Glückwünsche Crispi's seine Genugthuung über die Freundschaft, die ihn mit dem italienischen Ministerpräsidenten verbinde, mit dem er in politischer Hinsicht vollkommen übereinstimme. Der deutsche Reichskanzler fügte in bemerkenswerther Weise hinzu, daß diese Uebereinstimmung nicht nur für die betheiligten Nationen und deren Zukunft, sondern auch für den europäischen Frieden ersprießlich wäre. Wie herzlich die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland

im Allgemeinen, sowie zwischen König Humbert und dem Kaiser Friedrich insbesondere sich gestaltet haben, wird auch dadurch erwiesen, daß der König von Italien sogleich nach dem Eintreffen der ersten traurigen Nachrichten über die Ueberschwemmungen in Deutschland sich beeilte, 40 000 Francs für die von den elementaren Ereignissen schwer Geschädigten zu übermitteln, indem er zugleich dem Wunsche Ausdruck lieh, seine Dankbarkeit für die vielfachen Beweise der Sympathie zu bekunden, welche die deutsche Nation bei den verschiedensten Gelegenheiten für Italien gegeben habe.

Müssen derartige Zeugnisse unverbrüchlicher wechselseitiger Freundschaft der Souveräne und der leitenden Staatsmänner im Interesse des europäischen Friedens mit Freuden begrüßt werden, so ist auch die opferwillige Hilfsbereitschaft, mit welcher sich in allen Gauen Deutschlands Comités bildeten, um den Nothstand der von den Ueberschwemmungen betroffenen Bevölkerung zu lindern, ein untrügliches Symptom für das innige Zusammenhalten aller Deutschen, gleichviel welchem Stamme, welcher Partei oder welcher Confession sie angehören mögen, sobald es gilt, einem gemeinsamen Feinde zu begegnen. Wie dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit im deutschen Reichstage bei der Berathung der Militärvorlage zum glänzenden Ausdrucke gelangte, erweist es sich auch dem feindseligen Elemente gegenüber, durch welches ein nicht unbeträchtlicher Theil unseres Vaterlandes verheert worden ist, als das herrschende. Selbst nationale Gegensätze, insofern sie auf deutschem Boden noch vorhanden sind, werden durch die von allen Seiten an den Tag gelegte Opferwilligkeit am ehesten gemildert. In diesem Zusammenhange muß auch der Empfang der Kaiserin Victoria in Posen gewürdigt werden. Wie die Deutschen in unserer Ostmark hat auch die polnische Bevölkerung daselbst sehr wohl die Bedeutung der Reise der Kaiserin erkannt, welche, in ernster Zeit mit der Pflege ihres hohen Gemahls beschäftigt, doch auch die Pflichten im Interesse des allgemeinen Wohles wahrnehmen zu müssen glaubte, deren Erfüllung im Hause Hohenzollern stets als oberster Grundsatz gegolten hat. Von diesem Gesichtspunkte aus durfte jeder Deutsche jüngst der Zukunft mit ruhiger Zuversicht entgegensehen, als in der Presse aller Länder erörtert wurde, daß Fürst Bismarck unter gewissen Voraussetzungen seine Entlassung nehmen würde, weil er dann nicht die Verantwortlichkeit für neue internationale Schwierigkeiten übernehmen wollte, die zwischen Deutschland und Rußland entstehen könnten. Kaiser Friedrich wäre sicherlich der Letzte, welcher das Staatswohl auch nur einen Augenblick hinter Familienrücksichten zurücktreten lassen würde, um so weniger, als ihm ein so treuer und bewährter Rathgeber wie Fürst Bismarck zur Seite steht, der mit seiner nie versagenden Sachkenntniß stets den richtigen Weg zur Lösung aller Schwierigkeiten gefunden hat und hoffentlich auch in Zukunft finden wird. Es empfiehlt sich deshalb, an die Genugthuung zu denken, mit welcher im Auslande alle offenen oder heimlichen Widersacher Deutschlands den Rücktritt des Fürsten Bismarck begrüßen würden, um sogleich zu erkennen, wie unentbehrlich der Reichskanzler gerade unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen ist. Es wäre durchaus verfehlt, anzunehmen, daß Fürst Bismarck sich in seinem Verhalten durch allzu weitgehende Rücksichten auf Rußland leiten läßt; vielmehr ist es an erster Stelle die seit der Begründung des Deutschen Reiches von Kaiser Wilhelm stets betonte, von Kaiser Friedrich als theures Vermächtniß übernommene Friedenspolitik, in deren Sinne Fürst Bismarck handelt, wenn er diesem Friedenswerke nicht neue Schwierigkeiten bereitet sehen möchte. Braucht doch nur erwogen zu werden, welche Thätigkeit seit dem Besuche des Zaren entfaltet werden mußte, um diesem den vollgültigen Beweis zu erbringen, daß Deutschland auf der Balkan-Halbinsel keineswegs ein doppeltes Spiel spiele; braucht doch ferner nur beherzigt zu werden, wie Diejenigen, welche seiner Zeit die bekannten Depeschen behufs Verhetzung der beiden Nachbarstaaten unter einander fälschten, nach wie vor auf der Lauer liegen, wenn man sich gegenwärtig halten will, daß die vom Fürsten Bismarck bei der Leitung der Staatsgeschäfte stets bewährte Umsicht einzig und allein am Platze ist.

Wäre die bulgarische Frage in Uebereinstimmung mit Rußland, dessen berechtigter Einfluß auf der Balkan-Halbinsel gerade vom Fürsten Bismarck stets anerkannt worden ist, gelöst, so würden die Schwierigkeiten der gesammten politischen Constellation

wesentlich vereinfacht. Es darf denn auch nicht verhehlt werden, daß England, Oesterreich-Ungarn und Italien bisher nicht in demselben Maße wie Deutschland und Frankreich auf eine zufriedenstellende Lösung der bulgarischen Angelegenheit hingewirkt haben. Andernfalls hätten die Regierungen der ersterwähnten Staaten sich der Erklärung Rußlands, Deutschlands und Frankreichs angeschlossen, laut welcher das Verbleiben des Prinzen Ferdinand von Coburg in Bulgarien durchaus ungesetzlich ist und im Widerspruche mit den Bestimmungen des Berliner Vertrages steht. Allerdings hat der Sultan, gemäß der ihm übermittelten Erklärung, als Suzerän seine Willensmeinung nach Sofia gelangen lassen. Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß die bulgarische Regierung, welche die Bedeutung eines gemeinsamen diplomatischen Schrittes aller Großmächte sehr wohl erkannt hätte, sich nunmehr darauf stützen zu können glaubt, daß Großbritannien, Oesterreich und Italien das Verbleiben des Prinzen Ferdinand von Coburg in Bulgarien nicht so tragisch nehmen wie die übrigen Signatarmächte des Berliner Vertrages.

Bezeichnend ist, daß Deutschland und Frankreich in der Angelegenheit des Prinzen Ferdinand von Coburg pari passu vorgehen. Allerdings sind für die Regierungen der beiden Länder hierbei verschiedene Erwägungen maßgebend. Während Fürst Bismarck vor Allem die Bestimmungen des Berliner Vertrages gewahrt wissen will und die Ansprüche Rußlands, insofern sie die Aufrechterhaltung dieses Vertrages bezwecken, als vollberechtigt ansieht, läßt sich Frankreich an erster Stelle von dem Gesichtspunkte leiten, eine in Petersburg wohlgefällige Orientpolitik zu treiben. Und doch mußten die jüngsten Vorgänge in Frankreich, insbesondere die bedenkliche Agitation für den früheren General Boulanger, der republikanischen Regierung nahelegen, ihre Aufmerksamkeit auf die innere Politik zu richten. Das seltsame Schauspiel, daß Boulanger zugleich in den Reihen der Ultraradicalen und der Bonapartisten Freunde zählt, erklärt sich daraus, daß beide Parteien eine Verfassungsrevision anstreben. Wie die Parteigänger der Commune, Rochefort und Genossen unter Anderem die Beseitigung des Senates verlangen, damit die Deputirtenkammer Convent spielen könne, verstehen die Bonapartisten unter Verfassungsrevision die Berufung an das Volk, das Plebiscit. Boulanger ist deshalb für sie der Mann des Tages, da er das Land gewissermaßen auf das Plebiscit vorbereitet, indem er in zahlreichen Departements bei den Ersatzwahlen für die Deputirtenkammer mehr oder minder offen seine Candidatur aufstellen läßt. Es ist möglich, daß der frühere commandirende General des 13. Armeecorps nur zu schieben glaubt, während er in Wirklichkeit von den Bonapartisten geschoben wird; jedenfalls muß aber die französische Regierung mit dieser Propaganda rechnen, wenn anders sie nicht noch vor den nächsten allgemeinen Wahlen in seltsamer Weise überrascht werden will. Die Gefahr der Situation liegt nicht so sehr darin, daß Boulanger selbst als Prätendent auftreten könnte, wie in der Eventualität eines jener in Frankreich niemals ausgeschlossenen „coups", deren Anstifter sich bis zum entscheidenden Augenblicke im Verborgenen hielte. Die Vorgänge, welche sich aus Anlaß der jüngsten Ministerkrisis abspielten, gestatten den Schluß, daß die Verfassungsrevision das Kampfgebiet bilden wird, auf welchem die verschiedenen Parteien ihre Kräfte erproben. Boulanger wird sicherlich in der Deputirtenkammer unter der Losung „Verfassungsrevision" eine Partei um sich zu scharen suchen, da es ihm im Uebrigen an jedem fruchtbaren Gedanken mangelt. Die Zersplitterung des Parlaments, der Mangel einer geschlossenen Regierungsmehrheit kommen dabei dem ehrgeizigen General vortrefflich zu statten. Die Art, wie die Regierung sich constituirt hat, ist in dieser Beziehung ungemein charakteristisch. Das Ministerium Tirard ist gestürzt und durch das radicale Cabinet Floquet-Freycinet ersetzt worden. Den äußeren Anlaß zur Beseitigung der opportunistischen Regierung bot der Beschluß der Deputirtenkammer, durch welchen die Verfassungsrevision für dringlich erklärt wurde. In Wahrheit wirkten verschiedene Umstände zusammen, die darauf hinauskommen, daß die Mehrheit der Abgeordneten ebenso wie ein großer Theil der französischen Bevölkerung mit dem Ministerium Tirard unzufrieden war. Gelangte die im Lande

selbst herrschende Mißstimmung bereits vor einiger Zeit unter Anderem dadurch zum Ausdrucke, daß in Marseille der frühere Parteigänger der Commune, Félix Pyat, zum Abgeordneten gewählt wurde und im Aisne-Departement der seines Commandos entsetzte General Boulanger die relative Stimmenmehrheit erhielt, so ließen sich die Parteigruppen der Deputirtenkammer, welche den Sturz des Cabinets Tirard herbeiführten, keineswegs durch Erwägungen leiten, welche dem neuen Ministerium eine geschlossene Regierungsmehrheit verbürgt hätten. Vielmehr stimmten die Monarchisten im Einklange mit ihrem stets bewährten Grundsatze, die republikanischen Einrichtungen zu discreditiren, gegen das Ministerium. Die in der Deputirtenkammer bisher nicht allzu zahlreichen Anhänger des Generals Boulanger beabsichtigten, durch ihr Votum zu betonen, daß das Cabinet Tirard durch das gegen denselben eingeleitete Verfahren tragisch schuldig geworden, die Katastrophe also eine wohlverdiente wäre. Was endlich das Gros der Radicalen betrifft, so schauten dieselben längst sehnsüchtig nach einer günstigen Gelegenheit aus, die Erbschaft der Opportunisten anzutreten.

Wie planmäßig der frühere Präsident der Deputirtenkammer, Floquet, seinen Eintritt in die Regierung vorbereitete, erhellt unter Anderem daraus, daß er nichts unversucht ließ, um sich von dem ihm aus alter Zeit nach russischer Vorstellung anhaftenden Makel der Polenfreundlichkeit zu befreien.

Wollte man jedoch selbst annehmen, daß der frühere Präsident der Deputirtenkammer, Floquet, durch das ihm von russischer Seite ausgestellte gute Leumundszeugniß regierungsfähig geworden sei, insofern die Beziehungen Frankreichs zu Rußland in Betracht kommen, so sind doch die parlamentarischen Verhältnisse im Wesentlichen dieselben geblieben, denen gemäß auch das neue Ministerium lediglich von der Willkür der Monarchisten abhängt. Letztere brauchen sich nur mit den Opportunisten zu verbünden, und das Ministerium Floquet-Freycinet-Goblet wird ebenso durch eine Abstimmung weggefegt, wie unlängst das Cabinet Tirard-Flourens durch das ad hoc abgeschlossene Bündniß der Radicalen mit den Parteigruppen der Rechten. Allerdings wäre der Präsident der Republik, Carnot, in der Lage, in Uebereinstimmung mit dem Senate die Auflösung der Deputirtenkammer zu beschließen; eine solche Maßregel erscheint jedoch um so gefährlicher, als die öffentliche Meinung in hohem Maße erregt ist. Eine Revision der Verfassung ist ebenfalls nicht geeignet, eine Beschwichtigung der Gemüther herbeizuführen; vielmehr würden dann erst recht alle widerstreitenden Interessen geweckt werden. Es ist denn auch bezeichnend, daß die Frage der Verfassungsrevision in der am 3. April im Senate sowie in der Deputirtenkammer verlesenen ministeriellen Erklärung keineswegs im Vordergrunde stand, wie doch angenommen werden mußte, nachdem die Dringlichkeit dieser Revision den Sturz des Cabinets Tirard herbeigeführt hatte. Das radicale Ministerium hebt hervor, daß die constitutionelle Frage eine von denjenigen sei, welche das größte Maß von Ruhe und Ueberlegung erheischen. Selbst diejenigen Mitglieder des Cabinets Floquet, welche sich als die entschiedensten Anhänger der Verfassungsrevision erwiesen, wünschen nicht, daß ein so bedeutsames Werk, durch welches die politische Organisation Frankreichs in vollständigen Einklang mit den republikanischen Principien gebracht werden soll, unter Bedingungen unternommen wird, welche das Gelingen gefährden könnten. Die Regierung will sich deshalb die Bestimmung des richtigen Zeitpunktes vorbehalten, sowie das nothwendige Einvernehmen der beiden parlamentarischen Körperschaften vorbereiten. Wenn es eines weiteren Beweises bedurft hätte, daß die Radicalen noch durch andere Motive als die Dringlichkeit der Verfassungsrevision bestimmt wurden, indem sie das Ministerium Tirard beseitigten, so läßt die Erklärung vom 3. April in dieser Beziehung gar keinen Zweifel mehr übrig.

Aus demselben Grunde, aus welchem Floquet jetzt von der unverzüglichen Einbringung der Revisionsvorlage zurückschreckt, hätten seine Parteigenossen in der entscheidenden Abstimmung die Dringlichkeit ablehnen müssen. Wohl ist behauptet worden, daß bei Gelegenheit der jüngsten Ministerkrisis General Boulanger der wirkliche Sieger gewesen sei; allein es darf zunächst nicht übersehen werden, daß derselbe,

seiner officiellen militärischen Stellung beraubt, nur noch im Parlament als Deputirter sowie auf der Straße eine Position zu erlangen im Stande wäre. „Oder im Kriege gegen Deutschland" — fügen die Helden vom Schlage Paul Déroulède's hinzu, indem sie geflissentlich übersehen, daß der weit überwiegende Theil der französischen Bevölkerung friedlich gesinnt ist, und daß der frühere commandirende General des 13. Armeecorps, nachdem er wegen grober Vergehen gegen die militärische Disciplin mit schlichtem Abschiede entlassen worden ist, selbst im Kriegsfalle nur mit Gefahr für den organischen Zusammenhang des französischen Heeres eine höhere Befehlshaberstelle erhalten könnte. In diesem Zusammenhange muß jedoch zugestanden werden, daß trotz allen Zwischenfällen der jüngsten Zeit, durch welche französische Generale bloßgestellt wurden, die Disciplin der Armee keineswegs gelockert worden ist; vielmehr stimmen alle unparteiischen Berichte darin überein, daß diese Disciplin im Großen und Ganzen die Feuerprobe bestanden hat.

In der Deputirtenkammer wird es dem commandolosen General Boulanger zunächst schwer fallen, sich an die Spitze einer großen Partei zu stellen; selbst ein Theil der Ultraradicalen ist bereits von Mißtrauen gegen den miles gloriosus beseelt, der sich in Zukunft leicht als die Marionette der Bonapartisten erweisen könnte. Wie Napoleon III. bemüht war, innerhalb gewisser Grenzen Napoleon I. nachzuahmen, versucht Boulanger, ein echter poseur, in den Spuren Louis Napoleon's vor dem Staatsstreiche zu wandeln. Ließ der bonapartistische Prätendent vor dem 10. December 1848 keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die Aufrichtigkeit seiner republikanischen Gesinnung zu betonen, hob er dann nach dem 2. December 1851 stets von Neuem hervor, daß das Parlament und die öffentlichen Gewalten der Ohnmacht anheimgefallen, versicherte er zugleich, daß in ihm die nationale Würde verkörpert wäre, so finden sich dieselben „mots sonores" in den zahlreichen Kundgebungen des Generals Boulanger, der überdies, um auch nach dieser Seite hin allen Wünschen gerecht zu werden, die „Unversehrtheit des Landesgebietes" in sein Programm aufgenommen hat. Allerdings vergißt der General, hinzuzufügen, auf welchen Schlachtfeldern er den Anspruch erworben hat, seinen Landsleuten die „intégrité du territoire" in Aussicht zu stellen. Wird nun darauf hingewiesen, daß Louis Napoleon ebenfalls zunächst nicht als ernsthafter Prätendent galt, so darf in Bezug auf den General Boulanger eingewendet werden, daß er trotz aller Popularität, deren er sich noch immer bei zahlreichen Ultraradicalen und zugleich bei den Bonapartisten erfreuen mag, doch nicht durch die Zauberkraft des bloßen Namens wie Louis Napoleon zu wirken im Stande ist, so daß er früher oder später genöthigt sein wird, sich durch Thaten zu bewähren. Verfügte die Partei des „appel au peuple" über einen annehmbareren Thronprätendenten als den „rothen Prinzen" oder dessen älteren Sohn Victor, so könnte General Boulanger wohl die Rolle des „starken Degens" spielen, welcher berufen wäre, den Weg zu bahnen. Vielfach wird nun aber angenommen, daß der frühere Kriegsminister, der in einflußreicher Stellung keine einzige wirkliche Reform durchzuführen vermochte, gerade als Abgeordneter sich am Ehesten abnutzen wird. Freilich bleibt ihm immer noch die Agitation bei der großen Masse, den „nouvelles couches sociales" übrig, und es wäre dem General, der auf der schiefen Ebene immer mehr hinabgeglitten ist, wohl zuzutrauen, daß er selbst mit den Parteigängern der Commune gemeinschaftliche Sache machte, falls nicht dann die Aussichten auf bonapartistischer Seite sich günstiger gestaltet haben sollten. Die am 8. April im Dordogne-Departement vollzogene Ersatzwahl, aus welcher Boulanger mit großer Stimmenmehrheit als Sieger hervorging, zeigt, welche Bedeutung die jüngste Strömung bereits erhalten hat. „Das allgemeine Stimmrecht ist unser Herr" — betont der General in dem Aufrufe, welchen er an die Wähler jenes Departements gerichtet hat, um ihnen für ihre „patriotische" Kundgebung zu danken, da er sich verpflichtet habe, die Candidatur für das Nord-Departement zu übernehmen. Mit der gegenwärtigen Deputirtenkammer geht Boulanger nicht eben glimpflich um; vielmehr erklärt er, man werde wissen, daß das Dordogne-Departement nicht geneigt sei, sich von einem Parlamente mit Beschlag belegen zu

lassen, dessen Unfruchtbarkeit und Ohnmacht schließlich die französische Republik dem Gespötte Europa's ausliefern würde. Das Selbstbewußtsein, mit welchem der General versichert, daß es sich bei seiner Wahl nicht mehr um einen Mann handle, sondern um das Vaterland, um dessen Würde und Zukunft, entspricht ganz dem tumultuarischen Wesen, welches von Anfang an das Auftreten Boulanger's bezeichnete.

Da die Anhänger der Revanche-Idee und die Bonapartisten in dem ehrgeizigen General ein Werkzeug für ihre Sonderzwecke erkannt zu haben glauben, werden sie auch die Doppelzüngigkeit zu beschönigen wissen, durch welche Boulanger sich übrigens in dieser Wahlbewegung nicht zum ersten Male ausgezeichnet hat. Während er in der feierlichsten Form erklärte, daß er für diese von anderer Seite eingeleitete Propaganda in keiner Weise verantwortlich gemacht werden könnte, ist in diesen Tagen ein Depeschenwechsel zwischen dem General und seinem Vertrauensmann, Grafen Dillon, zur Veröffentlichung gelangt, aus welchem hervorgeht, daß Boulanger „Alles gebilligt" sowie bei der gesammten Inscenirung in hervorragender Weise mitgewirkt hat. Mancherlei in diesen Vorgängen erinnert lebhaft an die Komödie, wie es denn z. B. seltsam genug bei einem General und Prätendenten erscheint, daß er zu den geheimen Versammlungen seiner Parteigänger verkleidet in Paris eintraf u. s. w. Wie leicht könnte sich aber die Komödie schließlich in eine Tragödie verwandeln, ohne daß deshalb Boulanger zum „Helden" werden müßte. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß in Frankreich, wie die diplomatischen Zwischenfälle der jüngsten Zeit beweisen, eine Fülle von Zündstoff angehäuft ist. An der italienisch-französischen Grenze zeigten sich zu wiederholten Malen deutliche Spuren einer starken Erregtheit, die durch den gegenwärtig zwischen den beiden Nationen geführten Zollkrieg nur neue Nahrung erhalten kann. Man braucht also zunächst gar nicht an eine gegen Deutschland gerichtete Herausforderung zu denken, um die Gefahren der neuesten Strömung in Frankreich zu erkennen. Das deutsch-österreichisch-italienische Friedensbündniß wird sich allerdings als ein festes Bollwerk gegen alle culturfeindlichen Bestrebungen erweisen. Andererseits darf mit Rücksicht auf die Besonnenheit des Präsidenten der französischen Republik, Carnot, gehofft werden, daß er trotz den Bemühungen der Parteigänger Boulanger's das Staatsschiff mit fester Hand leiten wird.

„Zeitball-Einrichtungen".

An die Redaction der „Deutschen Rundschau". Berlin.

In dem im Aprilheft erschienenen Artikel „Zeitball-Einrichtungen" von F. Hennicke wird (S. 146) gesagt, daß, so viel bekannt, bis jetzt nur eine Stadt einen wirklichen Zeitball-Dienst eingerichtet habe, und diese wäre New-York. Erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß auf dem Thürmchen des hiesigen k. k. Militär-Geographischen Institutes sich ein Ballon befindet, welcher fünf Minuten vor 12 Uhr am Mittage bis auf die Höhe von einigen Metern aufgezogen wird, und mit dem letzten Schlage einer Glocke, welche den astronomischen Mittag angibt, auf weit sichtbare Weite herabfällt.

Es kann somit die Stadt New-York den Vorzug, einen Zeitball-Dienst zu besitzen, nicht allein in Anspruch nehmen.

Mit dem Ausdrucke der größten Hochachtung zeichnend

der löblichen Redaction ergebener

v. Kopal, k. k. Generalmajor.

Wien, 10. April 1888.

ν. **Geschichte des Deutschen Buchhandels.** Im Auftrage des Börsenvereins der deutschen Buchhändler herausgegeben von der historischen Commission desselben. Erster Band: Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das siebzehnte Jahrhundert. Von Friedrich Kapp. Leipzig, Börsenverein der deutschen Buchhändler. 1886.

Im Auftrage und mit der förderungsreichen Unterstützung der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler hatte Friedrich Kapp eine umfassende Geschichte des deutschen Buchhandels in Angriff genommen und die hingebende Arbeit seiner letzten Lebensjahre ist diesem Werke gewidmet gewesen. Allzufrüh hat ihn der Tod auch aus dieser Thätigkeit abberufen, aber eine tüchtige historische Kraft ist jetzt in die Lücke getreten und der Fortgang des groß angelegten Unternehmens erscheint gesichert. Der vorliegende erste Band ist zum bei weitem größten Theile noch von Kapp selbst geschrieben, hier und da ergänzt und durch werthvolle Beigaben ausgestattet von bewährten Kennern dieses Gebietes, an denen im Schoße jener Commission selbst kein Mangel ist. Es ist ein culturhistorisches Werk ersten Ranges, an dem Niemand vorübergehen kann, den die geistige wie die wirthschaftliche Entwicklung unseres Volkes interessirt. Der Kenner der Literatur- und Kunstgeschichte wie der Nationalökonom wird daraus lernen, und wer auch immer als Schriftsteller oder Freund der Literatur Beziehungen zum Buchhandel hat, wird mit freudigem Stolze in diesem Buche lesen. Gibt es doch wenige Capitel in der Geschichte unseres Volkes, welche so viele glänzende Ruhmestitel aufweisen, wie eben die Geschichte des deutschen Buchhandels und des ihm geschwisterlich verbundenen, in der ältesten Zeit von ihm untrennbaren Buchdrucks. Auf weitem historischen Hintergrunde (Buchwesen, Handschriftenhandel und Bibliotheken des Alterthums und des Mittelalters) führt uns der Band zunächst die Geschichte des frühesten deutschen Buchdrucks und die Verbreitung der jungen, siegreichen Kunst im Ausland vor. Dann wird die Entwicklung des Buches und seiner äußeren Ausstattung und die Geschichte jener Techniken verfolgt, welche dem Buchdruck vorausgingen und ihm zum Theil die Wege gewiesen haben. Das hochinteressante fünfte Capitel schildert den buchhändlerischen Geschäftsbetrieb bis zur Reformation, wobei sich dem Leser die anziehendsten Parallelen zu modernen Verhältnissen Seite für Seite aufdrängen: wir sehen die beginnende Trennung von Drucker und Verleger, lernen die ältesten Colporteure und Sortimenter, die bunte Sippe, aus der sich die Vertreter des neuen Gewerbes recrutiren, die frühesten Usancen der Messe und das Aufkommen des Honorars kennen. Möglich, daß mancher mißvergnügte Autor von heute einen Trost empfindet, wenn er liest, daß Luther niemals ein Schriftstellerhonorar erhalten hat.

Von den vornehmen Beziehungen des Buchhandels zum Humanismus gelangen wir dann zu seiner volksthümlichen Gestaltung durch die Reformation. Der gewaltige Aufschwung der literarischen Production, welchen das Hervortreten Luthers unmittelbar im Gefolge hat, erscheint in Zahlen verkörpert vor unseren Augen. Beredtere Zahlen als diese gibt es schwerlich. Aber auch die Leiden und Schäden des Gewerbes: Censur und Preßverfolgung einerseits, der Nachdruck und seine Bekämpfung andererseits werden uns vorgeführt: überall schöpft die Darstellung aus einem Quellenmaterial von stannenswerthem Reichthum und überall bleibt sie gleichwohl durchsichtig und ihre Lectüre anziehend. — Der erste Band führt uns bis ans Ende des 17. Jahrhunderts. Leipzig, für uns seit mehr als einem Jahrhundert die unbestrittene Metropole des deutschen Buchhandels, bleibt einstweilen im Hintergrunde. Seine Stelle nimmt in der ersten Epoche Frankfurt a. M. ein: die Geschichte der Frankfurter Buchhändlermesse, ihre hohe Blüthe und das unheilvolle Eingreifen einer kaiserlichen Büchercommission, welches ihren Untergang herbeiführt, schildert anschaulich das zehnte Capitel. Wir sehen, wie sich durch eine Uebergangszeit voll Mißstände und Klagen hindurch eine neue Zeit ankündigt, und wie sich Leipzig anschickt, das Erbe Frankfurts anzutreten. Unter den zahlreichen Beigaben besitzen die graphischen Tafeln zur Statistik des deutschen Buchhandels in den Jahren 1564 bis 1765 und ihre Erläuterung durch Geh. Rath Zarnke ein hervorragendes Interesse, auch für den Laien. In dem Auf- und Niedergang des Buchhandels treten hier die furchtbaren Wunden, welche der dreißigjährige Krieg der geistigen wie der materiellen Welt schlug, und die weit mehr als ein Jahrhundert erfordernde Reconvalescenz wahrhaft frappant zu Tage: noch im Jahre 1765 hat die Gesammtproduction lange nicht die Höhe wiedererreicht, auf der sie dicht vor dem Ausbruch des Krieges angelangt war. Dazu überschauen wir in klarem Ueberblick den Antheil der einzelnen literarischen Gebiete und wissenschaftlichen Disciplinen, wie den Antheil der einzelnen Sprachen: es wird Vielen neu sein, hier zu erfahren, wie die Gesammtzahl der deutschen Bücher sich erst mit dem Jahre 1690 über die der lateinischen zu erheben beginnt.

ρο. **Von Luther bis Lessing.** Sprachgeschichtliche Aufsätze von Fr. Kluge, Professor in Jena. Straßburg, K. J. Trübner. 1888.

Professor Kluge, dessen in der „Rundschau" von berufenster Seite warm empfohlenes „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache" soeben in einer vierten vielfach verbesserten und vermehrten Auflage erscheint, zeigt auch in dem vorliegenden Bändchen eine entschiedene Begabung, sprachgeschichtliche Vorgänge in klarer und geschmackvoller Darstellung dem Interesse und Verständniß eines weiteren Leserkreises nahezubringen. Capitel 5, in welchem der langandauernde Widerstand des „Schwitzerdütsch" gegen die Herrschaft der von Mitteldeutschland ausgehenden Gemeinsprache geschildert wird, und Cap. 9, welches zeigt, wie die separatistischen Bestrebungen gegenüber dem „lutherischen Deutsch" im katholischen Süden bis in unsere classische Literaturperiode hineinragen, sind anerkennend hervorzuheben. In anderen Fällen freilich verspricht die Ueberschrift mehr, als der Aufsatz hält, und im Ganzen

trifft den Verfasser der Vorwurf, daß er das Dogma: „Luther ist der Schöpfer unserer Gemeinsprache, und die Geschichte dieser Gemeinsprache ist eben die Geschichte des lutherischen Deutsch“ zur Grundlage seiner Darstellung macht, ohne ihm die noch immer fehlenden wissenschaftlichen Stützen gegeben zu haben. So läßt er denn durchgehends die Sprache der hervorragenden Dichter und Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts unberücksichtigt, und ebensowenig gönnt er der officiellen Kanzleisprache von Luther ab diejenige Aufmerksamkeit, die sie bis ins vorige Jahrhundert hinein verdient. Von Lessing, den der Titel nennt, ist in dem Werkchen nirgends die Rede.

r. **Geschichte der Niederländischen Litteratur.** Mit Benutzung der hinterlassenen Arbeit von Ferd. von Hellwald verfaßt und durch Proben veranschaulicht von L. Schneider (Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen, Bd. IX). Leipzig, Wilh. Friedrich.

Was diese bis auf die allerjüngste Gegenwort führende Darstellung der niederländischen Literaturgeschichte vor den meisten andern Werken der Sammlung, in der sie erscheint, auszeichnet, das ist der größere Respect vor der Wissenschaft und die wirkliche Vertrautheit mit den Resultaten der gelehrten Forschung, welche die Verfasserin bekundet. Frau Lina Schneider, die uns bereits (unter dem Pseudonym Wilhelm Berg) die Geschichte der Niederländischen Literatur von Jondbloet übersetzt hat und der unstreitig der Löwenantheil an dem vorliegenden, fast 900 Seiten starken Bande gehört, besitzt in der That eine umfassende Belesenheit und schöpft überall aus den Quellen, mag sie auch da, wo sprachliche und philologische Fragen eintreten, zuweilen Unsicherheit an den Tag legen. Freilich wirkt die Fülle der Namen und Büchertitel, die Masse der Literatur über die Literatur, deren Besprechung etwas bequem und nachlässig in den Text verwoben wird, oft geradezu verwirrend, und wir möchten der gelehrten Verfasserin die wohlgemeinte Frage vorlegen, ob sie mit einer so umfänglichen und sich oft im Detail verlierenden Darstellung wirklich den rechten Weg betreten hat, ihren ehrlichen und warmen Enthusiasmus für die Sprache, Dichtung und Wissenschaft des stammverwandten Nachbarvolkes auch weiteren Kreisen zu vermitteln. Unserer Meinung noch dürfte sich z. B. in einem Werke von den Absichten des ihrigen die Geschichte und Charakteristik der altniederländischen Dichtung in einem einzigen Capitel abthun lassen: ein deutscher Literarhistoriker würde es kaum riskiren, die Literatur des deutschen Mittelalters seinen Lesern in solcher Vollständigkeit vorzuführen. Und da es der Verfasserin ganz gewiß nicht an sicherm Gefühl für das poetisch Werthvolle und an historischem Verständniß für die Höhenpunkte der Entwicklung fehlt, so würde ihre Darstellung durch eine derartige Beschränkung entschieden gewonnen haben: so nimmt sie zuweilen die lose und behagliche Form eines Literaturreferats an.

Gegen die zahlreich eingeschalteten und meist wohlgelungenen Uebersetzungsproben läßt sich der Einwurf erheben, daß sie naturgemäß die Lyrik und die lyrischen Partien im Epos und Drama allzusehr bevorzugen, während der Roman und der Kern des Dramas unberücksichtigt bleiben. Aber auch sonst ist die Vertheilung etwas ungleichmäßig, und nach dem mit großer Wärme geschriebenen und mit Uebersetzungen reich ausgestatteten Capitel über Vondel haben wir im folgenden ein paar charakteristische Proben aus Cats, der doch eine eminent holländische Erscheinung genannt werden muß, wirklich vermißt.

ψρ. **Die Mythen- und Sagen-Kreise im Homerischen Schiffer-Epos**, genannt Odyssee, desgleichen der Ilias, wie auch der Argonautensage, zeitgeschichtlich, naturwissenschaftlich und sprachlich beurtheilt und erläutert von Fr. Soltau. Berlin, J. A. Stargardt. 1887.

Wer etwa glaubte, daß gewisse Auslegungen der Odyssee, namentlich die Krichenbauer's (nach welchem sie eine Umschiffung Afrika's enthält) an Verkehrtheit nicht überboten werden können, wird hier eines Andern belehrt. Nach dem Verfasser sind in der Odyssee zwei Schauplätze örtlich und zeitlich auseinanderzuhalten. Die Handlung des ersten auf dem südindischen Ocean bis zum Südpolarlande sich erstreckenden, reicht vom siebenten Jahrtausend vor Christus bis zum Anfang des dritten; die des zweiten (Ostseite des Mittelmeers bis zu den Canarischen Inseln) beginnt mit dem dritten Jahrtausend und schließt mit der Mitte des zweiten. Dies Resultat verdankt man der (bereits von einem Geistesverwandten des Verf. gewonnenen) Erkenntniß, daß das Griechische sich aus dem Scythischen entwickelt hat: da nun aber Keltisch ebenfalls Scythisch ist, bietet das Irische ein Haupthülfsmittel zum Verständniß des Homer. Selbst nach diesen Prämissen wirkt noch Manches, was in der Schrift vorkommt, verblüffend (z. B. daß Eumäos der Begründer einer astronomischen Station auf Gomera war). Liebhabern literarischer Curiositäten kann also dieses Buch bestens empfohlen werden.

γρ. **Sammlung ausgewählter Biographien Vasari's.** Zum Gebrauche bei Vorlesungen. Herausgegeben von Carl Frey. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884—1887.

I. Vita di Donato, Scultore Fiorentino, scritta da Giorgio Vasari. 1884.

II. Le Vite di Michelangelo Buonarroti, scritte da Giorgio Vasari e da Ascanio Condivi con aggiunte e note. 1887.

III. Vita di Lorenzo Ghiberti, Scultore Fiorentino, scritta da Giorgio Vasari con i Commentarj di Lorenzo Ghiberti e con aggiunte e note. 1886.

IV. Le Vite di Filippo Brunelleschi, Scultore e Architetto Fiorentino, scritte da Giorgio Vasari e da Anonimo Autore con aggiunte, documenti e note. 1887

Beim Studium der Neueren Kunstgeschichte sind zwei Wege einzuschlagen: entweder man hat die Absicht, sich für die Beamtenlaufbahn an öffentlichen Sammlungen auszubilden, oder man nimmt Kunsthistorie als eine der verschiedenen Wissenschaften, die dem Historiker im Allgemeinen unentbehrlich sind. Der zukünftige Museumsbeamte wird gut

thun, recht früh bei einer öffentlichen Sammlung oder bei einem unterrichteten Kunsthändler praktisch arbeitend einzutreten; der angehende Historiker dagegen wird sich im Besuche von Vorlesungen, welche Professoren der Neueren Kunstgeschichte auf Universitäten halten, dessen, was in dem Bereiche der speciellen Kunsthistorie mündlich mittheilbar ist, zu bemächtigen haben. Natürlich wird auch der einstige Museumsbeamte gut thun, kunsthistorische Vorlesungen zu hören, und auch der reine Kunsthistoriker den praktischen (technischen) Umgang mit Kunstwerken stets zu erstreben haben, immer aber ist der Unterschied beider Ausbildungen streng im Auge zu behalten, und zwar deshalb um so mehr, als sie beide oft zum Schaden derer verwirrt werden, welche, indem sie einseitig die eine oder andere zu gewinnen trachten, sich für beide gleichmäßig ausgerüstet wähnen.

Bei den auf Universitäten der Neueren Kunstgeschichte gewidmeten Vorlesungen spielt die Vorbereitung zur Lectüre der Schriftsteller, welche über das Leben der Künstler und ihre Werke berichten, eine bedeutende Rolle. Von ihr wird dann zu dem bei weitem schwierigeren Studium in den Archiven übergegangen, wo die auf Kunstwerke und Künstler bezüglichen Urkunden zu suchen, zu lesen und abzuschreiben sind. Es wäre unbillig, vom Museumsbeamten zu verlangen, sich auf diesem Gebiete völlig zu Hause zu fühlen oder gar Ausgaben solcher Stücke nach philologischer Methode zu machen.

Der Herausgeber der vier Bücher, welche wir hier anzeigen, gehört als Professor der Neueren Kunstgeschichte an der Berliner Universität, zu den reinen Kunsthistorikern und hat seine Lehrthätigkeit diesem Zweige des Geschichtsstudiums aus dem Grunde mit besonderer Betonung zugewandt, weil, worin wir ihm beistimmen, die auf den Universitäten zu haltenden kunstgeschichtlichen Vorlesungen im Gegensatze zu den an anderen Instituten mit Recht mehr populär zu haltenden Vorträgen, sich scharf innerhalb der ihnen durch den Begriff der Sache gesteckten Grenzen zu halten haben. Auszugehen ist hier nicht von der Betrachtung des Kunstwerkes, sondern vom Inbegriffe der Neueren Geschichte und vom Quellenstudium. Erst wenn dafür eine feste Grundlage geschaffen, kann zur Anschauung der Werke fortgeschritten werden, einem Theile des öffentlichen Unterrichtes, dessen Durchführung bei einem zahlreicheren Auditorium schwierig, ja fast unmöglich ist. Denn man kann höchstens ein Dutzend Schüler vor ein Gemälde oder einen Stich so stellen, daß die Erklärung in wirklich fruchtbarer Weise jedem von ihnen zu Gute komme, und es ist etwas anderes, fünfzig oder hundert Zuhörer kunsthistorisch nur zu amüsiren, als sie so zu unterrichten, daß sie in Betreff des Gelernten zur Rechenschaft gezogen (examinirt) werden können.

Weiteres über die Einrichtung dieser Editionen ist in der „Deutschen Litteraturzeitung" vom 3. März mitgetheilt worden; das hier Ausgesprochene wurde, als dem engeren Kreise der Gelehrten bekannt, dort fortgelassen. Die Leser der „Deutschen Rundschau" haben aus dem Grunde aber ein Interesse an diesen Büchern, als mancher von ihnen den Wunsch hegen dürfte, aus eignen Kräften in die Lectüre der älteren italienischen Kunsthistoriker einzudringen. Auch für stille Studenten dieser Art sind die vorliegenden Ausgaben eingerichtet. Sie werden hier und da in um so höherem Grade willkommen sein, als Ghiberti, Brunelleschi und Donatello die Hauptvertreter des Quattrocento sind, für das man heute bei uns eine entschiedene und nicht ungerechtfertigte Vorliebe hat.

βx. **William Makepeace Thackeray.** Ein Pessimist als Dichter. Von Hermann Conrad. Berlin, Georg Reimer. 1887.

Der Verfasser, welcher erst im Vorjahre ein schönes Buch über George Eliot veröffentlicht hat, widmet diese Schrift einer ganz anders gearteten, ihm wenig zusagenden Aufgabe. Denn der Pessimismus, den er als den Lebenstrieb von Thackeray's Erzählungen ansieht, ist eine ihm durchaus antipathische Weltanschauung. So weit als seine Neigung zur Eliot und Abneigung gegen Thackeray von einander abstehen, soweit unterscheiden sich auch die beiden Schriften ihrem Werthe nach. Der Verfasser legt diesmal so geringes Gewicht auf die historische Auseinandersetzung mit dem Gegenstande seiner Darstellung, daß er das Buch, welches für Thackeray am Meisten charakteristisch ist, das im Mittelpunkte seiner Lebensarbeit steht und dieselbe nach allen Seiten hin beleuchtet, nämlich das Book of Snobs, gar nicht bespricht. Es kommt Conrad hauptsächlich darauf an, sein Mißvergnügen über die Schilderungen englischer Gesellschaft auszusprechen, welche in Vanity Fair, Pendennis, The Newcomes und anderen Erzählungen Thackeray's vorliegen. Das gibt dem Essay eine gewisse Schiefheit, die durch die warme Anerkennung für Henry Esmond u. A. nicht aufgehoben wird. Selbst Conrad kann sich der Wirkung einer Figur wie Oberst Newcome nicht entziehen, darum macht er auch etwas naiv das klägliche und doch so ergreifende Ende des Helden dem Dichter zum Vorwurf. Er sieht in Thackeray's Romance nur eine einseitige Verzerrung der thatsächlichen Zustände, wie sie in einem verbitterten und übellaunigen Geiste sich erzeugt. Hingegen möchte Schreiber dieser Zeilen, welcher ein Recht darauf hat, sich für einen Optimisten zu halten, allen Ernstes fragen, in welcher Ecke eines modernen Culturstaates die oberen wohlhabenden Schichten der Gesellschaft ein anderes Bild zeigen, als es Thackeray von der englischen entwirft? Man muß die Menschen doch sehr lieben, um ihnen einen solchen Spiegel vorzuhalten wie Thackeray thut. Sind wir also mit dem Ausgangspunkte sowohl als dem ganzen Verlaufe dieser Charakteristik Thackeray's nicht einverstanden, halten wir sie für unsachgemäß und verfehlt, so müssen wir doch bekennen, daß Conrad's Buch vortrefflich geschrieben ist und sich wirklich sehr angenehm liest. Darin ist es sogar dem Werke des Autors über George Eliot voraus.

βx. **Longfellow's Dichtungen.** Ein litterarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas von Alexander Baumgartner. S. J. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Freiburg i. Br., Herder'sche Universitätsbuchhandlung. 1887.

Dies ist das Buch eines Katholiken für katholische Leser. Es bespricht mit Vorliebe aus den Schöpfungen Longfellow's diejenigen, welche ihre Stoffe katholischen Zeiten und Ländern entnehmen, und findet bei der romantischen Anschauung und religiösen Gesinnung des Dichters ein reiches Feld. Eben darum fehlt dem Werke Manches, was zu einer erschöpfenden Würdigung Longfellow's unerläßlich wäre. Die Vorstudien dazu scheinen nicht tief und ausgebreitet genug gewesen zu sein; jedenfalls ist die Komposition der Schrift ungleichmäßig, das Ganze etwas zu rasch abgefaßt. Das ist nun allerdings für die Zwecke, welche der Verfasser im Auge gehabt hat, nicht von Bedeutung, und da auch dieses Buch, wie die anderen Baumgartner's, leicht und angenehm geschrieben ist, so darf es zur Einführung in die Lectüre Longfellow's aufrichtig empfohlen werden.

e. **Pierer's Conversations-Lexikon.** Siebente Auflage. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit Universal-Sprachen-Lexikon. Berlin u. Stuttgart. W. Spemann.

Der „alte" Pierer, der zuerst im Jahre 1822, sechsundzwanzig Jahre nach Brockhaus und achtzehn vor Meyer, erschien und es im Wettbewerb mit diesen beiden auf sechs Auflagen brachte, um dann den Blicken so gut wie zu entschwinden, ersteht hier in einer siebenten Auflage, die jedoch, viel mehr als das, ein völlig neues und in seiner Neuheit überraschendes Werk bedeutet. Zum ersten Mal, unseres Wissens, ist hier nämlich der Gedanke der Real-Encyklopädie mit dem des Universal-Sprachen-Lexikons vereint und, soviel wir nach dem ersten, uns vorliegenden Heft urtheilen können, mit all dem außerordentlichen Geschick ausgeführt, welches den vielfach verdienten Herausgeber auf diesem Gebiete zu einem wirklichen Erfinder macht. In der alphabetischen Ordnung eingefügt, zwischen den einzelnen Artikeln des eigentlichen Conversations-Lexikons, wie wir das Wort verstehen, findet sich das deutsche Wörterbuch mit den Aequivalenten in böhmischer, dänischer, englischer, französischer, griechischer, holländischer, italienischer, lateinischer, russischer, schwedischer, spanischer und ungarischer Sprache; während umgekehrt diese fremden Sprachen mit dem deutschen Aequivalent in derselben Alphabetfolge zur Seite des Textes ein Universal-Wörterbuch darstellen, dessen Blätter man nicht einmal umzuwenden, sondern nur durch die Finger gleiten zu lassen hat. Dies Alles ist höchst sinnreich erdacht und gemacht und wird sich auch für weite Kreise sehr brauchbar erweisen; man bekommt mit diesem Werk, an dessen Herstellung eine Anzahl tüchtiger Gelehrten und Fachmänner unter Kürschner's Leitung betheiligt sind und welches in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattet, mit Karten und Illustrationen reich versehen ist, den Auszug gleichsam und comprimirten Inhalt einer ganzen lexikalischen Bibliothek ins Haus, womit den Vielen, die sich rasch und leicht belehren wollen, in der That ein großer Dienst geleistet ist. Diejenigen freilich, welche Neigung oder Beruf darauf anweist, tiefer sowohl in die Sprachen als in die Sachen einzudringen, werden sich auch künftig wohl an die alten und bewährten Lexika beider Gattungen halten, neben welchen aber dieser neue „Pierer" seinen eigenen Weg wandeln und sein eigenes Publicum finden wird.

λ. **Kaiser Wilhelm und die Gründung des neuen deutschen Reiches.** Von Dr. Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe. — **Kaiser Wilhelm, sein Leben und seine Zeit.** Von Wilhelm Müller. Berlin, Julius Springer. — **Kaiser Wilhelm I.** Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Von Ernst Scherenberg. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger.

Aus der großen Zahl populärer Schriften aller Art, welche gelegentlich des Hinscheidens Kaiser Wilhelm's erschienen sind, heben wir von den uns zugegangenen die drei oben verzeichneten als die ernstesten und gediegensten hervor. Die Verfasser der beiden ersten sind Historiker von anerkanntem Ruf; der Autor der letzten hat sich als Dichter einen guten Namen erworben: der Poet kommt denn auch in seinem Buche oft zum Vorschein; die Sprache ist schwungvoll und flüssig; begeisterte Liebe und Verehrung zu seinem Helden haben ihm die Feder geführt; die eingestreuten patriotischen Verse werden dem Werkchen für weitere Volksschichten einen besonderen Reiz verleihen. Hat Scherenberg sich mehr an die Persönlichkeit des Kaisers gehalten und sie durch viele kleine liebenswürdige Züge charakterisirt, so tritt dieses Moment bei den Schriften von G. Egelhaaf und W. Müller nicht so sehr in den Vordergrund. Beiden lag mehr daran, in markigen Strichen die ganze Zeit, welcher Kaiser Wilhelm seinen Stempel aufgeprägt hat, zu schildern und mit der vollen Kraft des Ausdrucks die höchste That des Herrschers, die Wiederaufrichtung unseres in langen, trüben Jahrhunderten langsam vernichteten nationalen Staates, zu betonen. So weit jetzt schon möglich, ist es das historische Bild Kaiser Wilhelms, welches Egelhaaf und Müller uns geben; „denn ein großer Mann," sagt Ersterer in der kurzen Vorrede, „wird durch nichts so geehrt, als durch strenge Wahrhaftigkeit, und das Wort, daß Preußens Geschichte seine Rechtfertigung sei, gilt von demjenigen Preußenkönig vor allem, welcher diese Geschichte zu ihrem Zielpunkte geführt hat." — Die drei Bücher sind von ihren Verlegern vortrefflich ausgestattet worden; ihr Preis ist der gleichmäßig niedrige, und allen Dreien wünschen wir die verdiente größte Verbreitung.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bäbchen. — Fazenfriede uffen Dichterferde. Boheltische Schtimmungsbilder zum Museum gewunden von August Bäbchen. Leipzig, Feodor Reinboth. 1887.

Bamberger. — Pessimistisches. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Becker. — Mahabharata. Der Große Krieg. Gedichtet von Joh. H. Becker. Leipzig, Gustav Fock.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. 180/191. Halle a/S., Otto Hendel. 1888.

Block. — Am Leuchtturm. Eine Geschichte aus Preußens traurigen Tagen. Von Paul Block. Leipzig, Reinhold Werther. 1888.

Bröndsted. — Die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I. Nach dem Werke J. Listowski's: „Philared, Erzbischof von Tschernigow". Ein kulturhistorischer Beitrag von M. von Bröndsted. Berlin, Georg E. Nagel. 1888.

Church. — Dante and other Essays. By R. W. Church. London, Macmillan and Co. 1888.

Creighton. — Cardinal Wolsey. By Mandell Creighton. London, Macmillan and Co. 1888.

Deutsch-Amerikanische Dichtung. Unter Mitwirkung der hervorragendsten deutsch-amerik. Dichter und Schriftsteller herausgegeben von Konrad Nies. I. New-York, H. Rosenthal & Co. 1888.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgeg. von Franz v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweiter Jahrg. Heft 13: Zur Frage der Regentschaft bei eintretender Herrschaftsunfähigkeit des regierenden Monarchen nach deutschem Verfassungsrecht. Eine Studie von M. v. Oesfeld. Heft 14/15: Musik und Moral. Ein kulturhistorischer Essay von Dr. Alfr. Chr. Kalischer I. Hamburg, J. F. Richter. 1888.

Die Bibel oder die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Mit hundert chromographirten Vollbildern nach deutschen, italienischen, spanischen, holländischen und französischen Künstlern und einer Haus- und Familien-Chronik nach Concurrenz-Entwürfen deutscher Ornamentiker und Kalligraphen. 1. Lfg. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 1888.

Dörr. — Plait Land un Lüd. Vertellt von Julius Dörr. Mit Vorwort von Victor Blüthgen. 1. Bdchn. Freienwalde a/O., Max Achilles. 1888.

Dramaturgische Blätter und Bühnen-Rundschau. Officielles Organ der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeb. von Raphael Löwenfeld. XVII. Jahrg. 1. Quartal. Berlin, Verlag der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. 1888.

Erckmann-Chatrian. — Aus dem Leben eines Clarinettenspielers. Erzählung von Erckmann-Chatrian. Leipzig, Feodor Reinboth. 1888.

Ewald. — Anna Hardenberg. Historischer Roman von H. F. Ewald. Aus dem Dänischen übersetzt von Stefanie. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1888.

Freeman. — Four Oxford lectures. 1887. Fifty years of European history. Teutonic conquest in gaul and britain. By Edward A. Freeman. London, Macmillan and Co. 1888.

Fulda. — Sinngedichte von Ludwig Fulda. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1888.

Götz. — Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Eine historisch-geographische Untersuchung samt einer Einleitung für eine „Wissenschaft von den geographischen Entfernungen" von Dr. Wilh. Götz. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1888.

Helene. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1888.

D'Hérisson. — La légende de Metz. Par le comte D'Hérisson. Neuvième édition. Paris, Paul Ollendorf. 1888.

Juncker. — Der Verlobungstag und andere Novellen. Von E. Juncker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Katalog der Marken-Sammlung des Reichs-Postmuseums. Im Auftrage des Reichs-Postamts bearbeitet von E. Lindenberg. Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei. 1888.

Klaußmann. — Das Tagebuch eines Einjährig-Freiwilligen. Von A. Oscar Klaußmann. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Oberkamp. — Wogen der Sündfluth. Eine Novellensammlung in zwei Theilen von O. van Oberkamp. Berlin, Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr).

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 2344: Literarische Fabeln von Don Tomas de Iriarte. Deutsch von Friedrich Adler. Leipzig, Ph. Reclam jr.

Ruff. — Die Diabetes-Kur in Karlsbad. Ein Ratgeber für Zuckerkranke von Dr. J. Ruff. Karlsbad, Rudolf Stark's Buchhandlung.

Runze. — Loewe redivivus. Von Dr. Max Runze. Berlin, Carl Duncker's Verlag (C. Heymons). 1888.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie. Heft 19: Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Vanthätigkeit der Menschheit. Von Paul Stade. Heft 20: Der Kampf des niederdeutschen Dialektes gegen die hochdeutsche Schriftsprache. Von Dr. Adolph Socin. Heft 21: Aus der Geschichte des französischen Dramas. Von Professor Dr. J. Mark. Heft 22: Die Dampfmaschine im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Von Dr. E. Gerland. Hamburg, J. F. Richter. 1888.

Scherenberg. — Kaiser Wilhelm I. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Von Ernst Scherenberg. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1888.

Scherer. — Poetik von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1888.

Schomacker. — Bunte Märchen von Hanna Schomacker. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Schalpe. — Bolke von Bardenfleth. Episch-romantische Dichtung in vier Gesängen aus der Geschichte der Stedinger. Von Georg von Schalpe. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1888.

Steinberg. — Im Heimathshafen. Erzählung aus dem Leben von S. Steinberg, Verfasser von: „Aus der großen Zeit", „Ewig unvergeßlich" u. s. w. Hamburg, Hoffmann & Campe's Sortimentsbuchhandlung. 1888.

Storm. — „Es waren zwei Königskinder". Von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. 29. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Tenca. — Prose e poesie scelte di Carlo Tenca. Edizione postuma per cura di Tullo Massarani. Vol. I & II. Milano, Ulrico Hoepli. 1888.

Thikötter. — Halleluja. Lateinische und deutsche Hymnen von Julius Thikötter. Bremen, M. Heinsius. 1888.

Thikötter. — Das Verhältniß von Religion und Philosophie historisch und kritisch beleuchtet. Vortrag von Julius Thikötter. Bremen, W. Valett & Co. 1888.

Topelius. — Aus hohem Norden. Von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. IV. Band: Vernas Rasen. V. Band: Die grüne Kammer auf Linnais. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1887.

Türck. — Das Wesen des Genies (Faust und Hamlet). Eine philosophische Studie von Hermann Türck. Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann. 1888.

Tuttle. — History of Prussia under Frederic the Great. 1740—1756. By Herbert Tuttle. 2 vols. Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Co. 1888.

Vogt. — Ueber deutsche, besonders Neuwieder Familiennamen. Von Professor Dr. Vogt. Neuwied, Heuser's Verlag. 1888.

Vom Baume der Erkenntniß. II. Ideal und Wirklichkeit. Bremen, Karl Rocco. 1888.

Waetzoldt. — Zwei Goethevorträge „die Jugendsprache Goethe's. — Goethe und die Romantik". Von Stephan Waetzoldt. Berlin, Richard Wilhelmi. 1888.

Werckshagen. — Luther und Hutten. Eine historische Studie über das Verhältniß Luther's zum Humanismus in den Jahren 1518—1520 von C. Werckshagen. Mit einem Vorwort von Prof. W. Bender in Bonn. Wittenberg, R. Herrosé. 1888.

Zabel. — Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Zabel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Ziemssen. — Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild von Ludwig Ziemssen. Mit Illustrationen. 1./3. Lfg. Berlin, Franz Lipperheide. 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Himmelfahrt.

Von

Hans Hoffmann.

Heinz Wichards, dermalen Studiosus der Philosophie, Archäologie und weiterer Kunsthistorien hatte etwas ernstlich gekneipt und in Folge dessen mit seinen Bankgenossen immer tiefgründigere Forschungen angestellt über das Wesen der Dinge, die absolute Idee, den modernen Staatsgedanken, das elektrische Bogenlicht, Goethe's Faust und Raphael's Schule von Athen, die Verderblichkeit des Capitalismus und des Judenthums, die Kantische Ethik, die Kunstbutter, die Freiheit des Willens, die Dressur gezähmter Flöhe und viele verwandte Materien.

Als die Kehlen rauh und die Köpfe dick geworden waren, nahm man im zarten Morgendämmer einen letzten Aufenthalt in einem Wiener Café, woselbst Heinz durch einen seltsamen Schlummerpunsch und den Anblick vieler noch seltsamerer junger Damen in köstlichen Gewändern sich als gesunder Provinziale einen Nachgeschmack so tiefen Ekels erworben hatte, daß er ein peinliches Bedürfniß empfand, ehe er sich zur Ruhe begäbe, noch durch das Anschauen unentweihter Natur sein Auge zu reinigen.

Im Thiergarten fand er nicht ganz, was er suchte; zwar der Maimorgen war thauig und erquickend, das Laub von erster Frühlingsfrische, die Nachtigallen thaten ihre Pflicht: allein es gab da auch allerlei Menschenkinder, die sich störend zwischen ihn und sein Begehren drängten, verschlafene Vagabunden, fragwürdige Liebespaare, fahndende Schutzleute und dergleichen; sein Kopf blieb schwer und seine Seele unerfrischt.

Da entschloß er sich kurz, weckte durch kleine Gewaltthaten einen Droschkenkutscher und endlich sogar dessen Pferdchen und fragte, wann der erste Frühzug von irgend einem Bahnhof irgend wohin ginge. So gelangte er durch Vermittlung eben dieses Kutschers wirklich auf irgend einen Bahnhof und durchforschte auf dem Fahrplan die Namen der nächstgelegenen Stationen. Da fand er einen, der ihn lockend anheimelte. „Paulinenhain". Das war es, was er suchte; das athmete Landluft, Waldfrische, unverfälschte Natur. Unverzüglich löste er den Fahrschein.

Der Zug ging ab, Heinz that ein gesundes Schläfchen und ward erst durch den Schaffnerruf „Paulinenhain" wieder ermuntert.

So war er wie durch Zauber in das Land seiner Sehnsucht versetzt; er fühlte sich herrlich erquickt durch die kurze Ruhe; die häßlichen Nachtgesichte hatte er sich hinweggeträumt.

In Paulinenhain fand er in der That, was er gewünscht hatte: frische Luft und freie Landschaft, wallende grüne Kornfelder, Kartoffeläcker, Bohnengärten, Weideplätze, dazu Sand in unerschöpflicher Fülle: und doch gestand er sich verschämt, daß er sich von dem Ort mit so einschmeichelndem Namen heimlich noch etwas Anderes versprochen hatte.

Da machte er die Entdeckung, daß die Culturwelt hier noch nicht zu Ende sei, sondern daß ein Schienengeleise von der Hauptbahn sich abzweigend noch tiefer ins Innere dieses unbekannten Ländergebietes hineinführe. Er erfuhr auch, daß der scherzende Volksmund dieser Zweigeisenbahn im Hinblick auf die Geschwindigkeit ihrer Züge und die Fülle der Fahrgäste den Kosenamen der „stillen Pauline" gegeben habe.

Die stille Pauline! Wie lieblich das klang! Wie Schalmeien und Herdenglocken, wie die Verkündigung eines nahen Friedens, eines harrenden Glückes, das hier zu erreichen, heute noch zu erreichen war, wenn man ihm entschlossen entgegenging.

Die stille Pauline! Das klang wie der Name einer künftigen Geliebten, eine Fülle von Wohllaut in sich schließend. Eine innere Stimme flüsterte ihm liebevollen Tones zu: Die stille Pauline ist für Dich die Eisenbahn nach dem Glück; wo sie zu Ende ist, dort findest Du, was Du suchtest. Sei klug und folge ihrer Spur. Die Eisenbahn nach dem unbekannten Glück!

Und er löste eine Fahrkarte bis zum Ende der Strecke und bestieg voll sanfter Erwartung einen Wagen dritter Classe.

Er war der einzige Reisende dieses Zuges; der Schaffner überschaute ihn mit neugierigen und bewundernden Blicken, eilte dann mit allen Zeichen gelinder Aufregung an den leeren Wagen hin bis zur Locomotive und that dem Zugführer die Freudenbotschaft kund: Wir haben einen Fahrgast!

Darauf schüttelten sich die beiden Männer fest die Hände wie zu einem stillen Gelübde, über dem Leben der ihrer Amtstreue anvertrauten Menschenblüthe zu wachen und vor Allem jede gefahrvolle Uebereilung zu meiden; zu diesem Behufe eilten sie zunächst Schulter an Schulter in das Wartezimmer und tranken daselbst unter ernstem Schweigen je ein Glas Bier, ohne die freudestrahlenden Augen von dem Schützling abzuwenden, der die Zierde ihres heutigen Reiseunternehmens bilden sollte. Dann verschwanden sie wieder, sich auf ihren Posten begebend.

Dem Jüngling ward über die Maßen wohlig zu Sinn in der friedevollen Einsamkeit dieses Bahnhofes, der für selige Geister gebaut schien und zu dem der Mensch nicht hinkam mit seiner Qual. Freudevoll sinnend versank er tiefer in sich selbst.

Er sah nicht mehr das kleine Stationsgebäude, er sah nicht mehr den sonnenbeschienenen Kiesplatz davor, nicht mehr das schattenfreie Gärtchen, das daneben

von freundlich sorgender Menschenhand für unbekannte Wesen angelegt war; er träumte selbstvergessen nach der anderen Seite in die weite Landschaft hinaus und genoß der wundersamen Sonntagsruhe.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als er sich endlich zu verwundern begann, daß der Zug sich nicht in Bewegung setzte, denn die vorbestimmte Stunde der Abfahrt war längst vorüber. Er lehnte den Kopf aus dem Fenster und bemerkte mit der höchsten Ueberraschung, daß der Bahnhof in der That verschwunden war und zu beiden Seiten offene Felder sich dehnten. Und bei sehr sorgfältigem Achtgeben machte er auch die Wahrnehmung, daß die nächstgelegenen Theile der Landschaft sich langsam bewegten, alle fünf Minuten eine Telegraphenstange an seinem Fenster sachte vorüberzog; ebenso Meilensteine, Pfähle, Bäume, Wärterhäuschen und dergleichen Gegenstände wechselten und glitten, und bald konnte er sich dem Glauben nicht mehr verschließen, daß der Zug sich längst, wahrscheinlich seit einer richtigen halben Stunde, in voller Fahrt befand.

Jetzt entschloß er sich behufs Bestätigung solchen Glaubens auch sein Ohr anzustrengen; und wirklich, bald vernahm er unter sich wie aus tiefem Bergesschacht heraufdringend ein gewisses sanftes Rollen, welches nur in der Umdrehung der Räder auf den Schienen seine Erklärung fand. Nun war es unzweifelhaft, der Zug drang vorwärts, die Dampfkraft arbeitete. Es rollte — rollte — rollte — langsam — langsam — müde — müde. — Ganz allmälig gestaltete sich dieses Rollen für das Ohr des Lauschers zu einer festen Melodie, an deren anmuthige Weichheit sich von selbst die gleichtönig wiederholten Textworte schmiegten:

Pauline — Pauline — die stille Pauline — Pauline — Pauline — die stille Pauline — die stille Pauline — Pauline — Pauline —

Ganz langsam, ganz getragen ging diese Weise gleich einer stillen Choralmelodie; je länger er lauschte, desto müder wollte sie ihm vorkommen, desto schläfriger das Rollen der Räder, desto träger das Rücken der Stangen und Bäume.

Wie langsam ging doch die hoffnungsvolle Eisenbahnfahrt nach dem Glück!

Es kam ihm der Wunsch, auszusteigen und entweder dem Zuge voranzufliegen oder durch Schieben und Ziehen seine Geschwindigkeit noch zu erhöhen; jedoch die Trägheit der Räder hatte etwas seltsam Ansteckendes: er konnte sich nicht dazu aufraffen, ernstlich die Glieder zu regen; er blieb sanft hingelehnt sitzen und starrte wie zuvor ins Weite hinaus.

Pauline — Pauline — die stille Pauline — die stille Pauline — Pauline — Pauline —

Zuweilen, wenn die Eisenbahn einen Landweg kreuzte und auf diesem im Bereich des menschlichen Gesichts ein anderweitiges Gefährt zu entdecken war, ließ die Locomotive ein väterlich warnendes Klingeln vernehmen, worauf jener Kutscher, wenn er nicht mehr als einen Steinwurf entfernt war, die Gangart seiner Pferde ein wenig beschleunigte, um noch vor dem Zuge über den Bahndamm zu kommen. Dieses gemüthlich menschenfreundliche Klingeln war der einzige kräftigere Laut, der in die sonnige Vormittagsruhe nicht störend, sondern milde belebend eindrang.

Auf einmal bemerkte der Reisende zur Linken hart an der Bahn wieder ein rothes Ziegelgebäude, einen leeren, sonnigen Vorplatz und ein schattenfreies Gärtchen daneben, und da dies Alles bei scharfer Beobachtung fünf Minuten lang die Stellung zu seinem Auge nicht veränderte, so schloß er daraus, daß der Zug halten müsse.

Diese Berechnung ward bestätigt durch das Auftreten des Schaffners und des Zugführers, welche, je ein Glas Bier in der Hand tragend, auf den Stationsvorsteher eindrangen und denselben, nach der Richtung ihrer Blicke und nach ihrer stillen Aufregung zu urtheilen, schonend auf den Anblick eines Fahrgastes vorbereiteten. Bald trat auch der Postbeamte dazu, und alle vier Männer schüttelten sich unter erneuten Gelübden die Hände.

Nachdem solcher Art wieder eine sanfte halbe Stunde dahingeglitten war, trat ein Ereigniß ein, welches die Fassung des Bahnpersonals auf eine gewaltsame Probe setzte. Es schien, als seien heute alle Dämonen losgelassen.

Aus dem Gärtchen trat und den Kiesplatz durchquerte ruhigen Ganges ein junges Mädchen mit einem Strohhut auf dem Kopf und fünf Körben oder Kiepen in den Händen, mit der gar nicht zu verkennenden Absicht, den Zug zu besteigen.

Von Staunen und Amtsbegier gestachelt, bewegte sich der Schaffner vorsichtig in schräger Linie auf die Bahn des Mädchens zu, so daß er dasselbe erreichte, kurz bevor es an die Wagenreihe gelangt war. Er grüßte mit bewundernder Höflichkeit und öffnete die Thür des Fahrgelasses, in welchem sein anderer Schutzbefohlener saß. Es erschien ihm wohl naturgemäß, daß zwei so merkwürdige Menschenkinder auch räumlich zu einander gehörten.

Das junge Mädchen stutzte im ersten Augenblick, als es den früheren Insassen des Wagens entdeckte, doch nach einer kurzen, ruhigen Musterung seiner Person stieg sie ein und ließ sich mit kühl unbesorgtem Gruße in der gegenüberliegenden Ecke nieder, sich nur für alle Nothfälle aus ihren Körben und Kiepen einen Kranz von vorgeschobenen Schanzwerken in der Eile herstellend.

Nun konnte die äußere Erscheinung des Reisenden eine nicht überängstliche Dame füglich beruhigen; er war anständig, doch ohne auffallende Pracht gekleidet, trug weder blanke Metallknöpfe noch Waffen zu Hieb oder Schuß, nicht einmal einen Knotenstock, sondern einzig eine schlanke Wandergerte, welche selbst den Zweck einer Stütze nur sinnbildlich andeutete, besaß dunkle Haare und dunkle träumerische Augen, wie sich auch ein schwärzlicher Bart von geringer Mächtigkeit um seine Wangen kräuselte; sein jugendlich weiches Gesicht erhielt einen festeren Halt durch eine ziemlich kühn vorspringende, übrigens nach der Behauptung von Kennern nicht ganz übel gebogene Nase. Eine feinere Ausmalung des Eigenbildnisses, denn um ein solches handelt es sich für den Berichterstatter, würde sich weder mit der Bescheidenheit noch mit Lessing'schen Kunstregeln gut vereinigen. Thatsache ist nur, daß Heinz Wichards einen gewissen Stolz auf den rein germanischen Typus seiner Gesichtsbildung der Dunkelfarbigkeit zum Trotz nicht immer ganz unterdrücken konnte. Denn er hatte als archäologischer Kunstkenner die Theorie aufgestellt und verfochten, das echt germanische Profil unvermischter Rasse sei dem althellenischen weit näher verwandt als das römisch-

italienische und dem letzteren an Adel der Form überlegen; etwas tiefer stellte er den keltischen, demnächst den slawischen Typus, und noch geringer ward von ihm der semitische nebst dem armenischen geachtet. Doch von solchen theoretischen Ueberzeugungen nur beiher.

Dieser Heinz Wichards betrachtete heimlich sein weibliches Gegenüber und gewann die Ueberzeugung, daß in ihren Adern nicht ein Tropfen slawischen Blutes fließen könne, während er sonst in diesen Gegenden eine sehr merkbare Rassenmischung beobachten wollte.

Das erregte sogleich sein künstlerisches Wohlgefallen, welches sich dann auf mehr einfach menschlichem Grunde mit wunderbarer Geschwindigkeit verstärkte. Er hatte plötzlich die Empfindung, als sei es gerade dieses Mädchen, nach dessen Anblick er sich in seiner dumpfen Morgenstimmung gesehnt und das zu suchen er ausgezogen war. Ihr Antlitz leuchtete Gesundheit, Frische und Klarheit; die Augen blickten gerade und einfach vor sich hin, in unbefangener Ruhe, nicht dreist und nicht zimperlich; ihre Haltung und Bewegung war getragen von einer festen Gegenständlichkeit, die nicht nach Anderer Blicken fragt, sondern behaglich in sich selber ruht. Und das gab ihrer Erscheinung eine Stille und beinahe eine Weihe, als ob in ihrer Seele beständig Sonntag sei.

So saß sie und blickte still und gedankenvoll vor sich hin. Heinz starrte sie gebannt wie in einer Entzückung an.

Pauline — Pauline — die stille Pauline — die stille Pauline — Pauline — Pauline — legte es sich jetzt deutlich wieder in sein Ohr, aber mit einem volleren und noch traulicheren Klange als zuvor; ihm schien, als habe der einfache Text einen neuen und köstlichen Inhalt gewonnen.

Er merkte aber auch an diesem Klingen, daß der Zug sich heimlich wieder in Bewegung gesetzt hatte, und that einen Blick zum Fenster hinaus, um sich dessen zu vergewissern. Da fand er, daß die schlichte Landschaft umher sich auf eine räthselhafte Weise verwandelt hatte.

Es lag ein wunderbarer Duft über den stillen Feldern, davon er zuvor nichts wahrgenommen, nicht verschleiernd und trübend, nicht wie der Herbstnebel oder der schwebende Sommerdunst, sondern ein Duft, der zugleich die Klarheit selber war, vielleicht als wenn ein leise rinnender See unendlich klaren Wassers sich über die schimmernde Weite ergösse. Ein Duft so zart, daß ihn nicht die Augen zu sehen, sondern nur die Seele zu empfinden schien, die sich still genießend eine süße Heiterkeit daraus sog.

Fernher durch die Klarheit der Luft drangen schwingende Töne, gemischt aus Herdengeläut und gedämpftem Dröhnen von Kirchenglocken, in grenzenloser Weite sanft verschwimmend; ja, man meinte sogar das Summen der Bienen und Hummeln über dem Klee zu vernehmen: so wenig störte das Eisenfuhrwerk das friedliche Weben der Natur.

Kirchthürme winkten von hier und von dort mit gastlichem Gruß über das flache Land einander zu: die trauliche Kraft der Ebene, Leben an Leben zu binden, wo des Gebirges Grenzwälle das bewohnte Thal vom Nachbarthal vereinsamend scheiden.

Am letzten Rande des Sehfeldes dehnten sich dunkle Kiefernwälder, bläulich

überschimmert; es schien nicht, als ob sie den Ausblick ins Endlose beschränkten, sondern eher das Auge mit Zauberkraft fortleiteten über den scharfschneidenden Horizont hinaus in dämmernde, vielverschlungene, geheimnißvolle Waldwege voll Harzduft und Sonnenbrüten und Käferschwirren, immer weiter und weiter, bis sich glänzend die Sicht aufthäte in das offene Land des Glückes —

Aber das Glück hatte ja schon seinen schweigenden Fittig niedergesenkt über das frühlingsduftige Ackerland zwischen den schützenden Armen der Kiefernhaiden; Friede lag über den leuchtend rothen Dächern der Dorfhäuser, die der mittägige Herdrauch überkräuselte; Friede über den heckenumzäunten Vorgärten, in denen neben Erbsen und Schnittlauch und Mohn auch manches Maiglöckchen und Vergißmeinnicht blühte; Friede über den kleinen rundlichen Seen, deren träumerisches Blau die gesunde Gleichmäßigkeit der Aecker heiter unterbrechend belebte.

Der Himmel aber spannte das reine, tiefe Blau des wolkenlosesten Maimorgens darüber.

Heinz wandte sein Auge erquickt wieder zurück auf das frische Gesicht des fremden Mädchens: da meinte er, daß er immer noch in dieselbe Morgenschönheit stillsonniger Landschaft hineinblicke, so gleich blieb sich die Empfindung seiner Seele. Nur fühlte er, je länger er schaute, einen immer wärmeren Hauch, der ihm bald wie ein Gruß aus Kindertagen, bald wie eine liebliche Zukunftsverheißung erscheinen wollte. So ward es ihm ein dauerndes Lustgefühl, sie anzusehen und abzuwarten, was des Glückes weiter kommen sollte.

Mit unerschütterter Geduld trödelte der gemächliche Wagenzug weiter durch das sonntägliche Gelände, nur zuweilen wieder einen sonnig einsamen Halteplatz erreichend, nur zuweilen sein gutherzig mahnendes Bimbim über die freien Feldwege sendend. Ebenso unerschüttert betrachtete der Jüngling die Landschaft und das schöne stille Mädchen, welches nun die klaren Augen geschlossen hatte und in einen friedlich nickenden Halbschlaf verfallen war.

Die Landschaft verwandelte sich nicht, wie wenn auch sie in ihrem Festbehagen leise entschlummert wäre; ein Dorf glich dem anderen und ein Haus dem Nachbarhause; die Felder und die Wiesen und die Seen sahen einander gleich wie Zwillingsbrüder, und die umschließenden Wälder rückten einander weder näher noch ferner. Ueber dem Allen lag es wie ein schweigender Frühlingstraum.

Und wie der Raum, so schien auch die Zeit still zu stehen, weil Niemand ihrer achtete, Niemanden es kümmerte, ob es vorwärts ginge oder nicht, ob langsam ob schnell; das einzige, rhythmisch bewegte Maß des Lebens in der Zeit gab die gleichmäßig fortsummende Weise:

Pauline — Pauline — die stille Pauline — die stille Pauline — Pauline — Pauline —

Endlich aber kam doch ein Augenblick, da das junge Mädchen den Reisebegleiter eine kurze Weile schärfer ins Auge faßte und dann auf einmal mit unbefangenem Freimuth fragte:

„Sie fahren auch bis Blinicke?"

Er nickte mit stummer Zustimmung; es war ihm selbstverständlich, daß ihr

„auch“ ihm sein Reiseziel wies, wenn auch sein Fahrschein auf einen anderen Ort lautete.

Ihre Frage selbst, so plötzlich sie kam, war ihm gar keine Ueberraschung; er hatte das Gefühl, als habe er lange schon unbewußt nur darauf gewartet, daß sie ihn anrede mit ihrer ruhigen, klaren Stimme.

„Und gehen dann nach Sommersdorf?“ fragte sie ebenso gleichmüthig weiter, als ob das eine ganz selbstverständliche Sache wäre. Und ihm war es eine selbstverständliche Sache; er nickte wieder bejahend.

„Zum Pastor!“ fuhr sie fort, mehr schon die Thatsache feststellend als bloß fragend.

Er nickte. Selbstverständlich zum Pastor!

Klang doch das erst ganz wie ein Ruf des künftigen Glückes und zugleich wie ein neuer Gruß aus vergangener lieber Zeit. Denn er selbst war das Kind eines kleinstädtischen und ländlichen Pfarrhauses. Ein Heimathgruß.

„Ich bin die Tochter,“ sagte sie einfach; und er nickte abermals ohne Worte. Hatte er das nicht längst mit beglückender Sicherheit vorhergewußt? Natürlich heißt sie auch Pauline! dachte er nur heimlich dazu und fragte nicht, denn er wußte es.

Pauline — Pauline — die stille Pauline —

Ruhig schwamm der Wagenzug seine stillen Bahnen weiter; Beide schwiegen wieder; er fühlte sich jetzt ganz im Zauberbann des fremden Mädchens, das ihm mit jeder Minute wunderbarer bekannt erschien. Er gehörte zu ihr, unabänderlich, ein glückseliger Gefangener, für alle Zeit, das wußte er nun; sie war das Wesen, das er von Urbeginn seines Denkens dämmernd geahnt, immer in tastender Sehnsucht gesucht und nun sicheren Blickes gefunden und wiedererkannt hatte. Und mehr noch wußte er: sie gehörte auch zu ihm; woher denn sonst wäre ihr die Offenbarung gekommen, daß auch er nach Sommersdorf zum Pastor wollte? Sie gehörte zu ihm wie die Blüthe zum Frühling, wie die Frucht zum Herbst, mochte sie es jetzt schon wissen oder nicht; der Augenblick würde kommen, da es auch ihr sich offenbarte als etwas Sicheres, Vorbestimmtes, Immergewesenes, und da sie es einander mit freien Worten sagen würden . . . wenn es dann der Worte noch bedurfte . . .

Pauline — Pauline — die stille Pauline — die stille Pauline — Pauline — Pauline —

Mitten in dem Schweigen und stillen Gleiten machte sich einmal wieder ein Halten leise merkbar, und die ernste Stimme des Schaffners verkündete: „Station Blinicke“.

Die beiden Reisenden entstiegen dem nun verödeten Zuge, überschritten den sonnigen Kiesplatz und wandelten mit einander einen sandigen Feldweg landeinwärts. Heinz hatte ihr schweigend einige ihrer Körbe abgenommen, was sie schweigend duldete. Sie schwiegen auch jetzt noch, und alles Andere blieb auch wie zuvor: die strahlende Sonne, das stille Gelände, der webende Duft, das Glockenläuten, der ferne Waldesschimmer und das süße Vorgefühl des nahenden Glückes.

Das Mädchen erschien im Gehen noch schöner als vorher; die Neigung ihres

Kopfes nach vorn und zugleich ein wenig seitwärts war so lieblich. Sie sah nicht auf, redete nicht und kümmerte sich nicht um ihren Begleiter; die Breite des Weges lag zwischen ihnen, und sie ließ ihn im Wandern immer um einen Schritt hinter sich zurück; sie wollte das so, er fühlte es aus einem unmerklichen Wink ihrer Brauen, und er ließ es geschehen, ohne zu fragen, warum? Alles, was sie that, war so sicher und unbefangen und verbot eine Frage. Und sie gehörten ja doch zusammen. Und noch mehr: ein träumerischer Aberglaube überkam ihn mit voller Macht wie ein Mittagszauber: Sobald du eine Frage thust, so entschwebt der Duft von den Feldern und Wäldern und von dem Antlitz der stillen Jungfrau selbst, so entschwindet das Glück, dem du schweigend entgegenziehen sollst!

Und er fragte nicht und redete nicht und zog dem Glücke schweigend entgegen.

Sie gingen zwischen Aehrenfeldern; in den hohen grünen Halmen wiegte sich wohlig der Mittagswind; manchmal schien ein winzig schmaler Pfad ins Korn zu laufen, vielleicht von einem Thiere oder einem blumensuchenden Kinde getreten, und verlor sich schlängelnd zwischen den Aehren ins Ungewisse. Dann zitterte er wohl, das Mädchen und das Glück könnten ihm plötzlich auf solchem geheimnißvollen Pfade entschwinden, und dann war er gewiß, es niemals wiederfinden zu können.

Sie schritten hart am Rande eines kleinen Sees vorüber; von der Fluth her wehte eine leise Kühlung; bei einer scharfen Wendung des Ufers sah er plötzlich das Spiegelbild der vor ihm Wandelnden unter sich in der blauen Tiefe schwanken; und wieder ergriff ihn ein Bangen, als sei sie es selber, die dort eben hinabtauche in ein unterseeisches Zaubergefilde, um ihm auf ewig verloren zu sein.

Jetzt hob sich der Weg mit sanfter Steigung aufwärts; auf der Anhöhe breitete sich eine Kiefernschonung aus. Sie traten ein in den enggeschlossenen Waldbezirk; es waren junge Bäumchen in dichtem Bestand; zwischen den Stämmen sah man in eine schwärzliche Dämmerung hinein. Es war heiß in dem engen Wegraum, der ohne Lufthauch die ganze Kraft der Sonne in sich fing; das Mädchen setzte sich, als die Höhe erreicht war, auf den Wegrand nieder, im weichen Moose ausruhend. Heinz that das Gleiche auf der anderen Seite des Weges und sah sie an; glänzend hob sich ihre Gestalt von dem düsteren Hintergrunde ab. Sie brach einen Kiefernzweig ab und wand ihn wie einen Kranz um ihren Strohhut; das stand ihr seltsam schön zu Gesicht, wie es der bunteste Blumenschmuck nicht gekonnt hätte; das matte Grün der Nadeln hob die Frische ihrer eigenen Farben; ihre Wangen leuchteten süße Gesundheit.

Der Harzgeruch quoll mächtig und fast berauschend; das unendliche Kleinleben des Waldes that sich kund in einem sanften, gleichmäßigen Summen und Schwirren.

Der sandige Weg lag scheidend zwischen ihnen, aber es war ihm, als rückte er ihr willenlos näher und näher, als versänke seine verlangende Seele ganz in ihre räthselhaften Augen. Aber doch blickten diese Augen klar und kühl an ihm vorüber ins Leere; in den schönen blauen Sternen schwamm ein wesenloser Schimmer.

Noch ist ihr Herz nicht ganz erwacht! dachte er, noch ruht das letzte Glück wie ein Dornröschen träumend in ihrer Brust verborgen. Aber Geduld! Es wird erwachen, sobald sie aus dem Zauberbann der schleiernden Walddämmerung hinaustritt ins freie Licht, unter die Wohnungen gesunder Menschenkinder. Noch harrt ihr Herz nur des freudigen, des klug entdeckenden Befreiers!

Das Mädchen erhob sich und schritt ruhig den gesenkten Waldweg abwärts, ohne sich mit Wort noch Blick nach ihrem Begleiter umzuthun; er folgte ihr schweigend, willenlos.

Schneller als es den Anschein gehabt, nahm der Wald sein Ende, und wieder umspannte sein Auge von der geringen Höhe aus endlose Weite, vom Sonnenduft segensvoll überschimmert. Wieder die Ferne, immer die ahnungsreiche Ferne, die ihm das Wunder seines Glückes verhieß! Ganz hinten am äußersten Rande der Ebene kräuselte sich ein weißes Wölkchen, beweglich, eilig weiterrückend — vielleicht, vielleicht war das erst die letzte Eisenbahn nach dem Glück; und er wird sie finden, wenn er in langer, traulicher Wanderung mit dem geliebten Wesen die große Weite durchmessen, sich ganz ins Grenzenlose mit ihr verloren haben wird — dort hinaus in die schimmernde, räthselhaft verschwimmende, zaubermächtige Weite.

Um eine kurze Strecke abwärts aber veränderte eine Biegung des Weges das Bild vollkommen. Obstbäume und niedrige Häuser mit rothen Ziegeldächern fingen den Blick ein und zogen ihn die breite Dorfstraße hinab bis an die Kirche, deren grauer Unterbau durch eine Gruppe prachtvoller Linden halb verdeckt wurde. Ein tiefes Sonntagsschweigen ruhte über dem Ganzen; keine Menschenseele war zu erblicken, nur ein leichter Rauch kräuselte sich, ein kräftiger Fliederduft wallte von den Gärten her, und sonniger Glanz leuchtete über den Dächern.

Schweigend führte ihn das Mädchen in die sonnig einsame Straße hinein; unwillkürlich nahm er den Hut vom Kopfe, so heilig dünkte ihn der sonntägliche Friede des Ortes und die Nähe seines Glückes.

Neben der Kirche lag das Pfarrhaus, weiß glänzend, mit einem stillblühenden Gärtchen davor. Weitgespannte Zweige von Zwergobstbäumen rankten sich unter den Fenstern empor.

Sie durchwandelten den Gartensteig und traten in den kühlen Hausflur; auch hier dieselbe einsame, ahnungsvolle Stille wie draußen überall.

„Sie sind Alle in der Kirche; wir haben nämlich heute Himmelfahrtstag," erklärte das Mädchen im Tone einer ruhigen Belehrung, als ob sie zu dem schuldlos unwissenden Bekenner eines wildfremden Glaubens spräche.

Sie führte ihn an einer offenen Thür vorüber, die ihn einen Blick in die Wohnstube thun ließ; und alsobald überströmte ihn ein Heimathgefühl des sanftesten Behagens: ganz so hatte es im Hinterstübchen seines Vaterhauses ausgesehen: das alte steiflehnige Ledersopha, die schneeweißen Gardinen, die alte derbtickende Standuhr in der Ecke neben dem Wandschrank, der großmächtige Eichentisch, eine fröhliche Kinderschar zu bewirthen bereit, selbst der große vergilbte Kupferstich nach Lionardo's Abendmahl, das Alles winkte ihm wie ein Gruß aus eigener Kinderzeit. Mit einem Schauer der Andacht schritt er vorüber.

Sie traten hinaus auf den mäßig großen Hofraum mit Ställen und kleineren

Wirthschaftsgebäuden. Der Pferdestall stand offen; zwei stattliche Braune, glatt von Haut und prall von Schenkeln, kauten behäbig an ihren Krippen.

Heinz musterte das Alles mit Wohlgefallen. Ein ganz homerisches Bild! dachte er.

Der Kuhstall war leer, aber an der Ordnung und blanken Sauberkeit darinnen meinte er ermessen zu können, wie kräftige und fette Rinder ihn abends füllen mochten.

„Es ist jetzt keine zu verkaufen," sagte die Pfarrerstochter, „und ein Kalb erwarten wir erst in einigen Wochen."

Auch das klang homerisch: wie gesund, wie klar verständig!

Jetzt öffnete sie ein Thürchen und ließ einen hellen Lockruf ertönen. Ein halbes Dutzend allerliebster Ferkelchen kam herausgepoltert, und ein üppiges Mutterschwein wälzte sich schwerfällig hinterher. Das Mädchen blickte mit einem harmlosen Stolze auf die lustigen Geschöpfe hinab, wie man ein selbstgefertigtes oder neu erworbenes Kunstwerk einem befreundeten Kenner vorweist.

„Wo bleibt der göttliche Sauhirt?" dachte Heinz. Eine Fülle gesunderer Daseinslust durchwärmte ihn. Eine süße Lust regte sich, dem zart anschwebenden Glücke eine freudige Kraftthand entgegenzustrecken.

Eben zog ein zartes weißes Wölkchen wie ein Frühlingstraum über ihren Häuptern hin; ein paar Tauben gurrten zärtlich in der Dachrinne und spreizten wohlig die Flügel in dem köstlichen Sonnenglanz; ein Schmetterlingspärchen tummelte sich in gaukelnder Jagd um den Hollunderbaum, der sich blüthenreich über die Mauer lehnte. Und von draußen her klang jetzt mit gedämpftem Schall die Orgel und einfallender Chorgesang.

Er sah mit einem vollen Blick das Mädchen an; noch ruhte der Fichtenkranz über ihrem schönen Köpfchen; in so gesundem Lebenssonnenschein wallte seine Seele auf zu lieberer Hoffnung.

Auch sie sah ihm voll ins Auge mit der ruhigen Klarheit ihres sicheren Blickes und sagte gelassen:

„Sie sind so schön!"

Ein fremdartiger Hauch durchzitterte ihn. Welch' seltsame Aufrichtigkeit Aber auch das ist homerisch, ein Ton der unbefangensten, sicheren Natur! Und das nie gehörte Lob begann ihn mit neuer Süße zu durchströmen. Sie aber fügte im Ton zutraulichen Aufmunterns oder Zuredens freundlich hinzu:

„Und so prachtvoll fett."

Heinz starrte sie entsetzt und schaudernd an. Ihn schwindelte, er begriff nichts, sein Geist war mit einem Schlage wie zerrüttet. „Ich?" stotterte er in namenloser Verwirrung.

„Nein," sagte sie hell auflachend, „aber die Ferkel. Und ich denke doch, wir werden handelseins werden, wenn Vater zurückkommt. Aber unter dem Preise läßt er sie nicht ab, das sage ich Ihnen gleich."

Heinz stand wie entgeistert.

„Ich soll Ferkel kaufen?" stöhnte er. „Ich?"

„Nun aber natürlich," gab sie freundlich zurück, „Sie sind ja doch der Herr Jude, den Vater herbestellt hat?"

Heinz schüttelte sich; ein eisiges Frösteln überrieselte ihn mitten im Sonnenschein. Und er fühlte es feucht und verdunkelnd in sein Auge steigen. Er verbeugte sich hastig und stürzte durch den Hausflur und den Garten ins Freie hinaus.

Draußen begegneten ihm die Kirchgänger, die Dorfgasse mit lautem Leben erfüllend. Platte, rohe, grobgehauene Gesichter, ohne Leben, ohne Geist. Und wie plump war diese Kirche gebaut! Wie schäbig sahen die Häuser aus, wie armselig, nüchtern die dürren Gemüsegärten davor! Und öde und langweilig draußen vor dem Dorfe die mageren Aecker, eintönig, stumpf und kahl der Blick in die gleichgültige Ferne, reizlos die dürftige Kiefernschonung, kläglich die Wassertümpel mitten in den sonnverbrannten Sandflächen, die wie schlechte Lumpen überall in die Saatenfelder eingeflickt waren.

Trübe und zerschlagen kam er auf der Station Blinicke wieder an; traurig wartete er stundenlang in grauer Dumpfheit auf den nächsten Zug, und traurig trödelte er mit unerhörter Langsamkeit die trostlose Strecke bis Paulinenhain zurück. In seinen Ohren aber klang mit qualvoller Gleichförmigkeit unverwüstlich die ewige Melodie:

Pauline — Pauline — die stille Pauline — die stille Pauline — Pauline — Pauline — —

Berlin und Frankfurt.

Mit ungedruckten Briefen aus den Jahren 1848 und 1849.

> Jetzt erscheinen diese Zwiste fast lächerlich,
> damals waren sie von unabsehlicher Bedeutung.
>
> Radowitz, Neue Gespräche aus der Gegenwart, 1, 191.

I.

In den Maitagen des Jahres 1848, als der Völkerfrühling noch in voller Blüthe stand, kam in Berlin eine Flugschrift heraus: „Das neue deutsche Reich und sein Kaiser". Eine warme beredte Vaterlandsliebe führte hier das Wort. Bald an die Empfindung, bald an das Urtheil wandte sich die begeisterte Sprache. Was aber der Schrift vor anderen Werth und Bedeutung gab, war der Nachdruck der geschichtlichen Begründung und die Sicherheit, mit welcher auf das einzige Ziel hingewiesen wurde: die Aufrichtung des deutschen Kaiserthums im Hause der Hohenzollern:

„Nicht verklungen ist der Schwur, den einst Max von Schenkendorf gethan: zu predigen und zu sprechen vom heiligen deutschen Reich. Tausende haben ihm in Begeisterung nachgeschworen; alle großen Erinnerungen in unserer Nationalgeschichte, alle Hoffnungen für die noch nicht erfüllte Bestimmung unseres Volkes, alle Ideale in Vergangenheit und Zukunst knüpfen sich an das hehre Losungswort eines deutschen Kaisers ..... Ein Süddeutscher, der seine Sprache so wenig als sein Gefühl verlernt hat, den nichts als ein dritthalbjähriger, theils am Rhein, theils in Berlin zugebrachter Aufenthalt an Preußen knüpft, sucht in diesen Blättern seine Ueberzeugung darzuthun, daß nur aus der innigen Verschmelzung Preußens mit dem übrigen Deutschland dem gemeinsamen Vaterlande Segen und eine große Zukunst erblühen könne und deßwegen Preußen die Hegemonie zukomme; nicht subjective Meinung und Neigung, sondern die Geschichte und die lebendigen Zustände und Bedürfnisse sollen darüber entscheiden."

Der Süddeutsche, der so redete und den Vorurtheilen, welche gegen diese Lösung damals noch übermächtig bestanden, mit so viel Scharfsinn als Wissen entgegentrat, nannte sich Otto Abel. Er war ein junger schwäbischer Gelehrter, der in Berlin seine Studien vollendete, auf die akademische Laufbahn sich vorbereitete und inzwischen bei dem Pertz'schen Unternehmen der „Monumenta Germaniae" mit Hand anlegte. An der Sprache, wie an den Ideen erkannte man den Landsmann und Gesinnungsverwandten Paul Pfizer's; aber er war auch durch eine gründliche geschichtliche Schule gegangen. An den wohlerwogenen Umrissen einer deutschen Verfassung, welche die Vermittlung zwischen dem geschichtlich Gewordenen und dem Einheitstrieb des Volkes suchte, erkannte man zugleich den Schüler Dahlmann's. Eben als Abel die Feder aus der Hand

legte, wurde der Reichsverfassungsentwurf bekannt, den Dahlmann im Namen der siebzehn Vertrauensmänner des Bundestages ausgearbeitet hatte. Auch Dahlmann zielte mit seinem erblichen Oberhaupt auf den König von Preußen, doch wurde dieser noch nicht genannt. Und wenn die „Deutsche Zeitung" wiederholt das preußische Erbkaiserthum empfohlen hatte, so war diese Lösung an die Bedingung geknüpft, daß zuvor der König von Preußen sowie der Thronfolger abdanken müßten. Die Persönlichkeit beider galt damals, selbst den überzeugtesten Anhängern dieser Idee, als ein unübersteigliches Hinderniß. Seit den unglücklichen Märztagen waren die Freunde der preußischen Führung tief entmuthigt. Im Südwesten des Vaterlandes erhob die Demokratie ein lautes Geschrei, daß es mit dem Berufe Preußens aus und vorbei sei. Hoch empor loderte der Haß gegen den mächtigsten deutschen Staat und gegen sein Heer, das einzige Volksheer im Vaterland. Der König selbst wurde mit Schmähungen überhäuft. Gegen die „landesverrätherische Rotte" im Süden wandte sich daher jene Flugschrift des jungen Schwaben besonders in strafenden Worten. Für den König, selbst für den schwarzrothgoldenen Umzug vom 21. März, trat sie mit Muth und Nachdruck ein. In Preußen wurde manches Gemüth durch des Süddeutschen warme Worte wieder aufgerichtet. Aus der Tiefe eines schwer verwundeten Preußenherzens schrieb ihm eine edle Frau Worte heißen Dankes: „Sie sind kein geborener Preuße; aber Sie sind ein Deutscher, im schönen Sinne des Wortes, der mit alter treuer Liebe sein ganzes Vaterland umfaßt. Gott lohne Ihnen jedes Wort der Anerkennung, jedes Wort versöhnender Milde, welches Sie für den mißachtetsten Theil Ihres Vaterlandes gesprochen haben. Es wird vielleicht dereinst der Tag kommen, wo das jetzt so innerlich zerstörte und nach außen so verspottete Preußen wieder die ihm sonst gewordene Achtung gewinnt — dann wird Ihnen Ihr eigenes Gefühl und auch manche fremde Stimme sagen, daß auch Sie treu gearbeitet haben an diesem Werke der Gerechtigkeit."

Eine unmittelbare Wirkung hatte die bei W. Hertz erschienene Schrift für den Lebensgang des vierundzwanzigjährigen Gelehrten. Sie kam in die Hände einflußreicher Personen im Staat und am Hof und lenkte die Aufmerksamkeit auf ihren Verfasser. Die Prinzessin von Preußen wünschte seine Bekanntschaft zu machen und Alexander von Humboldt. Ernst Curtius, damals Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, vermittelte seine Einführung bei der Prinzessin auf Schloß Babelsberg. Alexander von Humboldt schrieb am 23. Juni an Ernst Curtius: „Ich kann Ihnen nicht lebendig genug ausdrücken, welche angenehme Erscheinung mir Abel gewesen ist; Ausdruck des Talentes, Einfachheit, Kraft und Frische, allem Berlinismus fremd". Noch wichtiger war es für Abel, daß er durch Lepsius und dessen Reisegefährten in Aegypten, Heinrich Abeken, damals Legationsrath in außerordentlichen Diensten, bei dem Freiherrn Heinrich von Arnim eingeführt wurde, der seit dem 21. März Minister des Auswärtigen war. Arnim erkannte in jener Schrift dasselbe Programm, für das er selbst den preußischen Staat einzusetzen Willens war. Er forderte Abel auf, in die Dienste des Auswärtigen Amtes zu treten, und dieser verließ in den Tagen, da Niemand sich einem Rufe für die Sache des Vaterlandes entziehen durfte, die Pfade der Wissenschaft, um ein Jahr später, enttäuscht und reich an schmerzlichen Erfahrungen, zu denselben zurückzukehren.

Heinrich von Arnim hatte schon in der bekannten Denkschrift vom 17. März zu einer kühnen Initiative Preußens in der deutschen Frage aufgefordert. Der

Augenblick sollte rasch benützt, der Weg der langsamen Entwicklung verlassen, die Erhebung „im Fluge“ gewagt, die Mittelstufen, „die unter dem Fuße brechen würden“, übersprungen werden. Von einer Aufforderung an Fürsten und Ständekammern hoffte er, daß der unverzüglich einzuberufende preußische Landtag zum deutschen Parlament sich erweitern und erfüllen werde. Die Katastrophe vom 18. März warf dieses Programm über den Haufen. Doch rasch entschlossen, vom Augenblick beflügelt, gedachte Arnim eben dieses Hinderniß zu einem Förderungsmittel von zwingender Gewalt zu machen. Die revolutionäre Strömung sollte in die Bahn der Einheitsbewegung gelenkt werden. Arnim gewann den erschütterten König für seinen kühnen Plan. Auch ein rechnender Staatsmann konnte in diesem Augenblick sich versucht fühlen, Alles auf eine Karte zu setzen: der Umzug vom 21. März mit der Proclamation: „Preußen geht fortan in Deutschland auf“ war entweder ein verunglückter Theaterstreich oder ein überwältigender Erfolg. Das Wagniß wurde gemacht. Andern Tages sollten die schmählich ausgewiesenen Truppen zurückgeführt und die Revolution geschlossen werden. Einem Staate, der in drei Tagen seine Revolution siegreich beendet, würden sich, so hoffte Arnim, Fürsten und Völker vertrauend anschließen, um in gemeinsamer Berathung mit ihm das neue deutsche Reich aufzurichten.

Arnim selbst hat später die „That des 21. März“ wiederholt vertheidigt. Daß sie erfolglos war, schrieb er der Macht der Verhältnisse und der Kleinheit der Menschen zu, oder wie er ein anderes Mal sagte: „Deutschland war noch nicht reif für den Gedanken der Einheit mit und durch Preußen.“ Hohn und Verachtung war die Antwort des deutschen Volkes. Der preußische Staat, durch die Umwälzung in seinen Tiefen erschüttert, vermochte nur mit Mühe die Autorität in seinen eigenen Grenzen aufrecht zu halten: wie konnte führen, der seiner selbst nicht mächtig war? Nicht einmal die sofortige Rückberufung des Heeres wurde gewagt. Der König aber konnte den 21. März, der statt einer Staffel zum Ruhm eine Demüthigung geworden war, nicht wieder verzeihen, und Arnim machte bald die Erfahrung, daß man wohl Jemanden zum Unterlassen, zum Sichenthalten bestimmen könne, nicht aber zum Handeln und zum Entschluß. „Der König“, schrieb er am 5. Mai an Stockmar, „will gewiß das Beste des Gesammtvaterlandes, aber der Gedanke geht ihm noch schwer ein, daß er sich den dringenden Umständen dahin unterordnen muß, daß er sich obenan stellt.“ Stockmar aber urtheilte, nachdem er im Juni den König persönlich kennen gelernt: „war es sittlich gerechtfertigt und politisch rathsam, den so beschaffenen Herrscher in ein großes politisches Unternehmen hineinzutreiben, dem dessen innerste Natur widerstrebt?“ Die günstige Stunde aber war verloren. Statt der kühnen Initiative ließ Preußen gleich den kleineren Staaten unthätig die Dinge gehen und unterwarf sich stillschweigend der süddeutschen Bewegung, welche zu einem souveränen Volksparlament drängte. Schon Ende Mai bat Arnim um seine Entlassung. Als er am 9. Juni beim Heraustreten aus der Nationalversammlung, die über den Berends'schen Antrag (Anerkennung der Revolution) verhandelt hatte, von einem Volkshaufen beschimpft und mißhandelt worden war, wiederholte er sein Gesuch von Neustadt-Eberswalde aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, und am 20. Juni wurde ihm die Entlassung bewilligt. In seiner lebhaften Einbildungskraft sah er eine republikanische Schild-

erhebung, allgemeine Verwirrung, schließlich einen versöhnenden Thronwechsel voraus. Doch gab er sich nicht allzu lange solchen Stimmungen hin. Er besaß eine außerordentliche Beweglichkeit und Spannkraft, dazu ein unerschütterliches Vertrauen auf die Sache, die er zugleich als seine persönliche ansah. Ging es nicht auf diesem Weg, so mußte es auf einem anderen gehen. Er war sich bewußt, mit dem 21. März einen Anstoß gegeben zu haben, der trotz Allem fortwirken und zum Ziele führen mußte. Das Gelingen der deutschen Sache hing nun zunächst von Frankfurt ab: er beschloß, in die Nähe dieser Stadt zu gehen und dort als „Dilettant" für die gute Sache zu wirken, jeden Augenblick bereit, seine Pläne den Umständen anzupassen, und zugleich jederzeit bereit zum Wiedereintritt in den öffentlichen Dienst, wenn eine glückliche Wendung die Aussicht dazu eröffnete.

Durch den Zusammentritt der Nationalversammlung in Frankfurt wurde das Problem der deutschen Einheit unlösbar verwickelt. Denn es wurde dadurch ein unvermeidlicher Gegensatz zwischen Preußen und Deutschland, zwischen Berlin und Frankfurt geschaffen. Die Bewegung besaß jetzt zwei Mittelpunkte, die sich gegen einander stellten und behaupteten. Vom deutschen Standpunkte erschien Preußen als das schwerste, ja das einzige Hinderniß der zu begründenden Einheit. Umgekehrt: durch Frankfurt sah sich Preußen in seiner Existenz bedroht. So schien die Sache zu liegen: wenn Preußen nicht verzichtete auf die durch Friedrich den Großen erkämpfte Selbständigkeit, so mußte Deutschland verzichten auf seine Hoffnungen, auf ein Gesammtreich, auf seine Einheit. Auch Diejenigen dachten so, welche sahen, daß Preußen bereits der Anfang und Kern Deutschlands war. Doch wenn dem so war, durfte man ihm dann den freiwilligen Untergang zumuthen, auf die Hoffnung hin, daß es in einem Unbekannten glorreicher wieder auferstehe? Das preußische Selbstgefühl sträubte sich mit wachsender Kraft gegen diese Zumuthung. War denn nicht, wenn Preußen der Schild und Kern Deutschlands war, seine Selbsterhaltung gerade im deutschen Interesse gelegen? Durfte man schwächen, was man um seiner Stärke willen obenan stellen wollte? Wie dieser Zwiespalt aufzulösen sei, war das große Problem, an dem sich unsere besten Kräfte während der nächsten Monate abmühten. Heinrich von Arnim hatte die Formel aufgestellt: „Preußen geht fortan in Deutschland auf" — die kühnste, aber bedenklichste Fassung des rechten Gedankens. Man verlangte von Preußen, als dem stärksten Staate, die Führung, und im selben Athem wurde von ihm Unterwerfung, Verzicht, Verschmelzung zum Ganzen verlangt. Es sollte seine Kraft dem neuen Reiche zur Verfügung stellen, doch den Schwerpunkt des Letzteren dachte man sich nach Frankfurt gerückt. Selbst Bunsen, indem er den Gedanken zurückwies, daß man einen gesunden Organismus zerstöre, um ihn zu verbessern, erklärte es gleichzeitig für unmöglich, Deutschland von der Wilhelmstraße aus zu regieren. „Keine Rettung für Deutschland ohne Preußen; keine für Preußen anders als mit und in Deutschland. Aber wie?" Wer wußte Antwort auf diese Frage? Zuletzt ist es der Frankfurter Versammlung nach Erschöpfung aller Möglichkeiten doch gelungen, das richtige Verhältniß Preußens zu Deutschland — und Oesterreichs zu Deutschland — theoretisch zu finden. Das ist ihr Verdienst, ihre geschichtliche Bedeutung. Die nachfolgenden Mittheilungen erhalten ihren Werth dadurch, daß sie Beiträge sind zur Kenntniß

dieses dialektischen Prozesses, der — ein echt deutscher Zug unserer Geschichte — vorausgehen mußte, bis ein Menschenalter später der Theorie die erlösende That folgte.

Arnim hatte Abel als Hilfsarbeiter zu sich in das auswärtige Ministerium ziehen wollen. Sein Austritt aus dem Ministerium änderte den Plan. Um ihm nahe zu sein, sollte Abel gleichfalls nach Frankfurt gehen. Als lehrreiche Zwischenstation; denn Arnim hoffte in Kurzem zu den Geschäften zurückzukehren, sei es in der Regierung, sei es in der Diplomatie; dann sollte ihn Abel als Secretär begleiten. Für jetzt vermittelte er ihm eine Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestag. Graf von Usedom erbat sich Abel als Hilfsarbeiter „für die vorkommenden Expeditionsarbeiten, sowie zur Anfertigung staatsrechtlicher Aufsätze, Zeitungsartikel" ꝛc. Ein Schreiben des Ministers des Auswärtigen, Frhr. v. Schleinitz, vom 23. Juni theilte dies Abel mit und fügte hinzu: „Bei Ihren mir bekannten ehrenwerthen deutschen Gesinnungen und in Betracht Ihrer bereits bethätigten Brauchbarkeit für eine Beschäftigung der gedachten Art, habe ich beschlossen, Sie der königl. Bundesgesandtschaft als Hilfsarbeiter zu attachiren." Abel wurde aufgefordert, sich sofort nach Frankfurt a. M. zu begeben. Anderen Tages reiste er dahin ab, über Jena und Eisenach.

Aus dem Gelehrten, der die Volksart der Makedonier ergründete, in die Urkunden der ältesten deutschen Geschichte sich vertiefte und den Paulus Diaconus für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" übersetzte, war ein Hilfsarbeiter am erneuerten Bundestag geworden. In Frankfurt war eben die Frage der provisorischen Regierung durch Gagern's „kühnen Griff" entschieden worden. Die Nationalversammlung hatte ihre Souveränität von Neuem behauptet, und die Regierungen in ihrer Rathlosigkeit ließen es sich gefallen. Die preußische allerdings mit dem Vorbehalt der Verständigung in künftigen Fällen. Abel's Arbeitsfeld war nicht streng begrenzt. Er wohnte den Sitzungen der Nationalversammlung bei und hatte über diese rasch zu berichten. Die Hauptsache war zunächst, daß er durch persönlichen Verkehr wie durch Besuch des Clubs Kenntniß des politischen Bodens sich aneignete. Mit der „Deutschen Zeitung" hatte er schon durch etliche Berichte aus Berlin Verbindung angeknüpft. Alles war noch im Flusse, die preußische Regierung selbst wartete ab, und Abel sah sich durch keine einschränkende Weisungen gebunden. Um so enger schloß er sich an Arnim an, der in Soden sich aufhielt und häufig nach Frankfurt kam. Mit Berlin wurde ein regelmäßiger Verkehr unterhalten durch Abeken; an ihn gingen Abel's politische Berichte; von ihm empfing er freundschaftliche Weisungen, welche ihn mit dem Berliner Gesichtspunkte bekannt machten: eine fortlaufende Correctur seines jugendlichen Optimismus, den die Frankfurter Umgebung begünstigte. Endlich wurden Briefe gewechselt mit den Berliner Freunden und Studiengenossen, angehenden Historikern, Ranke-Schülern, unter welchen Johannes Merkel aus Nürnberg, der gelehrte, in Staats- und Kirchensachen streng conservative Rechtshistoriker, der im Jahre 1864 als Professor in Halle starb, Abel am nächsten stand[1]).

„Erst seit gestern," schreibt er am 2. Juli diesem Freunde, „bin ich zwischen meinen eigenen vier Pfählen, bisher wohnte ich noch im Englischen Hof, wo Usedom seit acht Wochen ist. Der

[1]) Ueber J. Merkel s. Allg. Deutsche Biographie, Bd. XXI, S. 439 f.

gefällt mir recht, es ist so recht ein Mann, aus Einem Guß und hat Mark und Herz. Viel zu thun hatte ich bisher nicht, die Sitzungen der Nationalversammlung nahmen die meiste Zeit hinweg und waren bis jetzt wenig interessant, wäre ich nur erst recht eingewohnt und mit vielen Leuten bekannt, aber an Gesellschaft fehlt es mir noch; den Deputirten bin ich nicht ebenbürtig, und andere kenne ich nicht. Beckerath lernte ich kennen bei Tisch, auch Vincke, Gagern, Lichnowski u. A. essen im Englischen Hof."

Abends fanden sich hier regelmäßig die Häupter der späteren erbkaiserlichen Partei zusammen, unter ihnen Dahlmann, Abel's Lehrer von Bonn, der sich auch hier hilfreich erwies. In einem Briefe vom folgenden Tag an seinen Oheim, den Diaconus Abel in Leonberg, heißt es:

„In Usedom fand ich einen äußerst lieben, geraden, kernhaften Mann. Von Würtembergern habe ich bis jetzt bloß Fallati gesprochen, der noch dazu eigentlich keiner ist; müßte ich aber nach diesen meinen Landsleuten schließen, so wäre ich ein schlechter Schwabe geworden. Daß Uhland so entschieden Republikaner ist, thut uns sehr leid, und noch mehr, daß Pfizer nicht hier ist, auf dessen Bekanntschaft ich mich besonders gefreut hatte."

Am 10. Juli, „am Vorabend des ersten Jahrs des Deutschen Reichs oder vielmehr Vorreichs", schreibt er wieder an Merkel:

„Morgen Vormittag trifft der Erzherzog ein, das wird einen Allerweltspektakel geben, es werden schon überall Fahnen erneuert, deren legale Form heute in einem Ausschußbericht dargelegt ward. Arnim hält sich jetzt in Soden auf, wo ich letzten Samstag den ganzen Nachmittag bei ihm zubrachte. Heute ist er hier."

Abel hatte Berlin wenige Tage nach dem Sturm auf das Zeughaus verlassen. Dort dauerten die von den demokratischen Vereinen geschürten Unruhen fort. Das Ministerium Auerswald zeigte sich schwach, die Linke in der constituirenden Versammlung wurde täglich dreister.

„Das Ministerium," schrieb Merkel an Abel, „ein Jammerbild; die Ständeversammlung ein Haus des Elends. Neulich hörte ich wieder eine Sitzung mit an, voll Ingrimms über die Dummheit und Unverschämtheit der Herren Volksvertreter, die Linke geht immer weiter heraus . . . . Gott gebe günstige Zeit, die Compagnie von Königs wegen heimzuschicken."

Doch die Briefe, die an den Frankfurter Freund abgingen, konnten dazwischen auch von dem Erfolg der Anstrengungen zur Wiederbefestigung der Ordnung, und bald von starken Gegenbewegungen der conservativen Preußenpartei berichten. In dem Verhältniß zu Frankfurt bildete das Schicksal des Antrags Jacoby, der durch die Erklärung des Ministers v. Auerswald am 4. Juli — Anerkennung des Reichsverwesers, aber mit Vorbehalt — veranlaßt war, einen wichtigen Markstein: Preußen zeigte sich bereit zur Verständigung mit Frankfurt, aber entschlossen, seine Selbständigkeit zu behaupten.

„Unsere Zustände," schrieb Merkel am 12. Juli, „befestigen sich; viel Militär rückt an, die Gassenbuben schreien von Reaction, und bald sehen wir in unseren Mauern wieder das Garderegiment vom 18. März. Des Königsbergers Jacoby Antrag auf Mißbilligung der Schritte der Regierung in der Reichssache ist gestern mit großer Majorität durchgefallen, Minister Auerswald erwarb noch großen Beifall, als er Jacoby der Unredlichkeit und des Hinterhaltes bezichtigte; man klatschte anhaltend, und der . . . . Freund der F. L. ist vielleicht nun auch für Berlin gerichtet."

Man muß sich des Wortlauts dieses Jacoby'schen Antrags erinnern, der die Einsetzung des Reichsverwesers tadelte, der preußischen Regierung aber das Recht absprach, die Handlungen der Frankfurter Versammlung mit Vorbehalten zu begleiten, um die Entrüstung zu begreifen, welche der Antrag nicht bloß bei den Conservativen hervorgerufen hatte. Ein Anderer von Abel's Freunden schrieb:

. . . . „Zuerst die gestrige Debatte der Abgeordnetenkammer, der ich von 10½ Uhr bis Nachmittags 6 Uhr beigewohnt habe, über den perfiden Antrag Jacoby's. Ganz Deutschland jubelt über den ersten Schritt zur Einigkeit, und nun sucht dieser Mann mit kalter eisiger Berechnung einen neuen Brand anzufachen. Die Kammer hat sich vortrefflich benommen. Sydow hielt eine tief ergreifende Rede über den Mangel an Patriotismus und Pietät, der sich bei den Mitgliedern der Linken kundgegeben. „„Wir müssen uns schämen, wenn patriotisch gesinnte Völker die Worte hören, die in unserer Versammlung ausgesprochen sind."" Nachdem alle Redner gehört waren, ergriff Jacoby selbst das Wort, um das Gesagte kurz zu resumiren. Er freute sich, daß im Laufe der Debatten das specifisch preußische Element sich fast nirgends geltend gemacht habe. Dann suchte er den Ministern einen Hieb zu versetzen. „Die Herren auf der Ministerbank haben sich in ein tiefes Schweigen gehüllt und mit Recht" — darauf aber Auerswald mit grandioser Würde, die den Königsberger Deputirten zu vernichten schien: Wenn wir geschwiegen haben, so geschah es deshalb, weil wir offen und ehrlich eine Erklärung abgegeben haben, die keiner weiteren Interpretation bedarf! Der Antrag wurde mit 262 Stimmen verworfen. Der alte Schreckenstein saß während der ganzen Debatte, als wollte er die Linke fressen. Er ist ein kränklicher Mann, der aber mehr durchsetzt als drei gesunde Minister. Hansemann's Vortrag über die Finanzen hat einen guten Eindruck gemacht. Die Fonds sind bedeutend gestiegen. Truppen haben wir jetzt in Menge in Berlin. In den nächsten Tagen erwartet man sogar das 2. Garderegiment. Auch Bardeleben hat sich im Ganzen energisch benommen. Doch kann ich den Zustand Berlins noch immer nicht ohne Bedenken betrachten. Unter den Zelten ist der Volksjubel größer als je. Besonders macht sich ein Graf Pfeil (Bruder des Kammerherrn der Prinzeß Albrecht) dort bemerklich. Am vorigen Montag stellte er den berühmten Satz auf: Wir brauchen weder eine noch zwei Kammern, wir müssen ohne Kammern leben, wie Athen und Rom, denn nur so kommen wir zum eigentlichen Selfgovernment. Dagegen meinte ein Anderer: Hätten die Franzosen 1793 zwei Kammern gehabt, so wäre Ludwig XVI. vom Volke zerrissen, so aber ist er nur geköpft, also — eine Kammer! Ja nur eine Kammer! Und nun wurden auf 12 Tischen große Bogen ausgelegt um Unterschriften zu sammeln zu einer Monstrepetition an die Abgeordnetenkammer. Nebenbei bemerkt, hatten die „brodlosen Arbeiter", die in ihrer politischen Einsicht ihre Namen oben an setzten, sich am Tage vorher auf 10 großen Wagen nach Treptow fahren lassen und hatten hier 80 Bouteillen Bordeauxwein getrunken. Die Bürgerwachen, die mir dies auf dem Schlosse erzählten, begriffen gar nicht, woher diese Arbeiter solche Summen Gelder bezögen. Rotte Karsten[1]) hat wieder vom Schweizersaale aus ungeheuer gewirkt. Daß Mohnicke 2½ Jahre Festung bekommen hat, wirst Du wissen. Die rothen Federn sind seit der Zeit vollkommen verschwunden, seine Rotte existirt aber noch. Für die nächsten Tage ist man hier nun wiederum sehr besorgt . . . Soeben erfuhr ich die telegraphische Nachricht von der Ernennung Camphausen's zum Ministerpräsidenten. Das wird Balsam auf das wunde Herz der Altpreußen sein, das noch immer nicht begreifen kann, warum man einen Habsburger zum Reichsverweser gemacht hat. Ich glaube nicht, daß Johann bei uns im Norden so glänzend empfangen worden wäre, wie die Deputation und er selbst im ganzen südlichen Deutschland. Den echten Preußen ist ihr Land etwas sicherer, fester mit einer großen, ruhmvollen Vergangenheit, während das neue deutsche Reich noch zu chimärisch erscheint. Es ist merkwürdig zu sehen, welche Preußomanie und Liebe zu den Hohenzollern sich jetzt plötzlich in dem Berliner Bierphilister entwickelt, und wie sich dies in Plakaten aller Art ausspricht, die meinem Freunde Abel und Allen, die ein großes einiges Deutschland wünschen, ein Dorn im Auge sein müssen. In Potsdam gibt man sich auch alle Mühe, bonne mine au mauvais jeu zu machen. Preußen hat stets für Deutschland sein Blut vergossen; um Oesterreichs willen hat es die großartigsten Pläne nicht ausführen wollen; ohne die habsburgische Politik, der Preußen aus nobler Hingebung sich nicht widersetzt hat, wäre kein achtzehnter März eingetroffen, und jetzt soll Hohenzollern sich Habsburg fügen! Diese und ähnliche Räsonnements finden jetzt vielen Anklang in Sanssouci."

---

[1]) So hieß diejenige Rotte des nach der Märzrevolution gebildeten Studentencorps, welcher Abel, Kurd von Schlözer und andere studentische Freunde angehörten, und die sich durch ihre mäßigende Einwirkung vor anderen auszeichnete.

Die Art und Weise, wie die provisorische Centralgewalt zu Stande gekommen war, hatte sowohl wegen des „kühnen Griffs“, als in Ansehung der Person des Reichsverwesers die Anhänger Preußens verstimmt. Aber es läßt sich aus der Noth eine Tugend machen — das ist der Grundgedanke einer Denkschrift, welche Abel über die Aufgaben Preußens in der gegebenen Lage verfaßte. Sie ist aus Soden den 14. Juli datirt, und schon der Ort der Datirung zeigt, daß sie im Einverständniß mit Heinrich von Arnim abgefaßt ist.

Die Denkschrift stellt nicht in Abrede, daß die preußische Hegemonie, Dank der gegenwärtigen Schwäche und Auflösung des Staats, in den Hintergrund getreten sei und auch durch die Ernennung des Reichsverwesers einen Stoß erlitten habe, sucht dann aber zu zeigen, daß diese Wahl zum Vortheil für Preußen gereichen werde, wenn dieses nur, dem Worte des Königs gemäß, daß Preußen in Deutschland aufgehen solle, sich auch fernerhin der deutschen Sache hingebe, ja unterordne und, den übrigen deutschen Staaten ein ruhmreiches Vorbild, dem deutschen Volke den Beweis gebe von der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Absichten. Neben Bewältigung der drohenden Anarchie im eigenen Hause habe es die von ihm zuerst proclamirte politische Einheit Deutschlands zur Wirklichkeit zu machen. Es wird Preußen das größte Entgegenkommen gegenüber der Nationalversammlung angerathen. Stets muß es die Sache des ganzen Vaterlandes gegen den Particularismus und die Einzelstaaten vertreten. Preußen ist der starke Rückgrat für den deutschen Staatsleib und darf darum nicht gelähmt oder aufgelöst werden. Aber es muß seine unabhängige altpreußische Stellung aufgeben, ja selbst den Schein davon sorgsam vermeiden. Die preußisch gesinnten Nichtpreußen darf man nicht durch den Rückfall in eine altpreußische Politik vor den Kopf stoßen. Die deutschen Völkerschaften Oesterreichs sind jetzt mit Leib und Seele in den deutschen Gährungsproceß geworfen, aus dem sie nicht mehr werden ausscheiden können. Die Monarchie geht der Auflösung entgegen, während Preußens Beruf zur Führung Deutschlands nothwendig immer mehr anerkannt werden wird. Zunächst hat es seine auswärtigen Gesandten, wo nicht zurückzurufen, doch Deutschland zur Verfügung zu stellen. Hier ist ein Punkt, wo die Gleichheit der preußischen und der deutschen Interessen in die Augen springt. Die Wahl des Reichsverwesers ist ein Vorgang für die Oberhauptsfrage. Der Grundsatz der Monarchie ist ausgesprochen, und der künftige Monarch kann nur der König von Preußen sein.

„Ich bin in der letzten Woche,“ schreibt Abel nach Leonberg, „viel mit Arnim zusammengewesen, der sehr offen gegen mich ist und über Alles mit mir spricht. Ich habe ihm vorgestern meine Ansicht über das Verhalten, das Preußen jetzt zu Frankfurt zu nehmen habe, auseinandergesetzt, was ihm sehr einleuchtete. Ich habe sie auf seinen Wunsch niedergeschrieben und will ihm den Aufsatz heute übergeben, er wird ihn selbst nach Berlin schicken. Ich komme mit Arnim besser zurecht, er ist hoffender, deutscher, Usedom skeptischer, preußischer.“

Auch dies war in der Denkschrift ausgesprochen, es werde Preußen nicht schwer werden, das Präsidium des Reichsministeriums oder das auswärtige Ministerium mit Preußen zu besetzen. Thatsächlich ist dies nicht nur schwer, sondern unmöglich gewesen. Jene Combination: Camphausen als Ministerpräsident, war nur von kurzer Dauer. Lange Zeit zog sich die Besetzung des auswärtigen Ministeriums hin. An Bewerbern fehlte es nicht, auch Heinrich von

Arnim machte sich Hoffnung, und man darf in der Denkschrift wohl die Grundzüge seines damaligen Programms erkennen. Von Berlin aus war Abeken für Arnim thätig. Er sandte am 10. Juli durch Abel einen Artikel in diesem Sinne für die „Deutsche Zeitung", bemerkte aber selbst, Gervinus werde ihn nach dem Leitartikel vom vorigen Tage schwerlich aufnehmen. Gervinus hatte nämlich in diesem wunderlichen Artikel Arnim deshalb verworfen, weil er mit Schleswig-Holstein kein rasches Glück gehabt und diese Sache, was auch seine Beweggründe waren, unvollendet verlassen habe. Auch empfehle sich ein preußischer Minister wenigstens in dieser Sphäre, im Auswärtigen, nicht für den Reichsdienst.

„Aber sagen Sie," schreibt Abeken an Abel, „ist denn Gervinus toll geworden? Rein toll? Denn dieser leitende Artikel ist ja vollkommen verrückt! Stockmar will er zum Reichsminister des Auswärtigen! Ein tüchtiger, aber gerade in der schlimmsten diplomatischen Schule gewesener Mann, ohne große Antecedentien, ohne andere Erfahrung als die eines vertraulichen Privatraths; der nie große Geschäfte selbständig geleitet hat — „er ist der vertraute und bewährte Rathgeber König Leopold's gewesen — diese Eine Empfehlung mag uns genügen." Ist das nicht ganz geradezu mit Händen zu greifende Verrücktheit? — Und Camphausen zum Conseilpräsidenten und Minister des Innern!!! Ein Mann, der seine gänzliche Unfähigkeit zur Führung des Ministeriums aufs glänzendste documentirt hat, der in Berlin auf die jämmerlichste Weise Fiasco gemacht hat, der schmählicher aus dem Ministerium getreten als irgend ein Minister vor ihm, nämlich bloß, weil nicht Ein Mann zu finden, der so viel Vertrauen auf ihn gehabt, unter ihm ein Ministerium anzunehmen — der durch pure, bare Schwäche und Impotenz gestürzt ist, der soll die Leitung des Reichsministeriums übernehmen? Und dagegen Arnim nicht passen zum auswärtigen Minister — Arnim, der mit dem sicheren Gefühl der Zukunft aus dem Ministerium austrat vorher, weil er die Schmach des an eigener Impotenz Sterbens nicht theilen wollte, weil er das Ministerium nicht zu energischem Handeln bewegen konnte? Mein Gott, ist denn Gervinus so wenig über den Gang der Dinge, über die letzten Schicksale des Ministeriums Camphausen unterrichtet? Da ärgert mich's doch, daß ich ihm die zwei Briefe, worin ich bei Arnim's Austritt die Lage der Dinge auseinandersetzte, nicht geschickt habe. Stecken Sie ihm doch ein Licht auf! Er macht sich ja lächerlich. — Ich kann mich gar von meinem Erstaunen nicht erholen über diese Professorenweisheit! Und Stockmar's Vertrautheit mit dem englischen Staatsleben und den englischen Staatsmännern soll eine Empfehlung sein! Wie, weiß denn Gervinus nicht, daß das englische Staatsleben nur im Innern etwas taugt, die auswärtige Politik aber seine schlechteste, um nicht zu sagen infamste Seite ist? Daß gerade die englische auswärtige Politik am allertiefsten in jenen verworfenen „Künsten der alten Diplomatie" steckt, und noch immer ganz allein darauf beruht — mehr als die irgend eines anderen Cabinets, selbst das russische nicht ausgenommen, dem England nur im Geschick, nicht in der Gesinnung nachsteht. Verzeihen Sie diese Expectaration, die ich in dem Augenblick, wo ich den fraglichen Artikel gelesen, nicht in der Feder behalten konnte. Und nun lassen Sie mich Ihnen für Ihren lieben, lehrreichen, tröstlichen und vortrefflichen Brief danken und zugleich die Bitte hinzufügen, demselben mehrere solche Berichte folgen zu lassen. Diese Sachen zu kennen ist uns äußerst wichtig; und wir erfahren sie nicht so leicht."

Es war damit ein Bericht über das Parteiwesen in Frankfurt gemeint, dem Abel, gestützt auf die Kenntniß, die er sich allmälig auf dem Frankfurter Boden erwarb, andere über denselben Gegenstand folgen ließ.

Nach der Bildung der Centralgewalt erloschen die Functionen der bisherigen Bundestagsgesandten. Am 17. Juli reiste Herr von Usedom nach Berlin ab.

„Was mit mir wird," schrieb am gleichen Tage Abel an Merkel, „weiß ich nicht, ich kam noch nie darauf zu sprechen, doch glaube ich, daß das Aufhören des Bundestages keine Rückwirkung auf mich ausüben wird und daß ich gerade jetzt vielleicht nützlicher sein kann als bisher. Mit Arnim stehe ich hier sehr gut, ich habe ihn in Soden neulich besucht und er kommt öfters herein. Ich harmonire mehr mit ihm als mit Usedom, der mir zu schwarzsichtig ist. Ueber die letzten Berliner Ereignisse, die Abstimmung über den Jacoby'schen Antrag und den Finanzbericht

Hansemann's habe ich mich sehr gefreut. Sie werden die preußischen Actien in jeder Hinsicht wieder steigen machen. Graf Schwerin ist seit einigen Tagen auch in der hiesigen Versammlung. Dagegen nimmt ein österreichischer Abgeordneter nach dem anderen seinen Urlaub oder Abschied, um zum Wiener Reichstag zu gehen. Was das für eine Bescherung sein wird! Ohne Zweifel wird die Berliner Versammlung daneben glänzen wie eine Sonne, zumal wenn sie sich auch durch sich selbst wieder zu Ehren bringt. Daß nur nicht das Altpreußenthum wieder zu sehr emporkommt. Wundern sollte es mich nicht, aber wenig freuen; die nichtpreußischen Preußenfreunde fürchten das sehr, und diese werden natürlich dadurch abgestoßen."

Am 17. Juli schickte Heinrich von Arnim an Abel den Anfang eines Artikels für die „Deutsche Zeitung":

„in welchem ich einmal ausführlich das Verhältniß von Preußen zu Deutschland besprochen wünschte. Durch eine andere Arbeit abgezogen, bin ich nicht weiter gekommen, aber morgen früh denke ich zur Stadt zu kommen, da können wir ja wohl den Gegenstand besprechen. Bis dahin haben wir Beide mehr darüber gedacht, Sie auch vielleicht darüber geschrieben. Sie haben ja jetzt wohl mehr Zeit. Ihr Mémoire ist heute mit Usedom nach Berlin gegangen, möglichst direct an die rechte Stelle. Zugleich habe ich in demselben Sinne an Graf Bülow geschrieben, vielleicht ein nöthiges Gegengewicht gegen die Ansicht der Dinge, von der auch Abeken nicht erfreut spricht. Mir kommt es vor, als wenn der jetzt zu fassende Beschluß (in Berlin) und ferner einzuhaltende Weg (in der Paulskirche) von durchaus entscheidender Wichtigkeit für die ganze Zukunft wäre. Da ist es also an der Zeit, daß ein Jeder das Seinige thut, in den Cabinetten und in der Presse, um detrimentum abzuwenden, wenn es noch möglich ist. Alsdann kann man mit gutem Gewissen den Ausgang Dem befehlen, der im Regimente sitzt."

Am 20. Juli dankt Abeken für weitere reichhaltige und interessante Mittheilungen, die Abel gemacht, knüpft aber daran ausführliche Gegenbemerkungen, die von hohem Interesse sind. Sie treffen den Kernpunkt des Verhältnisses zwischen Berlin und Frankfurt:

„Ganz kann ich Ihnen nicht beistimmen; so sehr wir im Princip übereinstimmen, so sind unsere Auffassungen von der praktischen Möglichkeit doch etwas verschieden. Sagen Sie mir, was bedeutet es, daß Preußen an die Spitze treten soll, wenn Preußen unselbständig geworden ist? Dann könnte es ja nur noch heißen: daß der König von Preußen, dieser einzelne Mann, an die Spitze trete. Und darin liegt doch nicht das Heil Deutschlands. Sondern das Heil Deutschlands liegt darin, daß Preußen als ganz selbständige Macht seinen wirklichen, factischen Einfluß in die Schale Deutschlands legt und Deutschland vertritt. Es ist aber keine selbständige Macht mehr, wenn ihm der Oberbefehl über sein Heer, wenn ihm seine Vertretung im Auslande genommen wird. Dann ist ihm auch sein Einfluß, seine Achtung im Auslande genommen und es hat nichts mehr in die Wagschale Deutschlands zu legen. Preußen, das nach Ihrer und meiner Ansicht zur Hegemonie berufene Preußen, ist doch nicht diese Masse von fünfzehn Millionen Menschen — sondern es ist dieser lebendige, durchgebildete, selbständige, gegliederte Organismus; dieser Staat Preußen, mit all' seinen Einrichtungen im Innern, seinen Verzweigungen nach außen, seinen Verbindungen, Bündnissen, Freundschaften 2c. — lassen sich die so mit einem Male auf das neue Deutschland übertragen? Ganz gewiß nicht; wenn Preußen dieses zusammenhängende Ganze aufgibt, so muß Deutschland ganz von vorne wieder anfangen; und da wird es lange, lange Zeit gebrauchen. Wenn man dagegen jetzt Preußen als Preußen läßt, als die erste, aber wirklich selbständige Macht Deutschlands, so wird es ganz im deutschen Sinne, in vollstem Einverständniß mit, ja in Unterordnung unter die Centralgewalt handeln; aber wenn man ihm die Organe seines Handelns nimmt (seine Armee und seine Diplomatie), so kann es eben auch nicht für Deutschland handeln. Also ist die Forderung, daß Preußen seine selbständige Diplomatie aufgebe, gar nicht zum Heile Deutschlands, aus rein praktischen und vernünftig logischen Gründen. Bitte, bedenken Sie diese praktische Seite einmal, und machen sie geltend wo Sie können. — Noch stärker ist es mit dem Heere; man kann durch Hingeben an die Centralgewalt es wohl auflösen und in seiner innersten Kraft erschüttern, ja zerstören; aber man kann es dadurch nicht brauchbar und wirksam machen für Deutschland; während es, in der Hand Preußens, für Deutschland kämpfen wird, wie es bereits gethan. Sie fürchten alt-preußische Politik — wahrlich,

Niemand bei uns will das jetzt; die Regierung am allerwenigsten; aber durch unmöglich zu erfüllende Bedingungen kann man uns dahin treiben, kann man den alt-preußischen Geist in den Provinzen so mächtig reizen, daß er die Regierung zu Schritten zwingt, die sie lieber vermeiden möchte! Wenn man das doch in Frankfurt bedenken wollte! Wir wollen mitgehen, soweit wir irgend können; aber wir wollen eben selbst gehen, und uns nicht ziehen, schieben oder stoßen lassen; denn nur durch Gehen können wir uns gegen Diejenigen wahren, welche uns nach hinten zurückziehen möchten .... Eben indem ich schreibe, kommt Ihr zweites Briefchen, vom 18. d. Viel Dank dafür — ich werde die darin enthaltenen Notizen gleich mittheilen; ich zweifle, daß man sie hier kannte. Derlei Sondergelüste, wie Bayern &c., haben wir wahrlich nicht; wir wollen ehrlich mitgehen und verlangen nur, daß man nicht von Frankfurt aus durch übereilte und unnöthige Provocation den Geist der Reaction bei uns wecke. Ich muß schließen in Eile.... Gott mit Ihnen — empfehlen Sie mich Arnim. Muth und Besonnenheit! Μέτρον ἄριστον."

Als Vertheidiger der Frankfurter Versammlung lernen wir Abel in einem Briefe vom 29. Juli an den bereits muthlos gewordenen Oheim in Leonberg kennen. Er schreibt:

„Ich habe den Gang der Dinge bisher mit Aufmerksamkeit verfolgt und stehe jetzt mitten in dem Getreibe und habe meinen Glauben noch keinen Augenblick verloren. Auch glaube ich nicht, daß das etwa von einer etwas leichtsinnigen Auffassung der Dinge herrührt, im Gegentheil ich bin sehr conservativ und gar nicht von Parlamentsbegeisterung sehr angesteckt. Aber ich habe alle Achtung vor dieser Reichsversammlung, die unter diesen Umständen ein wahres Wunder ist und deren Verdienste um Ruhe und gesetzliche Entwicklung auch Du mehr anerkennen solltest. Keine Frage, die Hoffnung auf diese Versammlung und das Vertrauen zu ihr hat das Volk vor viel Unrecht, die Fürsten vor viel Unglück geschützt. Ich habe ihr Benehmen in einzelnen Fällen auch mißbilligen müssen, aber das ist nun einmal von allen großen Versammlungen unzertrennlich, es wird aber noch nie eine gegeben haben, die eine so unumschränkte Macht mit solcher Mäßigung gebrauchte .... Wir leben einmal, das läßt sich nicht ändern, in einer Revolution, für neuen Inhalt sollen neue Formen geschaffen werden, man soll ein gemeinsames Vaterland erst bauen und das hätten die Fürsten nie gethan. Auch hier muß das „fiat justitia et pereat — patria" vermieden werden. Wir wollen Recht und Ordnung im Innern und Einheit im Ganzen. Konnte das aber sonst Jemand außer der Reichsversammlung herbeiführen? Waren nicht alle Regierungen kläglich gelähmt? Und wer soll denn jetzt die Einheit schaffen? Von den größeren Fürsten meint es außer dem König von Preußen keiner ehrlich damit. Und das bereitet der Versammlung so viel Schwierigkeiten, sie muß immer nach zwei Seiten Front machen. In Bayern ist die Reaction, und zwar nicht die jetzt so häufig im Mund geführte, äußerst thätig. Der König geht mit Niemandem um als mit dem Grafen Bray und — dem russischen Gesandten. Mit diesem hat er an dritten Orten, wo es nicht auffällt, häufige und lange Unterredungen. Zwischen München und Innsbruck ist beständig ein Courier unterwegs. Der Graf Dürkheim reist Nachts ab und kommt Nachts wieder, um Aufsehen zu vermeiden. Glaubst Du, es werde da viel über das Wohl Deutschlands und seine Einheit berathen? Preußen darf nicht an der Spitze der einzelnen Staaten gegen die Nationalversammlung stehen, sondern gerade umgekehrt, Preußen und die Nationalversammlung müssen sich gegenseitig unterstützen und in Mäßigung erhalten, darauf allein beruht das Heil des Vaterlandes. Schließt sich Preußen aber den größeren deutschen Staaten, also dem Particularismus an, so ist Deutschland verloren für lange Zeit. Meine Ansicht ist von Arnim und Stockmar und vielen Abgeordneten gebilligt worden und ich hoffe auch Dich zu bekehren."

Auch dem Freund Merkel gegenüber hat Abel die Nationalversammlung zu vertheidigen. Seine Briefe an Abeken wurden von diesem an Merkel mitgetheilt, der seit dem „kühnen Griff" sehr trübe sah und daraus die schlimmsten Folgen ableitete.

„Es betrübt mich sehr tief," schreibt er am 24. Juli an Abel, „daß der Flug unserer Begeisterung von den Stürmen aus allen Theilen der Wüste überwältigt wird; aber die Untüchtigkeit der Berufenen überzieht uns mit den schwersten Wolken. Es rächt sich in jedem Ereigniß sein Ursprung, und große Thatsachen werden von den Folgen verschlungen; der Flecken, welcher an der Wahl des Reichsverwesers hängt, will nicht herausgehen und es ist ein Fluch, daß er um

sich greift, wo wir es nicht gedacht hätten. Was der kühne Griff gethan hat, ist nach meiner Ansicht eine Wurzel von Uebeln und der hinkende Fuß der Ate begleitet die Unternehmungen eines im rechten Grund dennoch revolutionären Geschöpfes. Die Völker hatten sich prämeditirt zum ersten Mal von ihren Fürsten losgesagt und dafür versöhnt keine irdische Gewalt und kein System; die Nemesis führt den Geist der Zwietracht herauf, der in den Eingeweiden zu wühlen beginnt. Bis in die tiefsten Schichten des Volkes ist ein Geist des Spottes gedrungen, von dem nur ein Schritt bis zur Widersetzlichkeit ist. So weit ich mit den Augen reiche, sehe ich nicht, was uns eine Lösung brächte, und ich glaube nicht, daß die Reichsgewalt mit den Fürsten Frieden halten wird, denn die praktisch organisirten Kräfte der Zerstörung verbinden sich mit jedem Zwiespalt gegen Gewalten, welche sie fürchten, nicht gegen solche, welche sie mit erschaffen haben und zu beherrschen hoffen. Es ist ein großer und feiner, von vielen Schuldlosen unterstützter Plan, Preußen zu vernichten; in Preußen ist das Gewicht des fürstlichen Princips, welches zertreten werden soll. Ich weiß bestimmt, daß ohne den Widerspruch und Abdankungsdrohung Peucker's die Beeidigung des gesammten Militärs — man wollte über die Bundestruppen hinaus, und ist in unklaren Worten stecken geblieben — in Deutschland für den Reichsverweser begehrt worden wäre. Nun widerstrebe ich nicht dem Ziele, in welchem jetzt der Vorwand der Feinde besteht, sondern jenem heimlichen Zweck, als dessen ersten Anfang ich den kühnen Griff erkenne, welcher, Gott weiß wie bald, sich wiederholen kann aus anderer Veranlassung. Du hast für Preußen die Tugend der Entsagung angerathen; ich freue mich auch, wenn sie geübt wird, aber dem Ende, wo das eigene Leben die Pflicht vorschreibt, sehe ich mit Besorgniß entgegen. Es ist kein Unglück größer als der Ursprung der Reichsverwesung .... Es würde mich interessiren, wenn Du über Dahlmann und Deine Stellung zu ihm schriebest."

Vergebens sucht ihn Abel, noch immer zuversichtlich hoffend, zu beschwichtigen:

„Deine Schwarzsichtigkeit ist durchaus unbegründet, und Gagern thust Du ganz Unrecht. Die Wahl mag man verwerfen, wie ich es thue, aber die Folgen, die Du daraus ableitest, sind nicht richtig. Ich kann Dich versichern, daß die Majorität der Versammlung nur im Nothfall und von den Regierungen verlassen, ihre Souveränetät mißbrauchen wird. Daß man es auf Preußen abgesehen hat, ist ganz falsch. Gagern hat noch seine alte Meinung, aber in den Monaten, da Preußen in Auflösung begriffen war, konnte man es ihm nicht verübeln, wenn er die deutsche Einheit ihm nicht allein anvertrauen wollte. Konnte es denn Jemand? Und jetzt: hoffentlich wird doch die Regierung dieser antideutschen Reaction, die sich in Berlin u. s. w. so unsinnig und lächerlich geberdet, widerstehen. Es kommt Alles darauf an, daß Preußen mit Frankfurt Hand in Hand geht und nicht sich gegen Frankfurt an die deutschen größeren Regierungen anschließt. Du wirst über Manches tröstlicher und ruhiger urtheilen, wenn Du hieher kommst. Du fragst nach Dahlmann. Du kennst seinen strengen Rechtssinn und was er von Preußen hofft für Deutschland. Aber er ist in diesem Augenblick durchaus auf der Seite Frankfurts. Die Schrift von Griesheim[1]) ist eine Schmach und vielleicht gar ein Unglück. Die Freunde Preußens sind durch solche Niederträchtigkeit entwaffnet. Den Feinden aber ist alle Schimpferei der letzten Monate in reichem, aber nicht beneidenswerthem Maße heimgegeben."

Unbekehrt entgegnet Merkel am 5. August:

„Es liegt auf Gagern ein harter Vorwurf, den Niemand abnimmt; und nicht die Rücksicht der Vergeltung, welche an den Fürsten geübt worden sei, entschuldigt ihn, sondern die Stimme unseres Gewissens, daß er das Princip fürstlichen Ansehens vernichtet habe, verdammt ihn. Ich scheue mich nicht, dieses harte Wort auszusprechen; denn oft überlegt, steht dieser Gedanke in mir fest, und ich gehe auf keine relative Anschauung ein. Die Souveränetät der Frankfurter Versammlung ist ein Traum; sie schwindet wie Aller derer Hoffnung, welche am Volke einen Halt zu haben glauben; der Fürsten Widerstand verzehrt alles Feuer, was in Frankfurt sich entzündet; die Völker sind keine Stütze! .... Dem Altpreußenthum danken wir das Erwachen manches in Frankfurt Schlafenden, und es hat seine Chancen nicht verspielt; denn vom Wald heraus kommt das Echo. Griesheim's Schrift billige ich nicht; sie ist ein Product des Jähzorns: aber Folgen kann man ihr nicht beimessen."

[1]) Die Ende Juli erschienene Schrift des Obersten Griesheim, Directors des Kriegsdepartements, „Die deutsche Centralgewalt und die preußische Armee", hatte dem preußischen Gegensatz gegen Frankfurt in herausforderndem Tone Ausdruck gegeben.

Aus Merkel's, des Nürnberger Patriciersohns, Briefen sprach eine schroff conservative Gesinnung, die sich am Gang der Ereignisse nur immer mehr bestärkte. Aber auch Solche, welche der Bewegung vertrauender folgten und einen Ausgleich der Gegensätze hofften, fanden das Erwachen des Preußengeists, wenn auch beklagenswerth, so doch erklärlich, ja in gewissem Grade berechtigt. Die für den 6. August von der Reichsgewalt ausgeschriebene Huldigung der Truppen für den Reichsverweser und Preußens Widerspruch gegen diese Maßregel[1]) hatte den Conflict bloßgelegt. Einer der anderen Berliner Freunde, der eben von einer Reise nach Pommern zurückkam, schrieb vom 9. August:

„Ich habe in größter Nähe das alte Preußenthum wieder aufblitzen sehen, ich mußte sehen, wie mit den hohenzollernschen Sympathien im Volke auch der alte Stolz des Hauses neu erwachte, und ich war unter vielen Jubelnden der einzige Klagende und mußte doch auch wieder meinen Freunden von der anderen Seite deutlich zu machen suchen, wie nicht allein Eigensinn und Laune sich gegen die Zumuthung von Frankfurt sträube, sondern eine geschichtliche Macht sich aufrichte, die man nicht ignoriren kann. Die Peucker'sche Parade mit Zubehör war unmöglich, und diese Unmöglichkeit ist es noch allein, welche über das Geschehene tröstet; man hatte keine Wahl, der Widerwille im preußischen Heere gegen die Feier hätte sich in einem Handeln Luft gemacht. Ich hatte mehrere Tage gehofft, es würde zu einem versöhnenden Auswege kommen, man würde am 6. des Königs Armeebefehl den Truppen vorlesen — auch das geschah nicht und — der Bruch ist da .... Die preußischen Manifestationen sind der natürliche Rückschlag der antipreußischen Bewegungen; vielleicht daß auf Schlag und Rückschlag die rechte Stimmung folge, in welcher annäherungsweise eine deutsche Einheit zu erreichen ist. Man kann dem, was da ist, keine Gewalt anthun; man muß das geschichtlich Gewordene anerkennen. Als im Feuer der Märzrevolutionen alle Stoffe in Fluß gekommen waren, schien eine Amalgamirung möglich; jetzt sind's wieder spröde Metallmassen, die sich eckig abstoßen. Man muß in Frankfurt die Dinge sehen, wie sie sind; weder König noch Minister können entschieden gegen die Sympathien des Kernes preußischer Männer handeln. Preußen gibt Gut und Blut für Deutschland, aber es war unrecht, es gerade an seiner empfindlichsten Stelle anzugreifen, um einer bloßen Demonstration willen. Unser König thut nichts lieber, als mit dem ganzen Deutschland vorwärts gehen, und eine antideutsche Gesinnung finde ich nirgends, wenigstens wagt sie sich nicht hervor. Camphausen ist entschieden ein Mann der Vermittlung und Versöhnung; möge ihm seine Aufgabe gelingen, and möchte Ihnen vergönnt sein, dabei zu helfen. Geben Sie unsere Sache nicht auf, wenn Sie auch in Ihrer idealistischen Auffassung des preußischen Selbstaufgehens sich bitter getäuscht fühlen sollten. Der Frau Prinzessin waren Ihre Ansichten schon aus der Denkschrift bekannt, welche sie „unter Arnim's Namen" gelesen hatte."

Camphausen war, nachdem er das Präsidium des Reichsministeriums abgelehnt hatte, zum Bevollmächtigten Preußens bei der provisorischen Centralgewalt ernannt worden. Seine Aufgabe war, in dem beständigen mißtrauischen Gegenspiel von Berlin und Frankfurt zu vermitteln. Eine organische Verbindung der preußischen Staatsmacht mit der provisorischen Reichsgewalt war nicht gelungen trotz aller Bemühungen, die in diesem Sinne gemacht wurden. Man kennt diese bis in den August fortgesetzten Bemühungen aus den Briefen Bunsen's und Stockmar's. Die Idee war, daß gleichsam als Genugthuung und als Gegengewicht für die Uebertragung der Reichsverweserei an den Habsburger die drei Hauptministerien: Vorsitz, Auswärtiges und Krieg mit Preußen besetzt würden. Damit sollte zugleich im Provisorium das Definitivum vorbereitet werden.

[1]) Ein königlicher Armeebefehl vom 29. Juli beantwortete und ersetzte die Aufforderung des Reichsministers Peucker zur Huldigung durch die Erklärung, daß die preußischen Truppen dem Reichsverweser Folge zu leisten hätten, „so oft ihr Kriegsherr, der König, sie unter diesen Befehl stellen würde"..

Preußen sollte die Verwaltung seiner höheren Politik bis auf Weiteres nach Frankfurt verlegen und von hier aus Deutschland sowohl als Preußen leiten. Dies war der Grundgedanke der Schrift: „Frankfurt und Preußen", die Heinrich von Arnim in diesen Tagen als Wort zur Verständigung veröffentlichte, freilich zu einer Zeit, als dieser Gedanke in Berlin bereits verworfen war und Preußen damit, nach Arnim's Ausdruck, sich den Mächten dritten Ranges, wie Hannover, gleichgestellt hatte. Um so dringender rieth er jetzt vom gänzlichen Bruch zwischen Berlin und Frankfurt ab, der ein Verbrechen am Vaterland und ein unermeßliches Unglück für dasselbe wäre, und empfahl inzwischen provisorische Maßregeln für Heer und auswärtige Vertretung, welche wenigstens dem Definitivum nicht vorgriffen. Auch in einem Briefe vom 6. August an den damals in Berlin befindlichen Bunsen rieth Arnim in fast leidenschaftlichen Worten vom Bruch mit Deutschland ab. Dasselbe that übrigens Bunsen, der „ganz Preußen in Aufregung gegen Frankfurt" traf. Um Gottes willen keinen Bruch mit Frankfurt, mahnte er, „tausendmal besser doch kommen wir mit den Leuten dort fort als mit den Fürsten". Dabei verlangte er aber von Frankfurt, daß man einstweilen Preußen das Heer und die Vertretung des Reichs übergebe. In Frankfurt begehrte man umgekehrt die Uebergabe von Heer und Diplomatie an Frankfurt. Das Unglück war, daß man in Berlin, wie Stockmar gegen Bunsen klagte, selbst nicht zu sagen wußte, was und wie viel man wollte. Bunsen fand, daß man seit Arnim's Austritt die deutsche Sache hatte eben gehen lassen, „wie man im Schiffbruch ein anderes Schiff derselben Flotte gehen läßt, wie es will und kann". „Unklarheit und Mißtrauen auf beiden Seiten, in Berlin und in Frankfurt; ausgebeutet von den Wühlern und den politischen Feinden Preußens, welches gar keinen wahren Freund hatte."

Die Vielheit der deutschen Vaterländer war in der vormärzlichen Zeit stets ein Gegenstand der Klage und des Spottes gewesen; wie dieser Vielheit abzuhelfen sei, das beschäftigte in den ersten Monaten lebhaft die Gemüther, und die Nationalversammlung bestellte einen eigenen Ausschuß für die sog. Mediatisirungsfrage. Am anstößigsten erschienen damals die ganz kleinen Staaten, und doch bedurfte es keines langen Besinnens, um zu erkennen, daß, wenn sie den mittleren angeschlossen wurden, was diese lebhaft begehrten, das Uebel nur ärger würde. Man glaubte schon ein Großes gewonnen zu haben, wenn man zunächst die thüringischen Staaten zu einem Verzicht auf ihre Souveränetät oder zur Bildung eines Gesammtstaates bewegen konnte. Dieser thüringische Gesammtstaat war der stille Wunsch Weimars, das sich zum Haupt dieser Gruppe zu erhöhen trachtete. Er stieß aber auf den wirksamen Widerstand Coburgs und fand auch in der Bevölkerung Thüringens selbst geringen Beifall. Wollte man mit diesen Kleinstaaten ernstlich aufräumen, so fielen sie naturgemäß in die preußische Machtsphäre. Aber wie reimte sich die daraus zu ziehende Folgerung mit der Uneigennützigkeit, die man von Preußen forderte? Schon in seiner Kaiserbroschüre hatte Abel diesen Punkt berührt. Jetzt schrieb er einen Artikel über die Thüringer Frage in die „Deutsche Zeitung" vom 13. Juli. Es wurden die verschiedenen Möglichkeiten erörtert, ein bestimmter Vorschlag aber nicht gewagt. Merkel schrieb, er sei aus dem Aufsatz nicht recht klug geworden. „Man erkannte

das Uebel, aber nicht die Heilung." Abel selbst war von der Arbeit nicht befriedigt.

„In einem nicht öffentlichen Blatte," schreibt er am 5. August, „hätte ich Manches anders ausgeführt. Meine Ansicht ist jetzt die, daß Preußen während des Provisoriums jede Territorialveränderung theils verhindern, theils entbehrlich machen solle, dann werden sie alle einst und bald Preußen von selbst in die Arme fallen. Ich habe dies wieder in einem Mémoire ausgeführt, das am Montag nach Berlin ging."

Diese Denkschrift: „Preußen und die kleineren deutschen Staaten", ist politisch weit schärfer gedacht als die erste, bildet aber insofern deren Ergänzung, als sie die Grenzlinie bestimmt, an welcher für Preußen die Pflicht begänne, gegen die Nationalversammlung für das verletzte Recht der Einzelstaaten einzutreten. Das Hinderniß der Einheit sind nicht die kleinen Staaten; vielmehr wir entfernen uns desto weiter von der Einheit, je mehr wir uns ihr in der Zahl nähern. Die Schwierigkeit liegt in den größeren Staaten, denen man deshalb keinen Zuwachs verschaffen darf. So lange der provisorische Zustand dauert, die Einheit erst zu erstreben ist, sind die kleinen Staaten für Preußen die natürlichen Bundesgenossen gegen die größeren. Deshalb ist auch der von Preußen gemachte Vorschlag eines Gesandtencollegiums oder Staatenhauses verfrüht. Preußen darf so wenig wie möglich mit Oesterreich und den Staaten zweiten Rangs gemeinschaftliche Sache machen gegen die Reichsgewalt und die Nationalversammlung, noch weniger aber jene Staaten stärken durch Mediatisiren der kleineren, wozu jener Entwurf die Einleitung schien. Statt also die kleineren Staaten zum Vortheil der größeren aufzuheben, mache sich Preußen das dankbare Geschäft und sei ihr Beschützer und Vertreter. Die Früchte werden Preußen zufallen bei der endgültigen Ordnung der Reichsgewalt [1]).

Preußen, das war damals die vorwiegende Stimmung, sollte sich die Führung Deutschlands verdienen, als Lohn seiner uneigennützigen Hingabe. Für bestimmte Leistungen wurde ihm ein unsicherer Schein auf die Zukunft ausgestellt. Wenn man aber das preußische Heer und die preußische Diplomatie für Deutschland in Anspruch nahm, wenn man, wie selbst in den Reihen der erbkaiserlichen Partei geschah, Preußen als unmittelbares Reichsland erklärt oder gar den Staat in seine Provinzen aufgelöst wissen wollte, und wenn andererseits solche Ansprüche abwechselten mit Beleidigungen und Herausforderungen Preußens, wie in der Parlamentssitzung vom 7. August geschah, so ist nicht zu verwundern, wenn der Versammlung in Frankfurt zugerufen wurde, „daß Preußen auch in der deutschen Einheit Preußen bleiben wolle". Das war in der Griesheim'schen Schrift in der denkbar schroffsten Weise geschehen. Aber nicht anders dachte man in den Kreisen, die den deutschen Beruf Preußens am ernstesten nahmen: man erkennt denselben Grundgedanken in den Briefen, welche Abeken in diesen Wochen an Abel schrieb, um dessen jugendlichen Idealismus zu einer nüchterneren Beurtheilung der wirklichen Verhältnisse anzuleiten.

„Man muß und wird in Frankfurt fühlen" — schrieb er am 7. August — „daß Preußen (und Deutschland) nicht damit befriedigt sein können, daß einige preußische Staatsmänner in das

[1]) Aehnliche Gründe hat später auch König Leopold von Belgien als Haupt des Coburgischen Hauses dem Plan einer Mediatisirung der thüringischen Staaten entgegengestellt. Nur einer durchgreifenden Einheit zu Liebe, nicht zum Zweck einer Privatspoliation, dürfe man ihnen das Auslöschen ihres Daseins zumuthen. (Aus meinem Leben von Herzog Ernst II., Bd. 1, S. 229.)

Reichsministerium kommen, nicht einmal damit, daß sein König definitives Reichsoberhaupt werde — damit ist weder Preußen noch Deutschland geholfen, sondern namentlich um des letzteren, um Deutschlands willen, damit es im Innern Kraft und nach außen hin Achtung finde, ist es nöthig, daß Preußen als Preußen, als Staat, als Organismus an die Spitze gestellt werde; als selbständiger Staat, an den sich die anderen anlehnen, als organisches Glied unter Bundesbrüdern — nicht als 16 Millionen unter 45 Millionen Deutscher. Bitte, machen Sie sich doch recht klar, was es heißt, ein Land an die Spitze stellen — ob es dadurch geschieht, daß man einige, wenn auch noch so ausgezeichnete Personen desselben in die Regierung nehme, während man im Uebrigen ihm die Organe seines Handelns abschneidet? — und ob es nicht für Deutschland auch wünschenswerth und nothwendig ist, daß ein Land mit einem wirklichen Organismus an seiner Spitze stehe? Das scheint sich in Frankfurt Niemand klar zu machen — außer Herrn von Arnim; aber ich glaube, der sogar täuscht sich über den Weg, dahin zu gelangen, und setzt bei seinen Freunden, Stockmar incl., eine Neigung dazu voraus, die nicht vorhanden ist. Ich sehe kein Heil für Deutschland, wenn dasselbe sich nicht für seine ganze Stellung nach außen, also in Bezug auf das Heer und die Vertretung in der Diplomatie, Preußen geradezu, offen und anerkannt in die Arme wirft; ich sehe aber auch nicht, daß man in Frankfurt Anstalt mache oder Neigung zeige, es zu thun. Sondern man glaubt die Centralgewalt auch in diesen beiden Beziehungen unabhängig von Preußen und über Preußen hinstellen zu können, und meint letzterem genug gethan zu haben, wenn man ein paar preußische Staatsmänner, nicht als Preußen, sondern als Menschen ins Ministerium nimmt. Täuschen Sie sich doch nicht — ist denn je in Frankfurt ein Wort davon gesagt, daß man Preußen als Preußen irgend etwas geben wolle? Hat man denn irgend ein Anerbieten der Art an uns gerichtet? Hat man auch nur eine Anfrage wegen der auswärtigen Verhältnisse an uns gerichtet? Das Einzige, was man bis jetzt gethan hat, ist der unsinnige Erlaß von Herrn v. Peucker; ich nenne den gar nicht bös, sondern nur lächerlich — aber was Gutes haben wir doch auch nicht daraus zu schließen? — Sie sagen immer: wir thun nichts — wir lassen uns das Spiel aus den Händen gehen — aber was sollen wir denn thun? Sollen wir denn kommen und sagen: hier sind wir, macht unsere Gesandte zu Reichsgesandten? Organisirt das deutsche Heer als einen Appendix des preußischen? Uebergebt uns die Führung der Reichsgeschäfte? — Wenn wir uns dazu anböten: würden wir eine andere Antwort bekommen, als ein schallendes Gelächter und eine schimpfliche Abweisung? — Oder sollen wir kommen und sagen: hier sind wir, schlagt uns todt? Das heißt, ernennt andere Gesandte, wir wollen die unseren gleich zurückrufen und alle Verhältnisse mit dem Auslande abbrechen? Setzt unsere Officiere ab und ernennt Andere, die sich von Euch in Pflicht und Eid nehmen lassen? Wir wollen unser Heer nicht mehr befehligen; Ihr könnt uns nächstens einen Bayern, einen Badenser, dann einen Nassauer (warum nicht auch Zitz oder Hecker?) zum General schicken? — Das würde man mit höhnischen Redensarten und Fußtritten annehmen, natürlich; und was würde die Folge sein? daß das Ausland uns und Deutschland verachtete, daß Deutschland unterginge. Ich bitte Euch um Alles in der Welt, faßt doch einmal die Sache von der praktischen Seite auf — was soll denn geschehen? Mit den allgemeinen Phrasen von der deutschen Einheit ist es doch nicht gethan. Wo man aber auf praktische Ausführung kommt, da kommt solcher Unsinn heraus, wie jener tolle Entwurf für die Commission, in dem sich die gelehrte Dummheit Dahlmann's so schön von der Perfidie der Anderen hat übertölpeln lassen. Wenn Preußen sich auch so übertölpeln läßt, so gehe ich in den Orient. Jedenfalls aber können wir uns doch nicht von vornherein selbst den Hals abschneiden; wir müssen doch erst warten, bis man uns dazu auffordert."

Der nächste Brief, vom 13. August, spricht zuerst von der dänischen Sache. Es war während der Verhandlungen, die dem Waffenstillstand vorausgingen.

„Im Allgemeinen hat sich Frankfurt in dieser Sache mäßig benommen, obgleich die Herren im Ministerium noch nicht recht genau zu unterscheiden wissen, welche Sachen man principiell zur Sprache bringen, und welche man als von sich selbst verstehend der praktischen Ausführung überlassen muß. Die dänische Regierung kann manches in die Bedingungen impliciren und nachher factisch geschehen lassen, was sie der Aufregung in Kopenhagen wegen nicht aussprechen darf. Wir müssen nicht vergessen, daß es bei zu ungünstigen Bedingungen sich um den Thron des Königs und den Hals der Minister handeln kann. Ich hoffe übrigens einen günstigen Erfolg

von den Unterhandlungen in Malmoe, da Herr von Wildenbruch mitgegangen ist, der die Verhältnisse, Bedürfnisse und Interessen der Herzogthümer genau kennt und nichts Verkehrtes zulassen wird. Das Unglück bisher war, daß man zu den Unterhandlungen Männer nahm, die von der Sache nichts verstanden. — Wenn ich Ihnen herzlich für Ihren heut empfangenen Brief vom 10ten danke, so meine ich damit nicht, daß er sehr erfreulich wäre. Ich hatte von Leiningen wirklich mehr erwartet; ich hatte wohl gefürchtet, daß er im Mediatisiren der Fürsten zu weit gehen werde, aber ich hatte ihn für einen ausgezeichneten, geistig und von Charakter bedeutenden Mann gehalten; und mit denen kommt man doch immer zu etwas, selbst wenn sie nicht die rechten Wege gehen. So hänge ich treu und fest an Arnim (außer dem, daß ich ihn persönlich sehr liebe und verehre), obgleich ich in meiner Ansicht über den Weg, der einzuschlagen wäre, nicht ganz mit ihm übereinstimme. Ich glaube, daß mit der Uebertragung einzelner Posten an preußische Staatsmänner weder für Preußen noch für Deutschland Gedeihliches erreicht werden kann; und daß für diesen Preis Preußen seine Selbständigkeit, seine eigene Vertretung dem Auslande gegenüber, seinen ganzen militärischen Organismus nicht aufgeben kann. Preußen kann sich nur dann mit Deutschland identificiren, wenn es von Deutschland als Preußen, als Land, als bestehender Organismus an die Spitze gestellt wird; erst nachdem es geschehen ist, kann es diesen seinen Organismus modificiren; nicht vorher, wie Ihr es wollt, um dann erst an die Spitze zu kommen. Sondern, bis es dahin kommt, muß es sich selber bewahren; nur dann kann es Deutschland etwas nützen. Das ist meine feste Ueberzeugung. Wenn Preußen während des Provisoriums sich selbst in ein Provisorium einläßt, so kommt es nicht wieder heraus. Sie wollen, daß Preußen sich schon jetzt hingebe; auch Arnim möchte das — ich glaube, Sie irren sich. Aber doch vertraue ich auf Arnim, denn er ist ein Mann von Geist und Charakter, und wird uns doch noch einmal helfen, uns aus der Patsche zu ziehen. — Was Sie über Heckscher sagen, wundert mich nicht; aber es ist charakteristisch; nicht allein für ihn, sondern für Viele seiner Partei. Dies Transigiren mit der Linken ist verderblich gewesen von Anfang an; auch Gagern hat sich desselben schuldig gemacht. Es freut mich, daß auch Sie es verdammen. Es ist leider überall die Tagesordnung; auch bei uns..... Bunsen ist nach Köln; er kann jetzt nicht Reichsminister werden; will aber gern als preußischer Gesandter die Geschäfte des Reichs führen; das ist auch das einzig Vernünftige."

Das Kölner Dombaufest, 13. bis 15. August, gab Gelegenheit, die Mißhelligkeiten zwischen Berlin und Frankfurt gründlich durchzusprechen. Mit dem König von Preußen war Bunsen gekommen, mit den Frankfurtern Stockmar und Arnim; der Letztere, um die Enttäuschung zu erleben, daß ihn der König nicht zu den Festlichkeiten in Köln und Brühl einlud, was ihn tief verletzte. Er war zudem gründlich verstimmt über die Berliner Politik, wie auch Stockmar, während umgekehrt Bunsen die größere Schuld des Zwiespalts auf Seite der Frankfurter sah: „Sie Alle sind betrunken von ihrem eigenen, persönlichen oder collectiven Souveränitätsschwindel." Der äußerlich glänzende Verlauf des Festes konnte Niemanden darüber täuschen, daß man in der Sache nicht weiter gekommen war. — Abel hatte die wenigen Ferientage zu einem Ausflug an den Rhein benützt, auf dem ihn Kurd von Schlözer — seit der Lübecker Germanistenversammlung im Herbst 1847 ihm ein befreundeter Studiengenosse — begleitete. Schon am 9. August hatte ihm Merkel den Besuch dieses Freundes angekündigt:

„Schlözer soll einige Zeit bei Dir bleiben; ich habe ihm zu wenigstens 6 Wochen gerathen, der Früchte wegen, welche seine Sinne und Verstand von einem längeren, über die Kenntniß hinausgehenden Aufenthalt haben werden. Laß ihn nicht früher fort."

Abel erwidert am 26. August, zunächst wieder gegen Merkel's Schwarzsichtigkeit sich wendend:

„Du bist ein ungläubiger Thomas, und ich wünsche nur, daß Du bald hierher kommst und einigen Glauben zu den hiesigen Leuten bekommst. Ich werde mich über Gagern vorher weiter nicht auslassen, noch weniger freilich über die Fürsten, über die denke ich wie zuvor. Das Feuer

der Trübsal hat die wenigsten geläutert, und außer dem König von Preußen taugt fast keiner was. Schlözer's Ankunft hat mich sehr erfreut; denn ich war mitunter etwas trüb gestimmt, da sich meine hiesigen Verhältnisse, besonders das zu Camphausen, gar nicht recht regeln lassen wollen. Camphausen ist ein schwer umgänglicher Mann[1]), ich habe meine Pflicht mit Besuchen und Dienstanerbietungen gethan und werde nun vorerst nichts mehr thun. Ich sehne mich oft nach einer soliden Arbeit und kann doch zu keiner kommen. Denn 5—6 Stunden in der Nationalversammlung zu sitzen, das ist gerade keine Kleinigkeit. Sodann aber was thun? Ich lese Montesquieu und treibe Französisch, will mir aber nächstens den Paulus Diaconus holen, um die Uebersetzung hier zu vollenden. . . . . Gleich den Tag nach seiner Ankunft machte ich mit Schlözer eine Fußpartie, bei der wir Dich als Begleiter gewünscht hätten. Sonntag Nachmittags, nachdem die Abgeordneten nach Köln abgefahren waren, ging's über Mainz, den Rhein eine Strecke hinab und nach Schlangenbad, Montag über Langenschwalbach, das reizende Aarthal hinab nach Limburg. Dienstag das noch schönere Lahnthal hinunter über Nassau, wo Stein's Wohnung besucht wurde, nach Ems an den Rhein. Mittwoch den Rhein herauf, wobei unterwegs verschiedene alte Burgen bestiegen wurden. Es war ganz herrlich. Mach', daß Du bald hierherkommst, dann sollst Du Dich erheben an dem herrlichen Vater Rhein. Schlözer grüßt bestens und läßt sagen, wenn man Gagern selbst sähe, so vergäße man etwas den kühnen Griff."

Bald nach dem Kölner Feste erhob sich eine neue Wolke zwischen Frankfurt und Berlin, die drohendste von allen: Preußen schloß, ermächtigt durch die Centralgewalt, am 26. August einen Waffenstillstand mit Dänemark ab, der aber den in der Stipulation von Bellevue, 19. Juli, aufgestellten Bedingungen nicht entsprach, für die deutsche Sache ungünstig, ja schmachvoll erschien und in Frankfurt einen Sturm der Entrüstung erweckte. In seinen Briefen an Abel fuhr Abeken fort in der Vertheidigung des preußischen Standpunktes, und der dänische Waffenstillstand bildete nun ein weiteres Motiv in dieser Auseinandersetzung. Vom 25. August, also vom Vorabend des Abschlusses zu Malmoe ist folgender Brief Abeken's:

„Sie wollen, ich solle Vertrauen auf Frankfurt haben; dies habe uns schon die wichtigsten Dienste geleistet!!!! Wo in aller Welt sind diese Dienste? Etwa die Creirung einer Centralgewalt, die es sich zur Aufgabe macht, Preußen wie Liechtenstein und Gera pp. zu behandeln? etwa die Verhinderung des Abschlusses des Waffenstillstandes, wodurch wir vor ganz Europa blamirt werden? (Sie haben einen so vortrefflichen Artikel über den Waffenstillstand geschrieben[2]), daß ich gar nicht begreife, wie Sie hier nicht Frankfurt das vollste Unrecht geben müssen!) Oder sollen wir Frankfurt noch gar Dank dafür sagen, daß es uns in unserem eigenen Lande alle revolutionären Elemente auf den Leib hetzt, — denn Frankfurt und die deutsche Einheit sind die Stichworte der Anarchisten, die Hebel, die sie in Bewegung setzen, weil sie fühlen, daß die Republik sich nicht mehr als Hebel brauchen läßt? Und hat Frankfurt je etwas gethan, um dies Treiben zu desavouiren? Sind nicht vielmehr alle von Frankfurt ausgegangenen Akte und Artikel mehr oder weniger directe Begünstigungen desselben? O, man möchte an der deutschen Einheit verzweifeln, wenn man sieht, wie gerade die Schlechtesten sie zum Stichwort und Steckenpferd wählen, während alle Vernünftigen, die eine wahre und mögliche deutsche Einheit wollen, nicht davon reden, aber dafür wirken und arbeiten. Wofür haben wir also Frankfurt zu danken? Für das neu erwachte preußische Gefühl? Ja, dann kann man auch dem Papste für die Reformation danken! — Was wir sonst erreicht haben (und es ist freilich wenig genug), haben wir nur uns selbst zu danken. Verständigen wir uns doch über den Punkt, auf dem wir stehen. Sie sagen: ich wolle nicht, daß Preußen in Deutschland aufgehe, sondern Deutschland in Preußen. Nein, das will ich nicht; einmal, weil das nur in Folge einer Eroberung und langer und blutiger innerer Kriege geschehen könnte, zweitens, weil es an sich nicht gut wäre; denn ich liebe die süd-

[1]) In einem anderen Brief schreibt Abel: „Camphausen ist ein verschlossener Mann, mit dem man schwer vertraut wird". Bunsen nannte Camphausen „eine holländische Natur." (Bunsen, Aus seinen Briefen 2c. II, 465.)

[2]) In der „Allgemeinen Ztg.," Nr. 229. Vom Main.

deutsche Eigenthümlichkeit und will sie erhalten wissen. Ich will überhaupt keinen Einheitsstaat, weder einen preußischen noch einen deutschen. Darum aber will ich auch nicht, daß Preußen in Deutschland aufgehe — in Eurem Sinne. Auch das könnte nur in Folge ebenso langer und blutiger Kriege geschehen, und auch das wäre an sich nicht gut; denn ich liebe auch die preußische Eigenthümlichkeit und will sie erhalten wissen. Ich will einen Bundesstaat — ihr wollt einen Einheitsstaat Darum wollt ihr nur die Hegemonie der preußischen Dynastie (wie es die Oberpostamtszeitung neulich in einem der bedeutsamen ≡Artikel gerade heraussagt); ich will die Hegemonie des preußischen Staates ... Also, ich will die Hegemonie des preußischen Staates um Deutschlands willen, weil ich glaube, daß Deutschland sich viel eher concentriren, consolidiren, krystallisiren wird, wenn es um einen schon bestehenden Krystall herum anschießt, als wenn es ganz von vorn anfangen muß, aus einem allgemeinen Brei heraus Alles neu zu gestalten. Die Reichsverweserschaft mit ihrem von allen Schwankungen der Nationalversammlung abhängigen Ministerium, das sich auf Rechte oder Linke oder linkes oder rechtes Centrum, oder wie sie alle heißen mögen, stützen muß, kann ich nicht für einen hinreichenden Krystallisationspunkt ansehen, sondern nur die Uebertragung des Wesentlichen der Reichsgewalt an einen Staat, der ein wirkliches organisches Ganze bildet. Wenn Preußen aber jetzt wichtige und wesentliche Theile seiner Souveränetät aufgiebt, sein Heer oder Theile seines Heeres zur Disposition stellt (statt daß das ganze Heer und ganz Preußen in jedem Augenblick jedem wahren Interesse Deutschlands — aber freilich nicht jedem Wink eines verrückten Reichsministers oder jedem oft zufälligen Entschluß des Parlaments — zu Gebote schon jetzt steht und immer stehen wird und um seiner selbst willen stehen muß), wenn es seine Stellung im Auslande aufgiebt: dann wird ein allgemeiner Brei in Deutschland, in dem der Krieg erst 30 Jahre herumquirlen muß, ehe etwas daraus wird, was Gestalt heißen kann. Lassen Sie sich nicht täuschen: Gagern und seine Freunde wollen Preußen nur als Material mit im deutschen Reiche verarbeiten, nicht aber es als ein Ganzes an die Spitze stellen; diese wollen zwar die preußische Dynastie an die Spitze stellen — aber daneben, und gerade den Erzherzog umgebend, steht eine sehr mächtige schlaue und kluge Partei, welche eine neue deutsche Reichsdynastie in dem Erzherzog Johann und dem Grafen von Meran begründen will. Diese möchte jetzt von Preußen soviel Macht als möglich an die Centralgewalt ablocken, unter dem Vorwande, daß Preußen dieselbe ja bei dem Definitivum wiederfinden würde, in Wahrheit aber, damit Preußen bei der Gestaltung des Definitivums schon so schwach sei, daß man keine Rücksicht mehr darauf zu nehmen brauche. — An dem Vorhandensein dieser Partei zweifle ich nicht; ich glaube, daß unsere Freunde, Sie, Arnim und Andere sich über die Absichten derselben täuschen; ich will Ihnen sogar ganz aufrichtig sagen, daß ich Stockmar nicht ganz traue, so sehr man ihn für einen Freund Preußens hält. Ich werde in diesen Tagen auch an den edlen und trefflichen Arnim darüber schreiben, der in seinem edlen, gut preußischen Herzen zu viel auf den Willen der Anderen vertraut."

Wiederholt hatte Abel auch gegen Abeken über die Unsicherheit seiner Stellung in Frankfurt geklagt. Abeken suchte ihn zu beruhigen. Doch eine bestimmte Aussicht für die Zukunft zeigte sich nicht, und Abel begann zu schwanken zwischen einer Fortsetzung der diplomatischen Laufbahn und der Wiederaufnahme seiner gelehrten Studien. Zunächst gedachte er, einen Urlaub zu nehmen, den er in der Heimath zubringen wollte. Am 26. August überraschte ihn ein Vertrauter Camphausen's mit der Aufforderung, die Redaction der „Deutschen Zeitung" zu übernehmen.

„Droysen will sie als Abgeordneter nicht übernehmen, jedoch sich speciell daran betheiligen; dazu käme noch die Mitwirkung vieler Abgeordneten. Mein Verhältniß zur preußischen Regierung würde sich nicht ändern, wenn ich wollte; ich bezöge meinen Gehalt fort, was ich jedoch sogleich als unverträglich abgewiesen; könnte aber auch nachher wieder in meine Stelle zurücktreten. Ich will nun aber gar nicht recht anbeißen; wenn ich auch an Droysen einen tüchtigen Mitredacteur hätte, so fiele doch die ganze Last der Verantwortung auf mich, und was ist in jetziger Zeit ein Blatt wie die „Deutsche Zeitung". Trotz dem docendo discimus halte ich mich für noch zu jung. Ich bitte Dich" — so schreibt er an Merkel — „mir womöglich umgehend Deine Ansicht hierüber mitzutheilen."

Am 6. September dankt er dem Freunde für die empfangenen Rathschläge:

„Du hast mich mit Deinen 5 Clauseln wacker geschützt, aber ich glaube schwerlich, daß ich sie durchsetzen würde und bin entschlossen, so sehr mir auch gleich Anfangs Schlözer und nun, bedingt wenigstens, auch Du zusprachen, die Sache auszuschlagen, wie es mir mein eigner Instinct schon im ersten Augenblick rieth. Ich habe über die Sache mit Arnim, Stockmar, Dahlmann und meinem Oheim ernstlich geredet und mein Entschluß steht fest. Ich halte mich für noch zu jung, und mag mich nun das Leben in den nächsten Jahren wissenschaftlichen Beschäftigungen oder dem politischen Treiben zuführen, in beiden Fällen werde ich mehr Gewinn ziehen, denn als Journalist. Ich habe bis zum 15. September meine Wohnung gekündigt und werde es nun von der Entwicklung der hiesigen Angelegenheiten abhängen lassen, ob ich noch länger bleibe. Unter den jetzigen Umständen möchte ich übrigens nicht Preußen verlassen, um in den Rochen selbst eines Ministeriums Dahlmann zu steigen; auf der andern Seite möchte ich auch nicht länger Preußen dienen, wenn es in seiner particularistischen Stellung verharrte. Ich bin Camphausen eigentlich Dank schuldig, daß er mich ganz aus seinem Spiele läßt. Sein Ziel ist auch fürs Definitivum ein dreiköpfiges Directorium; Du kennst meine Ansicht darüber; bei einem so verkehrten Ziele müssen auch die Mittel verkehrt sein, und ich möchte nicht dabei helfen. Sollte aus meinem Urlaub ein förmlicher Austritt werden, so werde ich es zwar bedauern, aber mich trösten, und mich für die Monumenta und die Uebersetzungen beschäftigen in Würtemberg oder in Berlin. Wenn Stockmar oder Arnim in ein Ministerium tritt, so bin ich ziemlich sicher, wieder eine politische Stellung zu erhalten."

Eben jetzt hatte die Berathung des Malmöer Waffenstillstands in Frankfurt eine schwere Krisis heraufgeführt. Die Nationalversammlung beschloß am 5. September auf Dahlmann's Antrag die Sistirung des Waffenstillstands, und infolge dieses Beschlusses wurde Dahlmann mit der Bildung eines neuen Reichsministeriums beauftragt. Wieder ein Augenblick der Hoffnung für Heinrich von Arnim. Am 7. September schreibt er aus Bonn:

„Lieber Abel. Ich war sehr besorgt, als ich gestern die Abdankung des Reichsministeriums erfuhr, und ich bin noch nicht ohne Besorgniß; aber es ist mir doch eine große Beruhigung, daß Dahlmann mit der Bildung des neuen Cabinets beauftragt ist. Ich käme gern nach Frankfurt, um diese Bildung in der Nähe zu verfolgen, aber es geht doch wohl jetzt nicht wegen des Scheins und der Nachrede. Hat doch selbst mein Vetter in seiner Schrift vom 20. mich im Verdacht, daß ich Preußens Selbständigkeit opfern wolle, um Reichsminister zu werden! Dahlmann hat gewiß Recht, den Waffenstillstand in militärischer Beziehung aufrecht erhalten zu wollen. Er muß sich aber wegen der Bedingungen, die er nicht anerkennen will, in keine Verhandlungen einlassen, sondern es der Bevölkerung, resp. der Constituante der Herzogthümer überlassen, dagegen durch die That zu protestiren, was man ihnen ja unter der Hand rathen kann. Wenn nachher, und zwar sehr bald, ein fait accompli des Aufstandes, der Vertreibung des Grafen Moltke u. dergl. vorliegt, so kann die Centralgewalt vermittelnd eintreten, und Dänemark wird alsdann die Intervention von Frankfurt gern anerkennen, sowie Preußen froh sein wird, daß es nicht mit Gewalt die von ihm eingegangenen Bedingungen gegen den Willen der Herzogthümer aufrecht zu erhalten nöthig hat. Also, meiner Ansicht nach

1) Erklärung, daß man die militärischen Bedingungen anerkenne,

2) Daß man über die anderen die constituirende Versammlung in Kiel hören wolle.

Das hinderte nicht gleichzeitig die „arbitrage" von England anzunehmen, allerdings nicht ohne die Grundlagen vorher festzustellen .... Lassen Sie es mich doch wissen, wann ich nach Frankfurt kommen kann. Meine besten Wünsche an Dahlmann."

Die Verwicklung war ernster, als daß sie auf so einfachem Wege gelöst werden konnte. Was Arnim empfahl, war ein Ausweichen, nicht ein Ueberwinden der Schwierigkeit. Die Ungeheuerlichkeit, daß Preußen neben einer anderweitig bestellten Centralgewalt für Deutschland handeln sollte, dieser Centralgewalt untergeben, die doch keine Macht war, die scheinbar Deutschland bedeutete, während in Wirklichkeit alle deutsche Politik an Preußen gebunden war, — diese

Ungeheuerlichkeit führte einen wahrhaft tragischen Conflict herbei. Es entstand der Schein eines unheilbaren Gegensatzes der deutschen und der preußischen Interessen, und doch hatte nur die künstliche und unwahre Trennung beider den Widerstreit herbeigeführt. Preußen hatte in der Sache Schleswig-Holsteins, dem Programm gemäß, für Deutschland „sich hingegeben," doch durch diese Hingabe war es jetzt in eine europäische Lage gebracht, in der es von Frankfurt die unbedingte Unterwerfung fordern mußte. Dem scheinbaren Auftraggeber konnte das bittere Eingeständniß nicht erspart bleiben, daß er ohne Preußen und gegen Preußen lediglich nichts bedeute. So schmerzlich diese Erfahrung für Frankfurt war, zur Zerstreuung der bisherigen Täuschungen hat sie dennoch erheblich beigetragen. Im Angesicht des grausamen Conflicts, der sich in Dahlmann's Seele gleichsam personificirte, hat die Erkenntniß der Identität der deutschen und der preußischen Interessen nur gewinnen müssen und thatsächlich sich befestigt.

Mit unerbittlicher Logik ist der Standpunkt der preußischen Regierung in folgendem Briefe Abeken's vom 9. September entwickelt:

„Es ist ein ernster Augenblick; es hängt die ganze Zukunft Deutschlands und Preußens von den Entscheidungen dieser Tage in Frankfurt und in Berlin ab. Der Beschluß der Nationalversammlung war ein großes Unheil; es kann nur wieder gut gemacht werden, wenn nun an die Stelle der Vorfrage die endschließliche Berathung tritt und die Nationalversammlung darin mit überwiegender Majorität den Waffenstillstand — meinetwegen mit dem Ausdruck des Bedauerns oder irgend welcher noch so energischen Motivirung — als eine politische Nothwendigkeit gut heißt. Er ist eine politische Nothwendigkeit; es ist ein Waffenstillstand nicht mit Dänemark, sondern mit ganz Europa. Erkennt die Nationalversammlung das nicht an, so zeigt sie vor ganz Europa, daß Deutschland nicht reif ist, als Großmacht in die Reihe der europäischen Mächte zu treten, welche die Geschicke der Welt nach europäischen Rücksichten lenken; daß es sich von Leidenschaft und nicht von Besonnenheit leiten läßt; und nie wird dieser erste Eindruck überwunden und das Vertrauen Europa's für die Centralgewalt gewonnen werden. Das Ministerium hat sich brav benommen; es hat gezeigt, daß es Politik versteht. — Wer von uns sieht denn den Waffenstillstand anders an als Sie? Es ist ein trauriger, aber ein nothwendiger; und absolut nothwendig ist jetzt das Festhalten an ihm, will man nicht den Weg von 1793 einschlagen. Die Fassung des Art. VII hat uns bloß Frankfurt eingebrockt; ohne den uns von dorther auferlegten Zwang, die Gesetze ꝛc. zur Sprache zu bringen, hätten wir eine günstigere Fassung erlangt; der Sache nach ist er nicht ungünstig; denn es ist ein bedeutender Schritt, daß der König von Dänemark alle seine Erlasse zurücknimmt, und die neue Regierung die praktischen Erlasse der provisorischen ins Leben ruft. Factisch ist darin Alles, was die Herzogthümer brauchen. Das Schlimmste war Graf Moltke — eine Dummheit, die Wildenbruch erst erfuhr, als sie abgemacht war, zu seinem größten Schrecken! Er hat gleich Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um Moltke zum Rücktritt zu bewegen; dieser aber hat sich erst selbst in den Herzogthümern von seiner Möglichkeit überzeugen wollen. Das ist ihm nun zur Genüge geschehen; und nun wird es vielleicht gehen. Aber der erste Eindruck ist schlimm. Was irgend Günstiges für die Herzogthümer erreicht ist, hat der arme verschrieene Wildenbruch erwirkt: das können Sie Jedem sagen; mehr zu thun, stand nicht in seiner Macht, da er nicht Bevollmächtigter war, sondern nur Berather[1]). Die Herzogthümer haben keinen besseren Freund, und er hat ihnen mehr genützt als Dahlmann. Dieser hat eine große Schuld auf sich geladen; aber er hat zugleich gezeigt, daß er wohl ein guter historischer Professor, aber kein Staatsmann ist. Er kann kein Ministerium bilden. — Ueber die 7 Monate sollte man nicht klagen; wir wollten sie nicht — und hätten sie wollen sollen; denn wie die Sachen in Europa und den Süd- und Westprovinzen stehen, müssen wir wünschen, unsere Truppen zu sicherer Disposition zu haben, was wir während 7 Monaten können, während 3 Monaten nicht, wo wir sie im Norden in Bereitschaft halten müßten, während wir sie im Süden brauchen können. Eins ist mir klar geworden: daß die Stellung des Reichsverwesers mit einem der Nationalversammlung verantwortlichen und auf nichts als diese gestützten

[1]) Der preußische Bevollmächtigte war Generalmajor v. Below.

Ministerium eine völlig verfehlte und unhaltbare ist. Er hat keine Macht, und kann keine haben. Ein Triumvirat von Staaten wäre das einzig Richtige gewesen; das hatte Macht. Damit wären wir zu einem besseren Waffenstillstand gekommen; denn dann hatte Preußen einen Hinterhalt, der den fremden Mächten palpabel war. Jetzt hatte es eine palpable Gêne, aber keine Macht als seine eigene. Daß die Truppensendungen von Nassau, Frankfurt, Baden irgend einen anderen Eindruck machen konnten, als aufzureizen ohne zu imponiren, werden Sie doch nicht glauben? So viel von Frankfurt. Und nun von hier! Wir sind in entscheidender Krise. Es ist Hoffnung, daß sie zum Guten führe. Die Minister haben erklärt, sie müßten abtreten, weil sie dem König nicht rathen könnten, den Beschluß auszuführen zu lassen; sie konnten ihm also auch nicht rathen, ein Ministerium aus den Kammern zu bilden, welches den Beschluß ausführe. Am wahrscheinlichsten ist ein Ministerium ganz außerhalb der Kammer, welches dann mit einer festen Erklärung vor dieselbe hintritt und sie in ihre Schranken zurückweist. Die Folgen muß man dann tragen. Kommt es zu einem Conflicte, so kann die gute Sache nur siegreich hervorgehen. Es steht das Königthum, ja selbst die Möglichkeit einer Regierung überhaupt auf dem Spiele. Der König soll fest sein; doch ist auch uns über seine Entschlüsse noch nichts bekannt geworden. Bis übermorgen ist's entschieden. Ich habe Hoffnung und Vertrauen — auch auf Frankfurt. Man wird doch einsehen, daß man uns nicht zwingen muß, auch wider unseren Willen dem oft gegebenen Rath zur Errichtung eines Norddeutschen Bundes zu folgen. Man hat in Frankfurt bis jetzt gehandelt, als wenn man das wollte; und wir aus Loyalität und deutscher Gesinnung haben es nicht gewollt!"

Der aufgeregten öffentlichen Meinung gegenüber war es schwer, die Gründe unparteiisch zu würdigen, die für Preußen und für den Abschluß des Waffenstillstandes ins Gewicht fielen. Auch der Oheim in Leonberg verhehlte nicht seine Entrüstung und legte es dem Neffen nahe, unter solchen Umständen den preußischen Dienst zu verlassen. Offen entgegnet Abel am 13. September, er hätte am 5. September mit der Minderheit gegen Dahlmann gestimmt.

„Es ist hier zu unterscheiden die Frage über die Sistirung und über die formellen und materiellen Nachtheile des Waffenstillstandes. An jenem Dienstag handelte es sich lediglich um die Sistirung. Was die Minorität verlangte, war das äußerst geringe, mit dieser Sistirung die wenigen Tage zu warten, bis man über den Waffenstillstand aus den verwickelten Verhandlungen Preußens ein gerechtes Urtheil fällen könnte, der Waffenstillstand selbst war damit noch nicht im geringsten anerkannt. Daß man dies nicht that, war ebenso ungerecht gegen Preußen und Dänemark als unklug. Indem man eine der Waffenstillstandsbedingungen nicht erfüllen ließ, verletzte man den ganzen Vertrag, ehe man sich über denselben eingestandener Maßen ein richtiges Urtheil hatte bilden können. Man war nun von vornherein gezwungen, den ganzen Waffenstillstand zu verwerfen oder gegen Dänemark einen Treubruch zu begehen. Wir sind davor behütet worden dadurch, daß der Beschluß der Versammlung nicht zur Ausführung kommen konnte, was man voraussehen konnte — und darin lag das Unkluge, anders angesehen auch das Ungefährliche dieses Beschlusses. Acht Tage schon ist er gefaßt worden, und trotz seiner äußersten Dringlichkeit konnte er von der Majorität nicht zur Ausführung gebracht werden, weil sie kein Ministerium zu Stande bringen konnte . . . . Das Uebelste ist, daß Preußen genöthigt zu sein glaubte, den Waffenstillstand mit Umgehung der Nationalversammlung abzuschließen. Aber fangen wir umgekehrt an: ist es nicht vom Uebel, daß eine große Versammlung das alleinige Recht über Krieg und Frieden haben soll, wie es sich die Nationalversammlung beigelegt hat und wie es sonst noch nie in der Welt war? Preußen hielt den Waffenstillstand für nöthig; wollte es bei der Reichsversammlung noch lange anfragen, so kam er nie zu Stande. Es ist unglücklich, daß die Mängel unserer provisorischen Verfassung bei dieser Gelegenheit so grell hervortraten, aber man werfe die Schuld nicht allein auf Preußen und werfe ihm nicht Böswilligkeit vor. Es ist mir lieb, daß ich, dank dem Verhalten Camphausen's gegen mich, in dieser Sache nichts zu thun hatte, aber sie kann mich nicht bewegen, meinen Austritt aus dem preußischen Dienst zu nehmen. Käme es zu einem entschiedenen Bruch zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland, oder vielmehr überhaupt zwischen Nord und Süd, so möchte ich weder für Preußen gegen Frankfurt, noch für Frankfurt gegen Preußen dienen."

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Antonio Rosmini.

Sein Leben und seine Schriften.

Von

Franz Xaver Kraus.

X.

Ist Jemand unter denen, welchen diese Blätter zugeweht werden, der, auf der Höhe des Lebens angekommen, in der Fülle der Manneskraft, im vollsten Besitze seiner geistigen Macht, seine Zukunft vor sich liegen sieht — zerbrochen, hoffnungslos, nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Härte des Schicksals, das uns zuweilen in eine Zeit hineinwirft, die uns nicht versteht? Ist Jemand unter meinen Lesern, der von seiner geistigen Höhe herabsieht auf solch' ein Feld von Ruinen, das vor seinem Blicke sich aufthut und das die Sonne eines stürmischen Tages in ihrem Sterben milde bescheint: ich glaube, der ist im Stande zu fühlen, was ein Mann, wie Rosmini empfand, als er von der neuen Terrasse des Collegio in Stresa den Blick zum ersten Mal wieder über den wundervollen See gleiten ließ und der Hoffnungen und Pläne gedachte, mit denen er sich zum Besten der Kirche und Italiens trug, als er, ein Jahr zuvor, dies Paradies mit dem glatten Boden der Diplomatie und der römischen Hofluft vertauschte. Es ist für den müden Pilger nicht leicht, unter solchen Umständen die Reise von Tag zu Tag fortzusetzen. Sein Trost kann nur sein, daß der „große Tag des Herrn nahe, sehr nahe ist und eilig heranzieht" (Sophon. 1, 14). Der Christ welcher in solcher Lage ist, weiß seinen Vortheil daraus zu ziehen. Er hat abgeschlossen mit dieser Welt, er lebt in ihr und mit ihr, ein Todter mitten unter den Lebenden. Die Freuden dieses Lebens, die Rosen, die ihm etwa noch blühen, vermögen ihn nicht mehr zu täuschen über die Vergänglichkeit alles Irdischen; die Dornen, so ihn verwunden, das Weh, das ihm noch zustößt, ist nach all' dem Erfahrenen zu geringfügig, um ihn aus seiner Ruhe zu werfen; eine milde, nur dem Jenseitigen noch zugekehrte Stimmung hat in seinem Herzen Platz gegriffen, er hat die Kunst des Erbarmens gelernt und übt sie lächelnd gegenüber all' den Thorheiten und Verirrungen der Menschen.

Ich denke mir, so stand es auch um Don Antonio. Vorüber war jede Hoffnung, seine Ideale verwirklicht zu sehen. Ihm war nichts geblieben, als seine Freiheit und sein treuer Gott. In weiter Ferne mochte er den Sieg seines Gedankens sehen, aber er sah ihn nur, wie Moses, dem wohl der Blick ins gelobte Land, aber nicht der Besitz desselben gegönnt war.

Von dem Cardinalat war keine Rede mehr. Castracane hatte, wie wir gesehen, den Freund von den Schwierigkeiten, die sich seiner Erhebung entgegengesetzt, benachrichtigt. Ein inniger Wunsch einiger seiner treuesten Anhänger war somit in Erfüllung gegangen. Denn wenn ein Theil seiner Genossen die an sie gerichtete Frage, ob er die Würde annehmen solle, bejaht, so waren Andere doch entgegengesetzter Meinung, und Don Antonio's treuer Carli ging sogar bis zum Papst selber, um die Freiheit seines Meisters zu erbitten[1]). Sie wurde ihm nicht damals, aber nunmehr gewährt, obgleich Pius selbst in der letzten Audienz in Gaëta Rosmini versichert hatte, er werde in Bezug auf seine Person mit den Intentionen nach Rom zurückkehren, die er früher gehabt. Von dieser Ehre befreit zu sein, konnte für Rosmini trotz der damit verbundenen Schädigung seines Ansehens in gewissen Kreisen nur ein Gewinn sein. Es war ein weiterer Gewinn, daß eine Reihe tüchtiger Männer dem Institut jetzt beitrat, wie denn die Vorsehung uns bei schweren Prüfungen in unserer äußeren Thätigkeit zuweilen durch um so reicheres Glück drinnen im stillen Hause erquickt. Der treffliche Canonicus von Rovigo, Don Vincenzo de Vit, wurde jetzt Mitglied des Instituts und Rosmini's Assistent in seinen Studien, während er selbst die großen Arbeiten fortführte, welche der Neuausgabe von Forcellini's „Lexicon totius Latinitatis" und der Herstellung der uns bei unseren epigraphischen und archäologischen Studien so nützlichen, ja unentbehrlichen „Onomasticon" dienten und zugleich sich mit einem historisch-antiquarischen Werke über den Lago Maggiore beschäftigte. Der Turiner Canonicus Lorenzo Gastaldi, später Erzbischof von Turin, der Propst von St. Satiro in Mailand, D. Carlo Caccia, der Canonicus von Saluzzo, D. Gioacchino Cappa, den das Institut als seinen vierten Generaloberen zählen sollte, ein Edelmann aus Pernambuco, D. Francesco Ayres-Cardozzo, der als Bischof dieser Stadt starb, waren die namhaftesten Kräfte, welche die Gesellschaft in jener Zeit gewann. Auch die rasche Ausbreitung der Schwestern della Providenza, für welche sich besonders der Bischof von Biella, Msgr. Losanna, bemühte, sowie die Zunahme des Collegio degli Educatori elementari mußte ihm ein Trost sein, während die Anfeindungen, welche ihm zu Theil wurden, auch die Denunciation seiner sämmtlichen Werke bei der Indexcongregation ihn nicht im Mindesten abhielten, weiter zu arbeiten und der Welt das Resultat seiner Forschung vorzulegen. Aeußerte er doch einmal, nach all' seinen Studien komme es ihm vor, als trete er eben erst aus der Kindheit, und wenn er hundert Jahre alt werden würde, so glaube er immer noch etwas Neues bringen zu können. Das allein hätte schon genügt, Don Antonio Denjenigen verhaßt zu machen, welche nie etwas denken, was nicht Hunderte und Tausende vor ihnen gedacht haben. In diesem letzten Abschnitt seines Lebens veröffentlichte Rosmini also die „Einleitung" zur Philosophie[2]), gab eine neue Ueberarbeitung des „Saggio", der er die

[1]) Die Cardinalskleider Rosmini's sieht man jetzt noch in dem die Gegenstände seines Sterbezimmers bewahrenden Gemach zu Stresa. Sie sind noch nicht ganz, wie einer seiner Feinde gewünscht hat, von den Motten verzehrt.

[2]) Introduzione alla Filosofia. Casale 1851.

„Logik“ hinzufügte[1]); er publicirte weiter den zweiten Band der „Psychologie“, erweiterte die zu Lucca gedruckten „Lezioni filosofiche“ („V. Gioberti e il Panteismo“), schrieb das Werk über „Aristoteles“, in welchem er dessen Philosophie mit der platonischen vergleicht[2]), die Abhandlung „Del divino nella Natura“, die A. Manzoni zugeeignet ist[3]), und überarbeitete die „Ontologia“, den ersten Theil der posthumen „Teosofia“, die bereits unter Gregor XVI. begonnene, aber in Folge des auferlegten „Silenzio“ nicht veröffentlichte Schrift: „Il rationalismo che tenta d'insinuarsi nelle Scuole teologiche“[4]). Auch die Abhandlungen über die „Kategorien“, die „Dialettica“, die „Antropologia sopranaturale“[5]), sowie eine Reihe canonistischer und theologischer Aufsätze, welche in der „Armonia“ erschienen, entstanden damals. Ein Werk, das bisher noch nicht erwähnt wurde, und jedenfalls zu seinen nützlichsten ascetischen Leistungen zählt, sind die „Conferenze“, Reden über die Verpflichtungen des Priesterstandes, welche er bei geistlichen Exercitien abgehalten hatte[6]). Noch viele andere Projecte gingen ihm durch den Kopf. Er schrieb meist stehend, mit großer Geschwindigkeit, wenn auch in eleganten und klaren Zügen, deren Charakter in seinen späteren Jahren eher schöner und deutlicher als schlechter wurde. Dabei corrigirte er in die Druckbogen noch sehr viel hinein, so daß, um den Widrigkeiten mit den Druckern zu entgehen, er sich zur Herstellung einer eigenen Druckerei entschloß, welche, zu Ehren des großen Gelehrten des christlichen Alterthums, sich Gerolimiana nennen und mit deren Typis Rosminianis seine und der Freunde Werke zu Stresa gedruckt werden sollten. Von 1845 bis 1853 mußte er auf die Erlaubniß zur Errichtung einer solchen Officin warten: sein Tod verhinderte schließlich das Zustandekommen des Planes.

Diese Jahre der Zurückgezogenheit in Stresa brachten unserem Philosophen manchen Besuch bedeutender Männer. Wir haben schon Lacordaire und Wiseman genannt. Zur Zahl dieser Fremden, welche am Lago Maggiore eintrafen, um Rosmini zu besuchen, zählten auch Bonnechose, der spätere Cardinal-Erzbischof von Rouen, Newman, der jetzige Cardinal, Bigi, Propst von Bobbio, der

---

[1]) Auf dieser Revision beruht die neueste (6.) Ausgabe des „Saggio“, in 3 Bd., Intra 1876—1877.

[2]) Aristotele esposto ed esaminato, Torino 1857.

[3]) Il Rationalismo che tenta d'insinuarsi nelle Scuole teologiche addito in vari recenti opuscoli anonimi. Prato e Torino 1882.

[4]) Abgedruckt Sapienza, Bd. VIII, S. 377; Bd. VII, S. 81, 161.

[5]) Antropologia sopranaturale, 3 voll. Casale 1884. Ihr war eine Antropologia in servizio della scienza morale, Milano 1838, vorausgegangen.

[6]) Die „Conferenze sui doveri ecclesiastici“ erschienen Turin 1880 und wurden ins Deutsche übersetzt durch J. B. Hiendl, Regensburg 1883, mit einem einleitenden Vorwort des Eichstätter Regens und Domcapitulars Dr. Pruner — eines der strengsten theologischen Richtung angehörenden Theologen. Das Buch berührt sich vielfach mit dem schon früher erschienenen „Manuale dell' Esercitatore“ und den kurzen „Exercitia quaedam spiritualia“, welche im 2. Bande der „Prose ecclesiastiche“ abgedruckt sind (Neap. Ausg. Vol. VII). In seinen „Exercitien“ schließt sich Rosmini wesentlich an die „Exercitia spiritualia“ des hl. Ignatius von Loyola an. Vielleicht erschrickt bei dieser Mittheilung mancher meiner Leser: ich bitte, wer sich daran stoßen sollte, Rosmini's „Conferenzen“ in die Hände zu nehmen und sich aus ihnen ein Bild davon zu machen, was in unseren, von der Welt oft so mißverstandenen „Exercitien“ getrieben wird und was den Inhalt des gerade in den letzten Jahren so ungerecht und unverständig angeklagten Büchleins des hl. Ignatius bildet.

Marchese Gustavo di Cavour, die Professoren Corte und Pestalozza, Beide treue Anhänger der Rosminianischen Philosophie. Am häufigsten kam Manzoni, der im benachbarten Lesa bei seinem Schwiegersohne, dem Grafen Stefano Stampa, sich zeitweilig aufhielt. Ein Felsvorsprung zwischen Stresa und Lesa, den Rosmini scherzweise „die Säulen des Hercules" nannte, bezeichnet die Stelle, wo der tägliche Spaziergang dann die Freunde zusammenzuführen pflegte. Unter den jungen Männern, welche hier erschienen, ist vorzüglich Ruggero Bonghi zu nennen, der später so viel genannte Publicist und Staatsmann, der beste Unterrichtsminister, welchen das heutige Königreich Italien gehabt und gegenwärtig der thätigste und einflußreichste Schriftsteller der Halbinsel. Bonghi blieb an zwei Jahre in Stresa, um Rosmini's Philosophie zu studiren, und veröffentlichte nach des Letzteren Hingang in seinem „Stresiane" den Inhalt der mit dem Roveretaner geführten philosophischen Gespräche, wie sie des Nachmittags bald auf dem Spaziergang, bald im Garten unter dem Schatten einer Cypresse gehalten wurden. Auch den aus der Schweiz flüchtigen Jesuiten hat Rosmini freundliche Hospitalität erwiesen. Unter Anderen kam der bekannte Dogmatiker der Jesuiten, P. Perrone, einmal nach Stresa, um sich bei Rosmini zu entschuldigen, daß man unter seinem, Perrone's Namen, ein nicht von ihm herrührendes Pamphlet gegen jene „Philosophische Moral" veröffentlicht habe. Rosmini antwortete, er verzeihe den Angriff, aber da derselbe öffentlich gewesen, müsse er auch auf einer öffentlichen Erklärung bestehen. Perrone hat diese nie gegeben. Interessanter war ein Besuch, den Rosmini im Herbste 1850 empfing. Ehe Camillo de Cavour sein Ministerium antrat, machte er, um sich von den Anstrengungen seines parlamentarischen Feldzugs zu erholen, eine Reise nach dem Lago Maggiore. „In Stresa," so erzählt sein Biograph, „ward er mit herzlicher Gastfreundschaft von Rosmini empfangen, welcher durch gleiche philosophische Studien in enger Freundschaft mit dem Bruder Cavour's, dem Marchese Gustavo von Cavour, verbunden war. Im Hause Rosmini's lernte Cavour Manzoni kennen, welchen er liebte und verehrte, und welcher hinwiederum ihn als einen Mann betrachtete, welcher noch Großes zu vollführen bestimmt sei. „Dieses Männlein (so sagte der große Dichter mit seiner gewohnten Bonhomie zu seinem Freunde Johann Berchet [der damals in der Sommerfrische bei den Arconati in Pallanza weilte]), verspricht wohl viel!" Den Inhalt des Gespräches zwischen Cavour und Manzoni bildete Italien und sein Geschick. Der Dichter sprach hierbei mit heiterster Zuversicht über die nationale Einheit. Rosmini schien durch ein gutmüthiges Lächeln zu Manzoni sagen zu wollen: lasset immerhin Euerer Phantasie freien Flug! Cavour hingegen rieb sich vergnügt die Hände und rief ein ums andere Mal aus: „etwas werden wir schon fertig bringen (qualche cosa faremo)." Von den Fenstern des Palazzo Bolongaro auf dem sardinischen Seeufer schauten Rosmini und Cavour auf das entgegengesetzte Ufer hinüber. So klein die trennende Wasserstrecke war, welcher Contrast zwischen den politischen Systemen hüben und drüben! Dort die Occupation des Fremden, hier die Unabhängigkeit: dort die Knechtschaft, hier die Freiheit! Dort schwarzgelb mit dem zweiköpfigen Adler, hier die Tricolore mit dem Kreuze von Savoyen; — eine Trennung, auferlegt von menschlicher Gewalt, widersprechend jedem Gesetze der Natur und des menschlichen Verkehres. Heute schmiegen sich die Wellen des

Verbanus auf beiden Seiten an Ufer, welche nicht mehr von einander gerissen sind. Der sehnlichste Wunsch, welchen die zwei Männer damals plaudernd gegenseitig austauschten, — er ist heute erhört" [1]).

Rosmini wohnte, wie hier erwähnt wird, damals nicht mehr in dem eine Viertelstunde über dem Städtchen gelegenen Collegio. Die Wittwe Anna Maria Bolongaro hatte ihre schöne, an der offensten Stelle des See's, an der Straße nach Baveno gelegene Villa Rosmini testamentarisch hinterlassen, um ihm und seinem Institute einen Beweis ihrer Verehrung zu geben. Von 1850 bis zu seinem Ende hat unser Roveretaner hier meistens gewohnt; bezeichnend ist, daß er auch hier sich als Wohn- und Schlafzimmer nicht die schönen nach dem See gehenden Gemächer, sondern einfachere Stuben nach hinten wählte, welche nur den Ausblick nach dem Garten und den Bergen gewähren. Nach seinem Tode verkaufte das Institut das Besitzthum an Ihre Königliche Hoheit die Herzogin von Genua, welcher es noch jetzt im Sommer als Residenz dient. Die Räume, in welchen Rosmini gewaltet und in denen er sein Leben in die Hände seines Schöpfers zurückgegeben, könnten keinen würdigeren Bewohner haben, als die edle, welterfahrene und fromme Tochter König Johann's von Sachsen, unseres berühmten Dantekenners. Rosmini's Sterbezimmer und das Oratorium, in welchem er täglich die hl. Messe las, sind da in gebührenden Ehren gehalten: aber auch dem Geiste des großen Todten wird in jenen geweihten Räumen von der erlauchten Besitzerin das treueste Andenken und aufrichtige Bewunderung gezollt.

In den Jahren, welche Rosmini hier noch zubrachte, fuhr er fort, wie früher zu leben, einfach und arm für sich, vornehm und gastfrei nach außen. Er sah gern Gäste, und war nicht so engherzig, um nicht auch Damen hier und da zu Tische bei sich zu sehen. „Persönlich war er immer heiter und gemessen," wie Pestalozza schreibt; „seine Art sich zu geben, stets würdevoll und vornehm, seine Worte stets ernst und zugleich freundlich, seine Gedanken demüthig und zugleich erhaben, sein Affect hingebend und doch gemäßigt, die Gebärden reich und bewegt, aber stets verständig und bedacht; so war er ein Abbild des Erlösers, das Alle höchlich erbaute." Und so erscheint er in jenem schönen Bildnisse, welches der Maler Hayez für den Grafen Stampa malte und das der treffliche Stich Ceroni's vervielfältigt hat [2]). Wie einfach und kindlich die Seele des Philosophen bei all' dem war; wie zuweilen die Heiterkeit der Kinderseele mitten durch die ernsthaftesten und tiefsinnigsten Gespräche, namentlich auf den mit den Brüdern gemeinsam unternommenen Spaziergängen hervorbrach; wie die Schön-

[1]) Massari, Cavour. Uebersetzt von E. Bezold. Leipzig, 1874. S. 47 ff.

[2]) Das Original befindet sich gegenwärtig in Mailand, bei dem Grafen Stampa. Eine gute Copie sieht man im sog. Sterbezimmer Rosmini's in dem Collegio zu Stresa, eine andere im Palazzo Rosmini zu Rovereto. Der Ceroni'sche Stich ist käuflich in der Libreria Righi zu Rovereto (à 10 Fr., auf chinesischem Papier zu 20 Fr., avant la lettre zu 25 Fr.; in kleinem Format, wie er Paoli's 2. Bande und Lockhart's Life vorgesetzt ist, à 1 Mark). Ein anderes Porträt aus der Jugendzeit Rosmini's besitzt der Palazzo desselben in Rovereto. Ueber ein von Craffonara († 1837) in Rom 1829 gemaltes Bildniß s. Paoli, Bd. I, S. 129. Ebenda S. 448 ist ein von Carta in Rom gefertigtes Oelgemälde erwähnt, welches Rosmini als Cardinal darstellt und über dessen Verbleib nichts bekannt ist. Zwei unedirte ausgezeichnete Bildnisse Rosmini's und Manzoni's in Crayon, vermuthlich aus den vierziger Jahren, besitzt Msgr. Bernardi in Venedig.

heit der Natur, jene Wunder des See's immer und immer wieder seinen, allem Schönen geöffneten Sinn anzogen und entzückten, das muß man bei Paoli nachlesen, der in jenen Jahren Don Antonio's treuester Begleiter gewesen ist[1]).

Während dieser ganzen Zeit blieb Rosmini der Gegenstand unaufhörlicher Anfeindung und leidenschaftlicher Bekämpfung, eines Krieges, der, wie er wohl wußte, ebenso seinem Institute wie seiner Person galt. Es war klar, daß hier System obwaltete. Das Motto war gegeben: „venite opprimamus eum sapienter". Pius IX. hatte in einem Schreiben vom 13. März 1851 angekündigt, daß eine reifliche Prüfung aller Werke Rosmini's in Angriff genommen sei und bis dahin die Parteien das von Gregor XVI. anbefohlene Schweigen beobachten sollten. Konnte in Folge dessen P. Ballerini den dritten Theil seiner „Lettere" gegen Rosmini nicht mehr drucken, so entschädigte er sich, indem er dieselben lithographiren ließ; eine neue Art, der kirchlichen Autorität Gehorsam zu leisten. Rosmini's Feinde suchten nun allerlei Märchen zu verbreiten. Die Congregation de' Regolari, so erzählte man, habe ihm die Leitung seines Instituts entzogen und einen fremden Commissar an seiner Stelle ernannt, und was Aehnliches erfunden wurde. Schön ist die Antwort, welche der Vielgeprüfte den Capucinern von Rovereto gab, als diese ihn in einem gemeinsamen Schreiben zu trösten suchten. „Was," schreibt er, „meinen Schmerz einigermaßen mäßigt, ist der Gedanke, daß meine Gegner, wenn sie mich noch so maßlos angreifen, doch gewissermaßen von dem Eifer für die Reinheit des Glaubens, dieses kostbarste aller Güter, bewogen werden." So lieferte er einen neuen Beleg zu dem alten: „qui tout comprend, tout pardonne".

Von den etwa hundert Schriften Rosmini's waren achtzig der Congregation des Index zur Beurtheilung vorgelegt worden. Die Prüfung geschah durch etwa zwanzig der hervorragendsten Theologen des damaligen Rom und nahm vier Jahre in Anspruch. Aus den Voten der Consultoren, welche P. Paoli theilweise ausführlich abdruckt, sei nur Einiges hervorgehoben. Der Procurator des Augustinerordens, Caiazza, erklärt, Rosmini's Werke zielten in Allem darauf ab, „die Ideen und das sittliche Thun des Menschen auf Gott als sein höchstes Ziel hinzuweisen und das unfehlbare Lehramt der Kirche zu stützen: er begreife daher nicht, wie so vortreffliche Schriften der ungeheuerlichsten Irrthümer und der abscheulichsten Häresien bezichtigt werden konnten." Der Minorit P. Trullet bestätigt, nach Prüfung all' der gegen Rosmini vorgebrachten Anklagen habe er gefunden, daß das alte Dogma der Kirche von ihm vielfach unter neuen Gesichtspunkten gesehen, neue Ideen von ihm ausgesprochen worden seien: man bemerke in seinen Arbeiten einen wunderbaren Scharfsinn, außerordentliche Tiefe der Gedanken, eine staunenswerthe Geradheit des Herzens und Reinheit der Absichten; Irrthümer in Ansehung des Glaubens, gefährliche und verwerfliche Behauptungen habe er nirgend gefunden. Derselbe Consultor erinnert dann an die Lobeserhebungen, mit welchen Gregor XVI. Rosmini beehrte, und macht darauf aufmerksam, in welch' schwierige Lage die Autorität des hl. Stuhles gerathen müsse, wenn, was ein Papst gelobt, von dem andern verdammt würde. Der

[1]) Paoli, Bd. I, S. 469 ff.

P. Gavino Secchi-Murro aus dem Servitenorden, welcher im Namen aller Consultoren in der Schlußsitzung vom 3. Juli 1854 das Wort zu führen hatte, äußert sich in seinem Hauptreferat dahin: die Consultoren hätten nach sorgfältiger Untersuchung einstimmig sich dahin ausgesprochen, die vorgelegten Werke enthielten nihil censura dignum — also nichts Tadelnswerthes. Sie hatten weiter beschlossen, es solle Angesichts der öffentlichen Denunciationen, welche gegen Rosmini gerichtet wurden, dies Decret publicirt werden. Es sei endlich des Referenten persönliche, allerdings nicht von allen Mitgliedern der Congregation getheilte Meinung, daß die gegen Rosmini gerichteten verleumderischen Pamphlete, wie die „Riflessioni" des Eusebio Cristiano, die „Lettere familiare" des Prete Bolognese, die „Postille", der „Saggio sul Socialismo", den man dem Grafen La Motta zuschreibe, ausdrücklich oder wenigstens in globo verurtheilt wurden. In der Schußsitzung präsidirte ausnahmsweise der Papst selbst. Niemand sprach gegen Rosmini als der Canonicus Fazzini, der die wunderlichsten Dinge gegen ihn vorbrachte. Die Cardinäle stimmten in ihrer Mehrheit dafür, der hl. Vater möge sich entschließen, Rosmini durch sofortige Erhebung zum Cardinal eine Entschädigung für das Erlittene anzubieten. Pius wies dies Ansinnen nicht zurück, ging aber auch darauf nicht mehr ein. Doch hörte man ihn am Schluß der Sitzung äußern: „Gott sei gelobt, daß er von Zeit zu Zeit zum Besten seiner Kirche solche Männer (wie Rosmini) sendet." Am 10. August 1854 erhielt P. Bertetti, Rosmini's Procurator in Rom, von dem Magistro del Sacro Palazzo Apostolico im Auftrage Sr. Heiligkeit die officielle Benachrichtigung, das die in Betreff der Schriften Don Antonio's gefällte Sentenz laute: dimittantur opera Antonii Rosmini-Serbati[1]). Eine weitere amtliche Notiz über den Abschluß des Processes wurde Rosmini durch den Cardinal Giusto Recanati zugestellt, welcher hinzufügte, die Anklagen gegen Rosmini's Schriften seien zum Theil durch Mangel an Klarheit und Präcision in dessen Art sich auszudrücken, hervorgerufen. Unser Philosoph sah sich in Folge dessen veranlaßt, sich in einer eingehenden Abhandlung über die Grundsätze auszusprechen, welchen ein Schriftsteller in der Darlegung seiner Gedanken folgen soll[2]).

Wir werden später auf die Controverse zurückkommen, welche sich seither über die Bedeutung des „Dimittantur" entwickelt hat[3]). Rosmini war von dem guten Ausgang dieser Angelegenheit im Voraus überzeugt. Am Abend vor der Schlußsitzung sah man ihn eine ganze Stunde in tiefer Betrachtung vor dem hl. Sacramente knieen. Um so schmerzlicher mußte ihn berühren, daß auch nun nach der Entscheidung des hl. Stuhles, die Feindseligkeiten seiner Gegner nicht

[1]) Der Originaltext lautet: Antonii Rosmini-Serbati Opera omnia, de quibus novissime quaesitum est, esse dimittenda; nihilque prorsus susceptae istiusmodi disquisitionis causa auctoris nomini nec institutae ob eo religiosae societati di vitae laudibus et singularibus in Ecclesiam promeritis esse direptum; ne vel novae in posterum accusationes ac dissidia, quovis demum obtentu, suboriri ac disseminari possent, indicto iam tertio, de mandato eiusdem Sanctissimi, utrique parti silentio. Pooli, Bd. I, S. 614.

[2]) „Dei principii che deve seguire uno scrittore circa la maniera di esprimersi." Es war Rosmini's letzte Arbeit, begonnen am 29. October 1854. Pooli, Bd. I, S. 518.

[3]) Eine Zusammenstellung der betr. Literatur gibt L. C. de Pavissich Sapienza, Bd. XIII, S. 144. Vergl. ebendo Bd. II, S. 384, 489.

aufhörten. Man verbreitete das Gerücht, die Sache sei nicht erledigt, sondern werde später wiederum aufgenommen; man that Alles, um die Publication des Decretes zu verhindern, und in der That wurde dieselbe dem „Osservatore Romano" untersagt, so daß die erste öffentliche Kunde davon durch die Pariser „Debats" gebracht wurde[1]). Wenig brauchte Rosmini an den kleinen Broschüren und Schmähschriften zu liegen, die von Zeit zu Zeit erschienen; bitterer aber mußte ihm das ungünstige Urtheil sein, welches mehrere italienische Bischöfe über ihn und seine Schriften fällten[2]). Er mußte sich trösten mit Betrachtungen, wie sie ein Benedict XIV. über die Verkennung anstellt, die einem katholischen Schriftsteller selbst Seitens der höchsten kirchlichen Behörde zu Theil werden und die in einer späteren Zeit voller Anerkennung weichen kann, wie das dem hl. Pier Damiani begegnete, den Leo IX., durch Verleumder betrogen, so schwer befehdete und der doch neben Hildebrand die beste Kraft der damaligen Kirche war[3]). Der so hart angefeindete Cardinal de Noris gab Benedict XIV. selbst Gelegenheit, ein solches Beispiel zu Gunsten eines Verleumdeten zu statuiren[4]). Belehrender noch ist der Vergleich mit den Schicksalen des größten Lehrers der katholischen Schulen, Thomas von Aquin, die gerade einer der entschiedensten Anhänger des Thomismus, der kürzlich verstorbene Cardinal Zigliara, in ein seltsames Licht gesetzt hat. Auch der „englische Lehrer" hatte sich zeitlebens und noch lange nach seinem Tod der ausgiebigsten Feindschaft zu erfreuen. Kaum war die „Summa theologica" erschienen, so klagte Wilhelm de la Mare sie der ärgsten Ketzereien an, indem er sein „Correctorium fratris Thomae" in die Welt sandte. Im Jahre 1277 (also drei Jahre nach dem Tode des Thomas, † 2. März 1274) und 1286 sprachen zwei Provinzialsynoden von Oxford das Anathem über die Lehre des Aquinaten betreffend die Einheit der substantialen Form aus, und zwar unter dem Vorsitz eines dem Dominicanerorden entstammenden Erzbischofs von Oxford[5]). Wenn solche Erwägungen unserem Philosophen eine große Beruhigung bieten konnten, so mußte es ihm andererseits eine wahre Genugthuung sein zu erfahren, daß die bittersten und gefährlichsten Gegner der Kirche sich mit seinen persönlichen Feinden im eigenen Feldlager in gemeinsamem Haß zusammenfanden. Ein von Buroni in neuester Zeit erst bekannt gemachtes Actenstück zeigte zur Evidenz, daß die Mazzinistische Actionspartei den Beschluß gefaßt hatte, Rosmini's Feinde in jeder Weise zu unterstützen[6]): selbstverständlich, denn das Wirken und die Absichten dieses Mannes hätten, wenn sie von Erfolg gekrönt gewesen wären, der Revolutionspartei allen Boden entzogen. Nachdem diese Partei Rosmini den Untergang geschworen, kann es uns

[1]) „Journal des Débats" 1854, 5. October.

[2]) Paoli, Bd. 1, 523.

[3]) Benedict. XIV De Servor. Dei Beatific. et Beat. Canoniz. Libr. III c. 30. Vergl. Paoli, Bd. I, S. 524 ff. Baron. Annal. z. J. 1049, Nr. 12.

[4]) Vergl. Buroni, Benedetto XIV e Leone XIII. Sapienza 1879, Bd. I, S. 208 ff.

[5]) Card. Zigliara, De mente concilii Viennensis in definiendo dogmate unius animae humanae cum corpore etc. Romae 1878, p. 155 ff., 206, 208. Vergl. Sapienza Bd. I, S. 110 ff. Lockhart, Life of A. 1, XI Introd.

[6]) Sapienza, Bd. V, S. 206.

nicht erstaunen, wenn Vergiftungsversuche vorkamen, die man zum Theil auf Rechnung derselben setzen darf. Rosmini selbst verzeichnet in seinem „Tagebuch", wie, im Februar 1852, „eine in einem schwarzen Leibrock mit dunkelblauem Domino gekleidete Person in den Garten zu Stresa kam, Antonio Carli frug, ob er der Kammerdiener Rosmini's sei und ihm auf dessen bejahende Antwort hin eine große Summe Geldes bot, falls er eine Flüssigkeit, die er ihm in einem Fläschchen überreichte, in den Frühstückskaffee seines Herrn gießen wolle. Carli, entsetzt, wies die Zumuthung ab, worauf der Fremde ihn ersuchte, sich nicht zu beunruhigen, den Garten langsam verließ und in eine bereitstehende Barke stieg, die von mehreren Schiffern bedient, ihn rasch über den See entführte."

Ein anderes Mal sollte der Versuch allem Anschein nach besser gelingen. Nicht lange vor seinem Ende begab sich Rosmini nach Roveréto zurück, wo er an einem Familienmahl bei Verwandten Theil nahm. Nachdem die Gäste sich entfernt hatten, sagte er zu einer vertrauten Person: „ich bin vergiftet; es war Etwas in meiner Suppe, sagen Sie nichts davon." Von diesem Tage an wurde er nicht mehr wohl. Er sprach darüber nur mit diesem seinem Verwandten, ohne sich über den Urheber der That auszulassen. Man vermuthet, daß sie diesmal von einer hochgestellten Person ausging, welche Rosmini bei verschiedenen Veranlassungen wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels hatte warnen müssen. Er hatte ihr Gottes Strafe, falls sie sich nicht bessere, in Aussicht gestellt. Die Person starb plötzlich, und der Verdacht liegt auf ihrem Complicen, daß er Rosmini aus Rache vergiften ließ.

Aber man braucht diese Annahme nicht, um Rosmini's in Ansehung seiner kräftigen Constitution verhältnißmäßig frühes Ende zu verstehen. Auch wenn sein altes Leberleiden ihn nicht fortwährend verfolgt hätte, genug jenes Giftes war ihm in den Kelch geträufelt worden, das zwar langsamer denn die physischen Gifte, aber um so sicherer tödtet[1]).

Wer mit der Lüge nicht zu pactiren versteht, darf nur ruhig Bitterkeit über Bitterkeit als seine tägliche Nahrung erwarten; und das heute vielleicht mehr als jemals. Niemand hat das besser gewußt als Rosmini selbst.

Hören wir, was ein noch lebender hoher italienischer Beamter, Herr Tancredi Canonico, Rath am Kgl. Cassationshof und Senator des Königreichs, über einen Besuch bei Rosmini erzählt:

„Ich lernte Antonio Rosmini zu Stresa im August 1851 kennen. Ergriffen von Hochschätzung für seinen Geist und seine Tugend, von der unser gemeinschaftlicher Freund Barone, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Turin, mir viel erzählt, hatte ich in seinen Schriften, besonders der Theodicee, die Lösung mancher Fragen gesucht und ihm dann eine kleine Arbeit über die Bischofswahlen unterbreitet, worauf mich ein Brief seinerseits in der liebenswürdigsten Weise zu einem Besuch am Lago Maggiore einlud. Ich nahm dankbar die Einladung an und machte mit diesem Besuche den Anfang einer Reise ins nördliche Europa.

„Ich erinnere mich, als wäre er noch gegenwärtig, des Augenblicks, wo ich, aus dem Dampfboot in Stresa ausgestiegen, mich direct nach der Villa Bolongaro aufmachte. Rosmini saß, mit einem Buch in der Hand, unter dem dreibogigen Eingang, der zu ebener Erde nach Garten und

[1]) Vergl. über dieses Thema die seltsame Verhandlung zwischen der Civiltà cattolica 1885, Quad. 833, p. 594 und Paoli und Papa, Sapienza XI, 374 (1855).

See hinausgeht. Er begegnete mir mit jenem heiter-demüthigen, herzlich-zutraulichen und doch natürlich-ernsten Blick, der zugleich die Tiefe der Betrachtung, die Gewohnheit erhabenen Denkens, die Reinheit eines wachsamen und regen Gewissens, die weitherzige Liebe einer täglich durch das Gebet und ein dem entsprechendes Wirken genährten Seele offenbarte. Er bestand darauf, daß ich sein Gast sei, und ich war es für etliche Tage: diese Tage öffneten mir ein Stück Himmels und bildeten von da ab einen wesentlichen Theil meiner Existenz.

„Unmöglich kann ich Alles wiedergeben, was mir in diesem kurzen Verkehr auffiel und was meine Verehrung und meine Liebe für einen solchen Mann nur erhöhen mußte. Ich hebe nur Einiges heraus.

„Eines Tages wandelten wir gegen Abend mit Rosmini an dem zauberhaften Ufer des Verbano dahin; ich eröffnete ihm mein Inneres und sprach mit ihm von den Kämpfen und Hoffnungen meiner Seele, von dem Schmerz, den ich beim Anblick meines nach so glänzendem Erwachen so tief darniederliegenden Vaterlandes empfand, von meiner Ueberzeugung, daß dessen wahrhafte und dauernde Auferstehung nur von dem Kreuze Christi kommen könne, von meinem Verlangen, in irgend einer Weise dazu beizutragen, daß die nationale Bewegung mit dieser himmlischen Quelle wahren und unsterblichen Lebens wieder in Zusammenhang trete. O, was waren das für Augenblicke! — In tiefer Sammlung, die geradezu Ehrfurcht erwecken mußte, machte mir Rosmini begreiflich, wie Italiens wahre politische Erneuerung nur von der Wiedergeburt des christlichen Lebens in seinen Söhnen ausgehen könne. Und dann fügte er hinzu, und das mit einer eigenthümlichen Feierlichkeit, die nichts Affectirtes und Anmaßliches hatte, die darum um so eindringlicher und mächtiger auf mich wirkten, weil sie als das selbstverständliche Ergebniß seiner Arbeiten, seiner Kämpfe, seiner Erfahrungen erschien: „wenn Sie wirklich die Wahrheit lieben, so bereiten Sie sich darauf vor, viel zu leiden; die Liebe zur Wahrheit ist unzertrennbar vom Martyrium"[1]). Diese Worte prägten sich mir aufs Tiefste ein und kamen mir oft inmitten der Dornen und der scheinbaren Blüthen in Erinnerung, die mir mein Lebenspfad brachte.

„Wie es bei außergewöhnlich heiligen und großen Menschen zu geschehen pflegt, so war das, was bei ihm am meisten auffiel, nicht sowohl die Idee, welche er aussprach, als der aus seiner ganzen Persönlichkeit strahlende Geist. Man fühlte von der Wahrheit, welche er vortrug, so zu sagen, eher die erwärmende Wirkung als das Licht, das sie spendete. Das fiel mir besonders deshalb auf, weil die Lectüre seiner Schriften wesentlich anders als der Verkehr mit seiner Person wirkte. Während seine Darstellung bei aller Erhabenheit und allem Ideenreichthum doch zuweilen bei dem Vorherrschen der Analyse trocken und schwerfällig erscheint, war sein gesprochenes Wort, bei aller Bescheidenheit und Demuth der Form stets lebensvoll, kräftig, heiter, einem die Nebel aus der Seele treibend und das Herz mit einer milden, wohlthätigen und heiligen Wärme erfüllend. Gerade dieser reine, lebhafte und heitere Zug, der aus all' seinen Worten und Handlungen sprach, verbreitete um ihn jene gesunde moralische Atmosphäre, in die Niemand mit aufrichtigem Gemüthe eintrat, ohne sich sofort besser zu fühlen, ohne sofort von Liebe und Bewunderung für ihn ergriffen zu werden.

„Für Rosmini's Heiligkeit könnte ich viele äußere Belege beibringen: mir genügt dieser eine, eben berührte. Denn diese Art spricht von der Seele zur Seele, sie ist das unterscheidende Merkmal dessen, was vom Himmel und nicht bloß aus Menschenkraft kommt; sie ist endlich das Kriterium, das uns Jesus Christus selbst gab, um wahre von falscher Heiligkeit zu unterscheiden: ex fructibus eorum cognoscetis eos"[2]).

Ich habe diese Erzählung so ausführlich mitgetheilt, weil sie uns wie kaum ein anderes Actenstück den Eindruck wiedergibt, den das Walten, Wirken und das ganze Sein des Einsiedlers von Stresa hervorrufen mußte: er steht da

[1]) „Se ama la verità, davvero si prepara a soffrir molto; l' amor del vero è indivisible dal martirio."

[2]) Vergl. den Brief Herrn Tancredi Canonico's an Fr. Paoli, Sapienza 1884, Bd. X, S. 162 ff. Der Bericht wird mir durch den damals in Stresa anwesenden Padre Setti mündlich bestätigt.

lebendig vor unseren Augen, dieser Patriarch des Gedankens, groß und königlich, in all' seiner Verlassenheit und Verstoßung.

XI.

Rosmini war nach jenem oben erwähnten und ihm so verhängnißvollen Besuch in Roverto leidend nach Stresa zurückgekehrt und begann wieder mit fieberhafter Sorge, als ob er befürchte, nicht fertig zu werden, an seiner „Ontologie" zu arbeiten. Seit Januar 1855 zeigten sich heftige Schmerzen. Man zog einen tüchtigen Arzt aus Intra, den Dr. Teodoro de Bonis zu Rath; die Freunde sandten auch nach anderen medicinischen Autoritäten, Manzoni schickte den Dr. Salvatore Pogliaghi aus Mailand. Aber seit Mai stellte sich Wassersucht ein. Angstanfälle und Convulsionen ließen das Schlimmste befürchten. Die Freunde, benachrichtigt, kamen, um den Sterbenden noch einmal zu sehen. Am 22. Mai langten Gustavo di Cavour und Prof. Corte an. Am 26. Mai überantwortete Rosmini dem Generalprocurator seines Instituts, Don Carlo Gilardi und Francesco Paoli seinen letzten Willen mit der Ernennung des Generalvicars für seinen Todesfall[1]). Der Act beginnt mit den Worten: „Möge das Gebot des Herrn auf der Erde in derselben Herrlichkeit wie im Himmel wiederstrahlen." Das Gebot des Herrn, welches hier gemeint wird, ist die Alles umspannende Liebe. Es waren die letzten Worte, die Rosmini's Feder entflossen: würdig eines Lebens, welches ganz der Liebe geweiht war. Am Morgen des Pfingstfestes brachte man Don Antonio die Sterbesacramente; er bestand darauf, daß man ihm das Tridentinische Glaubensbekenntniß vorlese, das er dann nachsprach, um so einen letzten öffentlichen Erweis seiner Anhänglichkeit an die Kirche zu geben.

Auch in diesen schweren Stunden verließ ihn Gleichmuth und Ruhe nicht. Mit den Aerzten unterhielt er sich eingehend und als ob der Gegenstand ihn nichts angehe über die Natur seines Leidens. Einen der geistlichen Söhne und Genossen wies er einmal darauf hin, welch' schöne Aufgabe es sei, zu zeigen, wie die göttliche Güte so viel gethan habe, um uns das Sterben leichter, ja fast süß zu machen[2]). Klagten die Brüder über seinen Heimgang, so tröstete er sie mit der Hoffnung, nach seinem Tode werde es dem Institut besser ergehen als jetzt. Sah er Einige zu traurig, um den Gedanken an seinen Verlust zu tragen, so suchte er ihnen die Schwere des Uebels zu verheimlichen, während er die Stärkeren bat, nicht an den Leib, sondern an die Seele zu denken. Mit besonderer Freude erfüllte ihn die Pfarrgemeinde von S. Zeno in Verona, die durch einen Priester ihm danken ließ für das, was er für sie einst gethan. Der Podestà von Rovereto, Baron Cesare Malfatti, kam, um dem Sterbenden ein Schreiben der Stadtverordneten und des Clerus seiner Vaterstadt zu überbringen, das Ros-

[1]) Sein Testament hatte er im Jahre vorher gemacht: es setzte Paoli zum Erben der in Oesterreich gelegenen Güter, Bertetti zu dem der übrigen Besitzungen ein. Während der ganzen Krankheit kam er mit keinem Worte auf diese irdischen Dinge zurück.

[2]) Viele Jahre später hat einer der edelsten Geister des Instituts, der jetzige Generalobere, P. Lanzoni, dieser Aufgabe in der sich im engsten Anschluß an Rosmini's bewegenden kostbaren kleinen Schrift „Magisterio della Morte, Schizzi e Meditationi", Torino 1882, entsprochen.

mini gerührt durch ein anderes (15. Juni) beantworten hieß. Am 11. Juni übergab er das Manuscript der Constitutionen seines Instituts, von dem er sich niemals getrennt hatte, Don Pietro Bertetti, dem Provincial in Piemont, damit dieser es dem künftigen Generalvicar übermittele. Als Ruggero Bonghi am 13. Abends kam, um ihn zum letzten Male zu sehen, äußerte Rosmini: „Sie sehen mich, lieber Bonghi, zwischen zwei Welten: der Welt der Eitelkeit und der Welt der Wahrheit. In Kurzem stehe ich vor Gottes Richterstuhl. All' mein Vertrauen ruht in dem, zu welchem ich sprechen darf: „particeps ego sum omnium timentium te (Ps. 118, 63)." In Thränen aufgelöst riß sich Bonghi los.

Am folgenden Tage, wo auch der treue Paoli Orsi aus Rovereto erschien, bat Rosmini, ihm nun auch die letzte Oelung zu spenden. Die Genossen des Instituts versammelten sich, und Gilardi übernahm es, im Namen Aller ihm zu danken für das, was er ihnen gewesen, und um Verzeihung für das zu bitten, worin sie etwa gegen ihn und die Regeln gefehlt hatten. Rosmini unterbrach ihn mit den Worten: „auch ich muß Euch Alle um Verzeihung bitten, besonders dafür, daß ich in der Zurechtweisung des Einen oder Andern nicht immer die Milde geübt, die Ihr verdientet. Ich hoffe immerhin, dabei nicht gesündigt zu haben, denn die Sünde besteht in der Bitterkeit und Bosheit des Herzens, und davon war ich allezeit frei. Ich habe Euch Alle stets geliebt, meine Lieben, ja, meine Heißgeliebten, ich habe Euch alles Gute gewollt. Aber der Mensch ist schwach, und so bitte ich Euch und das ganze Institut um Verzeihung" . . . . Man bat ihn, die Brüder zu segnen, was er that, worauf er in tiefster Sammlung den Sterbegebeten folgte. Francesco Paoli erhob sich, um Don Antonio nochmals für seine Führung zu danken und ihm zu versprechen, seine Söhne wollten durch ihr Leben und Wirken zeigen, von welchem Vater sie erzogen seien. „Das," antwortete der Kranke, „wird für mich ein großer Trost sein. Wenn Ihr der Vollkommenheit nachstrebet, so ist das ein Triumph für Gott und wird auch ein Triumph für mich sein." Von da ab bis zu seinem Ableben versammelte sich die ganze Gemeinde der Brüder täglich zweimal an seinem Bette, um mit ihm zu beten; kamen Fremde, so nahmen sie an diesen Uebungen theil: so der heiligmäßige Gründer der regulirten Cleriker von S. Paolo, Antonio Maria Zaccaria, dessen Beatificationsproceß gegenwärtig in Rom anhängig ist und den die Mailänder Barnabiten entsandt hatten. Aber auch weithin draußen betete man für Rosmini, und zahlreiche religiöse Gemeinden und Genossenschaften stellten eigene fromme Uebungen an, um die verehrte Seele ihrem Schöpfer zu empfehlen. Für ihn beteten alle Schwestern der Providenz, die des Instituts della Carità, die Töchter vom hl. Herzen, die barmherzigen Schwestern des hl. Vincenz von Paula. In der Kirche S. Maria Maggiore in Trient wurden den ganzen Mai hindurch öffentliche Gebete für ihn gesprochen; man konnte, wie ein Trienter Priester schrieb, sagen, die ganze Stadt nahm daran Antheil. Der Bischof von Montalcino ordnete öffentliche Gebete für den Kranken an. Ein großer feierlicher Gottesdienst, dem alle Behörden beiwohnten, fand zu gleichem Zweck in Rovereto statt. Von manchen Personen weiß man, daß sie Gott ihr Leben für dasjenige Rosmini's anboten: während er selbst den Freunden nur immer wiederholte: „Denken wir nur daran, unsere Seele zu retten, alles

Andere ist Nichts." Am Abend des 15. Juni kündigte der Graf Stampa die Ankunft Manzoni's und des Mailänder Arztes Pogliaghi für Sonntag an; mit unsäglicher Freude vernahm Rosmini die Kunde, und gab, seiner Gewohnheit gemäß, sofort Befehl, alles Nöthige für die Aufnahme der Gäste bereit zu halten. Am 16. Juni langte Al. Pestalozza und bald darauf Manzoni mit dem Doctor an. Don Francesco Paoli kündigte „die beste Mailänder Medicin" dem Patienten an. „Manzoni ist also da?" antwortete dieser und ließ die Freunde sofort einführen. Es war eine ergreifende Scene, zu sehen, wie die beiden großen Männer eine Zeitlang brauchten, ehe sie Worte fanden für das, was auf ihrem Herzen lag. Der Dichter sprach seine Hoffnung aus, daß Gott Rosmini noch erhalten werde: seine Gegenwart unter uns sei zu nothwendig. „Nein," erwiderte Rosmini, „Niemand ist Gott nothwendig. Was Gott begonnen, wird er vollenden, mit den Mitteln, die in seinen Händen liegen, Mitteln, die einen Abgrund von Macht bilden, die wir bloß bewundern und anbeten können. Was mich anlangt, so bin ich ganz unnütz, ja ich fürchte, nur schädlich, und diese Besorgniß läßt mich nicht nur dem Tod ruhig entgegensehen, sie läßt mich ihn erwünschen." — „Nein, um Gottes Willen, sprecht nicht so," meinte Manzoni; „was sollen wir ohne Euch thun?" — „Anbeten, schweigen, froh sein — adorare, tacere e godere" — war Rosmini's Antwort.

Adorare, tacere, godere: das ist das Testament dieses großen Christen: ein Motto für jedes Leben, das sich unverstanden im Dienste Gottes und der Menschheit verzehrt[1]).

Rosmini zog Manzoni's Hand an sich, um sie zu küssen. Der Dichter neigte sich nieder, um des Nämlichen einen Kuß auf die Hand des Sterbenden zu drücken, dann aber besann er sich und eilte zu dem Fußende des Bettes. Das, meinte er, sei hier sein Posten. Rosmini konnte sich deß nicht mehr erwehren. „O par amicorum!" rief Pestalozza Angesichts dieser Scene. Bald kam auch Gustavo di Cavour. Rosmini tröstete die Freunde mit einer seiner Lieblingsbetrachtungen, indem er ihnen vortrug, wie die Trennung vom Körper Freunde nicht zu scheiden vermöge, welche in Christo verbunden seien und in ihm ihre höhere Vollendung finden. Der Marchese empfand, daß er den Freund zum letzten Male sehe, und ging weinend davon. Im Begriffe abzureisen, drängte es ihn, noch einmal zu dem Kranken zurückzukehren, den er in Thränen um seinen Segen bat, umarmte und küßte. Auch Alessandro Paravia, der alte Paduaner Freund, kam von Turin; nicht minder Tommaséo, den Rosmini mit dem Feuer der alten Freundschaft empfing. Paoli führte den fast erblindeten Gelehrten herein, und Rosmini nahm dessen Haupt und streichelte es wie das eines Kindes: und wie ein Kind weinte der vielgeprüfte Flüchtling um seinen alten Wohlthäter. Die Bischöfe von Novara und Ivrea kamen, um Rosmini für Alles das zu danken, was er ihren Gläubigen gewesen. Es war ein Trost für den Sterbenden, zu erfahren, daß auch Pius IX. die Nachricht von seiner Erkrankung mit aufrichtigem Schmerze vernommen und ihm den apostolischen Segen ge-

[1]) Man vergl. den kurzen, aber schönen Commentar, den ein Mitglied des Instituts über diese Worte gab: Adorare, tacere, godere. Pensieri. Casale, 1886.

spendet hatte. Eine Beschämung aber war es für ihn, daß in dem letzten Augenblicke seines irdischen Lebens ein edler und ausgezeichneter Bischof, Moreno, ihn bat, seiner, seiner Kirche, aller Kirchen Piemonts im Paradies zu gedenken. Stammelnd brachte Rosmini's demüthige Zunge noch die Worte hervor: „sono confuso, sono confuso — ich bin beschämt, beschämt; ja ich werde es thun." Und wie der Bischof ihm sagte, nun werde er nicht aufhören, für ihn zu beten, antwortete der Sterbende noch: „grazie, grazie." Es waren seine letzten Worte. Bald darauf brach der Blick, es verschwand das feine Lächeln, das bis dahin stets auf seinen Lippen geblüht, die Zuckungen des Todeskampfes begannen, und ein „Dio eterno, Dio eterno" drang noch aus den Tiefen der versinkenden Brust. Wieder schien sich der Todeskampf etwas zu stillen. Die Glocke der Pfarrkirche, in der Hunderte von Gläubigen, mit dem Pfarrer versammelt, für ihn beteten, läutete ihr Todeslied. Die Nacht nahte; nachdem die ganze Genossenschaft ein gemeinsames Gebet gesprochen, zogen auf Bitten des Don Francesco Paoli sich alle Uebrigen zurück, selbst der treue Carli, der seinen Herrn nicht mehr leiden sehen konnte. Mit Paoli blieb noch ein anderer Gefährte zurück, Paolo Zamboni, der jetzt noch mit Jenem den Palazzo Rosmini in Rovereto bewohnt: eine anima candida, ganz den Werken leiblicher Barmherzigkeit hingegeben, den ich nie von Rosmini reden höre, ohne daß ihm die hellen Thränen über das liebe Antlitz rinnen. Um Mitternacht (30. Juni) beruhigten sich die Krämpfe; der Arzt de Bonis, P. de Vit, der Graf Stampa kamen noch rechtzeitig hinzu, um zu sehen, wie die Glieder des Sterbenden sich sanft zur ewigen Ruhe dahinstreckten.

Es war zwei Uhr, am Morgen des 1. Juli 1855, als Rosmini, achtundfünfzig Jahre drei Monate alt, sein Leben aushauchte. Unzählige kamen, um die Leiche zu sehen. Einsam und sinnend sah man Manzoni manche Stunde mit dem Todten zubringen.

Das Leichenbegängniß fand in der Pfarrkirche zu Stresa statt, die irdischen Reste des Philosophen wurden in der Kirche del Crocifisso beim Collegio beigesetzt, anfänglich provisorisch, dann in jenem Gewölbe, über welchem sich jetzt das schöne, von Vela gearbeitete Marmormonument erhebt. Ein dreifacher Sarg umschließt die Gebeine, Alles in der von Paoli bestimmten Anordnung. In Rovereto, Turin, Domodossola, in den englischen Häusern des Instituts wurden entsprechende Exequien gehalten. Puecher sprach in Stresa, de Vit auf dem Calvario, Barone zu Turin, Gastaldi zu Rugby die Trauerrede. Die piemontesische Regierung zeigte telegraphisch allen Höfen das Ableben Rosmini's an. Die „Gazetta ufficiale" von Verona erklärte, Italiens größter Geist und heiligstes Herz sei dahingegangen. Aehnlich sprachen sich die andern katholischen Zeitungen, selbst der „Univers" aus. Eine Reihe von Bischöfen drückte in Zuschriften an das Institut ihre Bewunderung und ihr Bedauern aus. Newman, der jetzige Cardinal, schrieb aus Dublin an Pagani: „Ich sende Ihnen zwei Zeilen, um mit Ihnen und den Ihrigen den Verlust Ihres berühmten und heiligen Stifters zu beklagen ... Ein Mann, wie er, war, so lange er auf Erden verweilte, ein Besitz der gesammten Kirche. Ich fürchte, die von ihm erlittenen Verfolgungen mögen sein Leben abgekürzt haben."

Ein Denkmal Rosmini's erstand, wie gesagt, in Stresa, in der Kirche des Crocifisso, über seinem Grabe. Es zeigt den Meister auf einem Kissen knieend, im Talar und Manteletto, wie Rosmini sich trug; die Hände halten ein Buch, das Haupt ist leicht geneigt, Auge und Gesichtszüge deuten die Concentration einer in Betrachtung versunkenen Seele an. Das schöne Werk ist den Händen des kürzlich verstorbenen Vincenzo Vela zu danken und wurde von den Brüdern des Instituts gestiftet. Während es den Priester und Philosophen darstellt, zeigt das in Rovereto, vor Rosmini's Palast errichtete große Denkmal mehr den Philosophen und Staatsmann. Es stellt Rosmini stehend dar und gibt seine Züge außerordentlich treu wieder. Zu diesem von Vincenzo Consani gefertigten Monument trugen die Stadt und die Freunde des Todten bei. Schöner als Beide ist, wie Paoli sich treffend ausdrückt, das Denkmal, das sich Rosmini in seinen Schriften selber gesetzt hat.

Ich habe mich oft gefragt, wie es möglich ist, daß es Menschen gab, die Don Antonio haßten, daß es Unmenschen gab, die ihm nach dem Leben stellten.

Ich weiß keine Erklärung dafür, als die, welche in der Antwort liegt, die ein Mitglied des französischen Convents einem der „Nächstenliebe" angeklagten Opfer gab:

„Citoyen, tu as commis un crime contre la dignité de l'homme. Tu as doné l'aumône au Ciel, et tu as humilié tes compatriotes par la bienfaisance, tu mérites la mort [1])."

XII.

Nur wenige Blätter stehen uns noch zur Verfügung, um das nachzunehmen, was Paoli in seinem zweiten Bande zu schildern unternommen hat: das innere Leben des Menschen und des Christen in Rosmini. Die Darstellung seines Lebens wird ja ein ziemlich abgerundetes Bild seiner Persönlichkeit geboten haben; wir tragen nur einzelne Züge nach.

Bedarf es nach all' dem, was wir berichtet haben, eines Beweises dafür, wie treu und innig Rosmini seiner Kirche und deren Glauben ergeben war? Ich kann über diesen Gegenstand kurz hinweggehen, denn soweit ich sehe, wird selbst von seinen heutigen Gegnern seine Glaubenstreue nicht in Abrede gestellt. Ich weiß, man klagt ihn und die Seinigen an, in der Philosophie Pantheisten, in der Theologie Jansenisten, in der Politik Liberale zu sein [2]). Die Anklage ist in ihrem schmählichen Mißbrauch der Worte, in ihrer absichtlichen Verkennung des Thatbestandes, zu niedrig, als daß es lohnte darauf einzugehen. Nur sei mir gestattet, einen Punkt zu betonen, der nicht übersehen werden sollte. Die fortgesetzten und bedauernswerthen Angriffe der „Civiltà cattolica" verbreiten in weitesten Kreisen die Vorstellung, als sei der gesammte Jesuitenorden ein tödtlicher Feind Rosmini's. Wir haben gesehen, daß Rosmini selbst sich nie als Feind der Jesuiten gezeigt hat, wenn er auch mit einigen Mitgliedern des Ordens in literarischer Fehde gelebt. Zahlreiche Thatsachen beweisen, daß er frei war

[1]) „The Times", 3 Nov. 1861. „L'Union", 1861, No. 308.

[2]) Civiltà catt. 1885, Ottobre. Vergl. ebenda 1882, 768 p. 668, Quad. 770, p. 138. Quad. 771, p. 269. 1883, Quad. 801, p. 281 u. a.

von der kleinlichen Gesinnung, welche ein ganzes Institut für die Handlungen Einzelner verantwortlich macht[1]). Daß aber auch seine Philosophie hervorragenden Mitgliedern der Gesellschaft Jesu ebensowenig wie seine Orthodoxie verdächtig erschien, beweisen Aussprüche, wie diejenigen des P. Bresciani, der sich von der Verbreitung der Rosmini'schen Philosophie an den Universitäten die Erneuerung des geistigen Lebens in Europa versprach und die höchste Verehrung für diese „gran mente" an den Tag legte[2]), weiter Aussprüche, wie diejenigen des Hauptphilosophen der Gesellschaft, des P. Matteo Liberatore, der einst Rosmini den ersten Platz unter den Denkern der Neuzeit anwies und ihn als das glänzendste Gestirn in Ansehung des Umfanges seines Wissens, der Tiefe seines Gedankens, der Scharfsinnigkeit seiner Analyse pries[3]). Aber auch aus der neuesten Zeit lassen sich Beispiele einer unbefangenen Beurtheilung Rosmini's durch Jesuiten beibringen. Paoli's Buch wurde von einem französischen, Walter's „Life of Antonio Rosmini" von einem englischen Jesuiten auf das Sympathischste besprochen[4]). P. Lockhart war endlich in der Lage mitzutheilen, daß der General der Jesuiten ihm im Jahre 1854 durch zwei von ihm entsandte Patres ausdrücklich sein Bedauern über die gegen Rosmini gerichteten Angriffe ausdrücken und hinzufügen ließ, daß dies nicht das Werk der Gesellschaft Jesu, sondern einer Schule in derselben sei[5]). Ich weiß nicht, ob sich das sollte geändert haben; jedenfalls möchte ich nicht dazu beitragen, Gegensätze zu verschärfen, welche ich aufrichtig beklage. Ganz abgesehen davon, daß ich lieber Abgründe überbrückte, über welche überhaupt noch ein Steg zu legen ist, widersteht es mir, einem Verbannten ein hartes Wort zu sagen; es widersteht mir viel mehr noch, auch nur den Schein auf mich zu laden, als ob ein, ich glaube unbilliger, Angriff von derselben Seite, welche Rosmini befeindet, mich von dem Boden einer rein objectiven Berichterstattung loslösen könnte[6]).

Hunderte von Zeugnissen ließen sich anführen, welche gleich denen der in hoher Verehrung gestorbenen und wie Heilige angesehenen P. Ludovico di Casoria, des Barnabiten Luigi Maria Villoresi, des Grafen Giac. Barbo den unmittelbaren Eindruck von Rosmini als einer ganz in die Gottheit versunkenen

[1]) Vergl. Paoli, Bd. I, S. 125, 134, 177; Bd. II, S. 175.

[2]) Lettera inedita del P. A. Bresciani d. J. d. G. scritta dal R. Collegio dei Nobili in Torino, li 11 maggio 1832. Sapienza I, 198.

[3]) Liberatore, Della Consoscenza intellettuale, Roma 1867, p. 323. Vergl. Bisintainer, Kant e Rosmini e il problema gnoseologico, p. 21, Anm. 1 (Rovereto 1875).

[4]) Lockhart, Life of A. R., II, 348 ff. Bonniat, Ann. de Philos. Chiet. 1881. — The Month, 1885, May.

[5]) Lockhart a. a. O., Bd. II, S. 314.

[6]) Vielleicht gestattet mir hier der Leser eine persönliche Bemerkung. Man hat das „venite opprimamus eum sapienter", welches eine bekannte Zeitungscoalition vor einigen Jahren gegen den Verfasser dieser Zeilen inscenirt hat, auf die Initiative der Innsbrucker Jesuiten zurückgeführt, deren Zeitschrift s. Z. meine „Kirchengeschichte" lebhaft angegriffen hatte. Ich glaube, eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich dieser weitverbreiteten Annahme entgegentrete. Wie der Urheber dieses Angriffes selbst nunmehr über diese Sache denkt, lehrt mich der Brief eines berühmten römischen Gelehrten: „le Père Grisar m'a parlé plusieurs fois de vous dans les termes de la plus sincère estime et amitié. Il m'a même recommandé de vous dire combien lui et ses confrères ont été indignés de certaines attaques de journaux — je crois déjà vieux — contre vous."

heiligmäßigen Persönlichkeit widerspiegeln[1]). Seine Seele ruhte völlig in Gott und bewahrte inmitten der schwierigsten und verzweifeltsten Lagen des Lebens ein Vertrauen auf die Vorsehung, eine Unerschütterlichkeit der Ruhe, wie sie nur großen Geistesmännern eigen ist[2]). Das Glück hat er nie anders als im Jenseits gesucht. Auf die Frage, was in dieser Welt am Wünschenswerthesten wäre, antwortete er einmal: „erstens, in der Gnade Gottes zu sein; zweitens, wenn es möglich wäre, darum zu wissen"[3]). Sollen wir noch Zeugnisse beibringen für den unerschöpflichen Quell von Liebe, der seinem Herzen entquoll? In heroischer Weise hatte er sich und all' seine Habe in den Dienst der Nächstenliebe gestellt[4]). Arm für sich selbst, hatte er fürstliche Freigebigkeit für alle Anderen, für Freunde wie für Feinde: oder sagen wir lieber „Gegner"; denn so wollte Rosmini, daß man Diejenigen, welche gegen ihn schrieben und handelten, nenne, „da er keine Feinde kenne"[3]). Auch seine literarische Thätigkeit war für ihn ein Liebeswerk. War er fertig mit dem einen Buch, so trieb es ihn zu einer neuen Arbeit, da ihn das Verlangen, Andern zu nützen, nicht ruhen ließ, und er all' sein Thun auf das Jenseits bezog. Einst zählte er vor P. Signini auf, was er noch von Büchern zu schreiben vorhabe. Nachdem er Alles genannt, setzte er mit einem Blick gen Himmel hinzu: „zuletzt kommt die Agathologie (die Wissenschaft vom Guten), doch die werde ich im Paradiese schreiben"[5]). Alle Tugend nimmt von der Gerechtigkeit ihren Anfang: Rosmini war ein unerbittlicher Beobachter derselben, strengster Vertheidiger alles dessen, was ihm recht schien. Das Sein, welches er speculativ erkannte, wollte er praktisch anerkannt wissen. Keine Unwahrheit litt er; auf dem Gebiete der ewigen und wesentlichen Rechte kannte er keine Transaction. Er war mäßig in Speise und Trank, oft enthaltsam bis zur äußersten Strenge. Sein Lager war hart und einfach. Obgleich von Hause aus zur Satire aufgelegt, hütete er seine Zunge und liebte das Schweigen um der Zerstreuung zu entgehen. Von seiner Umsicht und Klugheit gibt seine politische Thätigkeit und die gesammte Einrichtung seines Instituts ehrendes Zeugniß. Stark im Großen, verschmähte er es nicht, sich um die kleinsten Angelegenheiten des letzteren zu kümmern: „magnus in magnis, non exiguus in minimis", wie einer der Seinigen, Dr. Aimo, sich ausdrückte[6]). So stark und groß sein Wille sich in allen Fällen des Lebens erwies, so wenig kannte er Eigensinn und starres Beharren auf seiner Meinung. Man sah ihn nie sich im Gespräch ereifern, Widerrede mit Heftigkeit erwidern; im Gegentheil war es gerade die Urbanität und „gentilezza" seines Wesens, was ihm alle Herzen gewann. Dieser Liebenswürdigkeit seines Umganges erfreuten sich vor Allen die Genossen des eigenen Instituts, dann aber auch alle anderen Diener Gottes, vor Allem Solche, welche sich verfolgt oder verkannt sahen. Ein Bild der Bescheidenheit, lehnte er Titel und Würden ab, wo sie ihm angetragen wurden,

[1]) Paoli, Bd. II, S. 20 ff. Vergl. auch die schönen Worte der PP. L. Setti und Mafante, ebenda Bd. I, S. 324 ff.

[2]) Ebenda Bd. II, S. 28 ff.

[3]) Lockhart, Bd. II, S. 45. Mittheilungen P. Signini's.

[4]) Ebenda Bd. II, S. 47 ff.

[5]) Lockhart, Life of A. R., II, 53.

[6]) Paoli, Bd. II, S. 68.

von der richtigen Empfindung aus, daß in der Kirche Gottes leere Titel und klingende Decorationen nicht sein sollten. Aber er ehrte die äußere Lebensstellung an Anderen, ohne sie die Ueberlegenheit seines Geistes empfinden zu lassen. Er wollte auch nicht, daß man ihn „Reverendissimo" anredete und ließ sich von den Seinigen „Padre" nennen. Immer gleicher Stimmung, sah man ihn niemals traurig oder schwermüthig. Sein Essen war so einfach wie das aller Anderen, und Paoli bezeugt, daß während Rosmini sich in Stresa dem Collegio degli Educatori elementari widmete, während eines Jahres täglich nicht mehr als achtzig Centesimi (ungefähr 60 Pf.) für seinen Unterhalt ausgegeben wurden. Derselbe Mann, der Tausende für Andere übrig hatte, wohnte und schlief im selben Raume, der auf die ärmlichste Weise eingerichtet war. Man kann sich von der Einfachheit seines Lebens überzeugen, wenn man die Gegenstände, die ihn umgaben, in dem Sterbezimmer zu Stresa sieht. Wie alle anderen Brüder hatte er seine Woche, wo er die übrigen bediente, ihnen kochte, Holz spaltete u. s. f. Gab es nichts Anderes zu essen, so begnügte er sich fröhlich mit der Cicoria, die im Garten wuchs. Kostbare Dinge trug er nicht. Seine Uhr hatte ein Messinggehäuse. Auf der Eisenbahn fuhr er nur zweiter Classe. Aber derselbe Mann, der einem armen Menschen ein Stück Kohle nachtrug, das jener verloren, konnte mit Würde und Glanz als bevollmächtigter Minister in Rom seine Rolle spielen. Stirn, Auge und Mund bezeugten bei Rosmini die makellose Reinheit seiner Seele. Dem Gebete widmete er täglich zwischen vier bis fünf Stunden: ganze Stunden lang sah man ihn in Betrachtung versunken. Die hl. Schrift, in welcher er stets knieend las, hatte er wohl siebenmal von Anfang bis zu Ende meditirt. Jedes Jahr zog er sich auf mindestens zehn Tage in die Einsamkeit zurück, um mit seinem Gott allein zu sein, obgleich man sagen konnte, sein ganzer Wandel sei ein beständiges Gebet gewesen. Wie er die Tugend des Gehorsams und der Unterwerfung unter seine geistlichen Oberen zu üben wußte, haben wir reichlich gesehen. Ebenso war er aber auch auf das Gewissenhafteste bestrebt, die Gesetze des Landes, in welchem er lebte, zu achten. Seine Constitutionen unterwarf er der Bestätigung der Regierungen Sardiniens, Toscana's und Oesterreichs. Während er für die Freiheit der kirchlichen Action focht, unterließ er nicht, im praktischen Leben sich der Lage der Dinge zu fügen, wie sie war. Er fand es offenbar eines Dieners Christi würdiger, mit einer Fessel am Fuß das Gute zu wirken, als um des hemmenden Ringes willen die Seelen ohne Hülfe und Trost zu lassen. Den Seinigen schrieb er im Umgange mit der Welt vor, was er selber übte: „seid rein im Wandel, aber ohne Affectation; bereit, die Worte Anderer zu hören; bescheiden und vorsichtig im Antworten; in allen Dingen gebt Euch zufrieden mit einer heiligen Zurückhaltung und Mäßigung, saget ohne zwingende Gründe nie Etwas, was Andere beleidigen könnte." „Drei Dinge," sagte er einmal zu P. Signini, „verführen uns arme Menschen zu falschen Urtheilen über die Wege der Vorsehung: corta vita, corta vista, corta pazienza — ‚die Kürze des Lebens, die Kürze unseres Gesichtes, die Kürze unserer Geduld'"[1]). Selbst ein ihm so nahestehender Freund wie Moli-

[1]) Lockhart, Life of A. R., II, 52.

nari durfte nicht von der in dem Libell des „Eusebio Cristiano“ versteckten Bosheit reden, ohne die Antwort zu erhalten: „Wer hat Euch zum Richter über das Gewissen der Menschen gemacht? Ihr konntet wohl von Unwissenheit reden. Aber genug davon.“

Die Reinheit seiner ganz auf Gott gerichteten Absichten spricht aus den herrlichen kurzen Flammengebeten, deren er sich zu bedienen pflegte und welche Paoli und Andere gesammelt haben [1]). Hatte er Etwas zu thun als Pflicht erkannt, so hielt ihn die Voraussicht bevorstehender Verfolgungen nicht ab. Als er die Abhandlung über das Gewissen schrieb, sagte er voraus, daß ihm dies Werk schwere Verfolgungen einbringen werde; aber er erkenne, daß Gott es von ihm verlange und so erfülle er dessen Willen [2]). Seine Uneigennützigkeit zeigt jedes Blatt seiner Geschichte; sie trat besonders 1848 ins hellste Licht, wo sowohl Oesterreich als Sardinien ihm glänzende Anerbietungen machten, die er dankend ablehnte [3]). Die Weisheit, mit der er die Angelegenheiten seines Institutes leitete und die er allenthalben entfaltete, verdiente es wohl, wenn der Bischof von London, Msgr. Grant, ihn nach seinem Hingange einen „großen Weisen und einen großen Heiligen“ nannte. Wenn er die pflichtmäßige Sorge für seinen guten Namen und den des Institutes traf, so unterdrückte er doch ebenso sorgsam Alles, was bloß seinem Lobe diente. So verbrannte er die ihm zugestellten Acten der Indexcongregation, weil die Boten eine Menge Dinge zu seiner Ehre enthielten. So ließ er nach seinem Tode ein Paket mit Briefen des Maestro del Sacro Palazzo vernichten, zweifellos aus Discretion. Von seiner Vaterlandsliebe zeugen Hunderte seiner Briefe; vor Allem die schönen Worte, die er in der „Introduzione alla Filosofia“ an Italien richtete [4]). Wenn seine heißeste Liebe der Kirche galt, so war ihm jene Carricatur von „kirchlicher“ Gesinnung völlig fremd, welche sich nur auf den Trümmern der allgemeinen Menschenliebe, nur aus der Asche echt menschlicher Gesinnung erhebt. Es schmerzt mich, daß der Raum mir nicht mehr gestattet, merkwürdige Belege davon mitzutheilen [5]) oder des Eingehenderen die Züge aufzuweisen, welche Paoli zusammenstellte, um die von Don Antonio selbst so herrlich geschilderte Tugend der Großmuth und Hochherzigkeit an ihm selbst zu erläutern [6]). Genug, ich denke, der wohlwollende Leser wird am Schlusse des hier versuchten Bildes gutheißen, was Pagano Paganini unter das in seinem Zimmer hängende Porträt Rosmini's schrieb: „wo fand sich eine reinere Tugend, eine schönere Harmonie des Lebens nach all' seinen Theilen, ein vollendeteres Opfer seiner selbst und all' seiner Habe zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten [7])?“ Wem das nicht genügt, der

---

[1]) Paoli, Bd. II, S. 125 ff. Vergl. die oben erwähnte kleine Schrift: Adorare, tacere, godere p. 21 ff.

[2]) Paoli, Bd. II, S. 136.

[3]) Ebenda Bd. II, S. 160.

[4]) Introd. alla Filosof. Dis. agli Amici No. 55. Paoli, Bd. II, S. 176 ff.

[5]) Paoli, Bd. II, 182 ff.

[6]) Vergl. L'introduzione al Vangelo secondo Giovanni, Com. Lez. LVIII, p. 168. Paoli, Bd. II, S. 189 ff.

[7]) Paoli, Bd. II, S. 119. Im Anhange seines zweiten Bandes hat Paoli eine große Menge von Aussprüchen bedeutender Zeitgenossen oder von Bekannten Rosmini's zusammengestellt,

gehe hin und lerne Rosmini aus seinen Früchten kennen: er gehe und studiere die Menschen, welche sein Institut bilden und fortführen. „Dies Institut," äußerte einer der größten Denker dieses Jahrhunderts einmal gegen mich, „lebt wohl nur wie das Veilchen unter dem Moose." „Ja," antwortete ich ihm, „aber dies Veilchen ist ein Bote des Frühlings."

Wir scheiden für heute von dem „guten Mönche von Stresa", wie Cousin und Schelling Don Antonio zu nennen pflegten. Ich muß hier darauf verzichten, auf die Lehrmeinungen des Roveretaner Philosophen, auf seine Stellung in der Wissenschaft und in der Politik, auf den Inhalt seiner hauptsächlichsten Werke näher einzugehen. Ich gedenke das später, an einem anderen Orte zu thun: in Bezug auf Rosmini's Philosophie zunächst als einfacher Berichterstatter. Ein Vierteljahrhundert, zugebracht in ganz anderen Studien, hat mich von den Wegen der speculativen Wissenschaft zu weit abgeführt, als daß ich mir ein fachmännisches Urtheil in Dingen der Ideologie zutraute und eine persönliche Stellung zu der Rosminianischen Erkenntnißtheorie (zu deren Anhängern ich demnach nicht gezählt werden könnte), zu nehmen in der Lage wäre. Nicht, um in die Polemik über diese einzutreten, habe ich mich mit Rosmini's Leben beschäftigt, sondern, weil dies Leben dem Kirchenhistoriker eine große, eigenartige und hochbedeutsame Erscheinung in der religiösen und geistigen Entwicklung unseres Jahrhunderts darzubieten schien. Die vier Elemente, welche in meinen Augen die moderne Cultur hervorgetrieben — die Antike, das Mittelalter, die Renaissance und die heutige Naturwissenschaft, diese vier Elemente, ohne die wir uns eine abgerundete und erschöpfende Bildung heute nicht mehr denken können, sie waren alle in den Geist dieses seltenen Mannes eingetreten. Rosmini ist von Irrthümern so wenig wie Pascal, Bossuet oder Fénelon freigeblieben; aber sein Streben diente nach der Richtung des Wahren, Guten und Schönen stets den Gesetzen höchster Idealität. Zwar haben die Zeitgenossen, zwar hat das gegenwärtige Geschlecht zu voller Klarheit über sein Wesen und Thun nicht zu gelangen gewußt: denn, wie Goethe gelegentlich Carlyle's Urtheil über Schiller sagt, „die Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihren Standpunkt und hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes". Am Fuße des Montblanc sieht man wenig von der Größe und Herrlichkeit des Bergriesen, vollends, wenn die Dämmerung des erwachenden Tages noch ihre Nebel um sein Haupt geschlagen hat: Geduld, vor der hellen, sieghaften Sonne werden die grauen und kalten Dünste zerfließen, die heute noch unseren Blick verschleiern und unsere Brust beschweren.

Freiburg, im November 1887.

welche den Eindruck wiedergeben, den seine Person oder seine Schriften auf jene hervorgerufen hat. Ich möchte fragen, ob sich in Bezug auf irgend eine andere Persönlichkeit unserer Zeit ein ähnlicher Ehrenkranz flechten ließe.

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

V.

Den Mittelpunkt des beschriebenen Stadttheils, der Dorotheenstadt, bildete damals und bildet noch heute die Kirche, welche, vornehmlich aus kurfürstlichen Geldern und auf einem vom Kurfürsten geschenkten Platze, hier in den Jahren 1678 bis 1687 erbaut ward. Während dieser langen Bauzeit hielten die Mitglieder der jungen Gemeinde, bei gutem Wetter, ihre sonntäglichen Andachten unter Gottes freiem Himmel, unter den Linden nebenan, die ja gleichfalls von der guten und frommen Kurfürstin gepflanzt waren. Hier, wo es damals noch still und einsam war, wie in einer Kirche, stand die Kanzel Jahre lang und ward erst abgebrochen nach Vollendung der neuen Kirche. Feierlich eingeweiht am 11. December 1687, blieb diese nun fast zwei Jahrhunderte lang so, wie wir Aelteren sie noch wohl gekannt haben, einfach wie fast eine Dorfkirche, mit kleinem Thurm und tiefen schmalen Fenstern, ernst und mit den Zeichen des Alters an ihren grauen Mauern, bis sie, zu Anfang der sechziger Jahre, völlig umgebaut, ihre heutige Gestalt erhalten hat und mit ihren lichten Wänden, ihrem schlank emporstrebenden Thurm eine freundlich anmuthende Zierde der ganzen Gegend geworden ist[1]). Lange auch begrub die Gemeinde hier, in dem das Gotteshaus umgebenden Grund, ihre Todten; und noch auf dem Plan in Nicolai's Berlin (1779) findet der Platz um die Kirche durch kleine Kreuze sich als Friedhof bezeichnet. Jetzt aber sind diese, bis auf wenige, verschwunden, und die Kirche liegt wie in einem Garten, in welchem zur Frühlingszeit der Flieder und im Sommer der Jasmin und die schönsten Rosen blühen, die weißen und die rothen. Linden und Ebereschen, um deren Stämme der wilde Wein sich schlingt, beschatten das Gotteshaus; von allen Gräbern ist nur noch eines

[1]) Geschichte der Dorotheenstädtischen Kirche und Gemeinde. Zur Feier des zweihundertjährigen Kirchenjubiläums kurz dargestellt von K. Stechow, Prediger an der Dorotheenstädtischen Kirche. Berlin, 1887.

geblieben, wohl gepflegt und dicht mit Epheu bewachsen, am Gitter, nach der Neustädtischen Kirchstraße zu, das des Grafen Neale; und ein oder zwei Grabkreuze, mit gänzlich unleserlich gewordenen Inschriften, erheben sich über dem lichtgrünen Rasen. Aber einige von den alten Denkmalen sind an die Kirchenmauer angeheftet, und namentlich vor einem derselben bleibe ich gern stehen, wenn der Weg mich in die Nähe führt. Es befindet sich am rechten Eckpfeiler, der Mittelstraße gegenüber, und ist ein hübsches, gut erhaltenes Werk in dem allegorischen, ein wenig überladenen Stile des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Genius mit der zu Boden gesenkten ausgelöschten Fackel steht trauernd an einem Grabe, auf welchem Pinsel und Palette ruhen, von einem schweren Lorbeerkranz umgeben. Auf einer Tafel lesen wir: „Wer Du auch seiest, merke auf das Denkmal einer Frau, die viel Männer übertraf, die wenig Männer übertrafen in der Kunst, den sichtbaren Ausdruck der Menschheit treffend abzubilden;" und an einer Urne, welche das Ganze krönt, erblicken wir das Relief eines Frauenkopfes im Profil, mit der Umschrift: „Anna Dorothea Therbusch", und den beiden Zeilen darunter:

Geb. den 20. Juli 1722.
Gest. den 9. Nov. 1782.

Diese denn ist die berühmte Anna Dorothea Therbusch, geb. Lißewska, die zu ihrer Zeit so viel Lärm in der Welt gemacht hat und heute nur noch von so Wenigen gekannt wird. Selbst ihr Grab ist mit dem Friedhof verschwunden, der einst hier gewesen; aber ihr Kirchspiel — denn sie lebte zuletzt und starb unter den Linden — hat wenigstens das Grabmal Derjenigen bewahren wollen, deren Andenken verblaßt ist wie die von ihr gemalten Bilder, die man hier und dort noch in unseren Galerien und königlichen Schlössern findet. Nicolai, der sie besonders gut gekannt, sagt von ihr (1779): „Hat die Malerey bei ihrem Vater gelernt, und sich nachher auf die Historienmalerey mit größtem Succeſſe gelegt; 1766 reisete sie nach Paris[1]), wo sie 1767 in die dortige Malerakademie aufgenommen ward. Nach ihrer Zurückkunft hat sie viel große und schöne historische Stücke gemalt. Z. E. 1772, auf königlichen Auftrag, eine Venus beim Nachttische und eine zürnende Diana, nach einer Ode aus dem Anakreon. 1773 malte sie in Gesellschaft mit ihrem Bruder die ganze königliche Familie in acht großen Gemälden, ganze Figuren, in Lebensgröße, für die Kayserin von Rußland und viele andere schöne Bildnisse, voller Wahrheit und Leben"[2]). Auch für Voltaire hat sie zu derselben Zeit König Friedrich II. gemalt; und dieser, der Einsiedler von Sanssouci, schreibt darüber (17. Mai 1775) an den Einsiedler von Ferney: „Das Porträt, welches Sie erhalten haben, ist das Werk der Madame Therbusch, welche, um ihren Pinsel nicht zu entwürdigen, mein verrunzeltes Gesicht mit den Reizen der Jugend in Einklang gebracht hat. Sie wissen, daß es genügt, Etwas zu sein, um der Schmeichler nicht zu ermangeln; die Maler verstehen dieses Gewerbe ganz wie die raffinirtesten Höflinge."

[1]) Stimmt nicht ganz genau mit dem in diesem Punkte auf besserer Information beruhenden Datum in der großen Ausgabe von Diderot's Werken, nach welchem das Jahr ihrer Ankunft in Paris 1767 war.

[2]) Nicolai, 1035. Jetztlebende Künstler, Maler ꝛc.

Wir erfahren in den zeitgenössischen Correspondenzen so viel von Madame Therbusch, ihren ausgebreiteten Beziehungen und ihren Freunden; wir erfahren nichts darin von ihrem Manne. Wer war er? Ohne Zweifel ein Mitglied jener alten Berliner Wirthsfamilie, die heute nicht mehr existirt, bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts aber häufig begegnet und deren Name fortlebt in der von uns bereits erwähnten Therbusch'schen Ressource, ebenso wie wir wissen, daß eine Madame Therbusch, zu Lessing's Zeit, Besitzerin des Gasthofs „Zur weißen Taube" war, deren Zeichen sich gleichfalls an dem betreffenden Hause der Heiligengeiststraße noch erhalten hat [1]). Auch unsere Madame Therbusch, Anna Dorothea, geb. Lißewska, gehörte zu dem Lessing-Ramler'schen Umgangskreis. „Und nun?" so schreibt Lessing an Ramler (aus Breslau, 6. December 1760). „Was machen unsere Freunde? Was macht mein lieber Gasc und sein Haus? Empfehlen Sie mich ihm, ihr, seinen Kindern und Allen, mit welchen wir in Ihrer Gesellschaft so manchesmal lustig gewesen sind, vornehmlich der Madame Therbusch" [2]). Herr von Gasc war der Gemahl einer anderen Lißewska, Schwester der Madame Therbusch, ebenfalls künstlerisch begabt und ausgebildet wie die ganze Familie, zuletzt Hofmalerin in Braunschweig, wo Lessing sie nachmals wieder traf. Nicht lange nachdem Lessing zum vierten und letzten Male Berlin verließ, um dauernd nicht wiederzukehren, begab sich Madame Therbusch, als Gast der Fürstin Gallitzin, nach Paris, wo sie ausstellen wollte und mit ihren Bildern und sonstigen Anliegen dem gutmüthigen Diderot in weniger angenehmer Erinnerung geblieben zu sein scheint als unserem Lessing. Sie war damals eine Dame, stark in den Vierzigen [3]), nichts weniger als schön, aber mit vielem Temperament. Ein energischer Zug charakterisirt das Porträt an ihrem Denkmal. Es ist ein scharf umrissener Kopf, das Haar nach der Sitte der Zeit hoch aufgekämmt über der Stirn und nach hinten in einen Knoten zusammengebunden. Etwas Männliches, Ungraziöses ist diesem Antlitz eigen, dem jeder Liebreiz fehlt, mit strengen, herben Zügen und kaum einem Anflug von Lächeln um die dünnen Lippen. Und nun denke man sich Diderot — Diderot, wie wir ihn kennen! Eine „Antiope", welche sie für den Salon gemalt, war vom Comité zurückgewiesen worden. „Sie riß sich die Haare aus; sie warf sich auf die Erde; sie ergriff ein Messer, ungewiß, ob sie sich oder ihr Bild damit durchbohren sollte. Sie verschonte beide. Mitten in dieser Scene kam ich an; sie umklammerte meine Knie, und beschwor mich im Namen von Gellert, Geßner und Klopstock und aller meiner deutschen Brüder in Apoll, ihr zu helfen." Sie trieb ihn zur Verzweiflung. „Mad. Therbusch wird mich toll machen," schrieb er am 4. November 1768 seiner Freundin Sophie Volland. „Eines schönen Morgens werde ich das Zeichen des Kreuzes über ihrem Haupt machen und mich in mein Haus zurückziehen." Sie hatte in weniger als fünfzehn Monaten mehr als achthundert Louisd'or ausgegeben, was selbst dem trefflichen Diderot ein wenig

[1]) Vergl. „Bilder aus dem Berliner Leben", Neue Folge, S. 176.

[2]) Redlich, Briefe von Lessing, S. 195.

[3]) Abweichend von der Note zu dem oben citirten Briefe Friedrich's des Großen an Voltaire in dessen Correspondenz, die sie zu alt, und der Angabe in Diderot's Werken, die sie zu jung macht, beziehen wir uns auf das gewiß unzweifelhafte Datum ihres Grabsteins an der Dorotheenstädtischen Kirche.

viel schien. Endlich, am 15. November, kann er der Freundin melden: „Vernehmen Sie die gute, die große, die glückliche Neuigkeit: Madame Therbusch ist abgereist"; und am 22. November fügt er hinzu: „Sie ist abgereist; sie ist in Brüssel. Fürst Gallitzin wird sie mit allem Anstand ihrem Vaterland und ihrer Familie zurückgeben" [1]).

Aber durch diese boshaften Bemerkungen und das, was er sonst in seinen „Salons" über sie sagt, nicht allein lebt Mad. Therbusch in Diderot's Werken fort: sie sind mit dem Stich nach einer Miniatüre von ihrer Hand geschmückt, welche den Verfasser von „Rameau's Neffen" im Dreiviertelprofil, mit dem Mantel über der linken Schulter darstellt, als eines seiner vorzüglichsten Porträts noch heute geschätzt wird und zuletzt im Besitze von Guizot war.

So ist sie denn wirklich nicht völlig vergessen, diese Malerin der Fridericianischen Zeit, und ihr Denkmal an der Kirche der Dorotheenstadt nicht ganz das einzige, welches leise noch von ihr spricht!

Das Berlin, welches sie gekannt, mit seinen beiden großen Sternen Friedrich und Lessing, welche freundlich auch ihr einmal geleuchtet, das Leben, politisch und social. literarisch und künstlerisch von diesen beiden Centren lange beherrscht, starb langsam ab, ward matt und farblos, bis unter dem Druck von Außen die Spannkraft des Innern wieder erwachte, sich im Gegensatz zusammenfaßte und in neuen Formen der Erscheinung zu neuem Dasein und höheren Bestimmungen leitete. Für diese Zeit des Ueberganges gibt es ein sehr merkwürdiges Haus unter den Linden — merkwürdig auch dadurch, daß es die Reihe seiner Wandlungen, wenigstens vorläufig, damit abgeschlossen hat, gegenwärtig das russische Botschaftshôtel zu sein. Aber bevor Se. Majestät, Zar Nicolaus, in den dreißiger Jahren es erwarb, dasselbe prächtig restauriren und über dem Portal den zweiköpfigen Adler anheften ließ, der jetzt mit weitgespreizten Schwingen immer im Begriff scheint, sich auf die Linden herabzustürzen, war dieses Haus, Nr. 7, ein Mittelpunkt vornehmer Geselligkeit am Ende des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts. Der Schadowstraße gegenüber, und also gewissermaßen noch im Bereich der guten und vielgeprüften Mad. Therbusch. berührten sich die neuen Kreise hier seltsam mit den alten. Im Jahre 1734 erbaut, war dies lange der Palast der Prinzessin Amalie von Preußen, Aebtissin von Quedlinburg, jüngsten Schwester Friedrich's des Großen, auch sie, gleich ihrem erlauchten Bruder und trotz ihres geistlichen Titels, eine Schülerin Voltaire's. Nach der Prinzessin kam das Haus in das Eigenthum der letzten Herzogin von Kurland, der Schwester Elisabeth's von der Recke und Mutter der schönen Dorothea, nachmals Fürstin von Talleyrand-Périgord und Herzogin zu Sagan. Hiermit beginnt die Glanzperiode dieses Hauses, welches von nun ab und weit noch in unser Jahrhundert hinein „das kurländische Palais" hieß. Dr. Parthey, der Enkel Nicolai's, schildert es uns in seinen „Jugenderinnerungen". Sein Vater, der Hofrath, war Erzieher der beiden jungen Gräfinnen Medem gewesen, von denen die eine zu fürstlichem Rang und Reichthum ausersehen war. die andere, nach kurzer, unglücklicher Ehe, zu dem minder substantiellen Loos der schönen Seele, welche durch innige Freund-

[1]) Diderot, Œuvres, XIX, p. 296, 302, 305

schaft mit Tiedge, dem Dichter der „Urania", verbunden, Etwas abbekommen hat von seiner Sonne, so lange sie schien. Sie war selber Schriftstellerin und von enthusiastischer Gemüthsart. Sie bezeichnet im Berliner Leben den Moment, wo die Frauen der guten Gesellschaft sich ernstlich mit literarischen Dingen zu befassen anfingen und die Standesunterschiede, die Feinde jedes guten und vernünftigen Umgangstones, wenigstens auf diesem Gebiete, sich ausglichen. Aber die Vorurtheile waren auf beiden Seiten. Als Frau von der Recke nach Berlin kam, erklärte Madame Nicolai, die fremde Dame sei ihr zu vornehm und weigerte sich, sie zu sehen. „Durch die halbgeöffnete Thür," erzählt Dr. Parthey[1]), „hörte Frau von der Recke, wie Madame Nicolai sehr vernehmlich zu ihrem Manne sagte, der die Fremde an der Hausthür empfangen und die Treppe hinaufgeführt hatte: „Ich will von Deinem adligen Pack nichts wissen!" . . . Da öffnete Elise die Thüre ganz, trat in das Vorzimmer und sagte mit der ihr eigenen milden Hoheit: „Meine Liebe, ich bin kein adliges Pack, sondern die Freundin Ihres vortrefflichen Gemahles und bitte Sie, auch meine Freundin zu sein!" Und jetzt, in einem Zimmer des alten Hauses der Brüderstraße, demselben Vorzimmer, in welchem die beiden Frauen sich zuerst begegnet und in welchem ich selber einmal, wie von der Zeiten Dämmerung umfangen, eine Weile sinnend stehen durfte, hängt ein ausgezeichnetes Porträt Elise's von der Recke, Kniestück und von Graff in Dresden gemalt, neben den Porträts des Ehepaares Nicolai. Hier auch, in dem Nicolai'schen Hause, nachdem die beiden Alten gestorben, bewohnte sie, zusammen mit ihrem Dichter, während des Winters 1814 den zweiten Stock, die Räume, die ein Jahr später ein kinderloser Körner bei der Uebersiedelung nach Berlin bezog. Einst, als junger Student, war Theodor Körner, der Pathe der Herzogin von Kurland, oft genug in dies Haus gekommen, ein lieber Gast der Parthey's und gern gesehen vom alten Nicolai; nun war nur noch ein Zimmer mit Reliquien dem schmerzlichen Andenken an ihn und seine Schwester Emma, die früh Geschiedenen, gewidmet.

Während dieser ganzen Zeit machte die Herzogin von Kurland ein großes Haus unter den Linden, wie es dieser hochgebildeten Dame ziemte, und gab das erste Vorbild eines „Salon", wie er zuvor in Berlin nicht bestanden hat und unter den veränderten Lebensbedingungen unserer Stadt, seit etwa dreißig Jahren, mit den letzten Resten des Rahel-Varnhagen'schen Kreises fast spurlos wieder entschwand. Um einen Salon in solchem Stil zu führen, bedurfte es nicht nur der geistigen Capacität und eines gewissen Zaubers der Persönlichkeit. Eine Récamier würde schwerlich in Berlin die Königin der Gesellschaft geworden sein, obwohl in Paris preußische Prinzen um sie warben. Und mit den Prinzen mochte es allenfalls noch gehen; aber die Prinzessinnen! Ich habe bereits von der Exclusivität gesprochen, mit der die Stände sich untereinander bewegten; zwischen bürgerlich und adelig gab es keinen gesellschaftlichen Verkehr. Die Cavaliere nahmen es nicht so genau; sie waren, wo sie sich amüsirten, sogar bei schönen und geistreichen Jüdinnen. Aber nur eine Frau von der hohen Geburt und socialen Stellung der Herzogin von Kurland, welche hoffähig war, wie sie selber, hatte das Recht, auch die Damen einzuladen. „Und dennoch," sagt Henriette

[1]) Jugenderinnerungen, Bd. I, S. 38.

Hertz, der wir eine feine Schilderung dieses Salons verdanken [1]), „gehörte die Unabhängigkeit, die Energie, der Geist und die tactvolle Humanität der Herzogin dazu, um nicht an dem Unternehmen zu scheitern;" und die Durchführung desselben hat ihr in der That Verkennung und Anfechtungen genug eingebracht. Aber mit ihrer natürlichen Anmuth und ihrem festen Willen zeigte sie, daß solche Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind. Denn „bei aller schönen Weiblichkeit hätte sie doch Energie genug gehabt, um ein großes Reich zu beherrschen." sagt Henriette Hertz von ihr, und nicht ihre Schuld war es, daß Kurland im Jahre 1795 russische Provinz ward. Als sie noch eine junge Frau war, in ihren Zwanzigen, hatten die kurländischen Stände gewünscht, daß sie die Regentschaft übernehme; doch an der Schwäche ihres Gemahls Peter, Reichsgrafen von Biron, Herzogs von Kurland und Sagan, war jeder Rettungsversuch gescheitert. Jetzt, vierzigjährig und seit 1800 verwittwet, lebte sie nur noch der Erziehung ihrer Töchter und der Pflege schöner Geselligkeit. Sie war die erste Frau ihres Standes, „und ist vielleicht die einzige in Berlin geblieben," fügt Henriette Hertz etwas melancholisch hinzu, „welche der Aristokratie des Geistes jedes gesellschaftliche Privileg einzuräumen bereit war." In den fünfzig Jahren, die verflossen sind, seitdem die Freundin Humboldt's diese Erinnerungen niederschrieb, haben sich unsere gesellschaftlichen Verhältnisse durch den demokratisch nivellirenden Zug der Zeit und das Einschieben einer dritten Art von „Aristokratie", der des Geldes, wohl beträchtlich geändert; feiner sind sie nicht geworden. Eines der edelsten Vergnügen gebildeter Menschen hat sich in ein Geschäft verwandelt, das sehr mühsam ist, mit allen Mitteln des Ehrgeizes, der Speculation und des Wettbewerbs von der einen, und von der anderen Seite mit jedem Zugeständniß an den Meistbietenden betrieben wird.

Dem war anders im Salon der Herzogin von Kurland; Würdigkeit allein erschloß den Zutritt zu demselben, und der Verkehr bewegte sich in den urbanen Formen geistiger Vornehmheit. Um die fürstliche Wirthin versammelte sich ein Kreis von Gästen, wie er mannigfaltiger, anregender nicht gedacht werden konnte — die Damen der großen Welt begegneten hier wohl zum ersten Mal den Männern und Frauen einer Classe, welche sie bisher nur sehr ungenügend gekannt; hohe Militärs und hohe Beamte conversirten hier mit schlichten Gelehrten, Kenner und Liebhaber mit solchen, die Kunst und Literatur zu ihrem Lebensberuf gemacht; die verschiedensten Interessen berührten sich, und über Allem schwebte, was dem Salon überhaupt erst seinen Reiz und seinen Charakter gibt, die Grazie schöner Weiblichkeit. Henriette Hertz war durch Göcking, den von seinen Zeitgenossen sehr gefeierten Epistelbichter, und einen der späteren Freunde Nicolai's, bei der Herzogin eingeführt worden: auch sie nicht, ohne sich vorher ein wenig gesträubt zu haben. Denn alle diese Frauen waren wohl mit Männern der höchsten Stände, niemals bisher aber mit deren Damen zusammengetroffen. Jedoch die Scheu ward überwunden, und bald fühlte Frau Hertz sich heimisch auf dem Parquet des kurländischen Palais. „Man speiste Abends stets an verschiedenen Tischen, und es herrschte völlige Zwanglosigkeit hinsichtlich der Plätze, welche die Gäste einnehmen

[1]) Fürst, Henriette Hertz, S. 201.

wollten, aber mit großer Feinheit wußte die Herzogin doch auch hier eine ihr erwünschte Mischung der Stände zu bewirken. So erinnere ich mich öfter, meinen Platz am Tische neben der liebenswürdigen Prinzessin Louise von Preußen, Gemahlin des Fürsten Radziwill, gehabt zu haben." —

Außer den einheimischen Celebritäten war man aber auch sicher, alle Fremden von Auszeichnung in diesem Salon zu sehen, dessen Blüthe noch weit in die französische Zeit reicht. Namentlich war es das französische Element selber, welches sich hier immer zahlreich vertreten fand. Den Versprengten der Revolution folgten hier bald die des Kaiserreichs; und nicht lange nach Frau von Staël erschien hier der französische General Hullin, der, im Jahre 1806, als Commandant von Berlin, das Palais in Besitz nahm, während die Herzogin sich nach Rußland begab, und nur der alte Hausfreund Göcking einige Zimmer im Hofe noch bewohnte. Doch sollten gerade in dieser Zeit der Fremdherrschaft und Occupation sich intimere Bande knüpfen zwischen dem herzoglichen Haus und dem officiellen Frankreich: im Jahre 1809 vermählte sich die Prinzessin Dorothea mit Edmund, Herzog von Talleyrand-Périgord, dem Neffen des berühmten Staatsmanns. Von den Töchtern der Herzogin von Kurland, alle vier anmuthig und geistvoll, war Dorothea die bedeutendste. Sie war ein Kind der Mark: geboren 1793, in der sandigen Umgebung von Berlin, im Schloß zu Friedrichsfelde — demselben Schloß, in welchem, einundzwanzig Jahre zuvor, Prinz Louis Ferdinand das Licht der Welt erblickt, und welches von dessen Vater, dem Prinzen Ferdinand, als dieser mit seinem gesammten Hofstaate nach dem Bellevue-Schloß übergesiedelt, der Herzog von Kurland erworben hatte[1]). Diese preußischen Erinnerungen hat auch in Frankreich und unter allen Wechselfällen ihres späteren Lebens die nachmalige Herzogin von Dino nicht verleugnet. An einen Mann gefesselt, der in jeder Beziehung unter ihr stand, hatte sie das Glück, der besondere Liebling des feinen Diplomaten zu werden, der bis in sein hohes Alter Geist und Schönheit besser zu schätzen verstand, als sein Neffe. Gern saß er an ihrer Tafel, der ehemalige Bischof von Autun der alte „constitutionnel", und angeregt von den superben Pasteten und unvergleichlichen Ragouts, die nirgends ihm so mundeten wie hier, konnte er stundenlang Anekdoten erzählen aus einem langen Leben, welches in einem geistlichen Convict begonnen, auf die Höhen irdischer Macht geführt, die Revolution, das Kaiserreich, die Restauration, den besten Theil des Julikönigthums umfaßt, und ihn zum Vertrauten aller Intriguen und Beförderer aller Ereignisse gemacht hatte, durch welche drei Throne gestürzt und drei wieder aufgerichtet wurden. Aber das Verhältniß der Herzogin von Dino zur alten Heimath blieb darum ein nicht minder herzliches; und der Einfluß, welchen sie am französischen Hofe besaß, verringerte nicht die Gunst, welche man ihr am preußischen erwies. Namentlich von Friedrich Wilhelm IV. ward sie hoch geschätzt; und lange, nachdem ihre Mutter, die treffliche Herzogin, gestorben und deren Palais (wie einst ihr Herzogthum) in russischen Besitz übergegangen, ward sie, am 6. August 1846, in Folge königlicher Investitur, Herzogin von Sagan, und nach ihrem Tode, 1862, folgten ihre beiden Söhne, der älteste, Ludwig, Prinz

[1]) Brecht, Geschichte des Dorfes Friedrichsfelde, S. 32—37.

von Chalais und Herzog von Valençay, ihr im preußischen Lehnsfürstenthum Sagan, der zweite, Alexander, in der Herrschaft Deutsch-Wartenberg.

Dieses ist die Geschichte des Hauses Nr. 7 Unter den Linden, welches, unter dem Schutze des Russen-Aars, so viel französische und so viel echt preußische Traditionen mit einander verbindet!

Die Schadowstraße, in welche man von dem russischen Botschafterpalais grade hineinblickt, ist eine sehr saubere, schmucke Seitenstraße der Linden, verhältnißmäßig ruhig und durch ihre Lage doch bevorzugt, mit hübschen, kleinen Familienhôtels, sumptuösen Clubs und hier und dort einem jener alten Häuser, Ueberbleibsel der ersten Bauperiode, niedrig, schmal, mit höchstens fünf Fenstern Front, wie sie auf den von dem sparsamen Kurfürsten ausgetheilten Parcellen ursprünglich errichtet worden und heute zwischen den ganz modernen der unsrigen sich gar seltsam ansehen — den Fremden vielleicht ein Räthsel, uns aber lieb und werth als die letzten Reminiscenzen aus jener Zeit, wo diese Straße noch die kleine Wallstraße hieß. Erst durch königliche Verordnung vom 14. December 1836 erhielt sie den jetzigen Namen zu Ehren des großen Künstlers, der seit 1802 ein Haus in derselben besaß. Das Haus steht heute noch wie es war, als hochbetagt in ihm am 27. Januar 1850, ein siebenundachtzigjähriger Greis, Johann Gottfried Schadow starb — ein vornehmer Bau vom Anfange des Jahrhunderts, ein wenig düster geworden, aber edel in seinen Linien, mit figurenreichen Reliefs über Thür und Eckfenster und einem Medaillon in der Mitte, welches, umgeben von den Genien der Bildhauerkunst und Malerei den Alten zeigt in seinem kräftigen Greisenalter, en face, ein volles, angenehmes Gesicht, mit wohlwollenden, aber stark ausgearbeiteten Zügen. Sein Standbild in der Vorhalle des Alten Museums (von Hagen), stellt ihn in seiner ganzen Figur dar, in den Sechzigen ungefähr, wie er, in bequemer Haustracht, sinnend in der Werkstatt steht. Hier hat der Ausdruck seines Gesichtes etwas Concentrirtes, aber der Schimmer innerer Freundlichkeit und Seelenruhe liegt darüber auch hier ausgebreitet. Und in der That, er war eine ganz populäre Figur zu seiner Zeit, der alte Schadow, ein wenig grob und der in Sachen der Kunst auch dem Könige die Wahrheit sagte, selbst wo dieser sie nicht zu hören verlangte. Doch Friedrich Wilhelm III. war der väterliche Monarch, der diesen Ton verstand. Denn Schadow war ein Berliner, ein Handwerkerssohn, mit einer Handwerkerstochter vermählt, die er, kaum ein Zwanziger damals, sogar erst entführen mußte, um sie zu heirathen. Ein energischer Mann, der seinen Willen in Allem durchsetzte, dieser Stifter der Künstlerdynastie Schadow und Begründer der Berliner Bildhauerschule, die sich in Rauch vollendete. Sein eigener Charakter, dieses starke Gefühl für die Realität, wies ihm den neuen Weg. Er ging auf Kosten des Schwiegervaters nach Rom, kam jedoch schon, fünfundzwanzigjährig, nach Berlin zurück, an Tassaert's, seines Lehrers, Stelle zum Hofbildhauer und Rector der Akademie der Künste berufen, deren Director er 1816 ward und bis an sein Ende blieb. Sein erstes Werk, nach der Heimkehr, war das Denkmal des Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche, 1790; sein zweites, wenig später die Victoria des Branden-

burger Thores. In dem Siegeswagen, welcher hoch aufgerichtet über den Linden steht, erscheint er gleichsam selber wie ein Herrscher, der Besitz von seinem Reich ergreift; mit allen Triumphen, welche das Viergespann gesehen, ist der seine verbunden. Historisch weniger bedeutsam und über dem Lärm der Straße nicht den bewundernden Blicken täglich sich erneuernder Menschenmengen ausgestellt, aber in seiner herben und schwermüthigen Schönheit vielleicht nur um so mehr die Tiefe der Seele bewegend, ist das Grabdenkmal, welches sich in der feierlichen Stille der Dorotheenstädtischen Kirche verbirgt. Dem König Friedrich Wilhelm II. war ein geliebter Sohn, der junge Graf von der Mark, im zartesten Knabenalter gestorben, und diesem das Grabmal zu bereiten, ward Schadow beauftragt. Auf dem Sarkophag ruht der Knabe — schlummernd, aber jenen Schlummer, aus dem kein Erwachen mehr ist. Seinem Haupt ist der Helm, seiner Rechten das Schwert entsunken. Ein liebliches Bild, unendlich ergreifend in seiner Unschuld und Schönheit und wie von einem letzten zögernden Abschiedsstrahl des Lebens verklärt. Niemals aber mag der Schmerz eines solchen Abschiedes erschütternder ausgedrückt worden sein, als in dem weißen Bildwerk am grauen Marmorsarg, welches den holdseligen Knaben zeigt, wie er, noch ganz von warmem, blühendem Leben erfüllt, heftig sich sträubt, von der Göttin getrennt zu werden, die ihn eben in ihre Schule der Künste und Wissenschaften aufnehmen will, und dem Tode zu folgen, der ihn in die schaurige Nacht eines Felsengewölbes mit fortreißt. In diesem verzweiflungsvollen, aber vergeblichen Kampfe des Knaben scheint die Natur selber zu sprechen, und des fundamentalen Unterschiedes werden wir uns bewußt, wenn wir damit die Worte der von Ramler verfaßten Inschrift vergleichen: „artibus mature instructus, ad altiora se contulit studia coelitum choris immixtus.“ Nein, der große Künstler, unser erster Realist, hat es besser gewußt als der akademische Dichter, und selbst in der mythologischen Hülle die ganze Wahrheit gesagt. Nein — nicht freiwillig begab er sich, sondern eine bittere Nothwendigkeit zwingt ihn grausam; und nicht himmlischen Chören beigesellt, sondern dem unheimlichen Dunkel und Schweigen! Aber darüber, in erhabener Majestät thronen die drei Parzen: Clotho, die den Rocken hält; Lachesis, welche die Fasern des Flachses zur Schnur flicht und Atropos, welche sie zerschneidet, das Buch des Schicksals auf den Knieen. Die Spinnerin, die mit dem Rocken, in jugendlicher Hoheit aufgefaßt wie ihre Schwester, die Unabwendbare, wehrt ab mit angstvoller Gebärde, was jene doch in stummer Resignation vollbringen muß; aber nur sie allein, die ernste, greise Jungfrau, die mit trauernder Ergebung das Leben in der Hand hält, weiß, wie viel herzbrechenden Kummers sie hineinwebt. Einheitlich in seiner großen Mannigfaltigkeit, voll innerer Bewegung und classischen Maßes im Ausdruck derselben steht das Werk in einer Nische der Kirche, wo das Sonnenlicht nur gebrochen hereindringt durch die Baumwipfel und hohen Fenster — mitten in Berlin, das mit der gedämpften Melodie seines nimmer rastenden Lebens diesen Anblick des Todes zu begleiten scheint.

In unsrer Vorstellung lebt nur „der alte Schadow,“ wie wir ihn in der Vorhalle des Museums und an seinem Haus abgebildet sehen; in der Kunst aber wird er immer nur der junge Schadow sein. Im Gegensatz zu dem anderen Großen, der ihm folgt, zu Rauch, und der bis in sein hohes Alter, von Werk

zu Werk steigend, am Ende seiner langen Laufbahn das Vollendetste schuf. „Er starb und hörte auf zu arbeiten 1857," sagt von ihm sehr schön Herman Grimm[1]). Was dagegen den Ruhm Schadow's ausmacht, sind die Werke seiner Jugend: das Denkmal in der Dorotheenstädtischen Kirche, welches er schuf, als er 27 Jahre, die Quadriga des Brandenburger Thores, als er 28, das Standbild Zieten's, als er 31, und das des alten Dessauers, als er 37 zählte. Seitdem, von der Scheide des Jahrhunderts, hat er fünfzig Jahre noch unter uns gelebt; aber außer jenen vier Werken haben wir keine mehr von ihm in Berlin, während diejenigen Rauch's, imposant auch durch ihre Zahl, uns überall umgeben. Als dieser seine Thätigkeit epochemachend mit dem Grabmonument für die verewigte Königin Luise begann, war die des Anderen so gut wie beendet. Aber immer noch bezeichnet die glorreiche Göttin mit ihrem Viergespann auf dem Brandenburger Thor den Anfang jenes Weges, der, auch in der Kunst, zum Friedrichsdenkmal geführt: denn kein Rauch ohne Schadow, der, wenngleich sein Zusammenhang mit dem achtzehnten Jahrhundert noch wohl erkennbar, dennoch der Vater der modernen Bildhauerschule von Berlin ist[2]). Auch er ein Schüler der Antike, der, von ihrer hohen und einfachen Schönheit durchdrungen, aber unwillig, ihr gedankenloser Nachahmer und Wiederholer zu sein, sich nicht mit der conventionell gewordenen Eleganz einer falschen Classicität begnügte, sondern vor Allem die Wahrheit der Dinge darstellen wollte; der die mythologische Figur und den allegorischen Vorgang durch die Wirklichkeit und die Natürlichkeit des Gefühls Jedem nahe brachte, selbst Solchen, die nie zuvor von den Parzen oder von Minerva gehört; und der den Menschen bildete, entweder so, wie er ihn gesehen und beobachtet, oder wie er den Mitlebenden erschienen war, mit all den individuellen und besondren Zügen seiner Person, aber auch seiner Zeit und Umgebung, bis auf den Rock, den er trug.

Wer würde heute den alten Fritz als römischen Imperator sehen mögen, ja, wer ihn nur wieder erkennen, wenn er einen Lorbeerkranz auf dem Kopfe hätte, statt des dreieckigen Hutes? Und doch war es unter dieser Gestalt, daß man sich, unmittelbar nach seinem Hingang, das Denkmal des großen Königs dachte. Für die Darstellung des Helden ziemte sich, nach der von dem französischen Classicismus beherrschten Kunstweise des vorigen Jahrhunderts, einzig das römische Gewand; und der große Meister, der in seinen kleinen Stichen nicht nur Zieten und die Husaren — Zieten, in den Illustrationen zu Stein's „Charakteristik Friedrich's d. Gr.", ganz in der Stellung und Auffassung von Schadow's Monument — treffend wiederzugeben wußte, sondern auch recht eigentlich den Typus des „alten Fritz" geschaffen hat, genau so wie er im damaligen bürgerlichen Leben von Berlin erschien: Chodowiecki griff sogleich wieder zur Tracht des Imperators, wenn er Friedrich in der Schlacht oder als heimkehrenden Sieger zu zeichnen hatte. Und, merkwürdiger noch: Friedrich selbst, der das eine dieser Blätter mit den Worten verwarf: „Ce costume n'est que pour le héros du théâtre," hielt dasselbe Costüm doch für nothwendig, als er seinen beiden Generalen

[1]) Essays, Bd. III, S. 334.

[2]) Max Jordan, Katalog der königl. Nationalgalerie zu Berlin, Bd. II, S. 192, 193.

Schwerin, 1771, und Winterfeld, 1777, auf dem heutigen Wilhelmsplatz Statuen errichten ließ: beide trugen den antiken Panzer![1])

Die sechs Standbilder, welche diesen Platz, ehemals ein Sand- und Exercierplatz, in eine Walhalla der Helden Friedrich's umgewandelt haben, ebenso wie der Platz am Opernhaus die der Helden aus den Befreiungskriegen ist, waren ursprünglich Marmorfiguren. So haben wir sie lange gesehen, schwarz und verwittert von Regen und Wind, kaum noch erkennbar, bis sie, vor etwa fünfundzwanzig Jahren, eine nach der anderen durch die neuen Erzstatuen ersetzt worden sind. Jetzt tragen sie sämmtlich die wohlbekannten Uniformen ihrer Regimenter; und umgeben von den Palästen des Wilhelmsplatzes und der Wilhelmstraße, den prinzlichen Schlössern und Ministerhôtels, mit dem vollen Blick auf dasjenige, welches Fürst Bismarck bewohnt, flankirt von dem mächtigen Viereck des Kaiserhofes, aus welchem Lord Beaconsfield so oft hinüberschritt zur Zeit des Berliner Congresses, zwischen Bäumen und Blumenbeeten stehen sie da, diese Sechs, preußische Feldmarschälle, glorreiche Führer eines tapferen Heeres, Verkörperungen jeder Waffenart — und hier zu sitzen, an einem Sommertage, wenn der Himmel blau sich spannt über dem Platz und die warme Luft voll ist vom Arom der Linden, wenn die hohen Gebäude von Sonne schimmern und die Kinder zu den Füßen der Helden spielen — das gibt, ich weiß nicht welches Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens, als ob sie noch zu uns gehörten, diese Paladine der beiden schlesischen und des siebenjährigen Krieges, als ob — was Gott geben möge — Soldatenmuth, Manneszucht und Treue bis in den Tod, denen zuletzt, wenn auch in noch so schweren Kämpfen und selbst nach Niederlagen der Sieg gehört, niemals aussterben könnten in unseren Reihen. Dann werden sie lebendig vor unseren Blicken, diese Männer aus Erz, Winterfeld, der an der Wunde von Moys verblutet, Schwerin, der zum letzten Male die Fahne hochhält, unter der er zusammenbricht in der Prager Schlacht, Keith, der schottische Rebell von 1715, für den König, dem er die zweite Heimath und unverwelklichen Ruhm dankt, sein Leben lassend beim Ueberfall von Hochkirch; Seydlitz, der Reitergeneral ohne Gleichen, der alte Dessauer, der den eisernen Ladestock und die eiserne Disciplin einführte und Zieten — „Zieten aus dem Busch".

Diese beiden Letzteren sind von Schadow. Leopold von Dessau, nicht als der traditionell alte, sondern in seiner vollen Manneskraft, kühn und edel dargestellt, so wie er im spanischen Erbfolgekrieg, zur Seite des Prinzen Eugen und Marlborough's gefochten und noch unter Friedrich's Vater war, stand ursprünglich im Lustgarten, ward dann aber, bei der Umgestaltung desselben hierher, nach dem Wilhelmsplatz versetzt, wohin er auch gehört, der Sieger von Kesselsdorf, der diesen blutigen Tag nur um zwei Jahre noch überlebte. Zieten, der populärste von Allen, ist auch als Kunstwerk das bedeutungsvollste. Wer, der sie gesehen, könnte sie jemals wieder vergessen, diese Gestalt, so durchdrungen von Leben, so voll Energie des Ausdrucks, das bis auf den kleinsten Zug ausgearbeitete Gesicht, die charakteristische Haltung, die Hand, die sich sinnend ans Kinn legt, das rechte

---

[1]) Du Bois-Reymond, „Friedrich II. in der bildenden Kunst", Deutsche Rundschau 1887, Bd. LI, S. 281 u. 282; vergl. Meyer, Chodowiecki, S. 13 u. 14.

Bein über das linke geschlagen, den Husarendolman über der Schulter, den hohen Kolpak auf dem Kopfe. Sie mag barock wirken, diese Husarenuniform, aber man würde nicht sagen, daß irgend ein Element der Schönheit ihr inne wohnt. Und dennoch hat mit diesem ihrem gewagtesten Stück Schadow die preußische Uniform in die Kunst eingeführt. Anfänglich wurde sie denn auch allgemein mißbilligt; aber sie hat sich durchgesetzt und behauptet und nach den Befreiungskriegen, als Rauch uns seinen Scharnhorst und Bülow, seinen Blücher, York von Wartenberg und Gneisenau gab, „war sie zu einer unumgänglichen Bedingung preußischer Feldherrnstatuen geworden"[1]). Und denke man nicht gering davon! Was Rauch für den preußischen Soldaten gethan, das hat Rietschel später, das haben alle Modernen seitdem auf den bürgerlichen Menschen überhaupt, auf den Dichter, Staatsmann und Gesetzgeber angewandt, und den Ausgang dieser auf die treue und volle Wiedergabe der Natur gerichteten Bewegung, welche die ganze neuere bildende Kunst beherrscht, stellt Schadow dar. Durchgeistigter als bei diesem, gestaltet sich freilich bei Rauch die Tracht, welche als kennzeichnendes Moment der Zeit und des Standes fortan von ihrem Träger nicht mehr zu trennen ist. Schadow bildet sie ganz realistisch, einfach der Wirklichkeit nach, ohne jedes Bestreben, sie zu individualisiren. Denn mit der preußischen Uniform an und für sich ist künstlerisch nicht viel zu machen. Geht man aber vom Zietenplatz zum Platz am Opernhaus, so wird man die Steigerung bemerken. Hier äußert das innere Leben, der Charakter, das Temperament der Feldherren sich gleichsam schon in der Art, wie sie die Mäntel um sich geschlagen haben und mit dem idealen Faltenwurf, aus dem er sie hervortreten läßt, hat Rauch der Uniform selber eine geistige Perspective gegeben, welche sich auch uns aufthut, wenn wir im Glanze des Mittags und bei schmetternder Musik sie nun leibhaftig vor uns aufziehen sehen zur Parade, jedes Stück, Helm und Waffe, jeder Knopf, Gurt und Schnalle blinkend in der Sonne, wenn vor der Hauptwache die Mannschaft unters Gewehr tritt und die Ablösung zur Parole kommt, jeder Mann, der in der Uniform steckt, vom Gemeinen aufwärts bis zum jugendlichen Officier, der sie führt, stramm und gesund, jeder Griff, jeder Tritt exact, ein Bild der Kraft und Manneszucht, während die großen Führer der Befreiungskriege von ihren Postamenten auf sie herabschauen, stumm, ohne Antwort auf die Frage, wann endlich der Tag anbrechen werde, golden wie dieser Sommertag, der Tag des Völkerfriedens, für welchen sie gekämpft haben und wir noch immer unter Waffen stehen. —

VI.

Das Haus unter den Linden und Ecke der Schadowstraße, links, hat jetzt einen etwas mannigfaltigen Inhalt und Charakter: in den unterirdischen Räumen das Aquarium mit seinen erleuchteten Grotten, künstlichen Felsen, fließendem Wasser, Meerwundern und menschenähnlichen Affen; darüber eine Restauration, die nirgends fehlt, wo der wirkliche Mensch, im Gegensatz zu seinem zurückgebliebenen Seitenverwandten, sich ergötzen will, eine Wein-, eine Cigarrenhandlung u. s. w. Ehemals aber, vor etwa vierzig Jahren, war dieses große

[1]) Grimm, Essays Bd. III, S. 331.

Haus stiller, vornehmer, und in seinem erhöhten Parterre, der Schadowstraße zu, wohnte der Königl. Preußische Generalmusikdirector Giacomo Meyerbeer, der gute Berliner mit dem halbitalienischen Namen. Dieser Name, wenn man ihn jetzt ausspricht, hat schon etwas Veraltetes, Abgeblaßtes; er übt nicht mehr den früheren Zauber aus. Das Internationale seiner Richtung ist durch das Nationale besiegt worden, die südliche Gluth und Fülle seiner Melodie, die den Sinnen schmeichelte, durch die herbe Dissonanz, welche die Nerven zittern macht; die Recken der deutschen Sage haben die Ritter der französischen Romantik aus dem Felde geschlagen, und wo der blaue Himmel Italiens strahlte, herrscht jetzt nordische Götterdämmerung. Wer weiß, ob ohne das überwältigende Gefühl dessen, was die deutsche Faust vermag, Deutschland selbst und die Welt von Richard Wagner unterjocht worden wäre? Nicht verführt hat er sie, noch gab er ihnen gute Worte; wie der Eroberer kam er über sie, mit der Gewalt des Stärkeren zuerst das eigene Volk niederwerfend und zusammenschmiedend in der Bewunderung seiner Werke, dann die Macht und Furcht seines Namens ausbreitend über die Fremden. Meyerbeer, in den Tagen unserer äußersten Schwäche, fand erst Gehör bei uns, nachdem das Ausland ihn beglaubigt hatte. Italien und Frankreich vergötterten ihn, als er in seiner Heimath noch ein halb Unbekannter war, und Paris ist bis an das Ende seiner Tage der Lieblingsschauplatz seiner Triumphe geblieben. Und dennoch ist er ein Berliner, wie nur Einer, festwurzelnd in diesem Boden, aus einer alten jüdischen Familie, deren Ursprung sich weit zurückverfolgen läßt bis zu Jost Liebmann, dem Hofjuden von Preußens erstem König [1]). Das Haus der Beer, in welchem Meyerbeer geboren — dasselbe Haus Nr. 72. in welchem einst Graun, der Capellmeister Friedrich's d. Gr., der Componist des „Tod Jesu", gewohnt — hat lange noch in der Spandauerstraße gestanden, vier Häuser von dem der Mendelssohn, aus welchem Felix Mendelssohn-Bartholdy hervorgegangen: Beide Kinder dieses noch vor hundert Jahren so verachteten Stammes und Beide bestimmt zu den höchsten künstlerischen Ehren, der Eine frühe schon erfüllt und begeistert von christlichen Ideen, denen er namentlich in seinen Oratorien Ausdruck gab, der Andere sein Judenthum niemals verleugnend, weder in seinem Leben, noch auch in seiner Musik. Und dennoch ist in Meyerbeer ein stärkerer localer oder preußischer Zug als in Mendelssohn, in dessen gesammtem Schaffen nichts an den Zusammenhang mit Berlin erinnert. Eine von Meyerbeer's ersten Opern, die freilich niemals aufgeführt worden ist, hieß „Das Brandenburger Thor" (1821), und später, außer dem „Feldlager in Schlesien", mit welchem das nach dem Brande neuerstandene Opernhaus eingeweiht ward, hat er, in seiner amtlichen Stellung, als Hofcomponist gleichsam, wie sein Vorfahr einst Hofjude gewesen war, die ganze Familiengeschichte unseres erlauchten Herrscherhauses musikalisch illustriert, mit Hymnen und Festcantaten zu den silbernen Hochzeiten König Friedrich Wilhelm's IV. und des Prinzen Carl, mit Fackeltänzen zu den Vermählungen all' unserer Prinzen und Prinzessinnen, von 1842 an bis zu der des Prinzen Friedrich Wilhelm, jetzt Kaiser Friedrich's, im Jahre 1858 und endlich mit dem Krönungs-

[1]) Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, S. 20.

marsch für König Wilhelm I., im Jahre 1861, einen Moment von der höchsten historischen und politischen Wichtigkeit gefeiert. Ich meine nicht zu sagen, daß er für diese verschiedenen Gelegenheiten Töne getroffen, die mächtig im Volksbewußtsein nachgeklungen hätten, oder Etwas geschaffen habe, was in Wirkung und Dauer den aus ähnlichen Veranlassungen entstandenen Gemälden Menzel's an die Seite zu setzen wäre. Diese Kraft besaß Meyerbeer nicht, oder vielmehr, was er an Kraft besaß, hat er darauf nicht ganz verwandt. Sein Aufenthalt war und blieb getheilt zwischen Berlin und Paris, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so glaube ich, daß er lieber in Paris war als in Berlin. Er wollte, neben der Mutter, in der Erde von Berlin ruhen; aber um zu leben, brauchte er die große Oper von Paris, und in Paris auch ist er gestorben. Nur einmal, seitdem er Berlin als Jüngling verlassen, ist er dauernd für mehrere Jahre hierher zurückgekehrt, 1842 bis 1845, eben die Zeit, während welcher er in der Schadowstraße wohnte. „Robert der Teufel" und „die Hugenotten" hatten ihm einen europäischen Namen gemacht; aber der ersteren dieser beiden Opern war es in Berlin, unter dem damals noch allmächtigen Einfluß von Spontini, nicht zum Besten ergangen, indem man Text wie Musik — unmoralisch fand; und letztere war überhaupt, so lange Friedrich Wilhelm III. lebte, nicht zur Darstellung gekommen — confessioneller Bedenken halber. Aber nicht lange nach des Königs Tode ward der vierte Act, mit der Ungher-Sabatier als Valentine, Mantius als Raoul und Franz Liszt am Flügel, im Musiksaal des gegenwärtigen Kaiserlichen Palais unter den Linden aufgeführt, in einer Soirée, welche die Prinzeß von Preußen, jetzt Kaiserin Augusta, veranstaltete[1]); und noch hatte Friedrich Wilhelm IV. nicht zwei Jahre den Thron bestiegen, da — am 20. Mai 1842 — erschien das Werk selber im Kgl. Opernhaus und errang, wie überall, einen unerhörten Erfolg. Jetzt ward Meyerbeer zum General-Musikdirector ernannt an Stelle Spontini's, in dessen feierlicher und pomphafter Musik wirklich Etwas fortlebt von dem Geiste des Empire, der nachgeahmten Größe des Römerthums, und der einmal den jungen Felix Mendelssohn, als dieser ihm seine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" vorgespielt, an die Fenster seiner Wohnung führte — das Haus am Gensdarmenmarkt, in dessen Erdgeschoß jetzt die gemüthlichen Weinstuben von Trarbach sind — und, auf einen der beiden Thürme weisend, Nachahmungen der Kirchenkuppeln der Piazza del Popolo zu Rom, „c'est très joli, mon cher," sagte, „mais il vous faut des idées grandes comme cette coupole-là" [2]). Diesem Römer — denn Spontini war in der römischen Mark geboren —, den ein seltsames Schicksal ausersah, die officielle Musik zuerst am Hofe Napoleon's, dann an dem Friedrich Wilhelm's III. zu leiten und die Familienfeste dieses friedliebendsten der Könige mit der etwas schwächlichen „Nurmahal" zu verherrlichen, nachdem er den Eroberer und Imperator in der „Vestalin" und dem „Ferdinand Cortez" gefeiert: diesem Stolzen, Hochmüthigen, folgte der kleine, bewegliche Mann, von Abkunft ein Berliner und ein Jude, bescheiden, trotz aller Orden, die seine Brust schon bedeckten, und immer beschei-

[1]) Mendel, Giacomo Meyerbeer, S. 79.
[2]) Ehlert, Aus der Tonwelt, S. 187.

25*

dener, je mehr davon kamen. Hat er doch von dem Adelstitel, welchen der König von Württemberg ihm verliehen, niemals Gebrauch gemacht. Ein ängstlicher Mann, mit nur einer Leidenschaft, dem Ehrgeiz; und immer ängstlicher, je näher er den Zielen desselben kam. Sonst war kein kleinlicher Zug in ihm; in Geldsachen, und nicht in diesen allein, war er großherzig. Sein nicht unbeträchtliches Gehalt als Kgl. Preußischer General-Musikdirector hat er niemals berührt, sondern von allem Anfang an den Mitgliedern der Capelle, seinen minder gut situirten Collegen zugewiesen; und er war der Erste, der ein Werk von Richard Wagner auf die Berliner Bühne brachte, dessen „Rienzi". Seine Seele kannte den Neid nicht und war zufrieden, als seine Stellung ihn hoffähig gemacht. Von den geschäftsmäßigen Pflichten derselben zog er sich bald zurück, den größeren Theil des Jahres fortan in Paris lebend, der wahren Heimath seines Schaffens, und in Berlin nur erscheinend, um bei den großen Gelegenheiten zu functioniren und seine neuen Opern einzustudiren. Diese Jahre der Schadowstraße sahen ihn auf der Höhe seines Lebens und mögen zu seinen glücklichsten gezählt werden: er besaß die Gunst des Hofes; er besaß zwei kostbare Manuscripte, die langsam reiften, und er besaß, was er vielleicht am höchsten schätzte, weil zu gewinnen nichts ihm so schwer geworden, das Ohr und Herz seiner Berliner. Seine Melodieen an irgend einer Ecke des Thiergartens auf einem Leierkasten zu hören, gewährte diesem Ehrgeizigen eine höhere Befriedigung, als selbst die stürmischen Ovationen der großen Oper von Paris vermochten. Die Drehorgel war spontaner, und er selber in der Meinung der Menschen noch Etwas mehr als „der durch seinen Ruhm bekannte Giacomo Meyerbeer", wie Heinrich Heine mit einer jener bleibenden Bezeichnungen ihn genannt hat[1]), die man dem Lebenden sehr übel nahm. Denn was hätte man ihm, so lang er lebte, nicht übel genommen und was nicht verziehen, nun da er todt ist und ein zweites, längeres Leben begonnen hat?

Sie waren Beide noch junge Männer, als sie sich hier, im Frühling 1829[2]) unter den Linden zum ersten Male trafen, Giacomo Meyerbeer und Heinrich Heine. Dieser, von seiner italienischen Reise zurückkehrend, der wir die „Bäder von Lucca" und den köstlichen Gumpelino verdanken, hatte noch einmal Station gemacht in dieser Stadt, die er in der Prosa seiner Jugend so sehr bewundert und in den Versen seiner späteren Jahre so sehr verhöhnt hat. Er war nicht mehr der loyale Jüngling, der für die Prinzeß Alexandrine schwärmte und jeden Mittag in den Thiergarten ging, um den König Friedrich Wilhelm III. zu sehen, wenn er an der Luiseninsel seine Promenade machte; der stehen blieb, um den Hut zu ziehen, wenn die beiden ältesten Prinzen vorüberritten, der Eine der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., der Andere der nachmalige Kaiser Wilhelm Er erwartete jetzt, daß man stehen bleibe, wenn er vorüberging. „Heine ist hier," schreibt Fanny Hensel an Klingemann[3]), „und gefällt mir gar nicht; er

[1]) In den „Geständnissen", 1854. Werke, Bd. XIV, S. 277.

[2]) Nicht 1827, wie Heinrich Heine, der in den Ziffern seiner Einkünfte selten, in seinen Jahreszahlen aber desto häufiger sich verrechnet, irrthümlich angibt. Man vergl. Sämmtliche Werke, Bd. XI, S. 245. Im Jahre 1827 war er in London, nicht in Berlin.

[3]) Die Familie Mendelssohn, Bd. I, S. 210.

ziert sich. Wenn er sich gehen ließe, müßte er der liebenswürdigste ungezogene Mensch sein, der je über die Schnur hieb; wenn er sich im Ernst zusammennähme, würde ihm der Ernst auch wohl anstehen, denn er hat ihn, aber er ziert sich sentimental, er ziert sich geziert, spricht ewig von sich und sieht dabei die Menschen an, ob sie ihn ansehen.“ Und dennoch kann sie nicht umhin, in demselben Athem zu fragen: „Sind Ihnen aber Heine's Reisebilder aus Italien vorgekommen? Darin sind wieder prächtige Sachen. Wenn man ihn auch zehnmal verachten möchte, so zwingt er einen doch, zum elftenmal zu bekennen, er sei ein Dichter, ein Dichter!“ Aber merkwürdig, wiewohl neben Franz Schubert und Robert Schumann kein Anderer Heine'sche Lieder so wunderbar in Musik gesetzt, ihrer Lieblichkeit und Sehnsucht, die keine Grenzen kennt, einen so verwandten Ausdruck gegeben hat, wie Mendelssohn: diese Beiden sind sich nie näher gekommen. Mendelssohn muß Heine sehr geliebt haben, um ihn so zu componiren; aber es scheint, daß Heine, der sich um Musik kaum mehr kümmerte, als er für seine Pariser Correspondenzen gebrauchte und selbst die Schubert'schen Compositionen nur mit gänzlich entstellten französischen Texten kennen lernte[1]), die von Mendelssohn gar nicht gekannt hat, oder sie müßten auch ihn bewegt und „auf Flügeln des Gesanges“ mit fortgerissen haben. Vor Allem aber war es jener neutestamentliche Zug, der in dem Enkel Moses Mendelssohn's ihn abstieß:

Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Bübchen, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Christenthum,
Ist schon Capellenmeister[2]).

Auch in einem Brief an Lassalle gesteht Heine diese „Malice“ ganz offen ein[3]); denn mit allen Fasern seines Herzens hing dieser gottlose Spötter am Judenthum, als an einem schmerzlich-süßen Erbtheil, das er abschwört und dennoch nicht los werden kann, das immer und immer wieder auftaucht in seinen Erinnerungen, seiner Phantasie die bezaubernden Bilder, seinem Gesang die bald jauchzenden, bald klagenden Weisen leiht, wie das Verlangen nach einem unendlich Fernen und Unerreichbaren — das alle Wandlungen seines Geistes überlebt und ihn so gänzlich beherrscht, daß einst, am Ende, wo die Herrlichkeit der Welt für ihn vergangen, von dem „freiesten Deutschen nach Goethe“, „dem großen Heiden Nr. 2“, „dem lebensfreudigen, etwas wohlbeleibten Hellenen“ nichts mehr übrig bleiben wird, als — ein armer, todtkranker Jude. Dieses Gefühl, das vom Religiösen nichts in sich hat, sondern ganz und gar romantisch ist und in der Musik Meyerbeer's sein Echo fand, erklärt die Freundschaft und Bewunderung Heine's, die sich zuerst rückhaltlos äußert, dann skeptisch wird und plötzlich mit einem jähen Bruch endet. Die stark ausgeprägte Subjectivität des Lyrikers spricht sich auch darin aus, daß seine Welt- und Kunstbetrachtung von persönlichen Momenten beeinflußt, wenn nicht bedingt wird. Heine besaß mehr einen musikalischen Instinct, als ein selbständiges Interesse für die Musik;

[1]) Man vergl. „Aeußerungen Heine's über die musikalische Bearbeitung seiner Gedichte“ in Hüffer's schönem Buch: „Aus dem Leben Heinrich Heine's“, S. 168.

[2]) Deutschland, ein Wintermärchen, Cap. XVI.

[3]) Werke, Bd. XXI, S. 70.

er liebte den Wohllaut und die Nachtigallen; er liebte das Volkslied, die Marseillaise, die Italiener und Meyerbeer ungefähr aus denselben Gründen. „Es sind jetzt zehn Jahre," heißt es in seinen Kunstberichten aus Paris [1]), „daß ich ihm zuerst in Berlin begegnete, zwischen dem Universitätsgebäude und der Wachtstube, zwischen der Wissenschaft und der Trommel, und er schien sich in dieser Stellung sehr beklemmt zu fühlen. Ich erinnere mich, ich traf ihn in der Gesellschaft des Dr. Marx, welcher damals zu einer gewissen musikalischen Regence gehörte, die während der Minderjährigkeit eines gewissen jungen Genies, das man als legitimen Thronfolger Mozart's betrachtete" (dies, in Parenthese, soll Mendelssohn sein) — „beständig dem Sebastian Bach huldigte. . . . Der Rossinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeer's; er war noch weit entfernt von der Ehre, um seiner selbst willen angefeindet zu werden. Er enthielt sich auch wohlweislich aller Ansprüche, und als ich ihm erzählte, mit welchem Enthusiasmus ich jüngst in Italien seinen „Crociato" aufführen sehen, lächelte er mit launiger Wehmuth und sagte: „Sie compromittiren sich, wenn Sie mich armen Italiener hier in Berlin loben, in der Hauptstadt von Sebastian Bach." Inzwischen aber, während dieser zehn Jahre, hatte Meyerbeer mit „Robert dem Teufel" (1831) Besitz ergriffen von Paris, „capitale du monde", wo seitdem auch Heine „ruhig und zufrieden als prussien libéré" lebte. Sein erster Bericht über ihn, 1. März 1836, bespricht die erste Aufführung der „Hugenotten", weniger die Musik — „von Beurtheilung kann gar nicht die Rede sein" — als den ungeheuren, betäubenden, berauschenden Eindruck, den das Werk Meyerbeer's gemacht hat. „Durch seinen Enthusiasmus für die Sache, sowie auch durch seine persönliche Bescheidenheit, sein edles, gütiges Wesen, besiegt er gewiß auch jede kleine Opposition, die, hervorgerufen durch den colossalen Erfolg von „Robert-le-Diable", seitdem hinlänglich Muße hatte, sich zu vereinigen, und die gewiß dieses Mal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligsten Lieder ertönen läßt" [2]). Aber schon jetzt, im Honigmond der Liebe, fehlt es nicht an einigen Stacheln und bittern Wahrheiten. Wofür wäre sonst auch Heine der Correspondent? „Während andere Componisten," sagt er, „zufrieden sind, wenn sie etwas Schönes geschaffen haben, ja, nicht selten alles Interesse für ihr Werk verlieren, sobald es fertig ist, so beginnt im Gegentheil bei Meyerbeer die größere Kindesnoth erst nach der Entbindung . . . und die unbedeutendste Feuilletonistenseele, die sich zu ihm bekehrt, ist ihm dann lieber als die ganze Herde von Gläubigen, die ihn immer mit orthodoxer Treue verehrten" [3]). Die zaghafte Natur Meyerbeer's, die bei jedem errungenen Erfolg für den künftigen zittert, kann nicht besser geschildert werden, als es Heine thut, wenn er in jener boshaft-liebenswürdigen Weise hier ihn als Muster der Urbanität preist und dort, ein paar Blätter weiter, in einem fingirten Gespräch mit Spontini, den König von Preußen ausrufen läßt: „Es ist traurig, daß ein vaterländisches Talent, das ein so großes, fast geniales Vermögen besitzt, in Italien und Paris seine guten preußischen harten Thaler vergeuden mußte,

[1]) Ueber die französische Bühne. Geschrieben im Mai 1837. — Werke, Bd. XI, S. 245.
[2]) Werke, Bd. XIII, S. 295.
[3]) Werke, Bd. XI, S. 252, 253.

um als Componist gefeiert zu werden — was man für Geld haben kann, ist auch bei uns in Berlin zu haben" [1]). Nicht als ob er etwas Böses damit gemeint — wenn Heine böse wird, dann hagelt es ganz anders. Aber es war schwer für ihn, diese Schwäche Meyerbeer's nicht zu sehen und schwerer, keine Witze darüber zu machen. Er geht einen Schritt weiter und läßt nicht mehr den König von Preußen für sich eintreten, wenn er von dem „hochgefeierten Meister" spricht, „welcher der Stolz Deutschlands und die Wonne des Morgenlandes ist"; er sagt es ihm gerade heraus, daß seine Verehrer nur mit Betrübniß sehen, wie viel er sich, „der musikalische Millionair", die Unsterblichkeit seiner Meisterwerke kosten lasse. „Selbst für das noch ungeborene Prophetchen soll der zärtliche Erzeuger die Summe von 150,000 Thaler Preußisch Courant ausgesetzt haben. Wahrlich, noch nie ist ein Prophet mit einem so großen Vermögen zur Welt gekommen." — Dies, in der „Musikalischen Saison von 1841" ist die erste Erwähnung des Propheten, der von nun ab die Zielscheibe Heine's wird, und zwar für immer gröberes Geschütz. Der „Prophet" ist eine der beiden Partituren, die Meyerbeer mit sich nahm in die Stille der Schadowstraße zu Berlin; aber mag er ihn noch so sehr mit Geheimniß umgeben, er ist nicht sicher vor den Nachstellungen Heine's. „Der Prophet von Meyerbeer," heißt es zwei Jahre später, „wird noch immer erwartet, und zwar mit einer Ungeduld, die, aufs unleidlichste gesteigert, am Ende in einen fatalen Unmuth überschlagen dürfte. Es bildet sich hier schon ohnehin eine sonderbare Reaction gegen Meyerbeer, dem man in Paris die Huld nicht verzeiht, die ihm in Berlin gnädigst zu Theil wird" [2]). Im folgenden Jahre handelt es sich schon um die Besetzung: „Unsere Primadonna, Madame Stolz, wird sich nicht länger behaupten können, der Boden ist unterminirt, und obgleich ihr als Weib alle Geschlechtslist zu Gebote steht, wird sie doch am Ende von dem großen Giacomo Macchiavelli überwunden, der die Viardot an ihrer Stelle engagirt sehen möchte, um die Hauptrolle in seinem „Propheten" zu singen" [3]). Er spielt mit dem „celeberrimo maestro", seinen Werken und seinem Namen, wie die Katze mit der Maus, ihn liebkosend fast mit den Sammetpfötchen, welche die Krallen noch nicht zeigen — bis endlich, nach abermals fünf Jahren, am 16. April 1849 die Sonne des Propheten glänzend aufgeht und nun, auf einmal:

Plötzlich — es erschmettern hell
Die Posaunen, Israel
Ruft mit tausend Stimmen: „Heil!"
(Unbezahlt zum größten Theil)
„Heil dem Meister, der uns theuer,
Heil dem großen Beeren-Meyer,
Heil dem großen Meyer-Beer!
Der nach Nöthen, lang und schwer,
Der nach langen, schweren Nöthen
Uns geboren den Propheten!"

---

[1]) Werke, Bd. XI, S. 317.
[2]) Werke, Bd. XI, S. 385. „Musikalische Saison von 1843".
[3]) Werke, Bd. XI, S. 425. „Musikalische Saison von 1844".

Es ist wahr, dieses „Festgedicht“ war nur für Privatcirculation bestimmt, Heine hat es in keine seiner späteren Sammlungen aufgenommen, und erst lange nach seinem Tod kam es in die Gesammtausgabe seiner Werke. Doch er selber schickt es seinen Freunden, unter diesen auch am Tage nach der ersten Aufführung an Kolb von der „Allg. Zeitung“ mit dem Bemerken: „An lobhudelnden Berichterstattungen wird es Ihnen nicht fehlen, und ich glaube, es mag Ihnen angenehm sein, gleichzeitig die Spottverse zu erhalten, die hier im Manuscript coursiren“ [1]). Sie wurden indessen bald durch einen Abdruck im Hamburger „Freischütz“ bekannt (Juni, 1849), und alle Welt sah nun, daß es zwischen Meyerbeer und Heine sich nicht mehr um einen Scherz handle, sondern daß es Ernst geworden sei.

Was war inzwischen geschehen?

„Kranke Menschen sind immer wahrhaft vornehmer als Gesunde; denn nur der kranke Mensch ist ein Mensch; seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistet.“ Dieser Satz, der sich in Heine's italienischer Reise findet und der, ausgesprochen in der Fülle seiner Kraft und blühenden Gesundheit, uns, wenn wir ihn jetzt lesen, wie eine traurige Vorahnung erscheint, sollte sich an ihm selber erfüllen, als die grausamste Krankheit ihn niederwarf und ihn, den Lebenden, zehn Jahre lang die Qual des Sterbens fühlen ließ. Niemals ist ein großes Leiden männlicher ertragen worden. Seine Nerven scheinen in der endlosen Qual sich zu stählen und zu härten. Völlig gelähmt, fast erblindet, kaum noch fähig, den Bleistift zu halten, von Schmerzen und Schlaflosigkeit gefoltert, setzt sein Geist den Kampf mit dem heimtückischen Feinde fort, den Kampf ums Dasein und des Lebens Nothdurft; tapfer vollbringt er sein Tagewerk; sein Pflichtgefühl hält ihn aufrecht, und der Todmüde verrichtet Massen von Arbeit. Sein Leiden macht ihn zu einer heldenhaft-rührenden Erscheinung, und die Gelassenheit, mit der er es betrachtet, flößt uns diejenige Hochachtung ein, welche wir sonst vor seinem Charakter nicht immer gehegt haben; seine Gestalt selber, wie sie dahinschwindet, sein bleiches, hageres Antlitz, von den langen Haaren umgeben, nimmt etwas Geisterhaftes an, und seinem Haupte fehlt nur der Dornenkranz, um jenem Haupte des großen Dulders zu gleichen, an den er jetzt so gerne denkt. Die Träume seiner Nächte werden zu Visionen, wie Dante, wie Milton sie geschaut, und rund um sein Lager wachsen die schönsten Blumen seiner Poesie, die reinsten und hehrsten empor. Aber dazwischen — seltsamer Widerspruch! — immer doch, hier und dort eine Pflanze, die den Sumpf und Moder ausathmet, die nach Fäulniß und Verwesung riecht, mehr als irgend Etwas, was aus den Tagen seines Uebermuths stammt. Auch in ihm tobt dieser Kampf um Sein und Nichtsein, und Stunden kommen, in welchen das gemein Menschliche mächtig über ihn wird, der Spott sich in Lästerung verwandelt und die Frivolität in das cynisch Ungeheuerliche.

Fast in demselben Augenblick mit dem Beginn seiner Krankheit traf ihn der schwerste Schlag, der ihn unter solchen Verhältnissen treffen konnte: sein Onkel Sa-

[1]) Mitgetheilt von Karpeles in „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen“, Berlin, 1888. S. 320.

lomon Heine starb, und dessen Sohn und Erbe, Karl Heine, weigerte sich, dem armen Verwandten die Pension weiterzuzahlen, welche bis dahin den einzig sichern Bestandtheil seines Einkommens gebildet hatte. Jetzt, doppelt unfähig, den gesteigerten Anforderungen der Existenz nachzukommen, wollte man auch das ihm rauben, worauf er ein wohlbegründetes Recht besaß, und ihn und seine geliebte Mathilde dem hilflosen Elend preisgeben. Da richtet der kranke Dichter sich auf mit der ganzen Verzweiflung, aber auch mit der ganzen Kraft des verwundeten Löwen, und in dieser Zeit, wo Heine die gesammte Welt gleichsam zu seinem Beistand aufbot, im Jahre 1846, hat er sich auch mit Meyerbeer entzweit, und Heine allein trifft die Schuld. Denn er verdankte Meyerbeer viel, und er war der Erste, dies einzugestehen. Aus einem Briefe Heine's an Campe vom 31. October 1845 erfahren wir, daß der „wackere Meyerbeer es gewesen, der ihm einst, durch Fürsprache bei dem reichen Onkel die Pension ausgewirkt, der ihm ein schriftliches Zeugniß darüber ausgestellt, daß sie auf lebenslänglich constituirt und sich jetzt erboten habe, jeden Ausfall aus eigenen Mitteln zu decken" [1]). Mehr, sollte man meinen, hätte wohl auch der edelste Mensch für seinen Freund nicht thun können; und wenn wir begreifen, daß Heine das Almosen zurückwies, um desto hartnäckiger sein Recht zu verlangen, so hätten wir doch erwarten dürfen, daß er die noble Gesinnung nicht verkannt, die aus Meyerbeer's Anerbieten sprach. Aber man weiß, daß der unselige Streit, der an Heine's Leben tödtlich zehrte, sich noch jahrelang hinzog, und es scheint, daß in der Ungeduld und Verbitterung einer Krankheit, an deren Hoffnungslosigkeit er sich erst langsam gewöhnen mußte, Heine mehr von ihm verlangte — mehr, als ein Mann wie Meyerbeer, seinem Naturell und seiner Stellung nach, leisten konnte. Schon in einem Brief an Lassalle (7. Februar 1846) fällt es auf, daß Meyerbeer's Namen mehrfach unzart berührt wird [2]). In dem Brief an denselben vom 11. Februar gleichen Jahres wird bereits von einem „Zerwürfniß" gesprochen [3]) und in dem folgenden vom 27. Februar [4]) hören wir etwas genauer, was die Gründe dieses „Zerwürfnisses" gewesen sein mögen. Es handelte sich darum, mit allen erlaubten Mitteln und den etwas zweifelhafteren von Schmähartikeln u. s. w. eine Pression auf den reichen Vetter in Hamburg auszuüben, und hierzu, durch eine gegen Karl Heine gerichtete und weiter auszubeutende Erklärung, sollte Meyerbeer die Hand bieten. Aber wenn dies gerade der rechte Sport sein mochte für den jungen Lassalle, der, bis dahin nur Wenigen bekannt, sich bald darauf die Sporen seiner Ritterlichkeit verdienen sollte in dem Cassettendiebstahl-Proceß, so begreift es sich ebensowohl, daß Meyerbeer davor zurückschreckte, vor dem Unterhändler vielleicht noch mehr, als vor der Sache selbst; und hier, oder ich müßte mich sehr irren, liegt der Keim jener Entzweiung, die den ersten bitteren Ausdruck fand in dem „Festgedicht" von 1849, und fünf Jahre später, in der Satanella-Angelegenheit, zum unversöhnlichen Hasse wurde.

---

[1]) Werke, Bd. XXI, S. 49.

[2]) Radowitz'sche Autographensammlung, Katalog, S. 562.

[3]) Werke, Bd. XXI, S. 71.

[4]) Mitgetheilt von Karpeles a. a. O. S. 303—306.

Heine hatte im Auftrage von Mr. Lumley, dem Director von Her Majesty's Theatre in London, (1846) ein Ballet geschrieben: „Doctor Faust. Ein Tanzpoem", welches von dem britischen Impresario zwar glänzend honorirt, aber niemals aufgeführt ward — „weil der Balletmeister aus Esprit de corps de ballet . . . es für eine gefährliche Neuerung hielt, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Balletes gedichtet hatte, während doch solche Producte bisher immer nur von Tanzaffen seiner Art . . . geliefert worden" [1]). Im Jahre 1849 hatte Heine sein Buch bei der General-Intendanz der Kgl. Schauspiele zu Berlin einreichen lassen, gleichfalls ohne Erfolg; und als nun 1852 Taglioni's „Satanella" erschien, behauptete Heine, daß Taglioni ihm die „Idee" gestohlen habe, beanspruchte Tantième und verlangte, daß Meyerbeer in seiner Eigenschaft als General-Musikdirector sich dafür verwenden solle [2]). Daß Meyerbeer diesen Anspruch anerkannt, ist außer durch die Behauptung Heine's — dem er, nach seiner concilianten Art, möglicherweise wohl ein freundliches, aber unverbindliches Wort darüber gesagt haben mag — nicht erwiesen und an sich höchst unwahrscheinlich. Wichtiger ist, daß Laube, der unfehlbare Theaterpraktiker und Heine's bester Freund, jede Verwandtschaft zwischen Heine's Gedicht und Taglioni's Ballet in Abrede stellt und daher begreiflich, daß Meyerbeer, auch wenn er eine weniger vorsichtige Natur gewesen, ablehnen mußte, sich in amtlicher Eigenschaft für eine so vage, jeden materiellen Grundes entbehrende Forderung zu verwenden. Jedoch Heine wollte sich nicht überzeugen lassen; er fuhr fort, die Kgl. Oper zu Berlin der „Büberei" zu zeihen, welche sie an ihm verübt habe, blieb dabei, zu behaupten, daß seine „Mephistophela" dort unter dem Namen Satanella tanze, und sein letztes Wort an Meyerbeer's Adresse (Juli, 1854) war: „Ich bin übrigens immer sehr froh, wenn mir ein großes Unrecht öffentlich geschieht, und das Lumpenpack sich dadurch blamirt".

Anders Meyerbeer. Ihm hat der Umschwung in Heine's Gesinnung, den er nicht verschuldet, aber auch zu hindern nicht vermochte, wirklich wehe gethan — weher vielleicht als alle guten und schlechten Witze, welche dieser jemals auf seine Kosten gemacht; und noch im Sommer 1862, als er in Ems der Nichte des Dichters, Frau Maria Embden, Principessa della Rocca begegnet, gedachte er mit Thränen im Auge des dahingeschiedenen alten Freundes. Er beklagte, daß er dessen Freundschaft und Zuneigung verloren, und bedauerte schmerzlich, daß er ihn vor seinem Tode nicht noch einmal gesehen [3]).

Im Frühling desselben Jahres 1862 hab' ich Meyerbeer's persönliche Bekanntschaft gemacht in den dämmerig erleuchteten Räumen des königlichen Opernhauses, bei einer von den Proben des „Mädchens von Korinth" . . . „Infandum, regina, jubes renovare dolorem . . ." Wer von uns hätte nicht einmal in seiner Jugend den Traum eines Bühnenerfolges geträumt — und dieser, ich meine den Traum, war so schön! Denn der Erfolg blieb aus; und ach! — es ist ein trauriges, ein ernüchterndes Gefühl, so zwischen Sonnenunter- und

[1]) Einleitende Bemerkung zu Doctor Faust, 1851. — Werke, Bd. VII, S. 125.

[2]) Werke, Bd. XXI, S. 358.

[3]) Erinnerungen an Heinrich Heine, 1881, S. 124, 125.

Sonnenaufgang eine ganze Welt von Hoffnungen scheitern zu sehen. Und dennoch werden sie mir unvergeßlich sein, diese Tage, diese Nächte, die gleichwie in einem Rausche hingingen, bis zu jener entscheidenden, vom 11. auf den 12. April, wo wir, der Componist, mein alter Landsmann Bott und ich, unsicher, ob wir Sieg oder Niederlage zu verzeichnen hätten, nach der glanzvollen Aufführung aus einer Kneipe in die andere irrten, bis die letzte sich hinter uns schloß, und wir im Tagesgrauen zu kurzem Schlummer heimkehrten, aus welchem die erste Morgenzeitung uns weckte. Nun wußten wir Alles. Wir waren geschlagen worden; und so vollständig, so gründlich! Auch dieser Moment hebt sich, aus weiter Ferne, noch immer mit schrecklicher Deutlichkeit für mich ab. — Einerlei, gebt mir die Jugend wieder, und ich nehme all' ihre Enttäuschungen gern mit in den Kauf. Meine liebsten Erinnerungen sind jedenfalls die Proben, wo, mitten am Tage, der draußen war, in der künstlichen Nacht des Opernhauses plötzlich das Forum von Rom und die Katakomben vor mir erschienen, lange Jahre bevor ich Beides in Wirklichkeit erblickt — als das goldene Haus Nero's, jetzt ein lichtloser Trümmerhauf, in all' seiner Pracht dastand und der palatinische Hügel, zwischen dessen Ruinen ich nachmals umhergestreift, mit Kaiserpalästen bedeckt war; als die Gärten, jetzt die farnesischen geheißen, wo ich nur noch aus tiefer Einsamkeit ein Klosterglöcklein und eine Nachtigall vernahm, und zwischen sterbenden Rosen das Abendroth schwinden sah, nun auf einmal vom Evoë des Bacchantenchores widerhallten und von tausend Flammen leuchteten, unter denen die Thyrsusstäbe geschwungen wurden . . . In einer solchen Scene war's, daß Meyerbeer auf mich zukam; wir saßen im dunklen Parquet, in einer der vorderen Reihen, die nicht mit weißem Leinen zugedeckt waren wie die übrigen. Der Kronleuchter brannte halb. Auf der Bühne stand Herr von Hülsen, der Generalintendant, zwischen togabekleideten Volkstribunen, die einen Cylinderhut auf dem Kopfe hatten, stolzen Römerinnen, die einen Strickstrumpf in der Hand hielten und kurzgeschürzten Ballerinen, die einen Pas probirten und einen Apfel dabei aßen. Graf Redern, einst in den dreißiger Jahren selber Generalintendant und damals noch immer Chef der Hofmusik, stellte mich dem berühmten Componisten der „Hugenotten" vor. Ach, wie dies Alles lebendig wird, indem ich es schreibe — wie ich auch ihn wieder sehe, den leutseligen, alten Herrn, der manches Jahr nachher noch aufrecht ging wie ein Soldat, jeden Abend in seiner kleinen Loge saß und jeden Mittag seinen Spaziergang in den benachbarten Thiergarten machte von seinem schönen Palais unter den Linden, an der Ecke des Pariser Platzes, welches ihm Schinkel gebaut und welches nun, seit er todt ist, so verödet aussieht. Nur einer von den alten Dienern erscheint noch zuweilen auf der Treppe, unter den Säulen. Manchmal, in unserem Opernhaus, wenn ich mir die gedrängt vollen Ränge, die schimmernde Bühne betrachte, denk' ich plötzlich: „Nach dreißig Jahren! Was wird von uns und von Euch übrig sein nach dreißig Jahren?" Dieser Gedanke, mitten in die glühende Lebensluft so vieler Tausende hinein, hat etwas Schauriges, das mich selber erschreckt. Auch Herr von Hülsen, damals ein Bild schöner Männlichkeit, ganz Cavalier von der gut preußischen Art, zugleich ein vornehmer Herr und ein pflichttreuer Beamter, ist nicht mehr. Aber das An-

denken an einen wohlwollenden und gerechten Mann, der in einer schwierigen Verwaltung sich die Dankbarkeit Vieler erworben hat, wird bleiben.

Meyerbeer drückte mir beide Hände, sagte mir allerlei Verbindliches und forderte mich auf, ihn auf dem Heimwege zu begleiten. Die Sonne schien hell, als wir aus dem Opernhaus heraustraten, und jetzt erst konnte ich mir ihn recht betrachten. Ein mehr als Siebenziger, machte Meyerbeer doch noch den Eindruck völliger Lebenskraft. Von kleiner, untersetzter Statur und zartem Körperbau, war etwas Festes in ihm und jede seiner Bewegungen leicht. Ihn drückte das Alter nicht. Sein Haar war noch dunkel und in seinen großen braunen Augen das Feuer nicht erloschen. Sein gefurchtes Antlitz, mehr die Spuren der Arbeit als der Jahre zeigend, hatte den ruhigen Ernst des Mannes, der auf eine lange, ruhmvolle Laufbahn zurückblickt; aber ein gewinnendes Lächeln spielte nicht selten um seine feinen Lippen, und er war von einer rührenden Bescheidenheit. Man begreift, daß ich den Moment gern benutzt hätte, von ihm, von seinen Schöpfungen zu sprechen, über Beides ihn selbst zu hören. Unmöglich, er wich aus. Und doch war er damals in einer zuversichtlich heiteren, productiv angeregten Stimmung. Eben hatte seine „Dinorah" den Rundgang über die Bühnen angetreten und die zur Eröffnung der zweiten Londoner Weltausstellung componirte Ouvertüre, die so bald darauf einen großen Triumph feiern sollte, war vollendet. Einmal ließ ich das Wort „Afrikanerin" fallen; aber er ging nicht darauf ein. Seit fast einem Vierteljahrhundert hatte Meyerbeer sich mit diesem Werke beschäftigt, es zurückgelegt und wieder vorgenommen, aufs Neue verworfen und abermals gänzlich umgestaltet. Es war eine von den beiden Partituren, die schon in der Schadowstraße verborgen lagen. Seitdem hatte „der Prophet" sich längst zu den beiden anderen großen Opern gesellt, welche die Bühne beherrschten; aber „die Afrikanerin" war noch immer ein Geheimniß, und mehr, sie war fast schon zu einem Mythos geworden. Man begann, an ihrer Existenz zu zweifeln. Nicht einmal der Name stand fest; bald sprach man von „Vasco de Gama," bald von einer „Afrikanerin," einer alten und einer neuen. Niemals hat ein Werk, das noch gar nicht vorhanden, der Welt so viel zu thun gemacht. Die Spannung, Neugier und Ungeduld waren allgemein. Indessen arbeitete Meyerbeer in der Stille weiter und war eben jetzt beim vierten Act angelangt. Vom Ruhme gesättigt, aber gegen jede Zufälligkeit desselben noch mißtrauischer als in der Jugend, war er in seiner persönlichen Erscheinung höchst einfach, suchte das Aufsehen nicht, sondern vermied es, und ich glaube, daß ich an seiner Seite mir viel wichtiger und bedeutender vorkam, als er selbst es jemals prätendirt. So gingen wir in der Mittagsstunde jenes Frühlingstages die Linden hinunter, ich neben ihm, er immer freundlich plaudernd, bis wir sein Haus am Pariser Platz erreicht hatten, das Eckhaus, vom Brandenburger Thore rechts, Nr. 6a. Vor der Thüre blieb er stehen. „Ich werde jetzt bald verreisen und vor dem Herbste nicht heimkehren," sagte er, „dann aber Sie bitten, mich zu besuchen. Denn ich habe mit Ihnen Etwas zu sprechen." Hierauf gab er mir die Hand und trat in das Haus.

Es war ein Tag im Spätherbste, als auch ich diese Schwelle zum ersten Male überschritt. Meyerbeer hatte mir geschrieben und erwartete mich. In

seinem Hause war Alles sehr hübsch und gediegen, die Treppe, der Teppich, der Flur; aber nichts verrieth weder den reichen noch den berühmten Mann. Ein modest gekleideter Diener meldete mich, und Meyerbeer's Arbeitszimmer öffnete sich. Es lag nach der Sommerstraße hinaus und hatte den Blick mitten in den Thiergarten hinaus, dessen Laub, von der Jahreszeit bunt gefärbt, durch die Fenster schimmerte. Meyerbeer erhob sich, um mir entgegenzugehen, von seinem Schreibtisch, den ich in aller Geschwindigkeit musterte, jedoch ohne das Mindeste darauf wahrzunehmen, was meiner Einbildungskraft hätte Stoff bieten können, kein Notenblatt, keine Partitur. Mit der ausgesuchten Höflichkeit, die ihm eigen, empfing mich der alte Herr, stehend, und erst nachdem ich, seiner Aufforderung Folge gebend, mich gesetzt hatte, nahm auch er seinen Platz wieder ein. „Ich habe mit Vergnügen," so begann er, „den Entwurf zu der geistlichen Oper gelesen, welche Sie für Rubinstein schreiben —" es war die „Sulamith," welche freilich erst viel, viel später und lange nach dem „Thurm zu Babel" an die Reihe kam — „die Gattung interessirt mich, und Sie sollen auch gleich hören warum [1]). Mehrere Male schon bin ich von dem Birmingham-Comité eingeladen worden, für eines seiner großen Musikfeste ein Oratorium zu schreiben. Wenn ich abgelehnt oder, bisher wenigstens, keine feste Zusage gegeben habe, so geschah dies erstens, weil ich nicht im Stande bin, englische Worte in Musik zu setzen und zweitens, weil ich mich nicht entschließen kann, einen streng biblischen Text zu componiren." Er fuhr dann fort, mir auseinanderzusetzen, wie lieb es ihm sein werde, seine Laufbahn mit einem größeren Werke geistlicher Musik zu beschließen, aber mit einem, das frei sei von jedem dogmatischen Charakter. Nun, bei seinem letzten Besuch in England — es war zur Eröffnung der Weltausstellung, wo er seine Festouvertüre selbst dirigirt — sei man abermals in ihn gedrungen, sich der Aufgabe zu unterziehen, und da man ihm obendrein gestattet, sich den Gegenstand zu wählen und seine Musik auf einen deutschen Text zu componiren, den man nachher ja leicht ins Englische übertragen könne, so habe er sich entschlossen, an die Arbeit zu gehen. „Ich würde sehr glücklich sein," sagte er, „den Wunsch meiner englischen Freunde zu erfüllen und mittelst einer Composition von geistlichem Charakter der zahlreichen Classe des britischen Publicums bekannt zu werden, welche niemals eine Theatervorstellung besucht." Es war dieserhalb, daß Meyerbeer mich zu sprechen gewünscht hatte. Er fragte mich, ob ich es unternehmen wolle, eine Dichtung für ihn zu verfassen, welche, ohne auf ein biblisches Thema gegründet zu sein, sich dennoch für ein Oratorium eignen möge. Man kann sich denken, wie dieses Anerbieten mein Herz klopfen machte, wie dankbar ich ihm war und wie freudig bewegt ich zusagte, während er fortfuhr, die Hände in einander verschränkend und den Kopf ein wenig geneigt, als ob er träume: „Das Gedicht müßte einen bedeutenden landschaftlichen Hintergrund haben, solch' einen, vor dessen Betrachtung der Mensch sich seiner ganzen Nichtigkeit bewußt wird, und der dennoch wieder durch die unberührte Schönheit und stille Größe

[1]) Ich bin in der Lage, den Inhalt dieses Gespräches genauer wiederzugeben, als sonst wohl, nach so vielen Jahren, möglich sein würde, weil ich es, so lange es noch frisch in meiner Erinnerung war, niedergeschrieben und in einer englischen Zeitschrift veröffentlicht habe. Vergl. „The Athenaeum", June 25, 1864, p. 877.

der Natur die Seele, ich weiß nicht mit welcher Gewalt der Sehnsucht, ergreift, wie mit einem Vorgefühl der Ewigkeit." — „Die Alpen!" rief ich aus, und in all' seiner Herrlichkeit stand das Bild schon vor mir.

Und so sah ich es, ein halbes Jahr später, als ich einen langen Sommeraufenthalt am Fuße des Rigi machte, täglich, nächtlich, wenn die hohen Häupter der Urner Alpen, leuchtend vom ewigen Schnee, sich spiegelten im Wasser des Sees, frisch athmend in der Morgenluft, wie neugeboren; oder wenn die Matten, blumenüberſäet, im Mittagsbrande glühten, wenn der Abend kam und das Abendroth über fernen, immer ferneren Höhen, wenn die Zacken der Mythenſtöcke, jede Spitze, jede noch so feine Linie deutlich hervortraten aus einem bläulichen Purpurduft, wenn der Mond heraufstieg, still und silbern, oder die großen Sterne brannten wie Feuer über den dunkelen, einsamen Gipfeln. Ein feierliches Schweigen herrschte, nur unterbrochen dann und wann durch ein dumpfes Geräusch aus den Bergen; und der Sturz der Gewässer und das Brausen des Windes ward für mich wie zu Geisterchören, in welche lieblich hineinklangen die Einzelstimmen eines verirrten Heerdenglöckleins, eines hoch emporgeworfenen Jodlers, eines Alphorns, das in der Nacht dahinstarb. Die Massen formten sich, die geheimnißvoll wirkenden Kräfte nahmen irdische Gestalt an und für das, was unaussprechlich war, gelang es vielleicht der Musik, einen Ausdruck zu finden. Aber es sollte mir nicht beschieden sein, das Gedicht zu schreiben, noch Meyerbeer, es zu componiren. Er, der als neunzehnjähriger Jüngling mit der geistlichen Cantate „Gott und die Natur", wie mit einer frommen Opferspende begonnen, sollte nicht mit dieser Huldigung enden, die seinem Herzen vielleicht als letzter Dank für so viel ihm zu Theil gewordenes Gute vorgeschwebt hat. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Als ich im Herbst heimkehrte, nahm ihn die Vollendung der „Afrikanerin", die nun bald eine Wirklichkeit wurde, ganz in Anspruch, und im folgenden Frühling, 1864, kam aus Paris die Kunde seines Todes.

Testamentarischer Bestimmung gemäß ward er in Berlin zur letzten Ruhe gebettet. Die Leiche langte nach den großartigen Pariser Huldigungen Sonnabend am 8. Mai hier an, und Montag Mittag, den 10. Mai, fand das Leichenbegängniß statt. Das Zimmer, in welchem ich nicht viel über ein Jahr vorher noch mit ihm von unserem Alpengedicht gesprochen, war schwarz ausgeschlagen, und um den Sarg brannten die Kerzen. Ein ungeheurer Zug bewegte sich die Linden hinab; vom Dache des Opernhauses wehte eine mächtige schwarze Fahne, und die Königswache gegenüber trat ins Gewehr. So wie ein Fürst ward Meyerbeer bestattet, und das unabsehbare Trauergefolge, die königlichen Kutschen voran, bewegte sich nach dem jüdischen Kirchhof vor dem Schönhauser Thor, wo der große Componist seinen Platz fand, wie er es gewollt, neben seiner Mutter — dieser Mutter, die er über Alles geliebt, die ihn frühe schon verstanden, die in seiner Jugend ihm führender Genius gewesen und noch in den Tagen seines weltweiten Ruhmes schützend und segnend über ihm gewacht.

Die „Afrikanerin" aber, die ihn sein halbes Leben lang begleitet hatte, von jenem ersten Moment im Jahre 1838 an, wo er, durch eine deutsche Novelle angeregt, Scribe die Idee zu dem Texte gab, ward zur schönsten Feier seines

Todes. An dem Tage, 19. November 1864, als sie zum ersten Male im Königlichen Opernhaus aufgeführt werden sollte, ward im Concertsaal des Schauspielhauses, in der Reihe der Tondichter, deren Marmorbüsten die Wände schmücken, auch diejenige Meyerbeer's aufgestellt. Es war ein trüber Herbstmittag; die Lichter brannten, und eine Versammlung, wie selbst Berlin sie nur bei besonderen Gelegenheiten sieht, erfüllte den schönen, ernsten Saal, welchen Schinkel geschaffen. Frau Jachmann-Wagner, damals noch eine Zierde unseres Schauspiels, wie sie lange die Zierde unserer Oper gewesen, sprach die Festrede, mit welcher dem geschiedenen Meister die letzte Ehre zu erweisen, mir verstattet war. Sie erinnerte an den Tag im Mai, wo die Nachricht von seinem Scheiden uns erreicht, als der Lenzwind um das kleine Haus geflüstert, das Heiligthum der Kindheit, in welchem er nur zwei Träume gehabt: die Mutter und den Ruhm. Und Beides sei nun für immer ihm geworden: die Ruhestätte neben der Mutter und dieser Platz unter den Unsterblichen, die ihn als einen der Ihren grüßen:

Willkommen sei der Hochbeglückte,
Der in der Kräfte Vollgenuß
Das Ziel erreicht . . . . .
Nicht vor der Zeit sank er ins Grab,
Noch als er schaffensmüd' geworden:
Es schloß sein Leben sich harmonisch ab
Mit seines Werkes Schlußaccorden . . . .

Der Lorbeerkranz, den die Tragödin vor seinem Marmor niederlegte, ist seitdem etwas verwelkt. Aber immer noch übt Meyerbeer's Musik eine starke Wirkung auf die Massen, und wer will heute sagen, ob die andere musikalische Macht, die ihn mehr und mehr zurückzudrängen scheint, ihn wirklich überleben wird? Wir aber, in Berlin, haben ein Werk der Pietät gethan, indem wir einer der neuen Straßen, im Osten dieser Stadt, nicht allzuweit entfernt von dem nun verschwundenen Haus, in welchem er das Licht der Welt erblickte, seinen Namen gegeben haben: Meyerbeerstraße.

Die gegenwärtige Lage der deutschen Landwirthschaft.

Von
A. von Miaskowski.

Wenn man heute von der Lage der deutschen Landwirthschaft spricht, so versteht man darunter vornehmlich die Lage Derjenigen, welche in Folge der Selbstbewirthschaftung oder Verpachtung ihrer Güter eine Grundrente aus denselben beziehen. — Somit handelt es sich in erster Linie um die ländlichen Grundeigenthümer und erst in zweiter um die ländlichen Pächter und Arbeiter, sowie die an dem Gedeihen der Landwirthschaft indirect betheiligten Classen.

Die Höhe der Grundrente wird aber wieder durch den Stand der Gutswirthschaft, sowie die Einwirkung der Volks- und Weltwirthschaft auf dieselbe bestimmt. Wegen der innigen Beziehungen, die zwischen der Technik des Landbaues und der Gutswirthschaft bestehen, wird freilich auch die technische Seite des Landbaues nicht ganz übersehen werden dürfen.

Die jeweilige Höhe der Grundrente eines Gutes ergibt sich, wenn man von den Geldroherträgen desselben die Betriebskosten nebst der Verzinsung und Amortisation des gesammten nicht untrennbar mit dem Grund und Boden verbundenen Capitals, nebst Assecuranz, Steuern und einen mittleren Unternehmergewinn, der in engster Beziehung zur Lebenshaltung der Eigenthümer und Pächter steht, abzieht. Die Grundrente dient zur Verzinsung des Grundcapitals im weitesten Sinne, also einschließlich des im Grund und Boden fixirten und mit demselben untrennbar verbundenen Capitals. Gehört das Grundcapital dem Grundeigenthümer, so fällt ihm allein die Grundrente zu; gehört dasselbe zum Theil dritten Personen, seinen Gläubigern, so muß er die Grundrente mit diesen theilen.

Sinken nun die Geldroherträge und bleiben die Ausgaben bez. der Unternehmergewinn unverändert, oder steigen die Ausgaben bez. der Unternehmergewinn und bleiben die Geldroherträge unverändert, so muß die Grundrente sinken, bez. das Grundcapital sich schlechter verzinsen. Uebersteigen die Roherträge die Ausgaben nur um ein Weniges oder decken gar die Roherträge die Ausgaben nicht mehr, so daß die Grundrente bedeutend unter den landesüblichen Zinsfuß sinkt oder gar vollständig verschwindet, so kann man in

ersterem Falle von einer landwirthschaftlichen Krisis, in letzterem von einem Nothstande sprechen. Die Krisis und der Nothstand können sich zu einer öffentlichen Calamität steigern, wenn die Zahl der direct betroffenen Rentenbezieher eine große ist, und die Krisis indirect auch auf andere Berufskreise ihren Einfluß ausübt.

I.

Bei Beantwortung der Frage, ob die deutsche Landwirthschaft sich gegenwärtig in einer Krisis oder gar in einem Nothstande befindet, stehen sich in der wissenschaftlichen Literatur, in der Tagespresse und in den Parlamenten, wenn wir von untergeordneten Meinungsnüancen absehen, drei Hauptansichten gegenüber.

Unter denselben wird die eine hauptsächlich von den Vertretern des beweglichen Capitals, des Handels und zum Theil auch der Industrie vertreten. Sie gelangt zum Ausdruck vornehmlich in der liberalen Presse und negirt das Vorhandensein sowohl eines wirklichen Nothstandes als einer Krisis, indem sie nur eine Depression der wirthschaftlichen Lage der Landwirthe zugibt. Aber auch diese wird nur als eine, im regelmäßigen Verlauf der wirthschaftlichen Entwicklung mit naturgesetzlicher Regelmäßigkeit auftretende Erscheinung aufgefaßt, die vorübergehender Natur ist. Gestützt wird diese Ansicht durch die Aussagen einzelner Landwirthe, die sich in relativ günstigen Verhältnissen befinden und durch das äußere Auftreten mancher Großgrundbesitzer in den Städten, das den Anschein großer Wohlhabenheit erzeugt. Im Zusammenhange mit dieser Diagnose wird jede Intervention des Staates zu Gunsten der Landwirthschaft abgewiesen, weil sie den übrigen Erwerbszweigen, namentlich dem Handel und der Industrie, sowie den fixirten Existenzen und Lohnarbeitern schade und unter den Landwirthen vornehmlich den großen und größten Grundbesitzern, also denjenigen, die eine Unterstützung am wenigsten bedürfen, nütze.

Uebereinstimmend mit dieser ersten Ansicht erkennen auch die Socialisten einen specifischen Nothstand der ländlichen Grundbesitzer nicht an. Die allgemeine Depression sämmtlicher Erwerbszweige dagegen wird von ihnen auf die sich in der Gegenwart immer ungünstiger und excentrischer gestaltende Vertheilung des Einkommens und Vermögens zurückgeführt. Je mehr sich das Capital in einigen wenigen Händen concentrire und je höher die absolute Summe der von diesen Bevorzugten bezogenen Rente, trotz des relativen Sinkens derselben, anwachse, desto weniger seien sie in der Lage, ihren gesammten Rentenbezug zu verbrauchen. Da der nicht persönlich verbrauchte Rest capitalisirt wird, so wachse der Capitalbesitz lawinenartig. Von ihm, der eine productive Verwendung sucht, gehe der Anreiz zur Steigerung der Production ins Unermeßliche aus, während doch die Massen keine vermehrte Kaufkraft aufweisen, da sie in ihrem Einkommen auf die Bestreitung der Lebensnothdurft beschränkt seien. Und auch die capitalkräftigen Glieder der Gesellschaft, deren Bedürfnisse schon durch die bisherige Production vollständig befriedigt seien, können dem weiteren Anwachsen der Production eine entsprechende Steigerung der Nachfrage nicht entgegenbringen. Demnach wird die gegenwärtige allgemeine Nothlage auf eine unzulängliche und ungerechte Vertheilung des Einkommens und Vermögens zurückgeführt und die Vorbedingung für dieselbe in der heutigen Rechtsordnung

und namentlich in der Institution des Privateigenthums und Erbrechtes erblickt. Eine Besserung dieser, nach Ansicht der Socialisten, durch und durch ungesunden Zustände, unter denen die von ihren Arbeitgebern um einen Theil ihres Arbeitsproductes gebrachten Arbeiter am meisten leiden, wäre somit nur durch Beseitigung des Privateigenthums und Erbrechts an den Productionsmitteln bez. von Grund und Boden zu erreichen.

Von der ersten und zweiten Ansicht gleich verschieden ist eine dritte, die hauptsächlich von einer großen Anzahl landwirthschaftlicher Fachblätter und einer kleineren Zahl politischer Zeitungen, meist conservativer Richtung, vertreten wird. Sie hat in den letzten Jahren, in engstem Zusammenhange mit dem Sinken der Preise fast aller Producte des Landbaues, eine sehr große Anzahl von Anhängern in den landwirthschaftlichen und diesen nahestehenden Kreisen, sowie in den politischen Vertretungskörpern gefunden. Nach dieser Ansicht ist die Nothlage der Landwirthe eine allgemeine und äußerst bedenkliche, indem sie bei längerer Fortdauer einen großen Theil der jetzigen Grundbesitzer und unter ihnen namentlich den Bauernstand mit dem Verluste ihres Besitzes bedroht. Das in den Städten mühelos erworbene Capital werde dann die massenhaft zur Subhastation gelangenden Güter zu niederen Preisen zusammenkaufen. Auch dränge die unrentabel gewordene Landwirthschaft zum Aufgeben des Ackerbaues und zur Umwandlung der Aecker in Wiesen und Weiden. Der Stand der historischen Besitzer aber, welcher dem Staate im Kriege und im Frieden die festeste Stütze geboten habe, werde zum Proletariat herabgedrückt werden. Als letzte Ursache dieser bedenklichen Zustände werden bezeichnet: Der ungenügende Schutz, den die deutsche Landwirthschaft gegenüber der überseeischen und russischen Concurrenz bis vor Kurzem gefunden habe, die Hochwerthigkeit unserer Valuta und die Entwerthung des Silber- und Papiergeldes in einer Reihe mit uns in der Getreideproduction concurrirender Staaten, sowie die Uebermacht, die das bewegliche Capital in Folge der modernen Gesetzgebung über das Grundcapital erlangt habe. Die dem historischen Grundbesitzerstande drohende Gefahr könne daher nur vermieden werden durch Schutzzölle, welche so hoch sind, daß sie den Vorsprung, den das Ausland in seinen billigeren Productionskosten vor dem Inlande hat, ausgleichen, durch Begründung einer bimetallistischen Staatenunion, damit der durch die angebliche Goldknappheit und durch die Entwerthung der Valuta in einer Reihe von Ländern gegebene künstliche Anreiz zum Export ihrer landschaftlichen Producte beseitigt und die Lage der verschuldeten Gutsbesitzer gegenüber ihren Gläubigern verbessert werde. Endlich bildet die Forderung der Uebernahme sämmtlicher hypothekarischer Schulden der Grundbesitzer durch den Staat und die Herabsetzung der an diesen zu zahlenden Zinsen auf das Niveau der Zinsen der Staatsschulden zwar noch keinen integrirenden Bestandtheil dieses Programmes, dieselbe hat sich aber gleichwohl mehrfach an die Oeffentlichkeit gewagt.

Einzelne Schriftsteller haben dann noch von diesen drei weitverbreiteten Standpunkten abweichende Ansichten über die gegenwärtige Lage der Landwirthschaft ausgesprochen.

Indeß genügt es, die oben charakterisirten drei Standpunkte im Auge zu haben.

Da es sich in dieser Arbeit lediglich um eine Diagnose der gegenwärtigen Lage der deutschen Landwirthschaft handelt, so können aus der folgenden Betrachtung namentlich alle diejenigen Erklärungsversuche fortbleiben, die über den Gegenstand hinausgehen: sei es nun, daß sie die angeblich unbefriedigende Lage sämmtlicher Erwerbszweige auf die Goldknappheit und die Goldtheuerung oder auf die fehlerhafte Vermögens- und Einkommenvertheilung zurückführen. Eine solche Vereinfachung des Problems ist für unsere Zwecke nicht nur zulässig, sondern sogar geboten, weil die Lage der Landwirthschaft gegenwärtig eine gleich unbefriedigende ist in den Ländern mit Gold-, Silber-, Papier- und sogenannter hinkender Währung, und weil sie früher, namentlich in den vierziger bis sechsziger Jahren eine sehr befriedigende war, trotz der bestehenden, von den Socialisten stigmatisirten Rechtsordnung.

II.

Um die gegenwärtige Lage der Landwirthschaft in ihrer Eigenart zu erfassen, muß zunächst in einigen Worten auf die hinter uns liegenden Decennien zurückgegangen werden.

Nach Ueberwindung einer schweren Zeit trafen seit dem Schluß der 30er Jahre eine Reihe von günstigen Umständen zusammen, um eine steigende Prosperität der deutschen Landwirthschaft im Allgemeinen bis in die Mitte der siebziger Jahre und für den deutschen Südosten (Bayern) wenigstens bis zu den sechsziger Jahren herbeizuführen. Zu diesen Umständen gehörten die lange Friedenszeit und das Anwachsen der Bevölkerung, die Gründung des Zollvereins, das Aufblühen der inländischen Industrie und des Handels, der Ausbau eines dichten Chausseenetzes und Eisenbahnnetzes sowie die Hebung der Binnenschiffahrt, die Befreiung des bäuerlichen Bodens von den feudalen Lasten, die Arrondirung der großen und bäuerlichen Güter, die Gemeinheitstheilungen, das Eindringen rationeller Betriebsmethoden in die landwirthschaftliche Praxis namentlich der größeren Güter, die Erleichterung und seit den vierziger Jahren die Freigebung der Getreideeinfuhr nach England, sowie im Zusammenhange mit allen diesen Momenten die Vermehrung der landwirthschaftlichen Production und zugleich die noch stärkere Vermehrung der Nachfrage nach ihren Erzeugnissen, sowie in Folge dessen die Preissteigerung derselben.

Die verbesserten Verkehrsmittel, die Anfangs die heimischen Producte der Industrie und des Landbaues dem Auslande zugeführt hatten, begannen nun aber allmälig auch die ausländischen Producte der billiger producirenden Länder dem Inlande zuzuführen. Beschwerden über den Druck, den die inländischen Preise hierdurch zu erleiden anfingen, tauchten zunächst in den fünfziger Jahren über die australische Wolle und in den sechziger Jahren, zunächst in Bayern, über das österreichische, ungarische und rumänische Getreide auf. Dieselben culminiren dann in den siebziger und achtziger Jahren in den allgemeinen Klagen über den Preisdruck, den das russische und überseeische Getreide, sowie der Branntwein und Zucker der Hauptproductionsländer auf den europäischen Markt ausüben.

Will man diese für die wirthschaftliche Entwicklung Mitteleuropas bedeutsame Thatsache begreifen und auf eine allgemeine Formel zurückführen, so kann

man sagen, daß die Weltwirthschaft eben im Begriffe steht, in eine neue höchst wichtige Phase ihrer Entwicklung zu treten.

Was man für das Alterthum und für das Mittelalter als Weltwirthschaft bezeichnet hat, verdient nicht ganz diesen Namen. Kommen doch in der alten Welt im Wesentlichen nur die Beziehungen der am Mittelländischen Meer gelegenen Länder untereinander in Betracht. Was darüber hinaus an sporadischen Verbindungen der altclassischen Culturvölker mit Afrika und dem südwestlichen Asien, mit Indien und China, mit den Zinninseln und den Nordseeländern bekannt geworden ist, war für das wirthschaftliche Leben dieser Völker nur von geringer Bedeutung, indem sie aus den ferneren Ländern hauptsächlich nur Purpurmuscheln, kostbare Gewänder, Seidenstoffe, Gewürze und nur ausnahmsweise Getreide bezogen. Und auch das Mittelalter hat bis zu dem Zeitalter der großen Entdeckungen den Kreis dieser Beziehungen nur nach dem Norden und Nordosten Europas erweitert. Aber auch jetzt noch, wie schon früher, blieb es für den Verkehr von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil charakteristisch, daß den einzelnen west- und mitteleuropäischen Ländern aus Nah und Fern hauptsächlich nur diejenigen Waaren zugeführt wurden, die sie selbst gar nicht erzeugen konnten oder doch nicht genügend erzeugten. Namentlich die Zufuhr des Getreides aus den östlichen Ländern hat nur die Vertheuerung desselben im Westen verhütet, da die eigenen Ernten hier der vorhandenen Nachfrage, namentlich in Mißwachsjahren, nicht genügten. Sollen doch die Niederlande im 16. Jahrhundert trotz der hohen Technik ihres Landbaues nur ein Viertel ihres Getreidebedarfs selbst producirt haben. Demnach wird bei der frühe eingetretenen Industrieblüthe dieses Landes auch schon für die dem 16. vorangegangenen Jahrhunderte angenommen werden dürfen, daß ihre Getreideproduction dem inländischen Bedarf nicht genügt habe. Dieselbe Bedeutung der Ergänzung des fehlenden Bedarfs hatten auch die anderen aus den Ostseeländern, aus Polen und Rußland, durch Vermittlung namentlich hanseatischer Kaufleute dem Westen zugeführten Producte: außer dem Getreide waren dies vornehmlich Wachs, Häute, Pelzwerk, Heedrichsöl, Seehundschmiere, Pech, Blei, Eisen u. A. m.

Eine Ausnahme von der Regel, daß die den einzelnen westeuropäischen Ländern aus dem Auslande zugeführten Rohproducte der inländischen Production nicht schädlich waren, sondern dieselben in willkommener Weise ergänzten, bilden nur die im Alterthum aus Karthago und Sicilien in Rom zusammenfließenden Getreidemassen, welche die Preise des italischen Getreides wesentlich drückten und die Latifundienbildung begünstigt zu haben scheinen.

Dieser Charakter des Welthandels ändert sich mit der Auffindung des Seeweges nach Indien und der Entdeckung Amerikas. Die seit dem 16. Jahrhundert in großen Massen nach Europa strömenden Edelmetalle, namentlich das Silber, üben jetzt auf den europäischen Bergbau insofern einen Einfluß aus, als sie ihn in den weniger ergiebigen Bergwerken nicht mehr lohnend erscheinen lassen. Aber auch jetzt noch beschränkt sich im Uebrigen der Import Europas wesentlich auf Gegenstände hohen specifischen Werthes: außer den Edelmetallen auf Edelsteine, Gewürze, Droguen, kostbare animalische Producte, wie Seide, Federn und Elfenbein, endlich auch seltene Manufacte der Leder-, Metall- und Textilindustrie, wie sie nament-

lich dem stilvollen Kunstsinn und der manuellen Geschicklichkeit der asiatischen Culturvölker zu verdanken sind. In den nächsten Jahrhunderten belebt sich dann die Schiffahrt auf dem atlantischen Ocean immer mehr. Auch der ungeheure pacifische Ocean, der bis dahin im Weltverkehr nur als trennendes Element gewirkt hatte, wird jetzt durch Vermittelung einer regelmäßigen Schiffahrt dem Handel dienstbar gemacht; endlich wächst in Australien eine neue, durch ihren Gold- und Diamantenreichthum, sowie durch ihre Schafzucht ausgezeichnete Welt empor. Neben seiner Extensivität nimmt der Welthandel jetzt auch an Intensivität erstaunlich zu. Aber noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts bleiben von demselben, wenigstens soweit es sich um die Ueberwindung großer Entfernungen handelt, die landwirthschaftlichen Producte des inneren Rußland sowie der überseeischen Länder wegen ihrer hohen Frachtkosten größtentheils ausgeschlossen.

Erst der um diese Zeit erfolgten außerordentlichen Vermehrung des beweglichen Capitals, sowie der Vervollkommnung der Technik und ihrer Einwirkung auf die Verkehrswege und Verkehrsmittel, sowie der Verbilligung der Frachten gelingt es schließlich, die Producte des jungfräulichen, im Ganzen leicht zu bearbeitenden und in seinen Erträgen sicheren Bodens jener fernen Länder dem westlichen und mittleren Europa in ungeheuren Massen zuzuführen. Welchen Einfluß der Eintritt der landwirthschaftlichen Producte in den Welthandel gehabt hat, zeigen u. A. folgende Zahlen. Während im Welthandel umgesetzt wurden: 1860 Waaren für 29, 1865 für 35 Milliarden Mark, war diese Umsatzsumme im Jahre 1882 auf 67 Milliarden gestiegen.

Auf die Erschließung der Kornkammern an der Donau und im inneren Rußland folgt die Zugänglichmachung des Getreidereichthums (und zum Theil auch schon der Viehproduction) der nordamerikanischen Union, Indiens, Chiles, Argentiniens, Aegyptens, Canadas und Australiens für Mittel-Europa. Mit ziffermäßiger Bestimmtheit tritt uns diese Entwicklung deutlich vor Augen in der Vergrößerung des europäischen Imports aus diesen Ländern, wobei hervorgehoben werden mag, daß der Weizen hauptsächlich in England, der Roggen und Hafer in dem östlichen Theil Preußens zusammenströmt, so daß in London und in Berlin die Preise dieser Producte für die gesammte Welt zur Fixierung gelangen. Der auf dem Londoner Markt im Jahre 1850 zusammengeströmte und feilgehaltene Weizen umfaßte 16.202.312 Centweight (1 Cw. = 50,8 kg), im Jahre 1870 aber bereits 30.901.229 Cw. und vollends 1885: 61.489.864 Cw. — Die in London ausgebotene Weizenmenge hatte sich somit zwischen 1850 und 1870 verdoppelt und zwischen 1850 und 1885 vervierfacht.

Damit ist eine weitere wichtige Wendung im Welthandel bezeichnet. Das Wesen dieser neuen Phase besteht darin, daß fortan die landwirthschaftlichen Producte fremder Länder und Erdtheile auf dem europäischen Markte feilgeboten werden, nicht nur, wie bisher, in solchen Quantitäten, die zur Ergänzung des eigenen Bedarfs dienen, sondern in Concurrenz mit den Producten des europäischen Landbaues, weit über dieses Maß hinaus, und daß sie ferner zu Preisen angeboten werden, welche niedriger sind als diejenigen, die bisher in Europa bezahlt wurden, und auf die sich die europäische Landwirthschaft eingerichtet hat.

Es weisen die Getreidepreise in Deutschland folgende Veränderungen auf. Setzt man mit Conrad (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, N. F., Bd. XV, Heft 4, S. 323) die Durchschnittspreise für die Hauptgetreidearten (Weizen, Roggen, Gerste und Hafer) zwischen 1847/67 = 100, so verhielten sich zwar die Preise von 1868/72 wie 109, von 1873/74 wie 117, aber seitdem beginnt ein anhaltendes Sinken, so daß die Preise von 1875/77 = 110, die von 1878/80 = 93 und die von 1881/85 = 89 sind, und auch seitdem hat sich, wie weiter zu zeigen sein wird, der Preisrückgang fortgesetzt.

Verschärft wird diese durch das Zusammenströmen der landwirthschaftlichen Producte der osteuropäischen und überseeischen Länder verursachte Krisis noch durch Valutadifferenzen, welche zwischen den Ländern der Gold- oder doch der sog. hinkenden Währung einerseits und den Ländern der Silber- und der Papierwährung andrerseits bestehen. Denn für die Länder mit minderwerthiger Valuta kommt, durch das Schwanken ihres Geldwerthes und ihrer Wechselcurse nach unten, zu den natürlichen und volkswirthschaftlichen Vorzügen ihrer Production noch ein künstlicher Anreiz zum Export hinzu. Dieser hat in dem Silberwährungslande Indien und in dem Papierwährungslande Rußland neben anderen Gründen die Ausdehnung des Getreidebaues und des Exportes während der letzten Jahrzehnte weit über ihre bisherigen Grenzen hinaus erweitert. So betrug die Ausfuhr Indiens an Weizen im Jahre 1870 erst 3910, 1880 aber bereits 109,778 und 1887: 1,113,167 Tonnen. Dagegen hat in dem letzten Jahrfünft die Weizenausfuhr Nordamerikas successive abgenommen. Denn während im Jahre 1880 noch 99,572,329 Bushel (1 Bushel = 35,237 L.) Weizen aus Nordamerika exportirt wurden, war der Export im Jahre 1883 auf 41,655,653 B. gesunken und hat sich im Jahre 1885 erst wieder auf 52,382,587 B. gehoben.

Der Vorsprung, den Indien in Folge seiner minderwerthigen Valuta vor Nordamerika und anderen Exportländern besitzt, dient zum Theil dazu, um seine größeren Frachtkosten auszugleichen. Denn während die Fracht für 1000 kg Weizen von New-York über Boston nach Hamburg im October 1887 nur 10,2 Mk. betrug, kam sie von Bombay nach London um dieselbe Zeit auf 20,7 Mk. zu stehen.

Auch ist dieser Anreiz zum Export Indiens und Rußlands nur ein vorübergehender, weil der durch die Valutadifferenzen erzielte außerordentliche Gewinn der Landwirthe und Händler jener Länder mit minderwerthiger Valuta, in Folge des weiteren Sinkens der Productenpreise auf dem Weltmarkte und des Steigens der inländischen Productionskosten, schließlich verloren gehen muß.

Endlich kann auch zugestanden werden, daß die Ansammlung von großen Vermögen in einigen Händen dazu beigetragen hat, die Production überhaupt, also auch die landwirthschaftliche, ins Unermeßliche zu steigern, während doch die effective Nachfrage nach den landwirthschaftlichen Producten, sofern sie zu den nothwendigen Lebensmitteln gehören, mit dem Angebot nicht gleichen Schritt zu halten vermag; bei den Reichen nicht, weil sie hier auf natürliche physische Schranken der Consumtionsfähigkeit stößt, bei den arbeitenden Classen nicht, weil sie durch ihr Einkommen und das Entstehen gewisser, mit der wachsenden Geselligkeit zusammenhängender Bedürfnisse begrenzt ist.

Als das Resultat all dieser Factoren ergibt sich ein Sinken zunächst der Woll- und Getreidepreise, dann aber auch der Preise der meisten übrigen landwirthschaftlichen Producte, wobei der Beginn und das Tempo des Preisrückganges für die einzelnen Producte allerdings verschieden ist.

Wenn die Abnahme der landwirthschaftlichen Prosperität für ganz Deutschland bereits seit der Mitte der siebziger Jahre beginnt, so hat das seinen Grund in dem Zusammentreffen des, wenn auch zunächst nur mäßigen Rückganges der Getreidepreise mit einer Reihe schlechter Ernten, während ihr damals noch die verhältnißmäßig hohen Preise einer Reihe von anderen landwirthschaftlichen Producten und Fabrikaten, so z. B. der Hülsenfrüchte, des Fleisches, des Zuckers und Branntweins, entgegenwirkten.

Seit den achtziger Jahren verschlimmert sich dann die Lage der Landwirthschaft trotz der besseren Ernten der letzten sechs bis sieben Jahre in Folge des weiteren, jetzt sehr starken Sinkens der Getreidepreise und des gleichzeitigen Preisrückganges fast aller übrigen landwirthschaftlichen Producte und unter diesen namentlich auch des Branntweins und Zuckers. Setzt man mit Conrad (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Neue Folge XVI, 3, S. 296—297) die Preise der landwirthschaftlichen Producte in Deutschland für den Durchschnitt der Jahre 1879—1882 = 100, so verhalten sich die Preise des Jahres 1887 folgendermaßen: Weizen = 78,5, Roggen = 73,1, Gerste = 82,1, Mais = 76,1, Hafer = 76,6, Weizenmehl = 78,3, Roggenmehl = 73,6, Kartoffelspiritus = 93,0, Rohzucker = 67,0.

Bezeichnet das Billigerwerden der Gebrauchs- und Verbrauchsgüter und Capitalien schon überhaupt einen wichtigen Culturfortschritt, so wird derselbe noch besonders hoch zu veranschlagen sein, wenn derselbe sich, wie im gegebenen Fall, auf die von den Massen consumirten Nahrungsmittel bezieht. Mag der Vortheil, den die Consumenten und unter ihnen namentlich die Lohnarbeiter von dem Preisrückgang der Rohproducte haben können, ihnen auch nicht vollständig zu gut gekommen sein, weil Zwischenhändler, Müller, Bäcker und Fleischer, ihre Preise noch nicht entsprechend herabgesetzt haben, so ist es doch nicht fraglich, ob, sondern nur wann dieses geschehen wird. Auch gibt es eine Reihe von Mitteln der Gesetzgebung und der genossenschaftlichen Organisation, um die Herbeiführung dieses Zeitpunktes künstlich zu beschleunigen.

Aber dieses erfreuliche Bild hat doch auch seine ernste Kehrseite. Der Preisrückgang der meisten landwirthschaftlichen Producte schmälert zunächst die in Geld ausgedrückten Roherträge der Landwirthschaft.

Ob zugleich auch eine Verminderung der Grundrente eintritt, hängt noch von anderen Factoren ab, namentlich davon, ob und wie weit es gelingt, die sachlichen und persönlichen Ausgaben der Landwirthe zu reduciren.

III.

Um über diesen Punkt ins Klare zu kommen, haben wir zu fragen, in welchem Zustande befanden sich die Landwirthe bei Beginn des Preisrückganges, und mit welchen Mitteln suchten sie demselben zu begegnen?

Hierauf ist zunächst zu antworten, daß die Zeit der landwirthschaftlichen Prosperität, die im Ganzen bis in die Mitte der siebziger Jahre dauerte, einen außerordentlichen Aufschwung der landwirthschaftlichen Technik, namentlich auf den größeren, aber auch auf den bäuerlichen Gütern zur Folge gehabt hat. Dieser Aufschwung trat hervor in dem Uebergang zu intensiveren Betriebssystemen, in dem zunehmenden Gebrauch von künstlichem Dünger und Kraftfutter, in der Verbesserung der landwirthschaftlichen Geräthe, in der vermehrten Anwendung von Maschinen und Dampfkraft, in der sorgfältigeren Bearbeitung des Bodens, namentlich aber in der Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Nebengewerbe und unter diesen wieder besonders der Rübenzuckerfabrikation und der Branntweinbrennerei. Gelang es den Fortschritten der landwirthschaftlichen Technik, dadurch die Naturalroherträgnisse bedeutend zu steigern, so ermöglichten die hohen Preise der landwirthschaftlichen Producte auch die Erzielung hoher Geldroherträge. Da während des ersten Theiles dieser Periode der Prosperität die Productionskosten und namentlich die Arbeitslöhne niedrig standen, die Lebenshaltung der ländlichen Grundbesitzer und Pächter einfacher und die Steuerlast eine geringe war, so mußte auch die Grundrente steigen.

Diese erhöhte Grundrente führte dann namentlich bei den vermögenderen und umsichtigeren Landwirthen zur Vornahme von umfangreichen Meliorationen. Sie hatte aber auch zur Folge, daß gegen Ende dieser Periode das Leben der größeren Grundbesitzer manche luxuriöse Gewohnheiten annahm und ihre ganze Existenz sich sehr wesentlich hob. Den größeren Grundbesitzern folgte dann langsam und zögernd der Bauernstand, indem er sich manchen bis dahin nicht gekannten Luxus in der Kleidung, häuslichen Einrichtung und Kindererziehung, namentlich aber im Hausbau gestattete. Angeregt durch die steigende Nachfrage nach Arbeitern seitens der Industrie hoben sich dann im Anfange der siebziger Jahre auch die Löhne der landwirthschaftlichen Arbeiter. Und diesen höheren Löhnen entsprach nicht etwa zugleich eine höhere Arbeitstüchtigkeit. Im Gegentheil! die Klagen über die geringe Brauchbarkeit, namentlich über die Unzuverlässigkeit der ländlichen Arbeiter haben seitdem zugenommen, so daß die höheren Löhne sich zugleich häufig mit geringeren Leistungen verbinden. Hand in Hand mit dem allgemeinen nationalen Aufschwung erfolgte am Schlusse dieser Periode auch die Verwendung reichlicherer Mittel seitens des Staates und der Communen für Zwecke, die bis dahin vernachlässigt worden waren, was wieder eine Erhöhung der auf die einzelnen Landwirthe fallenden Steuern zur Folge hatte. Nun entsprachen diesen erhöhten Lasten der Landwirthe zwar auch erhöhte Leistungen des Staats und der Gemeinden. Aber diese Leistungen kommen den Grundbesitzern direct entweder gar nicht oder doch nur nach längeren Zeiträumen zu Gute.

Die Jahre der Prosperität haben somit zur Folge gehabt, daß die Grundrente zwar bedeutend gestiegen war, zugleich aber auch, daß der Staat und die Gemeinden, sowie die gesammte ländliche Bevölkerung viel anspruchsvoller geworden waren.

Die erhöhte Grundrente gelangte aber nicht nur während des Besitzes, sondern auch beim Besitzwechsel zum Ausdruck. Wie der Besitzer selbst, so wollten auch alle seine Kinder leben, und das Leben, das der Besitzer auf dem Lande ge-

führt hatte, wollte er auch in der Stadt fortsetzen, nachdem er sein Gut verkauft oder seinen Kindern übergeben hatte. Ja nicht selten trachtete der größere Gutsbesitzer beim Kauf seines Gutes lediglich darnach, dasselbe möglichst bald wieder mit Vortheil zu verkaufen, um dann in der Stadt sein früheres Leben, aber ohne die frühere Mühe und Arbeit fortsetzen zu können. Und dem größeren Gutsbesitzer folgte auch hierin mancher Bauer, wenngleich die dem Bauernstande innewohnende vis inertiae denselben im Ganzen von der Beschreitung dieses Weges abgehalten hat. Dabei verlangten die Besitzer beim Verkauf ihrer Güter Preise, deren Höhe sich durch die bisherige Grundrente allein nicht rechtfertigen ließ. Und wenn sie zu diesen hohen Preisen dennoch Käufer fanden, so erklärt sich dieses aus dem Umstande, daß diese, weil die Grundrente in den letzten Jahrzehnten gestiegen war, auch auf ihr ferneres Steigen in der Zukunft mit Bestimmtheit rechnen zu können meinten. So wurde denn in den hohen Kaufpreisen bereits in der Gegenwart die künftig erwartete Steigerung der Grundrente discontirt. Begünstigt ward diese, die Preise des Grundbesitzes steigernde Tendenz noch durch die Ansammlung großer Capitalsmassen in Handel und Industrie, indem viele eine sichere Anlage ihres Capitals in Grund und Boden, und nicht selten auch eine Art Nobilitirung ihres Erwerbs durch den landwirthschaftlichen Besitz und Beruf suchten. Alle diese Vorgänge hatten eine bedeutende Steigerung der Güterpreise beim Kauf sowohl, wie beim Erbübergang zur Folge.

An diesem Kaufs- und Verkaufstaumel nahmen aber nicht nur diejenigen Personen Theil, deren Geldcapital ausreichte, um den Kauf baar zu bezahlen, sondern auch solche, die genöthigt waren, sich einen beträchtlichen Theil des Kaufschillings und der Uebernahmegelder creditiren zu lassen. Erschienen doch solche Creditkäufe zu einer Zeit, in der man mit Sicherheit auf ein weiteres Steigen der Grundrente und ein Sinken des Zinsfußes rechnen zu können glaubte, als durchaus vortheilhaft, zumal wenn man berücksichtigt, daß das größere Gut zugleich das creditfähigere ist, und daß sich dasselbe für mancherlei Culturarten und Betriebsformen besser eignet als ein kleineres.

Hieraus ergaben sich denn namentlich für die größeren Güter des Nordostens folgende Resultate: ihre Preise waren nicht nur entsprechend der effectiv erhöhten Grundrente, sondern weit über dieses Maß hinaus gestiegen; ferner war der größere Grundbesitz — so weit er nicht gebunden war, oder seine Besitzer in diesem Tanz um das goldene Kalb die Erhaltung des Familienbesitzes der Erzielung eines bedeutenden Geldgewinnes nicht vorgezogen hatten — in hohem Grade mobilisirt worden; endlich war die hypothekarische Verschuldung der größeren, einem häufigen Besitzwechsel unterworfenen Güter eine beträchtlichere geworden, als die des mittleren bäuerlichen Grundbesitzes, der nicht so häufig wie jener die Hand gewechselt hatte. So hat die in zweiundfünfzig Amtsgerichtsbezirken des preußischen Staates im Jahr 1883 von A. Meitzen ermittelte Höhe der Grundbuchschulden ergeben, daß — unter Ausschluß der rechtlich gebundenen Güter — die größeren Güter zum Achtundzwanzigfachen, die Bauerngüter zum Achtzehnfachen und die kleineren bäuerlichen Stellen nur zum Zwölffachen des Grundsteuer-Reinertrags verschuldet sind.

Aehnliche Erscheinungen wie bei dem großen Grundbesitz im Nordosten finden sich auch bei dem aus vielen Parcellen zusammengesetzten kleinbäuerlichen Besitz Mittel-, Süd- und Westdeutschlands, wenngleich sie zum Theil aus anderen Gründen entspringen. Hier ist es namentlich die in den langen Friedensjahren stark angewachsene Bevölkerung und ihr allgemeines Bestreben, die gemachten Ersparnisse in Grund und Boden anzulegen, der sogenannte Landhunger, sowie ihr Kleben an der Scholle, das die Preise der einzelnen Parcellen auf eine solche Höhe getrieben hat, daß die Verzinsung des Kaufschillings durch die Grundrente eine minimale wird oder, was dasselbe ist, daß bei landesüblicher Verzinsung des Kaufpreises der Besitzer für seine dem Landbau auf der eigenen Scholle gewidmete Arbeit im Ertrage derselben keinen Entgelt mehr findet. Da ferner die im persönlichen Dienst, sowie in der Industrie gemachten Ersparnisse, und das im Erbwege oder durch Heirath gewonnene Geldcapital nicht immer ausreichten, um den Kaufschilling baar zu bezahlen, so wurde auch hier der häufige Besitzübergang zur Hauptveranlassung für die Verschuldung der kleinen Grundbesitzer. Daher zeigt sich in dem, verglichen mit dem Nordosten agrarpolitisch anders gearteten Süden und Westen der kleine parcellirte Grundbesitz am Meisten verschuldet, während der größere und besser arrondirte bäuerliche Besitz und ebenso der meist rechtlich gebundene größere, namentlich standesherrliche Besitz viel weniger verschuldet ist. Zu diesem Resultat gelangt unter Anderem die badische Enquête von 1882/83, indem in den zur Untersuchung gelangten Gemeinden die kleinen Besitzungen (bis zu 2 Hectar) die relativ größte Belastung aufweisen. Dieselbe Erscheinung wird auch für einige Theile Bayerns, für Kärnthen, Krain und Steiermark bestätigt. Eine Ausnahme von dieser Regel bilden nur die badischen Gemeinden mit geschlossenem Besitz und Anerbenrecht, indem hier die geschlossenen, einem irrationell gestalteten Anerbenrechte unterworfenen Hofgüter von 5—20 Hectar am höchsten verschuldet sind. Dazu kommt dann noch als weitere Calamität des kleinen Besitzes jener Gegenden eine bis zur Unwirthschaftlichkeit gesteigerte Theilung der einzelnen Parcellen.

In den Strudel der gewagten Preisbildung und der Mobilisirung des Grundbesitzes hat sich der spannfähige Bauernstand mit arrondirtem Besitz und althergebrachter Erbfolge im Norden sowohl wie im Süden am wenigsten hineinziehen lassen. Von ihm läßt sich, nach den wenigen Anhaltspunkten, die wir dafür besitzen, denn auch annehmen, daß er im Allgemeinen durch hypothekarische Schulden am wenigsten belastet ist. Dagegen leidet er unter seinen Personalschulden mehr als der große Grundbesitzer, weil es für ihn vielfach noch an Anstalten fehlt, die ihm einen seinen Bedürfnissen entsprechenden Personalcredit vermitteln, und weil er dort, wo dieselben bestehen, sie noch nicht genügend zu benutzen versteht. Daher geräth er bereits bei relativ geringer Verschuldung leicht in die Hände von Wucherern, die seine momentanen Verlegenheiten benutzen, um ihn zu ruiniren. Auch befindet er sich in einem Uebergangsstadium, indem der Geldverkehr erst jetzt in die Bauernwirthschaft vollständig eindringt. Diesem doppelten Andrange der Weltwirthschaft und des Geldverkehrs fühlt sich der noch von den Fesseln und Gewohnheiten der älteren naturalwirthschaftlichen Periode beherrschte Bauer, dieser conservativste Bestandtheil unserer socialen

Schichtung, nicht ganz gewachsen. Ihm fehlt noch viel von der Beweglichkeit, Rührigkeit und Anstelligkeit des amerikanischen Farmers, der in der Anwendung der Errungenschaften der landwirthschaftlichen Technik, in der Ausnutzung gegebener Conjuncturen und in der Anpassung seiner Wirthschaft an dieselben unserem Bauer weit überlegen ist. Wenn dieser auch weniger als der große Grundbesitzer unter dem Zwange steht, den die durch sociale Rücksichten gebotene Lebenshaltung und Kindererziehung dem Letzteren auferlegt, so lastet doch seine inferiore sociale Stellung schwer auf ihm und verhindert jenen Aufschwung, den der in socialer und politischer Beziehung sich der vollsten Gleichheit mit seinen Mitbürgern erfreuende amerikanische Farmer zu nehmen vermag.

So hat denn die gegenwärtige Krisis unseren deutschen Grundbesitzerstand schlecht vorbereitet gefunden: mit hohen für seinen Grundbesitz gezahlten Kaufpreisen und starker Verschuldung, mit gesteigerten Productionskosten, Staats- und Gemeindeabgaben, mit einer erhöhten Lebenshaltung und mannigfachen Luxusbedürfnissen, aber zugleich mit verhältnißmäßig geringem Capitalbesitz ist er in dieselbe eingetreten. Kein Wunder daher, daß den in Folge gesunkener Preise verminderten Geldroherträgen nun auch bald eine Verminderung der Grundrente entsprach. Wenn die gesunkene Grundrente somit gegenwärtig eine niedrigere Verzinsung des Grundcapitals, in dem neben den gezahlten hohen Kaufpreisen noch mancherlei zum Theil nicht unbedeutende Capitalverwendungen der gegenwärtigen Besitzer enthalten sind, bewirkte, als vor der Krisis, so verdient doch hervorgehoben zu werden, daß ein ähnliches Schicksal auch die Besitzer des in soliden Effecten (Staatspapiere, landschaftliche Pfandbriefe u. s. w.) angelegten Geldcapitals in Folge der Zinsreduction betroffen hat. Unter diesen Capitalbesitzern befinden sich in einer besonders schlimmen Lage diejenigen kleinen Capitalisten, die aus irgend einem Grunde nicht in der Lage sind, die Schmälerung ihres Einkommens durch Arbeitsverdienst ersetzen zu können.

Aber während die Capitalisten Großbritanniens und Frankreichs einen niedrigeren Zins beziehen als die Capitalbesitzer Deutschlands, werden umgekehrt die Grundbesitzer Deutschlands durch das Sinken der Grundrente schwerer betroffen, als die Grundbesitzer Großbritanniens und Frankreichs, und zwar aus einer Reihe von Gründen, die wir hier nur kurz andeuten können.

IV.

Verglichen mit Deutschland, dessen Grundbesitzvertheilung im Ganzen eine gesunde ist, indem sich bei uns große, mittlere und kleinere Güter in mannigfachen, der äußeren Naturausstattung und den volkswirthschaftlichen Zuständen angepaßten Mischungsverhältnissen vorfinden, hat Großbritannien eine viel weniger günstige Vertheilung seines Bodens. Die extreme aristokratische Vertheilung des Grundbesitzes in Großbritannien hat, neben ihren überwiegenden Schattenseiten, aber doch auch einige wenige Vorzüge, die besonders während der gegenwärtigen Krisis deutlich zu Tage getreten sind. Die sehr großen und wenig verschuldeten Grundbesitzer, die nicht selten in ihrer Hand den Besitz von Bergwerken, städtischen Häusern und neuerdings auch überseeischen Ländereien verbinden, können die Krisis viel leichter überstehen, als die deutschen Grundbesitzer, die neben ihrem Grund und Boden nur selten Capital, aber häufig Schulden besitzen. Denn zum Theil

wird das Sinken der Grundrente von den großbritannischen Grundbesitzern compensirt durch das Steigen der Bergwerks-, Häuser- und überseeischen Landrente. Und wenn eine solche Compensation auch nicht eintritt, so gefährdet die Verminderung der an sich sehr großen Einkommen doch noch nicht die Existenz derjenigen, die sie beziehen. Die großen und größten Grundbesitzer waren daher vielfach in der Lage, ihren Pächtern die Pachtgelder zu stunden und auf einen Theil ihres Pachtschillings definitiv zu verzichten und trotzdem ihre verpachteten Grundstücke noch bedeutend zu melioriren. Wo den Pächtern solche Concessionen nicht gemacht worden sind und sie ihre Pacht aufgeben mußten, da haben sie als capitalistische Unternehmer von einer viel größeren Geschäftsroutine, als unsere starren Bauern sie besitzen, in einem anderen Unternehmen diesseits oder jenseits des Oceans ihr Fortkommen gefunden. Damit soll nun durchaus nicht geleugnet werden, daß auch viele englische Pächter ihr Capital verloren, und daß die zahlreichen großen, sowie die wenigen mittleren und kleineren englischen Grundbesitzer — unter den letzteren namentlich die lebenslänglichen Nutznießer von Pfarrländereien — empfindliche Verluste erlitten haben, sondern nur darauf hingewiesen werden, daß die gegenwärtige Krisis an sich in ihren letzten Consequenzen für Großbritannien keine so tiefgehenden wirthschaftlichen, politischen und socialen Wirkungen haben wird, wie in Deutschland. Dieses erklärt sich indessen nicht nur durch die größere Widerstandsfähigkeit der englischen Grundbesitzer, sondern auch daraus, daß an dem Blühen der Landwirthschaft in England ein geringerer Theil der Bevölkerung direct interessirt ist, als in Deutschland. Die gewerb- und handeltreibenden Classen Großbritanniens haben aber, in Folge der Verbilligung der landwirthschaftlichen Producte, zu den Vorzügen des wohlfeilsten Capitals, der wohlfeilsten Kohlen und Maschinen, noch den der wohlfeilsten Nahrungsmittel erhalten, ein Vorzug, der namentlich der Industrie zu Gute kommen muß. Denn ist diese an den Umsätzen des gesammten Welthandels mit circa 46 Procent betheiligt, und droht ihr dieser Antheil durch die concurrirenden Nationen geschmälert zu werden, so findet sie in dem Billigerwerden der Lebensmittel, die bereits theilweise zu einer Herabsetzung der Löhne geführt haben, eine wesentliche Kräftigung für ihre bedrohte Position.

Aehnliches wie für England gilt auch für Frankreich. Der mittlere und kleine Grundbesitzer nimmt hier eine größere Fläche ein als in manchen Theilen Deutschlands und speciell in Preußen. Die von dem Code civil gestützte Sitte der Naturaltheilung des ererbten Grundbesitzes, das weit verbreitete régime conjugal, der haushälterische und sparsame Sinn des Franzosen, endlich auch die mangelhafte Hypothekenverfassung haben hier bisher eine so starke hypothekarische Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes verhindert, wie sie bei uns besteht. Freilich ist die Krisis auch in Frankreich bisher nicht spurlos an dem ländlichen Grundbesitz, namentlich dem größeren vorübergegangen. Aber immerhin lastet sie auf Frankreich aus den angegebenen Gründen, sowie weil dasselbe wegen seines größtentheils fruchtbaren Bodens und milderen Klimas mancherlei Früchte bauen kann, die der überseeischen Concurrenz nicht unterliegen, weniger schwer als auf Deutschland.

Was die Krisis bei uns besonders drückend macht, das sind, außer den ungünstigeren klimatischen und Bodenverhältnissen, und dem geringeren Capital-

reichthum, namentlich im Nordosten Deutschlands mancherlei Mängel unserer Agrarverfassung und der Sitte unserer landwirthschaftlichen Kreise. Dahin gehören namentlich die Gewohnheit, im Vergleich zum vorhandenen Capitalbesitz zu große Güter zu kaufen, die hohen Kaufpreise und Uebernahmetaxen, der häufige Besitzwechsel der Güter, die starke Gebundenheit der Lebenshaltung und der Consumtionsgewohnheiten, namentlich unserer größeren Grundbesitzer, durch äußere sociale Rücksichten und Standesgewohnheiten, die geringe Rührigkeit unseres Bauernstandes u. a. m.

V.

Wenn somit in Folge der in Deutschland geltenden Agrarverfassung und der hier herrschenden landwirthschaftlichen Sitte die Krisis sich bei uns auch mehr verschärft als in andern Ländern, so bewirkt dieser Umstand doch auch wieder, da die Bedingungen der Production, die Agrarverfassung und landwirthschaftliche Sitte in den verschiedenen Theilen Deutschlands sehr ungleich sind, daß die Krisis bei uns keineswegs alle Grundbesitzer mit gleicher Schwere trifft. Zunächst sei hier auf den Unterschied in der Lage des westlichen und östlichen Deutschland hingewiesen, indem die Preise der landwirthschaftlichen Producte im Osten zum Theil nicht unbedeutend niedriger stehen, als im Westen und Süden. Zu den höheren Preisen kommen dann im Westen und Süden noch hinzu das günstigere Klima, die größere Fruchtbarkeit des Bodens, der größere Capitalreichthum, die größere Rührigkeit der Bevölkerung, sowie die größere Zahl consumtionsfähiger Städte. Haben diese Vorzüge nicht verhindern können, daß auch hier ein Rückgang der Grundrente eingetreten ist, so dürfte er doch nicht so bedeutend sein, wie in dem von der Natur weniger begünstigten, noch zum Theil in der Naturalwirthschaft steckenden, weniger capitalkräftigen, weniger industriellen und städtereichen Osten.

Sodann sind die Besitzer der rechtlich gebundenen größeren Gütercomplexe, der sogenannten Herrschaften, deren Zahl auch in Deutschland keine geringe, wenn auch nicht eine so große ist wie in Großbritannien, durch die Krisis meist nur insofern betroffen, als sie von ihren großen Gutserträgen gegenwärtig nicht mehr soviel capitalisiren können, wie in Zeiten der Prosperität.

Aber auch unter den Besitzern des dem freien Verkehr unterworfenen Grundbesitzes hat die wirthschaftliche Depression einen sehr ungleichen Grad erreicht. Abgesehen von den sehr großen, rechtlich gebundenen Herrschaften, ist der größere Grundbesitz im Nordosten von der gegenwärtigen Krisis stärker betroffen, als der mittlere und kleine. Es ist dies nicht zum Wenigsten dadurch bedingt, daß mit der Größe des Grundbesitzes die Quote der zum Verkauf zu bringenden Producte wächst, so daß die kleinen Grundbesitzer ihre Producte größtentheils selbst verzehren und daher unter dem Preisfall weniger zu leiden haben. Daß der größere frei veräußerliche und verschuldbare Grundbesitz von der gegenwärtigen Krisis stärker getroffen wird, als der mittlere und kleinere, beweisen u. A. die Zahlen der für 1886/87 für Preußen aufgestellten Statistik der Zwangsversteigerungen land- und forstwirthschaftlicher Grundstücke. Demnach nimmt, in Verhältnißzahlen ausgedrückt, unter den Gründen, welche die Subhastation herbeigeführt haben, die ungünstige Lage der Landwirthschaft ein:

bei den Besitzungen von	50 ha und mehr	= 17,02	Procent
" " " "	50—7,07 ha	= 10	"
" " " "	7,07—2 ha	= 3,13	"
" " " "	2 ha bis 75 a	= 2,56	"

Mit diesen gutachtlich begründeten Nachrichten stimmt auch die statistisch festgestellte Thatsache überein, daß der Antheil an den Subhastationen überhaupt bei den größeren Besitzungen verhältnißmäßig weit bedeutender ist als bei den kleineren.

Es entfielen nämlich:

auf Besitzungen			
von 50 ha und darüber	von der zwangsweise versteigerten Fläche	= 77,81	Procent
" 50—10 ha	" " " " "	= 16,21	"
" 10—2 ha	" " " " "	= 5,19	"
" 2 ha bis 25 a	" " " " "	= 0,79	"

Freilich tritt der bereits oben erwähnte Dualismus in den Agrarverhältnissen des Nordens und Nordostens einer- und des Südens andererseits auch in der Subhastationsstatistik hervor, indem im Süden der kleine Grundbesitz von den Subhastationen stärker betroffen wird als der mittlere und große. Im Norden und Nordosten dagegen scheint der kleine Grundbesitz sich relativ am wohlsten zu befinden, namentlich dann, wenn die Arbeitskraft der Besitzer ausreicht, um ihre Gütchen ohne Hinzuziehung fremder Lohnarbeiter zu bestellen, und wenn sie auf demselben Gemüse- und Handelsgewächsebau oder Viehzucht betreiben.

Außerdem befinden sich die Besitzer von Gütern, welche dieselben zu mäßigen Taxen von ihren Eltern ererbt haben, im Allgemeinen in besserer Lage, als diejenigen, die sie zu hohen Preisen gekauft oder von ihren Geschwistern übernommen haben. Mit dieser Unterscheidung fällt größtentheils die Unterscheidung der Besitzer stark und wenig verschuldeter Güter zusammen.

Wer ferner die nöthige wirthschaftliche und technische Intelligenz, und das erforderliche Betriebscapital besaß, vermochte schon im Voraus die herannahende Krisis zu erkennen und sich mit einer raschen Wendung den veränderten Conjuncturen anzupassen. Insbesondere haben Diejenigen die Nachtheile der Krisis am Besten parirt, welche vorzugsweise Producte erzeugen, deren Preise gar nicht gefallen sind, wie z. B. Gemüse und manche Handelsgewächse, oder welche bei der Erzeugung von solchen Producten, deren Preise jeweilen relativ am wenigsten gefallen waren, sich in der Vorhand befanden und nicht so lange warteten, bis nun auch das Angebot dieser Producte im Inlande ein so starkes wurde, daß auch ihre Preise sanken.

Endlich werden diejenigen Besitzer die Krisis leichter überstehen, die in ihrer Lebenshaltung und in der Erziehung ihrer Kinder von der socialen Sitte und ihren Anforderungen weniger abhängig als Andere oder persönlich fähig und bereit sind, ihren Verbrauch auf das durch das Sinken der Preise gebotene Niveau herabzusetzen.

VI.

Folgt nun schon aus dem Bisherigen, daß die deutschen Grundbesitzer von der gegenwärtigen Krisis in sehr verschiedenem Grade betroffen worden sind, so

werden diese Differenzen noch vergrößert, ja es wird die Krisis in ihren Wirkungen für einige Besitzer noch wesentlich gemildert durch eine Reihe von Umständen, die der Depression entgegenwirken.

Hierher gehört freilich eine allgemeine Verminderung der Productionskosten nicht. Denn namentlich die Löhne der ländlichen Arbeiter, welche einen wesentlichen Posten unter den Productionskosten ausmachen, haben sich, wenn man von vereinzelt gebliebenen excessiven Lohnerhöhungen der Gründerzeit absieht, im Ganzen auf derjenigen Höhe zu erhalten vermocht, die sie in den siebziger Jahren erreicht haben. Die sachlichen Productionskosten dagegen haben sich im Einzelnen, in Folge des Sinkens der Preise für Metallwaaren, Geräthe, Maschinen, künstlichen Dünger, Kraftfutter u. s. w. niedriger gestellt.

Das Hauptgegengewicht gegenüber den gesunkenen Preisen der Bodenproducte übt aber der um 1 Procent und mehr gesunkene Zinsfuß des Geldcapitals aus. Dadurch ist namentlich für die verschuldeten Gutsbesitzer eine wesentliche Entlastung erwachsen. Aber freilich ist diese Entlastung keine gleichmäßige, sondern, je nach der Person der Gläubiger und Schuldner, eine sehr verschiedene gewesen.

Mit der Reduction des Zinsfußes sind die Landschaften nämlich früher vorgegangen als die Sparkassen und Bodencreditbanken, und diese wieder früher als die Stiftungen und manche Privatgläubiger. Es haben demnach den meisten Vortheil von der bisherigen Zinsreduction die größeren Grundbesitzer überhaupt und speciell bezüglich ihrer ersten Hypotheken, den geringsten die mittleren und kleineren Grundbesitzer, bezüglich ihrer zweiten Hypotheken und Personalschulden gehabt. Indessen ist das Sinken des Zinsfußes für das Geldcapital doch in einer anderen Beziehung dem gesammten ländlichen Grundbesitz zu gut bekommen. Mag der Verkehrswerth, d. h. der durchschnittliche Kaufpreis für den ländlichen Grundbesitz in Zeiten der Prosperität im Allgemeinen und besonders in Ländern mit dichter Bevölkerung auch mehr oder minder bedeutend über dem Ertragswerth desselben stehen, so bildet dieser Letztere doch immer den festen Punkt, um den die Kaufpreise oscilliren und von dem sie bestimmt werden. Dieser Ertragswerth ergibt sich aber aus der Capitalisation der durchschnittlichen Grundrente nach dem für das Geldcapital landesüblichen Zinsfuß. Wenn nun auch die Grundrente in Folge der gegenwärtigen Krisis zurückgegangen ist, so ist dafür mit dem Sinken des Zinsfußes der Multiplicator erhöht worden. Dadurch dürfte sich wohl hauptsächlich erklären, daß, während die Pachtgelder in manchen Gegenden einen nicht unbedeutenden Rückgang erfahren haben, die Kaufpreise der Grundstücke, abgesehen von vereinzelten Nothverkäufen, im Allgemeinen durchaus nicht in demselben Grade gesunken sind wie die Grundrente; ja, daß im freihändigen Verkaufe noch immer sehr hohe Kaufpreise gezahlt werden. Freilich gelangt die gegenwärtige Krisis auch auf diesem Gebiete darin zum Ausdrucke, daß der Besitzwechsel in der Gegenwart ein viel langsameres Tempo eingeschlagen hat, indem zwar eine große Anzahl von Gütern zum Verkaufe angeboten werden, die Käufer aber, im Vergleich zu den früheren Zeiten der Prosperität, viel zurückhaltender geworden sind.

Ferner haben der Krisis in den letzten Jahren entgegengewirkt eine Reihe guter Ernten. Denn während in die siebziger Jahre eine Reihe ungünstiger Ernten fallen, weisen die achtziger Jahre gute oder doch wenigstens mittlere

Ernten auf. Das größere Quantum der gewonnenen Producte hat daher den Preissturz einigermaßen auszugleichen vermocht. Und was von der Gesammtheit der Landwirthe in günstigen Jahren gilt, das gilt von einzelnen derselben überhaupt, sofern es ihnen gelungen ist, in den Jahren der Prosperität und über dieselben hinaus durch zweckmäßig vorgenommene Meliorationen und sorgfältige Cultur die Quantität ihrer Production zu steigern und die Qualität derselben den Bedürfnissen des Marktes anzupassen.

Auch haben die Landwirthe hie und da den Versuch gemacht, ihre Reinerträge dadurch zu erhöhen, daß sie die Verarbeitung ihrer Producte wieder mehr selbst in die Hand nahmen, und sich in dem Bezuge ihrer sachlichen Productionsmittel, sowie in dem Absatze ihrer Producte von den Zwischenhändlern zu emancipiren suchten.

In ersterer Beziehung verdienen besonders Erwähnung die allerdings nur vereinzelt gemachten Versuche, das auf den eigenen Feldern gewonnene Getreide selbst zu vermahlen, sowie das Mehl zu Brod für den Verkauf auf dem Lande und in den nahe gelegenen Städten zu verbacken, und namentlich die in weitem Umfang eingetretene Verarbeitung der Milch zu Molkereiproducten und der Absatz derselben an die Consumenten durch Molkereigenossenschaften. In letzterer Beziehung ist zu erwähnen, der von den Landwirthen mancher Gegenden ins Werk gesetzte genossenschaftliche Bezug von Saatgut, Kraftfutter, künstlichem Dünger und Maschinen, sowie der gemeinschaftliche Absatz von Vieh und Fleisch, ebenfalls mit Umgehung der Händler. Immerhin sind das nur einzelne Anfänge, so daß für die Vereins- und Genossenschaftsthätigkeit hier noch ein unermeßliches Gebiet der praktischen Bethätigung offen liegt.

Endlich möge noch derjenigen staatlichen Thätigkeit gedacht werden, welche allgemeine Förderung der Volkswirthschaft und die specielle Unterstützung der Landwirthschaft verfolgt. Hierher gehören im Allgemeinen die mannigfachen Verbesserungen in den Verkehrsstraßen und Verkehrsmitteln und speciell die Förderung des landwirthschaftlichen Vereins-, Unterrichts- und Ausstellungswesens, sowie die seit 1879 eingeschlagene Zollpolitik.

Während in England das Vorwiegen der industriellen und Handelsinteressen die Abhaltung der landwirthschaftlichen Producte des Auslandes durch Schutzzölle verhindert hat, so daß sich die englische Landwirthschaft kurzer Hand zur Einschränkung des Cerealienbaues entschließen mußte, sind in Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Italien und Schweden-Norwegen agrarische Zölle eingeführt und ebenso in Deutschland die Agrarzölle, nach ihrer Einführung im Jahre 1879, zweimal in den Jahren 1885 und 1887 erhöht worden.

Daß trotz dieser, dem Rückgange der Preise entgegenwirkenden Kräfte und Maßregeln die Lage der Grundbesitzer eine schwierige ist, kann nicht geleugnet werden.

Alles in Allem genommen charakterisirt sich die gegenwärtige Krisis somit als ein Zustand gesunkener und sinkender Grundrente, gegen welches Sinken die Gesetzgebung, die landwirthschaftlichen Vereine und die einzelnen Landwirthe sich kräftig zu wehren suchen. Das Resultat dieser Gegenwehr und daher auch der Grad, bis zu welchem die Grundrente gesunken, ist aber für die verschiedenen Theile Deutschlands und die verschiedenen Besitzer sehr ungleich.

Unter der Krisis leiden daher in erster Linie dauernd die Grundeigenthümer, sodann in zweiter Linie die Pächter, diese jedoch nur so lange, als der von ihnen contractlich zu zahlende Pachtzins nicht entsprechend der seit dem Contractabschluß gesunkenen Grundrente reducirt worden ist. In dritter Linie werden von der Krisis aber auch alle Diejenigen betroffen, welche beim Absatz ihrer Producte oder Leistungen auf die Landwirthe angewiesen sind, wozu namentlich die Fabrikanten für den landwirthschaftlichen Betrieb erforderlicher Productionsmittel (künstlicher Dünger, Kraftfutter, Maschinen, Geräthe u. s. w.), aber auch die Verfertiger solcher zum persönlichen Bedarf dienender Artikel gehören, welche ihren localen Absatz vorzugsweise in landwirthschaftlichen Kreisen haben. Dagegen wußten die ländlichen Arbeiter ihre Löhne im Ganzen auf der früheren Höhe zu behaupten, und auch der allgemeine Zustand der Landbautechnik ist, Dank den wissenschaftlichen Anregungen, sowie der Umsicht und Energie, welche die Landwirthe auch in schweren Zeiten beweisen, ein vorzüglicher. Trotz der Krisis hat die Intensivirung des landwirthschaftlichen Betriebes auch in dem letzten Jahrzehnt zugenommen, was sich namentlich in der constanten Vermehrung der Getreideerntemenge zeigt. Eine Ausnahme von dieser Regel bilden meist nur die zur Subhastation gelangten Güter, welche häufig bereits lange vor der eingetretenen Katastrophe vernachlässigt und während der Subhastationsperiode dann vollständig devastirt werden.

VII.

Um einen Maßstab für die Beurtheilung der gegenwärtigen Krisis zu gewinnen, wird es nicht überflüssig sein, dieselbe mit der Krisis, welche die deutsche Landwirthschaft in den zwanziger und dreißiger Jahren durchgemacht hat, zu vergleichen. Auch die letztere war veranlaßt durch ein starkes Sinken der Getreidepreise, welches nach Abschluß der Kriegsjahre eintrat und bis zur zweiten Hälfte der dreißiger Jahre dauerte. War doch auf dem Breslauer Markte der Preis für den Scheffel Roggen, welcher noch 1823 mit 28 Sgr. 5 Pf. notirt war, in den Jahren 1824 und 1825 auf 17 Sgr. gesunken und hatte sich im Jahre 1835 nur auf 22 Sgr. 3 Pf. gehoben. Erst 1837 ist derselbe mit 37 Sgr. 4 Pf. notirt. Ja, in den entlegensten Theilen Ostpreußens soll der Scheffel Roggen sogar für 5 Sgr. angeboten worden sein. Dank der mit dem Frieden wiedererwachten Unternehmungslust, der freien Agrargesetzgebung und der Anwendung der Lehren Thaer's und Schwerz's auf die Praxis hatte die landwirthschaftliche Production jener Jahre rapid zugenommen. Der vermehrten Production fehlte aber zunächst der entsprechende Absatz, namentlich weil der Zustand der Wege in Preußen am Anfange dieser Periode ein elender und die Fracht daher eine sehr hohe war; dann, weil der Export des Getreides auf dem Seewege nach England durch die englische Zollgesetzgebung von 1815 außerordentlich erschwert war, und endlich, weil die dünne inländische, noch wesentlich agricole Bevölkerung mit ihrer Nachfrage nach Getreide dem Angebot desselben nicht nur nicht folgen konnte, sondern weil diese Nachfrage in Folge der Zunahme des Kartoffelbaues zeitweilig sogar zurückging. Diese niedrigen Preise drückten die Landwirthe damals noch viel schwerer als gegenwärtig, weil namentlich die Gutsbesitzer des Ostens viel ausschließlicher als jetzt auf den

Cerealienbau angewiesen waren und neben diesem in größerem Maßstabe nur Schafzucht betrieben.

Und auch damals wie jetzt trat die Landwirthschaft wenig vorbereitet und zugleich viel weniger widerstandsfähig als jetzt in die Krisis ein. Denn die Kriegszeit von 1806—1815 hatte die Grundbesitzer in ihren Vermögensverhältnissen stark heruntergebracht. War doch während dieser Zeit mehr als die Hälfte des Viehstandes in der Provinz Preußen draufgegangen, und blieben doch in Schlesien viele Rittergüter des rechten Oderufers, deren Inventar im Kriege zerstört worden war, noch Jahre lang herrenlos, weil sich kein Käufer für dieselben finden wollte. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Folgen der Krisis geradezu in erschreckenden Symptomen zu Tage treten mußten und zum Theil tiefer gingen als die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte. Handel und Schiffahrt lagen darnieder, und viele Kornhändler machten Bankerott. Die Grundbesitzer zahlten ihre Steuern nur unregelmäßig und in manchen Gegenden gar nicht. An einen freihändigen Verkauf der Güter war nicht zu denken; dagegen war die Zahl der sequestrirten und subhastirten Güter eine sehr große. In Schlesien z. B., wo dieselbe während der Kriegsjahre im Maximum 100 (Weihnachtstermin 1811) betrugen, war sie im Weihnachtstermin 1831 auf 114 gestiegen, und zwar trotzdem die schlesische Landschaft auch jetzt gegen ihre Schuldner die größte Nachsicht geübt hatte. Wie in Schlesien, so traten auch in der Provinz Preußen zahlreiche Subhastationen ein; hier wurden auf einmal 218 Güter öffentlich versteigert, und in manchen Theilen der Provinz wechselte die volle Hälfte der Güter ihre Besitzer. Bei diesen Versteigerungen wurden im Allgemeinen nur niedrige Angebote erzielt, so daß die Landschaft Verluste erlitt, und die ehemaligen Besitzer in Vermögensverfall geriethen. Obgleich manche altangesessene Adelsgeschlechter durch eigene Thätigkeit oder wohlwollende Unterstützung der Regierung[1]) sich in ihrem Besitz erhielten, waren doch andere nicht zu retten. Zu den Salzburger Exulanten, von denen die Unternehmendsten sich bereits früher zu Grundherren emporgearbeitet hatten, trat jetzt mit einem Male eine ganze Schar bürgerlicher Gutsbesitzer aus Bremen, Braunschweig und Sachsen hinzu, die dann um so besser gediehen, je tüchtiger sie waren, je niedrigere Preise sie zu zahlen, je weniger sociale Bedürfnisse sie zu befriedigen und je später, d. h. je näher dem Ausgang der Krisis sie ihre Güter gekauft hatten. Eine ähnliche Entwicklung der landwirthschaftlichen Verhältnisse zeigt sich in jenen Jahren der Krisis auch in einigen anderen deutschen Ländern, wie z. B. in Bayern, Schleswig-Holstein u. s. w. In Dithmarschen z. B. war der Werth des Bodens so tief gesunken, daß der Staat diejenigen Hufen, die er wegen rückständiger Steuern den Besitzern abgenommen hatte, fleißigen Knechten unentgeltlich zum Eigenthum übergab, um sie nur überhaupt wieder in Cultur zu setzen.

Verglichen mit den oben angeführten Thatsachen, lassen die Symptome der

[1]) Hierher gehören namentlich die in den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in Preußen erlassenen Generalindulte und Moratorien, sowie die außerordentliche staatliche Unterstützung im Betrage von 3 Millionen Thalern = dem 16. Theile der damaligen Staatseinnahmen, welche den Landwirthen Ostpreußens im Jahre 1822 theils direct gewährt wurde, theils indirect zu Gute kam.

gegenwärtigen Krisis, soweit sie in der Statistik der landwirthschaftlichen Production, der Subhastationen, der Domänenverpachtung, der hypothekarischen Verschuldung und ihrer Bewegung für den dritten Unbetheiligten deutlich erkennbar vorliegen, dieselbe noch lange nicht so acut erscheinen, wie die Krisis der zwanziger und dreißiger Jahre war. Dabei ist allerdings zu erwägen, daß die Leistungen der Statistik auf diesem Gebiete außerordentlich ungenügend sind und daß die in den drei süddeutschen Staaten Baden, Württemberg und Hessen veranstalteten Enquêten sich wesentlich auf die erste Periode der Krisis beschränken. Es ist daher wohl möglich, daß — wie aus den betreffenden Kreisen versichert wird — eine größere Anzahl von landwirthschaftlichen Existenzen sich gegenwärtig noch nothdürftig über Wasser hält, in Zukunft aber sicher zu Grunde gehen wird, und daß erst dann die ganze Schwere der gegenwärtigen Krisis für Jedermann erkennbar zu Tage treten dürfte.

VIII.

Die erste Krisis unseres Jahrhunderts erreichte ihren Abschluß dadurch, daß die am wenigsten widerstandsfähigen Landwirthe aus der Reihe der Grundbesitzer ausschieden, daß die übrigen sich unter großen Opfern und Entbehrungen auf die niedrigen Getreidepreise einrichteten, und endlich; daß die sinkende Tendenz der Preise seit dem Schluß der dreißiger Jahre dem Steigen derselben Platz machte.

Wird nun auch die gegenwärtige Krisis, die ähnliche Entstehungsgründe und einen ähnlichen Verlauf aufweist, ähnlich ausgehen wie die der zwanziger und dreißiger Jahre? Diese Frage würde sich nur dann mit Sicherheit beantworten lassen, wenn man wüßte, wie lange der Preisdruck, der gegenwärtig auf den landwirthschaftlichen Producten lastet, dauern, und wie groß die Widerstandsfähigkeit der Mehrzahl unserer Gutsbesitzer gegenüber der Krisis sein wird.

Ueber diese beiden Punkte lassen sich aber nicht einmal bestimmte Vermuthungen aussprechen. Denn wenn auch von der Vermehrung der Bevölkerung und ihres Bedarfes, von der vollständigen Urbarmachung der culturfähigen Ländereien Rußlands, Nordamerika's und Indiens, sowie aus anderen Gründen eine Hebung der Preise der landwirthschaftlichen Producte erwartet werden darf, so kann dieser Zeitpunkt doch noch sehr weit hinaus liegen, zumal sich nicht übersehen läßt, ob und wie weit bisher unbekannte Länder, z. B. Theile von Sibirien, in Cultur genommen, und weitere Erleichterungen und Verbilligungen des Transportes ins Werk gesetzt werden können (Panamacanal). Auch wäre es ein Fehlschluß, wenn man von dem zähen Widerstande, den die deutschen Grundbesitzer bisher der Krisis gegenüber gezeigt haben, ohne Weiteres schließen wollte, daß sich derselbe auch in der Zukunft gleich kräftig zeigen werde.

Tritt nun in absehbarer Zeit eine Steigerung der Preise der landwirthschaftlichen Weltproducte, also namentlich der Cerealien ein, so wird sich die überwiegende Zahl der Grundbesitzer Deutschlands aller Wahrscheinlichkeit nach bis dahin, wenn auch nicht ungebeugt, so doch ungebrochen, in seinem Besitz zu behaupten vermögen.

Tritt dagegen die ebenerwähnte Wendung in der Preisbewegung in absehbarer Zeit nicht ein, so ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß der

Krisis alle diejenigen gegenwärtigen Grundbesitzer zum Opfer fallen werden, die sich, namentlich weil sie stark verschuldet sind, den im Vergleich zu den letzten Jahrzehnten für den Landwirth in ungünstigem Sinne veränderten Conjuncturen nicht anzupassen vermögen.

Da sich nun über den Zeitpunkt, bis zu welchem die Ursachen der gegenwärtigen Krisis fortdauern werden, nichts Bestimmtes sagen läßt, so besteht die Aufgabe der Gegenwart darin, den Hauptnachdruck auf diejenigen Maßregeln zu legen, welche die möglichste Anpassung der Landwirthschaft an die gegebenen Conjuncturen zum Ziele haben, und zugleich darin, die oben erwähnten Mängel und Unvollkommenheiten des landwirthschaftlichen Betriebes und des Verkehrs mit Landgütern und landwirthschaftlichen Producten zu beseitigen.

Demnach wäre in erster Linie anzustreben, daß die Landwirthe durch Betriebsveränderungen sich vorzugsweise der Erzeugung solcher Producte zuwenden, für welche jeweilen die relativ höchsten Preise zu erzielen sind; daß sie die Qualität ihrer Producte der Nachfrage entsprechend gestalten und das Quantum derselben auf der gegebenen Fläche vermehren; daß sie, soweit es mit den obigen Zielpunkten vereinbar ist, an Productionskosten möglichst sparen und wenigstens den localen und nationalen Markt nach Thunlichkeit selbst direct versorgen; endlich, daß sie ihre Lebenshaltung einschränken, nicht mehr im selben Umfange wie früher mit Hilfe des Credits Grundbesitz erwerben, und, sofern sie den Besitz ihrer Güter auch ihren Nachkommen erhalten wollen, die Uebernahmetaxen nach Maßgabe der gesunkenen Grundrente herabsetzen. Jeder Grundbesitzer, der diese Ziele zu erreichen vermag, ist als ein solcher anzusehen, der die Krisis überwunden hat.

Wenn die eben bezeichnete Thätigkeit auch in erster Linie dem einzelnen Landwirthe selbst zufällt, so kann sie doch sehr wesentlich unterstützt werden durch den Zusammenschluß und das Zusammenwirken der Landwirthe in Vereinen, Genossenschaften und corporativen Verbänden, sowie durch Maßregeln der inneren Volkswirthschaftspolitik im Allgemeinen und der Agrarpolitik im Speciellen.

Diese Maßregeln würden sich hauptsächlich zu richten haben auf das Gebiet der staatlichen und communalen Besteuerung (Uebertragung einzelner staatlicher Steuern auf die Communen und Uebernahme einzelner communalen Lasten auf den Staat), des Canal- und Eisenbahnbaues, der theilweisen Herabsetzung der Eisenbahnfrachten, der Reform mancher Handelsusancen und Handelseinrichtungen (Waarenbörsen), der möglichsten Förderung des Genossenschaftswesens, der vermehrten Zugänglichkeit des niedrigen Zinsfußes für den Real- und Personalcredit auch der mittleren und kleinen Grundbesitzer durch entsprechende Creditorganisationen, der Beförderung von Ent- und Bewässerungen in großem Maßstabe, der Consolidirung und Codificirung der absterbenden Reste einer den Bedürfnissen des Grundbesitzes angepaßten Vererbungssitte in einem eigenen Intestaterbrecht u. a. m.

Ob in der Folge dann noch weitere außerordentliche staatliche Maßregeln nöthig werden mögen, ähnlich wie sie im Anfange des Jahrhunderts den nothleidenden Landwirthen Preußens zu Theil geworden sind, entzieht sich zunächst der Beurtheilung und hängt davon ab, ob und wie weit die gegenwärtige Krisis sich in der Zukunft noch verschärfen wird.

Vergleichen wir zum Schluß das Ergebniß, zu dem wir in dieser Arbeit gelangt sind, mit den am Anfange derselben kurz skizzirten agrarpolitischen Programmen, so stimmen wir weder den quietistischen Optimisten zu, welche die Hände in den Schoß legen, und wie ein russisches Sprichwort sagt, „am Meere sitzend auf besseres Wetter warten" wollen, noch auch den Pessimisten, welche die bestehenden wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse für so verzweifelt halten, daß ihrer Ansicht nach nur durch eine vollständige Aenderung unserer gesammten Rechtsordnung, insbesondere durch Umwandelung des Privateigenthums an Grund und Boden in Collectiveigenthum geholfen werden könne. Aus demselben Grunde vermögen wir uns auch der Forderung der Uebernahme sämmtlicher hypothekarischen Schulden des ländlichen Grundbesitzes durch den Staat nicht anzuschließen, da eine solche natur-nothwendig über kurz oder lang zur Verstaatlichung des ländlichen Grundbesitzes führen würde. Auch versprechen wir uns für ein Staatswesen wie das deutsche Reich, das hinsichtlich der Einfuhr seiner landwirthschaftlichen und der Ausfuhr seiner industriellen Producte auf das Ausland angewiesen ist, von dem Versuche einer mechanischen Hebung der Preise für die landwirthschaftlichen Producte durch Schutzzölle auf die Dauer nur einen geringen Erfolg, da bei niedrigen Sätzen der Schutzzölle in Folge der engen Zusammenhänge und Beziehungen, welche heute unter den einzelnen Volkswirthschaften bestehen, unberechenbare Rückschläge von außen, und bei hohen, gleichsam prohibitiv wirkenden Sätzen, in Folge der widerstreitenden Interessen der verschiedenen Classen, ebenso unberechenbare Rückschläge von innen zu befürchten sind. Endlich vermögen wir auch an das Zustandekommen eines auf die Regelung der Währungsverhältnisse beschränkten, alle Culturstaaten Europa's und die nordamerikanische Union umfassenden Bundes ebenso wenig zu glauben wie an die dauernde Aufrechterhaltung eines solchen nur aus einigen wenigen Staaten bestehenden Verbandes.

Dagegen scheint uns ein Zollbund, bestehend aus einer Reihe sich in gleicher oder ähnlicher wirthschaftlicher Lage befindlichen mittel- und westeuropäischer Staaten zu den in absehbarer Zeit realisirbaren Dingen zu gehören. Ja wir sind der Ansicht, daß es neben dem Interesse der ländlichen Grundbesitzer und industriellen Unternehmer das Interesse der arbeitenden Classen und namentlich die in Deutschland inaugurirte Socialgesetzgebung sein wird, die zu solchen internationalen Vereinigungen und Organisationen hindrängen werden, weil der weiteren Fortführung dieser Gesetzgebung auf lediglich nationaler Basis sich mit der Zeit unüberwindliche Hindernisse entgegen stellen dürften.

Ein solcher Zollbund könnte sich, soweit er den Bedarf seiner Bevölkerung an landwirthschaftlichen und industriellen Erzeugnissen vollständig zu decken vermöchte und in einem mit diesem Bunde in Beziehung zu setzenden umfassenden Colonialgebiete auch die Bezugsquellen für seine Colonialproducte besäße, ohne erheblichen Schaden nach außen hin schärfer und zugleich wirkungsvoller abschließen, als es den einzelnen mittel- und westeuropäischen Staaten für sich möglich ist. In einem solchen Zollbunde würde sodann eine Ausgleichung der Socialgesetzgebung im weitesten Sinn möglich sein.

Breslau im Februar 1888.

Im Waisenhaus.

Von

Salvatore Farina.

I.

Der Erste, welcher in dem geräumigen Schlafsaal erwachte, war immer Desiderio; wenn der graue Schein der Morgendämmerung durch die hohen Fenster hereindrang, hatte der Kleine sich schon in seinem Bettchen aufgesetzt, um sie zu erwarten und, um nicht wieder in Schlaf zu fallen, die Betten in der Kammer gezählt, deren zweiunddreißig waren, ungerechnet das des Aufsehers, ganz im Hintergrund, unter dem Bilde der Madonna.

Alle diese kleinen Schläfer, welche die Luft mit seltsamen Tönen erfüllten, bei dem spärlichen Frühlicht in der Verkürzung oder im Profil gesehen, mit offnem Mund und geschlossenen Augen, machten Desiderio wohl ein wenig Spaß. Aber sie verursachten ihm auch ein gewisses Bangen vor dem Tag, als er beim Erwachen die Athemzüge des kleinen Giulio, der in dem Bettchen dicht neben dem seinen schlief, nicht gehört und hierauf bemerkt hatte, daß das Lager leer sei: in der Nacht war Giulio unwohl geworden, und man hatte ihn in das Krankenzimmer gebracht.

Dieser Giulio war ein guter Junge, aber er weinte beständig, weil er hartnäckig darauf bestand, seine Mama, welche gestorben war, wiederhaben zu wollen.

Desiderio hatte vielmal versucht, seinen Nachbarn zu trösten, indem er ihm sagte, daß sich die Mamas im Paradies alle wiedereinfinden würden; aber Giulio hatte ihm eines Tages geantwortet, daß er von dieser Sache nichts wissen könne, da er seine Mama nicht gekannt und vielleicht niemals eine gehabt habe.

Es war richtig; Desiderio hatte seine Mama nicht gekannt und vielleicht niemals eine gehabt, so daß er, als es ihm nicht gelang, die Thränen Giulio's mit diesem Argument zu beschwichtigen, wirklich nicht mehr wußte, was er ihm rathen solle . . . Doch wenn er es versuchen wollte, sich zu zerstreuen, vielleicht zu lesen . . . . Nein, nur das nicht! Dem kleinen Giulio gefielen die Bücher nicht anders, als auf dem Knie der Mama, und er wollte sterben, um ins Paradies zu kommen und dort zu lesen.

So begann Desiderio an jedem Morgen, wenn er gewissermaßen noch im Dunkeln erwachte, zu horchen, ob er zwischen den mannigfachen Lauten der schnarchenden Genossen nicht auch den schwachen Athemzug Giulio's unterscheiden könne; aber da er nichts hörte und wohl erkannte, daß das Bett leer sei, noch bevor der anbrechende Tag es ihn sehen ließ, so fragte er sich mit leisem Schreck, ob der Knabe wirklich gestorben sei, um zu seiner Mutter zu gelangen; und sein kleiner Verstand sagte ihm nein, denn wenn Giulio todt wäre, würde sein Bett nicht so lange leer geblieben sein.

Dann kam das Licht von den hohen Fenstern; Desiderio zog unter dem Kopfkissen ein Buch hervor, ein sehr herrliches Buch, ganz voll von kleinen Geschichten, und vergaß des kleinen Kranken und aller seiner schlummernden Kameraden, um nur noch an Däumling und Dornröschen zu denken, die verzaubert im Walde schlief.

Sein Bett war das letzte des Schlafsaales; ein handbreiter Raum trennte ihn kaum von der Wand, dann kam ein anderer, etwas größerer Zwischenraum und dann das leere Bett, so daß der Knabe fast allein war inmitten seiner Genossen. Er war damit nicht unzufrieden, im Gegentheil, weil es sich allein viel besser mit den Siebenmeilenstiefeln reist.

Und dann machte die Scheidewand, welche die Krankheit des kleinen Freundes zwischen ihm und der Welt aufgerichtet, ihn an eine andere Person denken, von welcher er hatte sprechen hören, an einen gewissen Robinson, der sich auf einer Insel verlor und lange Zeit ohne Milchsuppe lebte, weil es ihm an Brod und sogar an Milch gebrach, und der sich daher den Bauch mit Früchten füllen mußte. Desiderio hatte solch' eine Portion Früchte noch niemals zu sich nehmen können, und er war auch so gut wie überzeugt, daß er es niemals thun würde, außer wenn er auf eine wüste Insel kommen sollte. Aber wer weiß, ob es noch wüste Inseln gibt? Nachdem Robinson den Jungen gezeigt hat, wie man es macht, um auf verlassenen Inseln zu leben, würden alle dahin gewollt haben, und es würde dann vielleicht dort sein, wie in Mailand, Milchsuppe am Morgen, dicke Suppe mit gekochtem Fleisch am Mittag, Brühsuppe am Abend und ein paar klimperkleine Aepfel jeden Augenblick.

Eines Nachts erwachte Desiderio und spitzte das Ohr; die Nachtlampe, welche gewöhnlich an der entgegengesetzten Seite des Schlafsaals, über dem Bette des Aufsehers brannte, war erloschen, aber es war darum doch nicht ganz finster: durch die großen Fenster drang, zugleich mit dem zerstreuten Licht der Sterne, ein ungewisser, röthlicher Schein, der verirrte Strahl einer entfernten Lampe.

Selbst für Desiderio's geübte Augen war es schwer, in diesem dunklen Raum das zu unterscheiden, was er an jedem Morgen sah; dennoch versuchte er es, da er ohnehin nicht schlafen konnte. Ihm gerade gegenüber, dort, genau dort mußte das Bett Gabriel's sein, des kleinen Gabriel mit den stieren Augen und dem rothen Gesicht. Aber was ist geschehen? Wo das Bett Gabriel's war, da ist nichts mehr in dieser Richtung, aber weit, weit erscheint der zusammengekauerte Körper eines schwarzen Riesen. Desiderio begreift, daß er, wenn er allein gewesen wäre, sich vor dieser schwarzen Gestalt gefürchtet haben würde; aber da er sich in zahlreicher Gesellschaft wußte, blickte er den Riesen fest an und zwang

ihn, die Maske abzunehmen und ihm zu sagen: „Ich habe nur Scherz gemacht, ich bin kein Riese; ich bin die Commode zu Füßen von Gabriel's Bett." Aber der schwarze Körper veränderte seine Stellung nicht. Desiderio verlor die Geduld und wollte schlafen; aber ach — der Schlaf kam nicht. Dann wandte er sich, um mit dem rechten Ohr irgend Jemanden athmen zu hören; und wieder ein neues Wunder! Dicht neben sich, so nah, daß der Hauch seines Mundes ihn zu berühren schien, vernahm er einen andren Schläfer. Dort ist er, ganz nah, bei Giulio's Bett — nein, noch näher, er konnte nur in Giulio's Bett sein.

Wer aber mochte während der Nacht gekommen sein, um Giulio's Bett einzunehmen, wenn es nicht Giulio selbst war? Desiderio horchte lang; es war ein regelmäßiges Athmen, nicht laut, aber kräftig, ohne jenes Röcheln, welches ihm manchmal den Menschenfresser ins Gedächtniß gerufen hatte, wenn er ausgeht, um den Däumling und dessen Bruder zu schlachten und statt dessen die eigenen kleinen Töchter schlachtet. Dieses Athemholen, mitten drin unterbrochen, wenn andere, weiter entfernte Athemzüge sich hören ließen, entwickelte sich nach einigen rhythmischen, genauen Cadenzen mannigfaltiger und reicher; es hatte seltsame Töne, klagende Wendungen, geheimnißvolle Pausen: dann, mit einem Male, nahm es an Stärke zu, raffte sich entschlossen auf, wie um etwas Schreckliches zu sagen, Etwas, worin Tod und ewige Verdammniß vorkommen, bis es sein Thema erschöpft hatte — und dann Schweigen, ein großes oratorisches Schweigen, bevor es wieder von vorn anfing.

Desiderio, welcher vor dem in der Entfernung zusammengekauerten schwarzen Riesen keine Angst gehabt hatte, fing an, den quälenden Zauber dieser fremdartigen Sprache, die sein Ohr füllte, zu empfinden; und um geradeswegs ihn zu brechen, rief er mit lauter Stimme: „Giulio!" Niemand antwortete ihm, und er rief lauter: „Giulio!"

„Was gibt es?" fragte irgend Einer, aus dem Schlaf auffahrend.

Es schien nicht Giulio's Stimme; aber Desiderio, der nicht mehr wußte, an was er in dieser Dunkelheit glauben sollte, wiederholte auf gut Glück: „Giulio?"

„Was gibt es denn?" erwiderte eine starke Stimme. Sie sprach aus Giulio's Bett, aber es war nicht Giulio. — „Was willst Du?" wiederholte die Stimme.

„Ich glaubte, daß Du mich gerufen hättest," sagte Desiderio.

„Ich, nein, ich habe geschlafen . . ."

„Wer bist Du? Wie heißest Du?" fragte Desiderio.

„Desiderio!" erwiderte der Andere, — „ich bin müde. Und Du, wie heißest Du?"

„Desiderio."

Aber der Unbekannte, anstatt dem ungeheuren Erstaunen seines Nachbarn mit einem gleichen Erstaunen zu antworten, fing wieder an zu schnarchen.

In diesem Augenblick trat der Mond in den Schlafsaal der Waisenkinder, und Desiderio wandte vor Allem das Auge, um den fernen schwarzen Riesen zu suchen. Er war verschwunden.

Das Bett Gabriel's mit den stieren Augen und alle anderen Betten standen

in der Reihe; aber hier, dicht bei, an der Stelle, die so lange leer geblieben war, schlief noch Jemand, der ihm den Rücken zukehrte, Giulio ohne Zweifel, wiewohl er gesagt hatte, daß er Desiderio sei. Wunderlicher Gedanke, sich Desiderio zu nennen! Aber vielleicht hatte er geträumt.

Auch der wahre Desiderio zögerte nicht länger, zu träumen.

Er träumte, in dem Schlosse Dornröschens angekommen zu sein, und sie glich einem kleinen Mädchen, welches er eines Tages im Sprechzimmer gesehen hatte; denn sie war blond wie jenes kleine Mädchen und hatte rosa Kleider an wie jenes kleine Mädchen.

Plötzlich war Dornröschen erwacht und hatte sich ihm an den Hals geworfen mit den Worten: „Ich habe Dich lang erwartet!"

Und auch die Stimme war die jenes kleinen Mädchens.

Dieses kleine Mädchen, um sogleich Alles zu sagen, was der verwaiste Knabe von ihr wußte, nannte sich Speranza.

II.

Da er eine Stunde Schlafs verloren hatte, erwachte der Kleine etwas später als gewöhnlich, nachdem die ersten Strahlen der Morgendämmerung schon in den grauen, traurigen Saal gedrungen waren. Als er die Augen öffnete, sah er einen Jungen von seinem Alter, welcher auf Giulio's Bette saß und ihn unverwandt ansah. Es war nicht Giulio. Er hatte ein eckiges Gesicht, eine breite vorspringende Stirn, zwei schwarze und tiefe Glotzaugen und rothe Haare. Ohne ihm Zeit zu lassen sich von seinem Erstaunen zu erholen, fragte ihn der Unbekannte:

„Wie heißest Du?" ... und da der also Gefragte nicht sogleich antwortete, wiederholte er: „Wie heißest Du?"

„Desiderio!" stammelte der Knabe.

„Du hast mir den Namen genommen!" sagte der Andere; „auch ich heiße Desiderio. Doch im Laden war ich nicht mehr als Derio, weil der ganze Name, siehst Du, zu lang war. Nenne auch Du mich Derio, wenn Du es vorziehst."

„Das will ich nicht, aber Du wirst einen anderen richtigen Namen gehabt haben. Bei dem werde ich Dich nennen, damit wir uns nicht irren."

„Dann nenne mich: der Tollkopf, so hieß man mich auch."

„Ich ziehe Derio vor."

„Ich habe auch noch einen anderen Namen ... Coppa, Desiderio Coppa, der Tollkopf. Nun kannst Du wählen."

„Wo bist Du denn bis jetzt gewesen, daß ich Dich niemals gesehen habe?"

„Im Laden; mir ist der Vater gestorben, er war Schuhmacher, ein Hundehandwerk; ich habe mich dabei nicht besonders amüsirt, das kann ich Dir versichern. Die Tante ist arm und hat mich hierher gebracht. Um mich folgsam zu machen, hat sie mir gesagt, daß man es hier sehr gut habe, daß der Ort schön sei, daß ich daselbst leben würde wie die Söhne der reichen Leute. Ich habe mir nun Alles genau angesehen, und es scheint mir doch nicht so schön wie die Häuser der vornehmen Herren. Ich bin manchmal in solche Häuser

gekommen, als der Vater noch lebte . . . Wenn Du gesehen hättest! Das war anders als hier!" . . .

„Aber es ist hier so übel nicht," bemerkte Desiderio, durch eine seltsame Sympathie zu dem Jungen hingezogen, der denselben Namen führte wie er, und ihm auf so ungewohnte Weise nahe gekommen war; „Du wirst sehen . . ."

„Ich habe schon genug gesehen," erwiderte der Andere mit voller Ueberzeugung, „hier ist Alles schwarz; mir gefallen die Häuser, welche ganz weiß sind, auswendig und inwendig, oder roth, blau und golden, mit Treppen von Marmor."

„Wie das Haus Dornröschens, die im Walde schläft!" rief Desiderio aus.

„Ich bin noch nicht dagewesen," bemerkte Coppa sehr ernst. „Ist es schön?"

„Das will ich meinen!"

Und Desiderio fing an, es zu beschreiben; aber als er, durch die Fragen seines Namensvetters in die Enge getrieben, gestand, daß er es auch noch nicht gesehen habe, außer in einem Buch, hob der Tollkopf die Augen zur Stubendecke empor und verzog die Lippen zu einer Grimasse des Mitleids.

Er sagte nichts Anderes, um seinen Gedanken errathen zu lassen; aber es war auch nicht nothwendig.

„Willst Du, daß wir einen Pact schließen?"

„Ich bin's zufrieden."

„Laß uns einander versprechen, fürs ganze Leben Freunde zu sein. Willst Du?" fragte der Tollkopf mit sehr lauter Stimme.

„Gern!" erwiderte Desiderio, aber so leise, daß man ihn kaum hören konnte.

„Wie Du das sagst!"

„Damit der Aufseher nicht erwache; sonst läßt er die Jungen gleich aufstehen, und es ist noch nicht fünf . . ."

„Wart'," rief der Neuangekommene; „Du mußt es beschwören . . ."

Und indem er fast ganz aus dem Bett herauskam und die Arme ausstreckte, reichte er dem kleinen Freunde die beiden Zeigefinger hin, übers Kreuz gefügt.

„Was soll ich nun thun?"

„Lege die Hand darauf und schwöre, daß wir Freunde sein wollen, auf Leben und Tod."

Desiderio begriff nicht recht, was der Tod damit zu schaffen habe; aber dieser feierliche Schwur, geheimnißvoll geleistet, während Alle ringsumher im Schlafe lagen, verlockte ihn, und er schwor, auf Leben und Tod, nicht ohne sich ein wenig zu bewundern. Der Tollkopf legte den Eid gleichfalls rasch ab, und hierauf sagte er: „Später werde ich Dir mein Blut zu trinken geben, und ich werde das Deine trinken."

Wie wäre das möglich? — Auf die einfachste Weise; unterdessen aber sollte Desiderio nicht weiter forschen.

„Nun aber, da wir Freunde sind," begann der Tollkopf aufs Neue, „müssen wir uns vornehmen, zusammen auszugehen, um diesen herrlichen Palast zu besuchen . . ."

„Welchen?"

„Dornröschens Palast; wir wollen hingehen, um sie zu wecken."

Desiderio äußerte den nicht unbegründeten Zweifel, daß dieser Palast nicht mehr existire oder vielleicht niemals existirt habe; aber Coppa wollte das nicht glauben. Wenn er es in einem Buche gelesen habe, so müsse es wahr sein. Das Buch sage nicht, wo der Palast sei? Nein, das sage das Buch nicht.

Einerlei, daran liege nichts; sie würden ihn schon finden.

„Du hast mir noch nicht gesagt, wie Du es angefangen hast, in Giulio's Bett zu kommen, ohne daß ich Dich gesehen habe."

„Du schliefst, als ich ankam; sie wollten mich nicht aufnehmen, weil es zu spät war, aber ein Herr mit einem Bart, ich weiß nicht, wer er gewesen, hat Alles geglaubt, was ihm meine Tante zur Entschuldigung vorgelogen, und mich eingelassen. Sie haben mich nur für diese Nacht hierher gelegt; aber wenn sie sich einbilden, daß ich das Bett vertauschen werde, so irren sie sich . . . ich befinde mich hier ganz gut."

Es war Etwas in der Redeweise des Tollkopfes, was dem kleinen Desiderio wider den Strich ging, und dennoch ward seine Sympathie für den neuen Freund dadurch nicht verringert.

„Wie alt bist Du?" fragte ihn Coppa.

„Ich bin zehn Jahre alt geworden . . ."

„Und ich bin noch nicht ganz zehn Jahre alt", versetzte der Andere, ein wenig dadurch gedemüthigt, daß er jünger war. „Aber ich bin größer als Du; wart' . . ." und sogleich, ohne weiter ein Wort zu sagen, streckte er die Beine unter dem Bettlaken hervor, und als er aufgerichtet stand, wiederholte er: „Wart'!"

Es mochte wohl nicht wahr sein, daß er größer als Desiderio; aber dem Knaben lag nicht daran, diese kleine Eitelkeit zu berichtigen, er begnügte sich vielmehr zu sagen, daß er rasch wieder ins Bett müsse, weil es verboten sei, aufzustehen, ehe die Glocke geläutet habe.

„Wann läutet die Glocke?" fragte der kleine Dulder, indem er wieder unter die Decke kroch.

„Um fünf . . . in einer halben Stunde."

Coppa gab nicht Acht auf die Antwort; er schien durch einen anderen Gedanken zerstreut, und Desiderio hielt ein wenig inne, um ihn mit großer Nachsicht zu betrachten, als ob er im Voraus die Rolle kenne, die ihn in der neuen Freundschaft erwarte.

„Weißt Du, was desiderio heißt?" sagte auf einmal Coppa. „Der Wunsch! Nun, wir sind zwei Desiderii — was wünschest Du Dir?"

Der Knabe, so gefragt, ward ein wenig verwirrt; er wußte nicht einmal, was er sich wünsche — vielleicht nichts.

„Das ist nicht wahr," bemerkte der Andere; „bedenk' Dich wohl, Du mußt Etwas wünschen."

Nunmehr gestand der Kleine, er wünsche, daß zwei Jahre vergangen sein möchten, damit er in die zweite Klasse käme, in welcher die Waisen das Zeichnen lernten.

„Aber das ist kein Wunsch," sagte Coppa.

„Warum nicht?"

„Weil es eine sichere Sache ist; was für ein Vergnügen ist dabei, sich Dinge

zu wünschen, welche ohnehin geschehen? Es ist dasselbe, wie wenn man wünschen wollte, daß es um zwölf Uhr Mittag sei."

Desiderio war nicht vorbereitet auf diesen Einwand zu antworten, und begnügte sich zu wiederholen, daß er jetzt sich nichts Anderes wünsche.

„Jetzt!" beharrte Coppa, „aber nachher?"

„Nachher, das weiß ich nicht," sagte Desiderio.

Er war aufrichtig in seiner Unwissenheit, wie der Tollkopf in seinem Erstaunen.

„Ich dagegen," verkündete Letzterer feierlich, „ich denke immer an das nachher; ich wünsche ... willst Du wissen, was ich wünsche?"

„Ja, sag' es."

„Ich wünsche, reich zu werden, reich, reich, die Taschen immer voll Geld zu haben, Silber und Gold, und es auszugeben, ohne zu zählen, und die Freunde zu tractiren, dann aber immer neues zu haben."

„Aber Du wünschest das Unmögliche ..."

„Wer sagt Dir, daß es unmöglich sei?"

„Nun ... es scheint mir so. Welche Hoffnung hast Du, reich zu werden?"

„Ich? Keine ..."

„Das seh' ich," rief der kleine Philosoph keck aus; aber plötzlich, da er inne ward, etwas gesagt zu haben, was seinem Kameraden zu denken gab und wovon er selber den Grund nicht recht erkannte, so schwieg er, um nachzusinnen.

„Ich fürchte auch, daß es eine unmögliche Sache sei; aber es zu wünschen, ist doch nichts Böses."

Desiderio erwiderte nichts; aber einen Augenblick darauf, als er bei den langgezogenen Tönen der Morgenglocke zusammenfuhr, sprach er mehr zu sich selbst, als zu seinem neuen Freund:

„Ich weiß nicht."

„Was weißt Du nicht?"

„Ob dies Unmögliche zu wünschen, nicht etwas Böses sei."

Und er sprang aus dem Bettchen.

Der Anblick des Schlafsaals hatte sich vollständig geändert, und in jedem der kleinen Betten wiederholte sich in verschiedener Weise dieselbe Scene: ein halbnackter Knabe, stehend oder sitzend, oder noch liegend, aber die Arme zur Decke emporgereckt; ein Gähnen, das gleichmäßig alle Wangen verzog, die runden und die mageren. In wenigen Augenblicken war die ganze Gesellschaft auf den Beinen, um in den Commoden herumzusuchen, um die leinenen Hosen anzuziehen, um sich, den Fuß auf dem eisernen Bänkchen, die Schuhe zu putzen, um sich hierauf mit großem Lärm das Gesicht in dem gemeinsamen Kübel zu waschen und zuletzt die Betten zu machen.

Desiderio mußte dem neuen Freunde zeigen, wie man das Bett mache, und der Tollkopf begriff rasch; zur Vergeltung wollte er, daß Desiderio von ihm lerne, wie man die Schuhe ohne viele Mühe blank machen könne, indem man abwechselnd auf das Leder haucht und dann mit der Bürste schnell und leicht darüber fährt.

Im Ganzen hatte das kleine Schauspiel des Aufstehens dem Herrn Coppa

nicht allzu sehr mißfallen; aber es blieb noch etwas zu thun, wovon Desiderio nicht wußte, wie der Neuling es aufnehmen werde: das Ordnen der Bettdecken. Aber auch das ging vortrefflich: kaum hörte der Tollkopf von Mund zu Mund, durch den ganzen Schlafsaal den Ruf sich wiederholen: „das Seil, das Seil"; kaum sah er zwanzig Arme sich ausstrecken, um das Seil zu erfassen, als er auch schon, ohne nur einmal zu wissen, um was es sich handle, mit starken Stößen Alle entfernte, die neben ihm standen, und mit einem Sprunge sich selber des Seils bemächtigte. Als er es jedoch in der Hand hielt, würde er nicht gewußt haben, was er damit machen solle, wenn Desiderio ihm nicht gesagt hätte, daß er es von einem Ende des Schlafsaals zum anderen, über die Betten, spannen müsse, um ... ja warum wohl? Um die Ueberschläge der Betten in eine grade Linie zu bringen.

Würde ein solches Resultat seiner Kühnheit dem kleinen Helden nicht den Muth benehmen? Desiderio hatte ein wenig Furcht davor; aber er irrte sich, denn Coppa, nachdem er das Seil ausgespannt, schien sehr befriedigt darüber zu sein, daß er sein eigenes Bett in Ordnung gebracht habe.

Die Waisenkinder waren gewaschen, gesäubert und gebürstet; der kleine Tumult hätte nun zu Ende sein sollen, und dennoch dauerte er fort, weil einige gar zu lebhafte Knaben, die sich die Finger beschmutzt hatten, ein zweites Mal zum Waschkübel liefen, oder weil sie sich das Gesicht nicht ordentlich abgetrocknet oder vergessen hatten, die Bürsten in ihre Commoden zu schließen. Die Ruhigeren hatten sich indessen schon in die Reihe gestellt, vor dem Bilde der Madonna, um das Morgengebet zu hören.

Der Aufseher, welcher mit seiner hohen Statur die kleine Schar überragte, sammelte die Zerstreuten und trieb die Säumigen zur Eile an; dann, auf einen Wink, knieten Alle zugleich nieder.

Heute früh war die Reihe an Desiderio, das Morgengebet zu lesen; aber er wußte es ganz auswendig und brauchte nicht einmal auf das Blatt zu sehen.

Als er mit seinem hellen und sanften Stimmchen anfing: „Die Nacht ist vergangen, und ich lebe noch, o Herr, während, wer weiß, wie Viele in dieser selbigen Nacht vor Dir erschienen sind, um gerichtet zu werden . . ." da blickte der Tollkopf, welcher neben ihm niedergekniet war, ihm unverwandt in den Mund, um keine Silbe zu verlieren. Als Desiderio, im Namen all' seiner Kameraden, dem Herrn versprach, die hier empfangene Erziehung wohl zu nützen und sich zu einem guten Bürger vorzubereiten, um dem Vaterland Ehre zu machen, da zitterte seine Stimme ein wenig wie von einer geheimen Bewegung, und als er sagte, daß, „wenn auch diese Erde nicht sein ewiges Vaterland, so sei doch das Leben ein Geschenk, mit welchem man sich die Krone des Lebens erwerben könne," da senkte er die Stimme und sprach ganz langsam, als ob es Zeit brauche, den Sinn dieser geheimnißvollen Worte zu verstehen. Dann klang seine kleine Stimme noch einmal durch den Saal, um den Genossen zu versichern, daß er sie lieb haben und daß er suchen würde, ihnen ein gutes Beispiel zu geben.

Bei dieser Stelle drückte eine Hand heimlich den Saum von Desiderio's Camisol, nur um Etwas zu drücken, und es war die Hand seines neuen Freundes.

„Alles dieses verspreche ich, o Herr," schloß der Kleine, „verleihe Du mir

die Gnade, daß ich nicht fehle. Sende mir Deinen Engel, daß er mich erleuchte, mich bewache, mich führe und mich errette aus allen Gefahren, denen ich heute begegnen werde."

„Amen!" sagte der Aufseher, und die Waisenkinder, indem sie emporsprangen, wiederholten: „Amen!" Dann machten sie sich unverzüglich auf den Weg nach dem Speisesaal.

Nur Einer blieb, wie selbstvergessen, noch auf den Knieen liegen, um Desiderio anzusehen, welcher das Blatt mit den Gebeten wieder an den Nagel hing. Der Aufseher redete den Kleinen an und sagte ihm:

„Ich habe Dich noch nicht gesehen; wie heißest Du?"

„Desiderio Coppa, der Tollkopf," erwiderte der Gefragte und erhob sich.

„Warum der Tollkopf?"

„Ich weiß es nicht."

„Du mußt brav sein, mein Kleiner, brav wie Dein Kamerad hier, der auch Desiderio heißt. Versprichst Du es?"

Coppa legte einen Arm um den Hals des neuen Freundes und erklärte, ohne sich irre machen zu lassen:

„Dann will ich aber auch das Bett nicht wechseln, und man soll dem Herrn mit dem Bart sagen, daß ich immer schlafen will, wo ich diese Nacht geschlafen habe . . ."

Nun gingen auch sie in den Speisesaal, um die Milchsuppe zu essen; aber Coppa hatte keine Eile, wiewohl er einen Hunger hatte! . . . Er setzte sich auf den Treppenabsatz, auf die ersten Stufen und hielt seinen kleinen Freund auf, um ihn zu fragen:

„Sage mir doch, geschieht jeden Morgen dasselbe?"

„Ja, jeden Morgen."

„Jeden Morgen sagst Du dem Herrn, daß er Dir den Engel schicke?"

„Ich bin es nicht immer, es geht reihum; auch Du wirst lesen."

„Und dieser Engel," forschte Coppa weiter, bei seinem Gedanken beharrend, „ist er jemals gekommen?"

„Ich glaube ja . . ."

„Hast Du ihn gesehen?"

Desiderio hätte antworten können, daß er ihn oft gesehen, wenn er vom Hof aus durch das Fenster des Sprechzimmers geblickt, und daß es ein rosenfarbener Engel sei, und daß er in Begleitung seiner Mama käme, um einen der Erwachsenen der ersten Abtheilung zu besuchen, und daß der Engel Speranza heiße; Alles dieß hätte er sagen können, aber er wußte noch nicht, ob Coppa eines solchen Vertrauens würdig sei.

„Ich begreife," sagte der kleine Neugierige, indem er im Gesichte des Freundes ein wenig Unentschlossenheit las; „aber Du wirst es mir später sagen."

„Ja, später," rief Desiderio aus, im Herzen froh, einen Vertrauten an der Hand zu haben.

„Später," wiederholte der Tollkopf mit geheimnißvollem Tone, dessen ganzen verborgenen Sinn Desiderio schaudernd begriff.

Und noch hatte er das Blut Coppa's, und Coppa das seinige nicht getrunken!

III.

Desiderio hatte des kleinen Giulio nicht vergessen, wenn er auch, trotz der langen Zeit, die er ihn kannte, sich mit ihm nicht durch das geheimnißvolle Band verknüpft fühlte, welches ihn und Coppa seit wenigen Stunden umschloß. Der ehrliche Junge machte sich fast einen Vorwurf daraus, und indem er sich zu entschuldigen versuchte, fand er seinem Herzen nichts Anderes zu sagen als eine kleine Lüge. „Es ist nicht wahr," sagte er sich, „daß dieser Neuangekommene, den ich gestern noch nicht kannte, mir theurer sei, als der kleine Giulio, der so oft neben mir und sogar auf meinem Kopfkissen geweint hat . . . Es ist nicht wahr . . ." Aber es war dennoch so, und Desiderio begriff nun, wie die Lügen, mit welchen wir das Herz so oft beschwichtigen wollen, nicht den mindesten Erfolg haben.

Also dachte Desiderio an Giulio; aber er dachte auch an die feierliche Ceremonie des Blutes, welche ihm ein wenig Angst machte, erstens weil er sich vorstellte, daß man Blut nicht haben könne, ohne irgendwo in den Körper zu stechen, alsdann weil er, der noch niemals das Blut eines Anderen getrunken, nicht wußte, welch' außerordentliche Wirkung es auf seine Freundschaft für den Tollkopf hervorbringen solle.

Als Coppa nach dem Frühmahl zum Rector gerufen ward, bekam Desiderio einen Schreck, indem er dachte, daß, wenn sein neuer Freund die Fragen aus dem Katechismus und der Grammatik nicht beantworten könne, man ihn auch nicht in derselben Abtheilung lassen werde.

„Was kannst Du?" fragte er ihn in aller Geschwindigkeit.

„Ich weiß es nicht," gab Coppa offenherzig zurück.

„Wer hat uns erschaffen?" examinirte Desiderio weiter.

„Die Mama," entgegnete Coppa gleichmüthig.

„Nein, so darfst Du nicht sagen; wenn der Rector Dich frägt, wer uns erschaffen hat, mußt Du sagen: Gott; dann wird der Rector Dich fragen, zu welchem Zwecke Gott uns erschaffen hat, und Du mußt antworten: um ihn zu lieben und zu ehren . . ."

Coppa schüttelte den Kopf.

„Aber wenn Du diese Dinge nicht weißt, wird man Dich in die unterste Klasse setzen, und wir werden uns trennen müssen . . ."

Das war ein harter Schlag für den armen Coppa.

„Kannst Du den Artikel? Und das Pronomen? Und die Conjugationen der Zeitwörter, weißt Du sie? . . . Aber was weißt Du denn?"

„Ich kann lesen und schreiben, addiren und subtrahiren."

Es war schon Etwas.

„Kannst Du sonst nichts?"

„Wart', ich will mich besinnen," sagte Coppa . . . .

„Geh', geh'," mahnte Desiderio; „Du darfst den Rector nicht die Geduld verlieren lassen."

Und Coppa machte sich mit gesenktem Haupt auf den Weg, indem er sich bemühte, die wenigen Kenntnisse zusammenzusuchen, die er im Laden vergessen hatte.

Während der freien halben Stunde, welche der Schule vorausging, irrte Desiderio im Hofe herum, wie eine verlorene Seele; des kleinen Giulio hatte er nun doch zuletzt vergessen, und seine Augen waren nur auf das Pförtchen gerichtet, aus welchem, von einem Moment zum andern, Coppa's rother Kopf zum Vorschein kommen mußte. Ach, wie lang er säumte!

Endlich stürmte Coppa in den Hof — mit den rothen kurz geschnittenen Haaren und der Freude, die ihm in den Aeuglein blitzte, schien er ein Sonnenstrahl, der sich an diesen melancholischen Ort verirrt hatte.

„Sie lassen mich bei Dir!" schrie er von Weitem, „sie lassen mich bei Dir," schrie er noch einmal, als er seinen neuen Freund erreicht hatte, und warf sich ihm mit beiden Armen um den Hals.

„Wie hast Du es gemacht?"

„Es ist eine leichte Sache gewesen. Er wollte wissen, wer mich erschaffen habe, und ich, um ihm einen Gefallen zu thun, antwortete: Gott! Er hat mich addiren lassen, er hat mich lesen lassen, er hat mich schreiben lassen . . . er wollte auch, daß ich ihm sage, was das Pronomen possessivum sei, worauf ich ihm aber geantwortet habe, daß ich es einmal gewußt und daß es, wenn man mich bei Dir gelassen hätte, mir wieder eingefallen sein würde. Darüber hat er ein wenig nachgedacht. Dann wollte er, daß ich ihm wenigstens sage, was der Artikel sei . . . Und dann wieder — aber in acht Tagen werde ich Alles wissen."

„Und er?"

„Und er hat noch einmal ein wenig nachgedacht, hat mir die Hand auf den Kopf gelegt und gesagt, ich möge nur in Gottes Namen gehen, ich solle schon mit ihm zufrieden sein. Du wirst mich lehren, was ich nicht weiß, und wir werden immer zusammenbleiben . . . Welch' ein Glück!"

„Und Giulio?" fragte nun Desiderio.

„Welcher Giulio? der in meinem Bette schlief?"

„Ja, der."

„Sie haben gesagt, daß es schlecht mit ihm stehe, sehr schlecht."

Da kam Desiderio der Gedanke, daß er, um die unwiderstehliche Sympathie zu rechtfertigen, die er für seinen Namensvetter fühlte, dem kleinen Kranken einen Besuch abstatten und ihn mit Coppa bekannt machen müsse.

„Komm'," sagte er Letzterem, und näherte sich dem Vice-Rector, welcher eben den Hof durchschritt.

„Herr Vice-Rector," sagte er, mit der Mütze in der Hand, „Coppa und ich möchten gern, anstatt zu spielen, den kleinen kranken Giulio besuchen. Wollen Sie's uns erlauben?"

Es war nicht das erste Mal, daß der Mann mit dem schwarzen Barte zeigte, ein wie gutes Herz er habe, und Coppa bemerkte das wehmüthige Lächeln, mit welchem er die Bitte aufnahm.

„Kommt mit mir," sagte der Vice-Rector, der nicht der Mann war, Anderen das traurige und heilsame Schauspiel zu überlassen, welches die Zuneigung und das Unglück vereint manchmal darbieten.

Die beiden Kleinen stiegen Hand in Hand und mit jener Beklommenheit,

welche auch die edlen Handlungen begleitet, die Treppe hinan, durchschritten einige dunkle, große Zimmer und traten durch die Thür der Krankenabtheilung. Im ersten Stübchen waren zwei Betten, und in dem einen derselben bewegte ein kleiner Kranker, das Körperchen in zwei Kissen vergraben, mühselig ein paar Bleisoldaten, welche auf dem Ueberzug der Bettdecke nicht stehen wollten. Er erhob nichtsdestoweniger den Kopf bei dem leichten Geräusch, welches die beiden Knaben machten, und Desiderio hielt den Athem an, indem er das Gespenst Desjenigen betrachtete, welcher so lange Zeit sein Bettnachbar gewesen.

„Giulio!“ stammelte er zuletzt.

Der Kranke schlug die Augen auf, erkannte seinen kleinen Freund und lächelte ihm zu, und nun lief Desiderio an das Kopfkissen. Coppa, an der Thür zurückgeblieben, ward von Etwas, das der Eifersucht glich, gereizt und bewegt, und fühlte sich einsam, obwohl er an seiner Seite den Vice-Rector hatte.

„Giulio!“ rief Desiderio mit einer Stimme, in welcher eine unterdrückte Thräne zitterte, „Giulio, wie geht es Dir?“

„Du bist gekommen, nun geht es mir gut,“ erwiderte der Knabe, indem er fortfuhr, die umgefallenen Soldaten aufzurichten, mit der stumpfen Gleichgültigkeit Desjenigen, der sich selber nur in der weiten Welt wie ein umgefallener kleiner Soldat vorkommt.

Desiderio wußte nicht, was er sagen sollte, und der Kranke wandte mit großer Anstrengung den Kopf nach ihm hin und murmelte:

„Es ist schön von Dir, daß Du gekommen bist.“

„Armer Giulio!“ sagte Desiderio, wiewohl es ihm widerstrebte, sich zu entschuldigen; „ich glaubte, Dich beinahe wieder gesund zu finden.“

„Bald,“ erwiderte Giulio und ließ das müde Haupt wieder in die Kissen sinken. Bei dem leichten Stoß stürzten auch die Bleisoldaten wieder hin, wie müde Leute.

Nach einem Augenblick des Schweigens, welchen Desiderio benutzte, um das leidende Gesichtchen des Kranken zu streicheln, fragte dieser:

„Wer ist der Junge dort?“

„Es ist Coppa,“ antwortete Desiderio verzagt, da er dachte, es schicke sich vielleicht nicht, Giulio wissen zu lassen, daß sein ehemaliges Bett besetzt sei; aber er sah keine Möglichkeit, seinem neuen Freunde einen Wink zu geben.

„Ist er ein Neuer?“ fragte Giulio.

„Ja, er ist ein Neuer; ich habe ihm gesagt, daß ich Dich besuchen werde, und da hat er mitkommen wollen, weil wir uns so oft von Dir unterhalten ...“

Desiderio wurde roth, nachdem er diese unschuldige Lüge kaum ausgesprochen, welche ihm nothwendig erschienen war.

„Warum steht er da?“ fragte Giulio.

„Coppa,“ sagte Desiderio, „komm näher, Giulio will Dich sehen.“

Coppa trat sogleich heran und fragte rasch:

„Wie geht es Dir? Wann wirst Du gesund?“

Der Knabe antwortete nicht; aber er heftete für einen Moment die fieberglühenden Augen auf das Gesicht Coppa's.

„Hast Du eine Mama?“ frug er, und als er erfuhr, daß er niemals eine

gehabt habe (denn Coppa antwortete so), schloß er die Augen und murmelte Etwas, das die Knaben nicht recht verstanden. In diesem Augenblick ließ sich die Glocke hören, und Giulio sagte: „Die Schule!"

Desiderio neigte sich auf das Kopfkissen des kleinen Kranken und küßte ihm die Stirn.

„Ich werde wiederkommen," sagte er, „gute Besserung!"

„Gute Besserung," sagte auch Coppa.

Giulio blickte nach dem Fenster gegenüber; aus dem Hof unten drang ein wirrer Lärm zu ihm herauf — es waren die Kameraden, welche zur Schule stürmten.

„Mir ist, als ob ich sie sähe," sagte der Kranke; „ich möchte noch einmal mit in die Schule gehen, um sie Alle zu grüßen."

Desiderio antwortete nicht, sein Herz war schwer; aber Coppa antwortete für ihn: „Wir werden sie grüßen . . . doch Du versprich, gesund zu werden."

„Bald," sagte Giulio.

An diesem Tage, beim Nachmittagsunterricht, konnten alle Schüler der zweiten Elementarklasse die folgenden, in großen Buchstaben geschriebenen Worte lesen, welche die ganze Schiefertafel einnahmen: „Der kranke Giulio sendet seinen Schulkameraden viele Grüße." Auch der Herr Lehrer las die Inschrift und hatte nicht das Herz, sie auszuwischen, nicht einmal, um die Subtraction der Decimalzahlen zu erklären.

IV.

Zwei Tage später war der kleine Giulio todt, und seine Kameraden fügten ihrem Gebet ein de profundis hinzu, bevor sie sich schlafen legten. Coppa schloß in dieser Nacht kein Auge; die kleine Leiche des Dahingeschiedenen ließ seiner jugendlichen Einbildungskraft keine Ruhe. Wenn die vorgeschriebene Ordnung es ihm nicht verboten hätte, würde er aus dem Bette gesprungen sein inmitten der Nacht, um am Lager des kleinen Todten die Seele mit Schauder zu erfüllen.

Dennoch vergoß er keine Thräne, indem er sich mit halblauter Stimme bemühte, den kleinen Freund zu trösten, welcher sein Schluchzen in den Kissen erstickte, bis der Schlaf ihn unversehens überkam.

Als am folgenden Tage sämmtliche Waisen der zweiten Elementarklasse in die Capelle beschieden wurden, um dem Leichenbegängniß beizuwohnen und sich zu Zweien und Zweien hinter dem kleinen Sarge vom Hospiz zum Kirchhof begaben, fing Desiderio wieder an zu weinen und Coppa ihn zu trösten. Und als Giulio in das Grab gesenkt ward, und seine Kameraden begannen, die Handvoll Erde auf den hohl klingenden Sarg zu werfen, zog Coppa, welcher Alles aufmerksam beobachtet hatte, Desiderio bei Seite und sagte ihm: „Er war kein muthiger Junge; es ist besser, daß er zu seiner Mutter gegangen ist; er würde niemals sein Glück gemacht haben."

„Ja, es ist vielleicht besser," sagte Desiderio, indem er sich das thränenüberströmte Antlitz trocknete.

Auf dem ganzen Wege, bis sie in das Hospiz zurückgekehrt waren, sprachen die beiden Knaben nicht; aber während der ungewohnten Freistunde, welche sie, kaum angekommen, statt der Schule erwartete, benutzte Coppa einen Augenblick,

um Desiderio zu sagen: „Nun, wo Giulio todt ist, bin ich Dein Freund, nicht wahr?"

Desiderio nickte bejahend, aber er war keineswegs ganz beruhigt über diese Einleitung, welche nur allzusehr eine gefürchtete Feierlichkeit anzukündigen schien.

„Wir müssen unser Blut trinken," versicherte der Tollkopf, „es ist nothwendig. Fürchte Dich nicht, es ist nicht schlimm; Du wirst zuerst meines trinken — wart', ich werde Dir zeigen, wie man es macht."

Indem er so sprach, stach er mit einer Nadel in die Spitze des Zeigefingers, aus welcher sogleich einige Blutstropfen spritzten; aber Desiderio weigerte sich, es ihm nachzuthun.

„Wir bedürfen des Blutes nicht," sagte er, „um Freunde zu sein; haben wir es uns nicht geschworen?"

Diese Schwäche machte Desiderio in Coppa's Augen keine besondere Ehre; aber er war großmüthig und verzieh. Alles, was er that, war, mit Strenge zu sagen:

„Wenn es wahr ist, daß Du mein Freund bist, so darfst Du auch kein Geheimniß vor mir haben. Sage mir Alles, was Du denkst; Du siehst ja, daß ich Dich schon verstanden habe: Du bist verliebt."

Schrecklicher kleiner Mann, dieser Coppa! Er hatte den Finger mitten auf das Herz seines kleinen Freundes gelegt, dem es unmöglich war, eine Thatsache zu bestreiten, welche klar vor Aller Augen lag. Dessen ungeachtet war Desiderio nicht entmuthigt, im Gegentheil; er fühlte, wie alle Verliebte, das Bedürfniß, sein großes Geheimniß Jemandem anzuvertrauen, der es zu begreifen fähig war, um so mehr, als es zwischen seiner Geliebten und ihm noch nicht über den Austausch von Blicken hinausgekommen, die zwar auch bis zu einem gewissen Punkte sprechen, aber man weiß . . .

„Man weiß," stimmte Coppa bei; „denn oft spricht man mit dem Mund noch weniger — ich selber . . ."

„Du?"

Ja, er selbst war schon zweimal verliebt und noch niemals im Stande gewesen, es seiner Flamme zu erklären. — Aber hatte er sich niemals allein mit seiner Geliebten befunden? — Gewiß, einmal, als er noch im Laden war und auf seinen Geschäftsgängen in herrschaftliche Häuser kam, hatte er eine Dame gesehen. — Eine Dame? — Ja, eine Dame, so schön, so schön . . . schön wie . . . er wußte nicht, wie . . . keine andere Dame war *so* schön. Sie hieß Donna Lucia, war verheirathet an eine Art von Oberst . . . einen Teufelskerl, und *so* hoch . . . aber es war nicht aus Furcht vor dem Gemahl . . . er wisse selber nicht recht, wie es gekommen . . . er habe niemals mit ihr gesprochen. Desiderio stand mit offenem Munde, indem er die Geschichte dieser außerordentlichen Liebschaft vernahm.

„Und das zweite Mal?" fragte er.

„Das andere Mal habe ich gesprochen," gab er zur Antwort, „denn sie war gemalt. Deswegen (er redete rasch, um dem Spott zuvorgekommen) sah sie mich immer an — ich wandte mich hierhin und dorthin, und sie begleitete mich mit den Augen bis zur Thür; mir schien es zuletzt, daß sie den Kopf bewege, aber ich bin nicht sicher . . ."

„Wo hast Du diese gemalte Dame gesehen?“ fragte Desiderio.

„In dem Vorzimmer eines herrschaftlichen Hauses.“

„O, wie glücklich würde ich sein, wenn ich eine Dame so schön malen könnte!“

„Du wirst sie malen und ich, wenn ich erst reich bin, werde sie Dir gut bezahlen und in meinem Palast aufhängen . . . .“

Nachdem die Dinge so geordnet waren, blieb kein Vorwand mehr, mit dem Geständnisse zurückzuhalten, und Desiderio begann stockend:

„Meine Geliebte ist erst acht Jahre alt; ich habe sie nur im Sprechzimmer durchs Fenster gesehen, sie hat schon bemerkt, daß ich sie gern habe und mir zu verstehen gegeben, daß auch sie mich gern hat. Ich weiß nicht, wann ich sie werde sprechen können; sie kommt mit einer Dame, um einen von den Erwachsenen zu besuchen, und ich darf nicht in das Sprechzimmer gehen, denn um mich zu sehen, kommt Niemand.“

Er sprach diese Worte ohne falsche Empfindsamkeit, aber mit der Wehmuth Desjenigen, der für das wahre Gefühl ein Hinderniß sieht und noch nicht weiß, wie er es überwinden soll.

„Wie heißt sie?“ fragte Coppa.

„Speranza.“

„Höre, Du wirst sie mir morgen durchs Fenster zeigen, und ich werde dann mit ihr für Dich sprechen. Du wirst mir sagen, was ich ihr sagen soll; fürchte nicht, daß ich sie Dir rauben werde; erstens gefallen mir die kleinen Mädchen nicht, und dann sind wir ja Freunde.“

„Und Du wirst mit ihr sprechen?“

„Gewiß werde ich mit ihr sprechen. Meine Tante kommt manchmal, um mich zu besuchen; ich werde ihr sagen, daß ich es nicht aushalten kann, wenn ich sie nicht alle Sonntage sehe . . .“

Da läutete die Glocke; die Freistunde war zu Ende.

„Jungen, in die Schule!“

V.

Es war Coppa gestattet worden, seine Kräfte in der zweiten Elementarklasse zu versuchen, obgleich seine Gelehrsamkeit in dem langen Verkehr mit alten Schuhen, welche schadhafter waren als die Porta Comasina, ihre ganze Frische verloren hatte und an sehr vielen Stellen der Flicken bedurfte. Aber er hatte dem Lehrer versprochen, daß er sich in weniger als einem Monat alle die Gegenstände der Wissenschaft aneignen werde, welche die Zierde des Geistes in der zweiten Elementarklasse sind, und man konnte sich darauf verlassen, daß er hinter seinem Wort nicht zurückbleibe.

Er hatte ein rasches und sicheres Gedächtniß, und es war für ihn ein Spiel, die grammatikalischen und arithmetischen Lücken auszufüllen, welche ihn von den Collegen trennten. Als er sich für das ganze Jahr den gewünschten Platz, in der Schule und im Schlafsaal, neben seinem neuen Freunde gesichert hatte, war er zufrieden. Der Lehrer sagte ihm, wenn er so fortfahre (sich nämlich mit dem Rüstzeug der Wissenschaft zu schmücken), dann könne er einer der Ersten in der Schule sein; aber er fuhr nicht so fort; er hatte ganz andere Dinge im Kopf, als das Rüstzeug des Herrn Lehrers. Er lebte in einer phantastischen Welt, die

sein eigen war, jenseits dieses Hospizes, welches ihm durchaus das Ansehen eines Gefängnisses hatte; Gedanken regten sich in ihm, die sonst der Kindheit fremd sind, seltsame Wünsche und eine Wißbegier, auf welche keins der Schulbücher ihm Antwort zu geben vermochte.

„Warum bist Du nicht reich auf die Welt gekommen?“ fragte er eines Tages seinen Gefährten.

„Und Du?“ entgegnete Desiderio lachend.

Coppa lachte nicht.

„Weil es Leute gibt, die reich auf die Welt kommen und Andere, welche immer Hunger haben. Weißt Du das?“

Desiderio wußte es nicht; vielleicht wußte es der Herr Lehrer, aber der würde es ihm nicht haben sagen wollen.

„Es gibt aber auch Leute, welche arm geboren und nachher reich werden,“ bemerkte Coppa.

„Durch Arbeit,“ sagte Desiderio, ohne sich viel dabei zu denken.

„Ja, durch Arbeit,“ murrte Coppa; „aber nicht durch Schuhflicken. Ich wollte, ich hätte so viele Lire, als mein Vater Flicken aufgesetzt hat bis zu seinem Tode. Aber es gibt Leute, welche keinen Flicken aufsetzen würden, nicht einmal für zwei Lire, nicht einmal für vier Lire. So werde ich es auch machen, wenn ich erst reich bin. Und Du?“

Desiderio richtete das Auge noch nicht in eine so ferne Zeit; die einzige Zukunft, die ihn reizte, war zwei Jahre weit, wenn er in der Abtheilung der Großen sein und Zeichnen lernen würde. Dann hätte er keinen Wunsch mehr.

„Das scheint Dir so,“ sagte Coppa; „aber wenn Du da bist, dann wirst Du etwas Anderes wünschen. Ich statt dessen nicht . . .“

Er, der Schelm, wünschte sich ohne Weiteres eine schöne Equipage, mit zwei Pferden und zwei gepuderten Lakaien; aber er hatte sich noch nicht entschieden, ob er mit einer Million genug habe oder sich eine Milliarde wünschen solle. Darüber wolle er noch nachdenken.

Inzwischen kam der Sonntag.

„Mir fällt etwas ein,“ hatte Coppa seinem Kameraden gesagt; „schreibe Deiner Geliebten, und ich werde ihr den Brief einhändigen; ich werde ihr sagen, daß Du es bist, welcher ihr denselben schickt.“

„Sie weiß meinen Namen nicht . . .“

„Das thut nichts; Du wirst Dich hinter das Fenster stellen; ich werde ein Zeichen nach Dir hin machen, und sie wird sogleich verstehen — die Mädchen sind schlau.“

„Und wenn es nun Jemand merkt . . .“

„Laß mich machen, schreibe Du nur . . .“

Und da hatte Desiderio der Versuchung nicht widerstehen können und geschrieben:

„Liebe Speranza,

„Ich bin Der, der Dich immer vom Fenster des Sprechzimmers aus betrachtet und der Dir so gut ist. Ich kann nicht in das Sprechzimmer gehen, weil Niemand kommt, um mich zu sehen; ich habe keine Mama mehr und keine

Verwandten; aber wenn Du mich nicht verläßest, werde ich nicht allein sein. Ich habe Deinen Namen eines Tages erfahren, als Deine Mutter ohne Dich kam; Dein Brüderchen, kaum eingetreten, fragte: und Speranza? Ich hörte nichts weiter, weil die Thür sich schloß, aber Deine Mutter antwortete ihm sicher, daß Du nicht ganz wohl seiest. Ich sah ihr den Kummer am Gesicht an, als sie sprach. Ich habe in jener ganzen Woche viel gelitten; mir war, als ob ich mich mitten unter den Menschen verloren hätte; ich kann es nicht gut ausdrücken, aber es war ungefähr so. Den Sonntag darauf, als ich Dich sah, schien ich meinen Weg wiedergefunden zu haben. Darum, liebe Speranza, verlaß mich nicht; versprich mir, die Meine zu sein durch das ganze Leben. Mir scheint, daß ich, mit Dir an meiner Seite, mich niemals unter den Menschen verlieren würde. Ich heiße Desiderio, bin schon zehn Jahre alt und habe Dich so gern."

Coppa las diesen Brief mit großer Aufmerksamkeit und erwies ihm die Ehre, den Stil desselben zu loben. „Es sind keine grammatikalischen Fehler darin," sagte er, „der Brief ist gut." Aber es war klar, daß er nur so sprach, um einen Anfänger nicht zu entmuthigen; die Briefe, die er an die Frau des Obristen geschrieben hatte, die waren doch ganz anders — allerdings nicht kalligraphisch und vielleicht nicht einmal im Einklang mit der Grammatik, aber warm; sie redeten mehr die Sprache, deren man sich unter Verliebten bedienen muß . . . Wenn diese stolze Donna sie gelesen hätte! . . . „Denn sieh," erklärte Coppa, „den Damen gefällt es, sich sagen zu lassen: Meine Schöne, mein Schatz, meine Seele . . . und dann muß man den Damen auch immer etwas versprechen. Wenn Du, zum Beispiel, Deiner Speranza versprächest, sie mit kostbaren Steinen zu bedecken? . . . Nein? Du willst nicht? So laß es für ein anderes Mal; im Uebrigen ist Dein Brief gut."

„Meine Speranza ist bescheiden," erwiderte der Knabe, indem er durch das Fenster des Sprechzimmers blickte, und plötzlich rief er aus:

„Da ist sie! . . . sieh sie Dir an," fügte er hinzu, indem er seinem Kameraden das vor Freude strahlende Gesicht zuwandte, „schau' sie Dir an . . ."

„Die Blonde ist's mit den himmelblauen Augen?" fragte Coppa, das Auge den trüben Fensterscheiben nähernd, „die mit dem aufgelösten Haar . . . die da . . .?"

Sie war es wirklich, und Desiderio vermochte nicht, ihm zu antworten.

Man mußte ein wenig zur Seite treten, um sich nicht allzusehr bemerklich zu machen; denn am Fenster des Sprechzimmers zu stehen, war eins von den vielen im Reglement verbotenen Dingen.

Einen Augenblick später ward der Name Coppa's von der Thür her gerufen.

„Gleich, gleich," erwiderte der Kleine, indem er zu dem Aufseher eilte, der herausgetreten war, um ihn zu suchen. „Gieb mir den Brief," raunte er Desiderio ins Ohr, „stell' Dich in die Nähe der Fenster, und Du wirst sehen . . ."

Die Aufforderung war überflüssig und sein neuer Freund noch nicht verschwunden, als Desiderio schon das Gesicht an die Scheiben drückte, auf die Gefahr hin, mit dem Reglement in Conflict zu gerathen.

Kaum in das Sprechzimmer getreten, fing Coppa doch an, von der schwierigen Rolle, die er ohne viel Nachdenken übernommen hatte, verwirrt zu werden. Seine Tante fand ihn zerstreuter als gewöhnlich und sagte es ihm, und er er-

widerte ihr zerstreut, daß sie ganz Recht habe. Ein Gedanke führte ihn in Versuchung. Als das Gesicht Desiderio's mit dem plattgedrückten Näschen an den angelaufenen Scheiben des Fensters erschien, glaubte Coppa, daß der Moment gekommen sei, zu der kleinen Speranza hinzustürzen und, indem er mache, als ob er Etwas aufheben wolle, was sie fallen gelassen, ihr das Briefchen in die Hand zu stecken. Aber wenn sie nicht begriff? Indessen dachte er: „Sie ist hübsch, diese Blonde; zu klein und zu kindisch für einen Mann wie ich, aber sie ist wirklich hübsch. Im ganzen Sprechzimmer ist keine Einzige, die man mit ihr in Vergleich setzen könnte."

Er wollte sich erst genauer versichern, ob doch nicht wenigstens Eine da sei, und gab seiner Tante so verkehrte Antworten, daß nicht viel fehlte, und sie wäre in hellen Zorn ausgebrochen.

„Was hast Du denn heut Morgen?" fragte sie ihn.

„Achte nicht darauf," erwiderte der Knabe sehr ernsthaft; „ich bin so glücklich, daß Du gekommen bist, mich zu besuchen. Versprich mir, daß Du niemals ausbleiben wirst . . ."

„Aber so sag' mir doch . . ."

„Ich habe Dir nichts zu sagen; ich freue mich, Menschen zu sehen und Dir nahe zu sein . . ."

Die arme Frau dachte, daß man ihren Neffen nicht umsonst den Tollkopf nenne; sie setzte sich auf eine Bank und begnügte sich, eine Hand des Kleinen in den ihren zu halten, da sie nicht hindern konnte, daß alles Uebrige, Leib und Seele, ganz wo anders war.

Nein, im ganzen Sprechzimmer war keine Einzige, die sich mit Speranza vergleichen konnte. Er war doch ein glücklicher Junge, dieser Desiderio! Er hätte fast das Loos seines unseligen Freundes beneiden mögen, der, um seine Schöne zu sehen, gezwungen war, ihr die plattgedrückte Nase durch die angelaufenen Fensterscheiben zu zeigen.

Doch nein, er beneidete ihn nicht; er suchte nur in seiner Seele irgend eine Andere, in die er sich auch verlieben könne. Aber es war keine da! Sie waren alle zu alt oder zu häßlich. „Der Brief! der Brief!" schien das an die Scheibe klopfende Näschen Desiderio's zu sagen, und Coppa fühlte die Nothwendigkeit, ein Held zu sein. Er machte sich von dem Händedruck der Tante los, drängte sich durch den Haufen der Besucher, und indem er dicht an Speranza herantrat, ergriff er keck eine ihrer Hände und schob den Brief hinein.

„Er ist von ihm," sagte er, ohne sich aufzuhalten; das Näschen Desiderio's verschwand in diesem Augenblick.

Das kleine Mädchen war über und über roth geworden, aber sie hatte sehr wohl begriffen; nachdem der erste Schreck vorbei war, sandte sie einen Blick nach allen Seiten, um sich zu überzeugen, daß Niemand die Augen auf sie gerichtet habe, dann blickte sie Coppa muthig an und lächelte ihm zu, um ihm zu danken.

Gott! wie war sie schön! Beim Lächeln ließ sie die weißen glänzenden Zähne sehen, und die himmelblauen Augen, indem sie aufblickten, schienen die ganze Welt zu grüßen.

Coppa stellte diese Beobachtungen an, während die Tante, die ihn noch

einmal zu sich herangeholt hatte, ihm die Falten des Camisols glättete, damit es ihm hübsch ordentlich auf dem Leibe sitze. Dies war die Ceremonie des Abschieds; die gute Dame, welche aus reinem christlichen Erbarmen in das Sprechzimmer kam, glaubte ihre Pflicht als liebende Tante nicht erfüllt zu haben und ruhig nach Haus, und später ins Paradies, gehen zu können, wenn sie nicht erst das Camisol ihres Jungen zurechtgezogen hätte.

„Ich gehe nun," sagte die Tante.

„So bald?" fragte Coppa, welcher beschäftigt war, die Geliebte seines Freundes zu studiren, um sich eine klare Vorstellung zu machen.

„Ich werde zu Haus erwartet."

In demselben Augenblick war die kleine Speranza von der Mama an die Hand genommen und machte Anstalt, sich zu entfernen.

„So geh' denn," sagte Coppa hierauf, „aber bleib' am Sonntag nicht aus."

Speranza schien an der Fensterscheibe das plattgedrückte Näschen zu suchen, welches sich seit Kurzem nicht mehr zeigte; dann warf sie Coppa noch einen dankbaren Blick zu, bei welchem dieser dachte: „Sie sieht wie eine kleine Dame aus" und sogleich ging, um es Desiderio zu sagen.

„Deine Speranza sieht wie eine kleine Dame aus, und sie ist wirklich schön; wenn sie nicht Deine Geliebte wäre, ich würde sie für mich nehmen."

Warum hatte er diese Worte gesprochen? Weil er sie gedacht hatte und aufrichtig war. Hatte er vielleicht Unrecht gethan, sie zu sagen? Sicherlich nein; und doch, als er sie gesagt hatte, um sie aus dem Kopfe los zu werden, wiederholte er sie immer noch in Gedanken. Und nun schien es ihm, daß er wirklich Unrecht thue.

In dieser Nacht träumte dem Tollkopf, daß er richtig toll geworden sei, daß er seinem besten Freunde die Geliebte geraubt habe, nachdem er ihn mit einem Federmesser durchbohrt, um sein Blut zu trinken.

Weinend wachte er auf, und selbst als er sich überzeugt hatte, daß Desiderio schnarchte, und er unschuldig sei, konnte er doch kein Auge mehr schließen. Er dachte an seine eigenen Schicksale und stieg in die Tiefen seines Gewissens, um mit knabenhafter Grausamkeit seinen Sünden nachzuforschen. Er erkannte, und ward davon erschreckt, jene Art von Tyrannei, welche ein böser Gedanke ausübt, wenn er sich innerlich einmal geregt hat; aber in seiner Ehrlichkeit schrieb er sich allein die sündige Kraft zu.

Er beging weiter den Irrthum, sich in Versuchung zu führen, indem er mit leiser Stimme wiederholte, daß er Speranza zu der Seinen hätte machen können, wenn sie nicht schon des Freundes gewesen wäre; aber diese Betrachtung rückte das Bild des kleinen Mädchens ihm nicht ferne, wie sehr sein Gewissen es auch gewollt. Niemand war ihm zur Seite, der ihm hätte sagen können, daß man die ungesunden Gedanken im Keime bekämpfen, daß man sie entschlossen zurückdrängen müsse, während sie sich im Hirne bilden, weil es, um sie nachher zu verjagen, nicht genügt, den Kopf gegen die Wand zu stoßen.

Nach einer langen Raserei sank endlich der Knabe dem Schlaf wieder in den Arm und wachte nicht früher auf, als beim Klange der Glocke.

Zwei Gedanken waren im Schlaf ihm gekommen, und kaum munter, ent-

deckte er sie dem Freunde. Erster Gedanke: Desiderio solle mit ihm ins Sprechzimmer gehen, da er der Tante nur zu sagen brauche, daß sie ihn rufe; zweiter Gedanke: es war durchaus nothwendig, auch für Coppa eine Geliebte zu finden.

VI.

Coppa that noch mehr, um wieder zum Frieden mit sich selber zu gelangen; am folgenden Sonntag fand er Gelegenheit, der kleinen Speranza zu nahen und ihr von seinem Freund in der Sprache eines Verliebten zu reden. Niemand, in dem geräumigen Sprechsaal, achtete auf die beiden Kinder, die sich auf eine Bank gesetzt hatten, um mit einander zu plaudern. Während die Tante von der einen Seite beflissen war, zu stricken und den Rosenkranz herzusagen, und die Mama von der anderen nur Augen für ihren Sohn hatte, einen hübschen Jungen von dreizehn Jahren, sprach Coppa zu Speranza:

„Du hast Desiderio noch nicht gesehen?“ . . .

„Ja, ich habe ihn gesehen,“ antwortete Speranza, ohne falsche Scham.

„Wie hast Du das gemacht?“

„Ich habe ihn oft gesehen; wenn es zu warm wird, machen sie das Fenster auf, und dann kann man in den Hof sehen.“

„Gefällt er Dir?“ fragte Coppa.

Nicht einmal diese ungenirte Frage erschreckte die Kleine, welche vielmehr nur die Augen hob, um ihren jungen Herrn in die Grenzen der Bescheidenheit zu verweisen.

Coppa erschrak so sehr, daß er hinzufügte:

„Wenn Du wüßtest, wie gut er ist, würdest Du ihn auch lieb haben. Er hat ein Talent . . . ein Herz . . . ein Gedächtniß . . .“

Was hatte der arme Desiderio an diesem Tage nicht? Er hatte alles Gute vom lieben Gott, bis auf dies Eine: den Reichthum; aber dafür werde er sorgen, er selber, da es nicht zweifelhaft sei, daß er, er selber, Coppa, eines Tages Millionär werden würde . . . und dann?

Hier endeten die Bekenntnisse nicht, welche der Knabe der Geliebten seines Freundes machte; ohne, wie das oft geschieht, es zu bemerken, war er, um von Desiderio zu sprechen, gezwungen, der eigenen Hoffnungen, der eigenen Träume, der eigenen Zukunftspläne Erwähnung zu thun. Aber wenn er wahrnahm, daß er den Faden verloren habe, griff er ihn hastig wieder auf, indem er plötzlich eine neue Tugend des Freundes enthüllte. Also erfuhr die kleine Speranza von dem Eide, welcher die beiden Desiderii auf Leben und Tod verband, von der Ceremonie des Blutes und endlich von dem kleinen Giulio, welcher gestorben war, um zur Mama zurückzukehren.

Die Sprechstunde neigte sich zum Ende, und Coppa, welcher Alles schon mit der Tante vereinbart hatte, sagte nun dem kleinen Mädchen, daß sie am folgenden Sonntag Desiderio sehen und mit ihm reden werde . . . .

Speranza wagte nicht zu fragen, wie; aber sie fragte mit den Augen, und diese Augen waren so groß und schienen aller Welt so freundlich entgegenzulächeln, wenn sie auf diese Weise fragten, daß der Knabe wirklich hierhin und dorthin blicken mußte, um eine Geliebte zu suchen. Ach! unter all' diesen alten

oder jungen Damen, welche Küsse unter die Waisenkinder vertheilten, war nicht eine, deren Kuß ihm mehr bedeutet hätte, als die beiden Küsse, welche die Tante ihm beim Abschied gab, einen auf die rechte und einen auf die linke Wange, ja, nicht einmal mehr, als ein einzelner Kuß von ihr.

Und vielleicht fing Coppa an zu denken, daß er die Geliebte seines theuren Freundes gern geküßt hätte, ohne daß er sich etwas Arges dabei bewußt war.

Aber eine andere Umarmung riß ihm diesen Gedanken mitten durch — es war die Tante, welche den Strumpf in die Tasche gesteckt hatte und ihm mit ihren paar regelmäßigen Küssen über den Hals kam.

Speranza, die sich schon im Gedränge verloren hatte, wandte sich nach den Fensterscheiben, wo man noch die Spur zweier Lippen, die abgestumpfte Spitze eines Näschens und andere Theile eines Gesichtes sah, dessen Umrisse wie im Nebel zerflossen.

Coppa traf den Freund im Hof und verkündete ihm die frohe Botschaft.

„Sie willigt ein."

„Wirklich?"

„Ja; Sonntag wird sie Dich rufen lassen, und Du wirst mit Deiner Speranza sprechen; so wird es alle Sonntage sein, und Du brauchst dann nicht mehr hinter dem Fenster zu stehen. Wenn Du gesehen hättest, wie häßlich Du bist, wenn Du eine so plattgedrückte Nase hast! . . . ."

Also, Dank seinem Freunde, durfte Desiderio eines Tages in das Sprechzimmer kommen. Als er den Fuß in diesen Saal setzte, welcher sein Licht nur von dem einen Fenster mit den trüben Scheiben erhielt, und das Gemurmel zärtlicher Stimmen von allen Seiten vernahm, kam sich der Kleine wie verloren vor und glaubte zum ersten Male das ganze Elend dessen zu empfinden, der keine andere Familie hat, als das Waisenhaus. Aber nachdem er sich einigermaßen an das spärliche Licht gewöhnt hatte, sah er in der Tiefe des Zimmers zwei Augen voll von Trost, die theuren Augen seiner Speranza; und nur ein freundschaftlicher Stoß Coppa's konnte ihn daran verhindern, sogleich dorthin zu eilen, anstatt zuerst der Tante seine Reverenz zu machen.

„Wie geht es Ihnen?" fragte der Knabe schüchtern.

„Danke, gut," erwiderte Coppa für seine Tante, und indem er sich zu der trefflichen Dame wandte, welche beschäftigt war, aus der tiefen Tasche Etwas hervorzuziehen, was ein Apfel zu sein schien, in der That aber nichts Anderes war, als das Garnknäuel des Strumpfes, fuhr er fort: „Dies hier ist mein Freund, von dem ich Dir erzählt habe; er ist noch niemals in das Sprechzimmer gekommen und bildete sich ein, daß es eine Art von Theater sei . . . Aber wir werden ihn darum nicht weniger amüsiren," schloß er.

Coppa's Tante glaubte sich verpflichtet, dem Freund ihres Neffen das Paradies zu versprechen, wenn er brav und ehrerbietig wäre und nicht versäumte, tagtäglich seine Andacht zu verrichten; nachdem sie diese kleine Rechnung mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit in Ordnung gebracht hatte, bohrte sie sich eine Stricknadel in die rechte Seite, wie wenn sie auf dem Wege des Martyriums schneller ins Paradies kommen wolle, und fing ruhig an, die Maschen zu zählen.

Die Jungen verließen sie nunmehr, und indem sie mit vollendeter Kunst

die Harmlosen spielten, kamen sie beide zu der Bank, auf welcher die Kleine saß. Speranza und Desiderio wurden über und über roth, denn sie waren zu glücklich; und Coppa, der zu diesem Glücke so viel beigetragen hatte, fühlte sich jetzt überflüssig und wandte sich ab mit einem Anstand, der ihm nicht ganz leicht ward. Er setzte sich in eine Ecke, ohne zu wissen, warum, und ließ alle bitteren Gedanken über sich kommen.

Diese Frau, welche dort einen Strumpf strickte und Gebete hersagte, ohne daß sie auch nur einmal die Augen erhoben hätte, um nach ihm zu sehen, war also die einzige Person in der Welt, die auserkoren war, auf Erden ihn zu lieben und ihm den Weg ins Paradies zu zeigen!

So lange er auf der Welt war, hatte er vier Menschen lieb gehabt: seinen Vater, einen guten Mann, der nur zu viel arbeitete, zu viel hungerte und ihn zu viel prügelte; alsdann die Frau des Obersten, die ihn nicht einmal bemerkt hatte, die gemalte Dame und jetzt Desiderio. Er würde gern noch irgend Einen oder irgend Eine geliebt haben, weil all' die Zärtlichkeit, die er nicht hatte ausgeben können, ihm gleichsam im Herzen stecken geblieben war. Er hätte zu den beiden Liebenden, die auf ihn nicht mehr achteten, hinstürzen und ihnen sagen mögen . . . was denn? Daß er der Diener ihrer Liebe sein wolle und daß sie von ihm sogleich einen ungeheuer dummen Streich verlangen und ihn hierauf bis aufs Blut quälen oder ihm den tollen Kopf liebkosen sollten.

Einsam, arm, verlassen saßen sie da; und er, noch viel einsamer und verlassener, bildete sich ein, sie mit seinem Blick zu beschützen und hatte ein Gefühl fast mütterlicher Zärtlichkeit, indem er sich wiederholte, daß er für ihr Glück Etwas sein wolle.

Bald darauf jedoch ärgerte er sich darüber, daß sie so gleichgültig gegen ihn waren; er wollte Desiderio seinen Zorn entgelten lassen und inzwischen versuchen, diese Blonde nicht einmal eines Blickes zu würdigen. Aber als sein Auge ein wenig in dem dunklen Zimmer umhergeschweift war, kehrte er zu dem kleinen Liebespaar zurück. Auf einer Bank, Eines dicht neben dem Anderen sitzend und geschützt von ihrem Alter, konnten sie wie alte Freunde sich unterhalten, ohne daß Jemand sie störte. Sie sahen aus, als ob sie sich die gleichgültigsten Dinge sagten, und sogar Speranza's Mutter, welche sich oft umgewandt hatte, um ihr Töchterlein zu suchen, schöpfte nicht den mindesten Verdacht.

An diesem Tage schien die Sprechstunde dem armen Coppa lang, obwohl er ein schmerzliches Vergnügen darin fand, zu entdecken, daß er namenlos unglücklich sei.

Zum ersten Male brach Coppa den auf Leben und Tod geschworenen Eid, indem er seinem Freunde nichts davon sagte, und für den Rest dieses Tages fühlte er sein Unglück wachsen in dem Kampfe zwischen dem Bedürfniß, sich mitzutheilen und einer neuen Empfindung, wie Rache, welche ihm rieth, seinen ganzen Schmerz für sich allein zu behalten. Sogar am Abend, als er zu Bett gegangen war, hatte er die Kraft, Desiderio gute Nacht zu wünschen und hinzuzufügen, daß er sehr schläfrig sei, um aus dem Munde des Freundes nichts mehr von dessen Glück hören zu müssen und mit seinem geheimen Schmerz allein gelassen zu werden.

Gewöhnlich warteten sie, bis der Schlaf auf die benachbarten Bettchen herabgesunken war, um mit halblauter Stimme ein Gespräch anzufangen, welches den Reiz der verbotenen Frucht hatte.

Wie schade, daß Coppa so müde war, während Desiderio kein Auge schließen konnte! Doch Coppa schlief noch nicht, und Desiderio machte den Versuch, ihn mit vorsichtiger Stimme zu fragen:

„Schläfst Du?"

Coppa hatte die Augen offen, aber antwortete nicht. Es war eine Schlechtigkeit, und doch fand er Geschmack daran.

„Schläfst Du?" wiederholte der Kleine.

Ja, es war eine Grausamkeit, nicht zu antworten; aber er gefiel sich darin, daß alle Stimmen seines Gewissens ihm zuriefen: Bösewicht, Bösewicht, Bösewicht!

Als Desiderio schwieg und sich auf die andere Seite wandte, um einen Schlaf zu erwarten, der ihm die unbestimmten Bilder des wachen Zustandes zeigen sollte, fühlte der arme Coppa sein ganzes eigenes Elend und weinte, ohne zu wissen, warum.

Die Thränen thaten ihm wohl; durch den Schleier derselben glaubte er den kleinen Leichnam Giulio's zu sehen, dessen Bett er einnahm, und er bildete sich ein, auch ein Sterbender zu sein, an dessen Kopfkissen Desiderio und seine kleine Geliebte ständen, und ihnen bevor er die Augen für immer schloß, zu sagen: „Seid glücklich!" Und er sagte es wirklich: „Seid glücklich!" Denn Desiderio, der noch nicht schlief und der Meinung war, daß sein Freund einen sonderbaren Traum habe, wandte sich sogleich um und sagte: „Coppa, was ist Dir?"

„Ich habe einen häßlichen Traum gehabt," erwiderte der Knabe, mit dem letzten Widerstreben kämpfend. Aber plötzlich kam er mit der ganzen Wahrheit heraus, oder wenigstens mit dem, was ihm die ganze Wahrheit schien: daß er sich nämlich an diesem Tag einsam gefühlt, und daß er sich für sehr unglücklich halte.

Desiderio begriff nicht recht, und doch gestand er mit der größten Aufrichtigkeit, daß auch er manchmal etwas Aehnliches empfunden habe, daß es aber nachher vergangen sei . . . „Wir müssen schlafen," rieth er, „und den Himmel um einen schönen Traum bitten. Hast Du versucht, das Gebet zu wiederholen?"

Coppa hatte es nicht versucht; er würde es nicht einmal haben versuchen können, weil er es nicht wußte.

„Ich weiß es ganz," sagte Desiderio; „manchmal, wenn ich nicht schlafen konnte, habe ich es in Gedanken hergesagt und gefühlt, daß es mir gut thue. Mir scheint, daß es, leise gesprochen, noch schöner sei . . . Höre."

Und mit einem Geflüster, das einer Liebkosung glich, begann er:

„Wieder ein Tag ist vergangen, o Herr, und nun bin ich in Deiner Gegenwart.

„O Herr, der Du mehr Freude hast am Namen eines Vaters, als an dem eines Richters, behandle mich nicht nach meinem Verdienste, sondern nach der Größe Deines Erbarmens."

Er schwieg, in der Erwartung, daß Coppa etwas sagen werde, und in diesem kurzen Zwischenraum ward er vom Schlaf hingenommen.

Coppa, abermals allein geblieben, wiederholte mehrfach, um sich einzuschläfern: „Behandle mich nicht nach meinem Verdienste, sondern nach der Größe Deines Erbarmens."

Dann schlief auch er ein und träumte, daß er schlecht behandelt werde.

VII.

Seit jenem Tage fing für Coppa die schlimmste aller menschlichen Martern an; die Qual Desjenigen, der das Herz rein bewahrt, wenn die Sinne verwirrt sind. Was that der arme Junge in dieser schrecklichen Lage?

Auf die ersten Fragen des Gewissens suchte er mit einer Unwahrheit zu antworten; aber in die Enge getrieben von der scharfsinnigen Grausamkeit des eigenen Innern, gab er sich besiegt und gestand Alles: er begehrte eine Geliebte, welche wie die seines Freundes war, so schön, so heiter, so gut, so blond; er begehrte Speranza, er liebte Speranza, die kleine Speranza eines Freundes, der mit ihm auf Leben und Tod verbunden.

Und er erklärte sich unwürdig der Freundschaft, der Liebe, all' der schönen Dinge, welche die Creatur zieren und der Sonne, welche sie beleuchtet. Das that der arme Knabe; was hätte ein Mann Besseres thun können?

Dieser Gedanke, der sich seiner bemächtigt, beschäftigte ihn gänzlich und quälte ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht; er versuchte auf tausenderlei Weise, ihn zu verscheuchen; er lernte seine Lection mit Eifer, oder er lernte sie auch nicht, um bestraft zu werden; er vermied mit seinem Freunde von Speranza zu sprechen, oder er sprach von ihr, bis er die Liebe selbst ermüdete, nur um das Bild eines Glücks in der Nähe zu sehen, auf welches die räuberische Hand zu legen sein böser Geist ihn trieb. Das that, und umsonst, der arme Junge; ein Mann hätte nichts Anderes thun können.

Desiderio war so arglos, oder so glücklich, daß er nichts merkte; in den Worten und dem Schweigen Coppa's sah er nur neue Seiten dieses wunderlichen Temperaments, welchem man den Namen des „tollen" gegeben hatte.

Ihre Freundschaft litt übrigens nicht darunter; Coppa hegte vielmehr für Desiderio eine Art von Zärtlichkeit, welche einen fast religiösen Anstrich hatte; er demüthigte sich gern in seiner Gegenwart und hätte sich oft von ihm prügeln lassen mögen ... oder von ihnen. Von ihnen! O, von Speranza geprügelt zu werden, welch' unaussprechliche Seligkeit!

Seltsam: in diesem Kampfe, das eigene Gefühl zu verbergen und es zu besiegen, hatte Coppa, ohne es zu merken, an seiner eigenen Eitelkeit den schlimmsten Feind; er zweifelte nicht im Mindesten, ja er wußte ganz genau, und bildete sich's nicht nur ein, daß Speranza, wenn sie zwischen ihm und dem Freunde zu wählen hätte, keinen Augenblick zögern würde, sich ihm in die Arme zu stürzen. Darum hatte er, einsam wie er war, ein großes Mitleid mit diesen Beiden; denn er glaubte, ihr Glück in seiner Hand zu haben. Er zweifelte nicht einmal an der eigenen Kraft, und noch, wenn er das müde Haupt auf das Kissen legte, blieb beharrlich in ihm die falsche Vorstellung, daß er nur ernstlich zu wollen

brauche, um sich, von einem Augenblick zum anderen, diesen ganzen Spuk vom Halse zu schaffen.

Diese falsche Ueberzeugung, welche er gern Lügen gestraft haben würde, um sich besser mit seinem Gewissen abzufinden, die jedoch die Eigenliebe heimlich nährte, that ihm Schaden; nach und nach, ohne dessen inne zu werden, fing er an zu kämpfen, um sich müde zu machen und zu dulden, aber nicht mehr, um zu siegen.

Am Sonntag, als die Stunde für das Sprechzimmer gekommen war, ging er hinter seinem Freunde her und bemühte sich, mit geziemendem Anstand einzutreten.

Nachdem er aber mit einem Kopfnicken von unten herauf die kleine Speranza gegrüßt hatte, wandte er ihr sogleich den Rücken, weil sie nicht im Herzen zu lesen verstand, sich — armes Geschöpf! — nicht in ihn verliebte und dadurch das Opfer vereitelte, welches er um jeden Preis zu bringen entschlossen war. Kaum jedoch hatte er die Tante einen Augenblick auf dem Wege zum Paradies aufgehalten und sich erkundigt, wie sie die letzte Woche auf Erden verbracht, kaum hatte er sie die Maschen des ewigen Strumpfes zählen hören, als der unglückselige Coppa von einer unsichtbaren Hand zu den beiden Liebenden hingezogen ward, um in der Nähe zu sehen, welche Art von Spiel sie mit seinem zerstörten Glücke treiben würden.

Und dieser Anblick war so schmerzlich, daß er zu ihren Füßen hätte sterben mögen, um sie durch den Schreck aus ihrer Sorglosigkeit aufzustören.

Dann bereute er wieder und kehrte in sein Eckchen zurück, um die unruhigen Blicke durch das weite Gemach irren zu lassen und vergeblich ein Lächeln auf einem jugendlichen und schönen Antlitz zu suchen.

Diese Pein dauerte längere Zeit, und Desiderio merkte nichts davon. Eines Tages, auf dem Spaziergang, sah Coppa, der immer stumm und erregt gewesen war, in einer, mit zwei Schimmeln bespannten Equipage, ein sehr schönes junges Mädchen vorüberfahren.

„Sieh'," sagte er zu Desiderio, „sieh', in dieser Equipage . . . sieh' . . . ach, jetzt kommst Du zu spät, sie ist vorüber."

„Wer?"

„Meine Speranza!"

Da blickte Desiderio ihm ins Gesicht, weil er ihn nicht verstand, und Coppa glaubte sich entdeckt und wurde roth.

„Sie ist vorüber," sagte er, in einem gezwungenen scherzenden Ton; „aber ich werde sie einholen. Ihre Schimmel laufen rasch, aber auch die meinen werden also laufen."

„Ich begreife Dich nicht," gestand der Freund in aller Bescheidenheit.

„Und doch ist es nicht schwer," sagte Coppa ruhig; „auch mich verlangte nach einer Geliebten, und nun habe ich sie . . . in diesem Augenblick ist sie vorbeigefahren; sie war schön, sie war blond — ich werde sie Speranza nennen wie die Deine . . . Speranza, das ist die Hoffnung!"

„Tollkopf!" sagte Desiderio.

„Ja, Tollkopf," sagte Coppa.

Er schwieg; aber nach hundert Schritten, von dem eigenen Schweigen bedrückt, machte er dem Freunde, nur um etwas zu sagen, einen seltsamen Vorschlag:

„Würde Dir's gefallen, wenn wir Beiden in die Welt zögen, um das Glück zu suchen? Wenn wir zusammen aus dem Hospiz entflöhen und vor das Thor hinausgingen, immer gerade aus, bis nach Paris oder nach London? Würde Dir das gefallen?"

„Mir nicht," erwiderte Desiderio freimüthig.

„Mir dagegen sehr. Wir würden da hinunter gehen, um das Glück zu suchen; bei der Heimkehr würdest Du Deine Speranza heirathen, ich . . . ich würde trachten, dieses Mädchen zu finden, welches eben vorübergefahren ist, und ihr sagen: meine Liebe, Du mußt wissen, daß ich Dich eines Tages in der Allee der Giardini Pubblici gesehen habe; damals war ich ein Waisenkind und arm; heute bin ich . . ."

„Heute bist Du der Tollkopf, wie gewöhnlich," unterbrach ihn Desiderio.

VIII.

Der verrückte Gedanke, welcher, auf dem Pflaster von Mailand so plötzlich entsprungen, den kleinen Coppa wie eine liebliche Täuschung umgaukelt hatte, verließ ihn nicht mehr. Er war so beschaffen, der arme Waisenknabe, daß das Ungewöhnliche ihn verführte und das Gefährliche ihn anzog. Des Nachts, in der Stille des Schlafsaals, wenn er, im Einschlummern, glauben konnte, sich ihrer nicht mehr zu erinnern, war es ihm, als ob ihm Jemand eines nach dem anderen seine eigenen Worte zuriefe: „Würde Dir's gefallen in die Welt zu ziehen, um das Glück zu suchen?"

Er öffnete die Augen und bei dem matten Schimmer der Nachtlampe schien ihm die Kammer noch dunkler; er horchte, und ihm schien, daß alle seine Genossen im Schlafe wehklagten, mit Ausnahme eines Einzigen, welcher glücklich war, auch wenn er schlief: Desiderio's.

Ja, fliehen . . . den anderen Morgen, noch in dieser Nacht, sogleich — welch' schönes Unternehmen! Schön, aber schwierig.

Dann bildete er sich ein, daß er ein Gefangener sei, und er versuchte, einen Fluchtplan zu entwerfen. Zuerst wolle er noch eine Stunde warten, um sich zu versichern, daß Alle schliefen; dann wolle er sich heimlich anziehen, ein Bündelchen von seinen Kleidern machen . . . Sollte er sie alle mitnehmen? Nein; er wollte dem Hospiz Alles lassen, was das Hospiz ihm gegeben hatte, außer ein paar derben Schuhen, da er viel gehen mußte. Die Schwierigkeit, aus dem Schlafsaal herauszukommen, würde sein, die Thür so leise zu öffnen, daß sie keinen Lärm machte. Bis zur Treppe gelangt, würde er vorsichtig in den großen Hof hinabsteigen. Und dann? Wie sollte er über die Mauer kommen? Es waren keine Leitersprossen darin, und er fühlte sich nicht im Stand, hinaufzuklettern, indem er sich mit Händen und Füßen an die Ecke der beiden Mauern klammerte, wie er es Andere hatte machen sehen. Er mußte daher wohl auf das Uebersteigen verzichten und einen etwas gewöhnlicheren Ausgang suchen.

So lang er wach blieb, fand Coppa keinen; aber kaum war er eingeschlafen,

so ebnete sich Alles, was ihm kurz vorher noch so viel Sorge gemacht; er fand rasch einen Ausgang und floh und wanderte nach Mailand und in die weite Welt, um das Glück zu suchen, und fand es in Paris oder in London und war reich und hatte zwei Schimmel und eine blonde Geliebte.

Die Morgendämmerung, die ihn aus solchen Träumen weckte, erfüllte ihn zum Ersatz dafür mit Gewissensbissen. Er beschuldigte sich, daß er die Freundschaft verrathen und an die Flucht habe denken können, während er den Freund im Hospiz zurückließ, mit dem er auf Leben und Tod verbunden war. Um Frieden mit seinem Gewissen zu schließen, gestand er Desiderio seinen Traum und fuhr dann fort:

„Ich habe auch im Wachen daran gedacht, aber nur zum Spaß; ich gehe nicht fort, wenn Du nicht mitgehst. Denn, sage mir nur, wenn ich nicht da wäre, wie würdest Du's anfangen, in das Sprechzimmer zu kommen? Armer Desiderio!"

Armer Coppa! Er hatte Mitleid mit seinem Nebenbuhler und fand, um den versuchenden Gedanken einer Flucht aus dem Waisenhause zu vertreiben, keinen stärkeren Grund als diesen: nein, ich muß bleiben, damit Desiderio in das Sprechzimmer kommen und seine Geliebte sehen kann!

Und so ging der arme Desiderio zehnmal, zwanzigmal in das Sprechzimmer und war jedesmal glücklicher und sah nichts, ahnte nichts von der Qual des selbstvergessenen kleinen Helden, der auch immer in das Sprechzimmer ging und immer unglücklicher ward.

Aber der Tod kam dazwischen, um dieses peinvolle Idyll zu zerstören.

Eines Sonntags warteten die beiden Knaben auf die Stunde des Sprechzimmers, als Coppa gerufen ward, und Coppa allein.

„Und Du?" fragte der Junge seinen Kameraden; „und er?" fragte er den Aufseher. „Ist es nicht meine Tante, die mich rufen läßt?"

„Nein, es ist ein Mann."

„Armer Desiderio!" murmelte Coppa, erschreckt über den blassen Strahl einer Freude, die sich heimlich in sein Herz gestohlen.

Im Sprechzimmer sah er einen gewissen Tita auf sich zukommen, einen Mann, den er kaum kannte, einen Nachbarn seiner Tante.

„Die Tante ist krank?" fragte der Knabe.

„Sie ist todt," erwiderte Tita kurz.

„Todt?" wiederholte der Knabe, wie Einer, der seine Gedanken nicht beisammen hat.

„Freilich; sie ist gestern Morgen bei Tagesanbruch gestorben; heute um vier wird sie nach dem Kirchhof getragen."

Bei jedem Worte dieses Mannes, der mit schleppender Stimme zu ihm sprach und sie nach jedem Satz auf träge Weise sinken ließ, sah der Knabe ein trostloses Bild. Er heftete die Augen auf die Wand gegenüber oder betrachtete, ohne sie zu sehen, die gleichgültigen Gesichter der Besucher; er glaubte seine Tante zu sehen, dürr, unbeweglich in einem Sarg von Tannenholz, glaubte die Wachskerzen, die in dem Stübchen brannten und einen nicht fertig gewordenen Strickstrumpf auf dem Tisch zu sehen.

Und inzwischen, als ob es ihm Mühe mache, die ganze Bedeutung desselben zu fassen, wiederholte er dieses eine Wort: „todt!"

Die kleine Speranza war da; aber ihre blauen Augen fragten vergebens. Heute sprach nur der Tod zu der bestürzten Seele des Knaben.

Später würde Coppa aufrichtig gewesen sein, wenn er das Unglück maß, das ihn betroffen, aber in diesem Augenblick war er noch nicht dazu im Stande; und er konnte ohne jeden inneren Vorwurf das Gefühl der Stärke annehmen, welches der Tod ihm geboten hatte. Er wußte nicht, wie es geschah, aber er fühlte sich ganz sicher, keine menschliche Religion zu verletzen, indem er sich von einer neuen Kühnheit schmeicheln ließ. Und dann, vom Unglück berührt, fühlte er sich so erhaben über der kleinen Speranza, daß er nicht einmal mehr die beiden großen Augen wahrnahm, die auf ihn geheftet waren und sich einreden konnte, daß Alles zwischen ihnen zu Ende sei.

Mittlerweile begann Tita wieder:

„Die Raben sind schon gekommen; sie sind schon da, um die wenigen Sachen unter sich zu theilen; Deine Tante hatte Dich lieber als die Ihrigen. Aber wenn sie kein Testament gemacht hat, so wirst Du nichts erhalten."

„Die Raben?" stammelte der Knabe.

„Deine Oheime; kennst Du sie nicht?"

„Nein."

„Du hast ihrer zwei, einen schöner als den andern. Sie sind da . . . Weißt Du nicht, ob Deine Tante ein Testament gemacht hat? . . . Nein? . . . Schade! Sie hatte schöne und gute Sachen; der Tisch ist ein schönes Stück Möbel . . . Das Bett ist alt, aber solide; es sind zwei große gefirnißte Schränke da; und dann muß sie auch Geld gehabt haben . . . Von mir, bevor sie starb, hat sie sich einen halbfertigen Strumpf geben lassen, mit dem Knäuel daran, und gesagt, daß sie ihn im Sprechzimmer für Dich gestrickt habe."

„Für mich?" sagte der Knabe, in Schluchzen ausbrechend. Die Nachricht, daß seine Tante gestorben sei, hatte ihm keine Thräne entlocken können. Aber der Gedanke, daß die gute Frau an jedem Sonntag gekommen war und sich auf jene Bank dort hingesetzt und aus der Tasche den Strumpf herausgezogen hatte, der für ihn bestimmt war, ohne sich dessen zu berühmen, und daß er sich darüber geärgert, ja einmal sogar gelacht hatte: dieser Gedanke bewegte ihm das Herz sehr und machte ihn weinen.

Am äußersten Ende des Zimmers errieth die kleine Speranza seinen Schmerz und auch sie machte Miene, zu weinen.

„Sieh", sagte Tita . . . „aber Du brauchst nicht zu weinen; sieh," wiederholte er, und aus der Tasche zog er den berühmten Strumpf heraus, wobei er das Knäuel auf die Erde fallen ließ, so daß es bis zu Speranza hinrollte.

Sogleich hob die Kleine es auf und brachte es dem Unbekannten; aber Coppa sah sie kaum und war froh, zu fühlen, daß die trauervollen Augen des Mädchens ihn kalt ließen.

„Erkennst Du ihn?" fuhr Tita fort, indem er den Faden wieder um das Knäuel wickelte; „das ist er. Ich habe ihn Dir selber bringen wollen, weil er Dein ist, wenngleich noch nicht fertig. Auch haben Deine beiden Onkel nicht nein gesagt."

„Danke," stammelte der Knabe, und barg den Strumpf unter dem Camisol.

„Weiter hab' ich nichts," schloß Tita, „und ich kann nun fort. Wenn Du aber Lust hast, morgen auszugehen und Deine Tante auf dem Kirchhof zu besuchen, dann werd' ich auch kommen."

„Danke," wiederholte der Knabe.

„Soll ich kommen?"

„Ja, ja, kommen Sie. Aber der Rector muß erst um Erlaubniß gefragt werden."

„Ich werde ihn fragen."

„So kommen Sie rasch."

Tita hatte sich jedoch langsam in Bewegung gesetzt, und der Knabe blieb in der Mitte des Zimmers stehen. An der Fensterscheibe erschien und verschwand Desiderio's Näschen; die Augen Speranza's fragten vergebens.

Der Knabe sah sie, redete sie an und sagte einfach:

„Meine Tante ist gestorben, es wird Keiner mehr kommen, um mich ins Sprechzimmer zu rufen; wir werden uns nicht mehr sehen."

Arglos nahm das kleine Mädchen seine Hand und bei dieser Berührung fühlte Coppa, daß der Zauber sich erneue.

„Mir thut es leid Euretwegen," sagte Coppa, „und auch meinetwegen. Du bist so schön!" . . . Er hielt an; alle seine Nerven zitterten.

„Lebe wohl," wiederholte er mit einem Mal und lief fort.

Das Stimmchen Speranza's murmelte: „Lebe wohl!" aber Coppa war schon weit.

IX.

Der Rector des Hospizes, als er von dem Unglück Coppa's erfahren, rief den Knaben, der nun doppelt eine Waise war, zu sich und sagte: „Der Tod Deiner Tante läßt Dich allein auf der Welt, aber diese große Familie der Waisen ist die Deine. Viele Deiner Brüder, die von hier ausgegangen sind, haben sich in der Welt einen großen Namen gemacht. Ahme ihr Beispiel nach, sei fleißig."

Coppa schüttelte den rothen Kopf in einer Weise, welche nicht ja, nicht nein sagte, und verließ die Stube des Rectors, um sich zu dem Geistlichen der Anstalt zu begeben.

Der gute Priester fing mit den nämlichen Worten des Rectors an, fuhr dann aber fort und sagte, „daß unter Gottes Auge Niemand allein sei und daß mit Hilfe des Himmels der Muth und die Arbeit den Menschen aus jedem Ungemach befreien."

Und diesmal sagte der Kopf des Knaben ausdrücklich ja.

Dann ging Coppa entschlossen zu Desiderio und sprach:

„Lieber Desiderio, vergib mir."

„Was denn?"

Der Knabe war drauf und dran, ihm zu bekennen, daß er zu Speranza gesagt hatte: „Du bist so schön!" Aber er hatte das Herz nicht.

„Ich verlasse Dich, ich gehe."

„Warum?"

„Weil ich einsam in der Welt bin und Dir nicht mehr nützlich sein kann . . . nun, da meine Tante gestorben ist, werde ich nicht einmal mehr in das Sprechzimmer kommen . . ."

Desiderio bemühte sich umsonst, ihm die Sonderbarkeit seines Planes zu beweisen; gerade weil die Tante gestorben war, mußte er bleiben . . .

„Das hat mir auch der Herr Rector gesagt; aber ich denke nicht also. Ich blieb hier, um der Tante keinen Verdruß zu machen, und ich würde auch gern geblieben sein Deinetwegen . . . aber nun —"

„Aber nun?"

„Nun kann ich nicht; schwöre mir," fuhr er, sich beschleunigend, fort, um das unfreiwillige Schweigen auszufüllen, „schwöre mir, daß wir, auch fern von einander, Freunde sein und uns eines Tages wiederfinden werden."

Er sprach mit solchem Nachdruck, daß Desiderio ihm gehorchen wollte und schwor.

„So: auf Leben und Tod!"

„Auf Leben und Tod!"

„Ich gehe morgen," sagte Coppa gelassen.

„Und wohin gehst Du?" fragte Desiderio mit erstickter Stimme.

„Zuerst auf den Kirchhof, um meine Tante zu besuchen, und dann in die Welt." Diese Worte machten eine herrliche Wirkung selbst auf das Ohr Coppa's, der sie sprach; was Desiderio betraf, so war er ganz verdutzt davon.

„Muth," sagte ihm sein Freund.

Es war unnütz, mit Coppa zu streiten; wenn ein guter oder böser Gedanke in diesem Dickkopfe war, so ging er nicht mehr heraus. Desiderio wußte das wohl und versuchte darum nicht einmal, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Aber er weinte sehr, und Coppa, außer dem Gedanken, Alles für seine Flucht vorzubereiten, hatte nun auch noch die Aufgabe, seinen Freund zu trösten.

„Glaube mir," sagte er, „Du wirst Zeichnen lernen und ein berühmter Maler werden, und auch Du wirst reich sein und Deine Speranza heirathen. Wir werden uns in der Welt wiederfinden, wenn Du von hier fortgehst. Inzwischen werde ich Dir oft schreiben, alle Woche, oder alle Tage, und Du wirst mir antworten. Weine nicht, das Weinen hilft nichts."

Und also sprechend, wischte er mit dem eigenen Taschentuch die heißen Thränen ab, die Desiderio vergoß.

„Ich weine nicht mehr," sagte der Knabe, mit ganz gerötheten Augen; „aber Du, Du?"

„Ich gehe allein in die Welt, es ist meine Bestimmung. Ich werde niemals eine Speranza zur Seite haben, ich weiß es wohl, aber es liegt nichts daran. Ich habe ein großes Verlangen, so weit zu kommen, um reich zu sein, und ich werde dahin kommen. Du wirst sehen . . . betrübe Dich nicht meinetwegen, ich werde Dir Alles schreiben . . ."

In dieser Nacht, so lange Desiderio munter war, thaten die beiden Knaben nichts Anderes, als von ihrer Zukunft sprechen. Da sie verhindert sein würden, sich der königlichen Post zu bedienen, hatte Coppa einen ausgezeichneten Gedanken: jeden Sonntag, beim Spaziergang, sollte Desiderio einen zusammengerollten Brief auf dem steinernen Vorsprung eines gemalten Fensters zu ebener Erde vorfinden, an welchem die Schar der Waisen nothwendiger Weise vorüberkommen mußte. Am folgenden Sonntag sollte er an derselben Stelle die Antwort niederlegen.

„Und Speranza?"

„Ich werde sie besuchen," versprach Coppa, „und ihr sagen, daß sie Dich immer lieb haben und niemals an einen Anderen verrathen solle."

Dem armen Coppa zitterte die Stimme ein wenig, indem er dieses schwere Versprechen gab; aber er wollte die Gefahr büßen, die er gelaufen war, selbst der Verräther seines Freundes zu sein, und dies schien ihm der beste Weg.

Endlich schloß der Schlaf Desiderio's Augen, und nun war Coppa frei, an seine Angelegenheiten zu denken.

Er wollte morgen nicht unvorhergesehen überrascht sein. dieser Tita; welcher versprochen hatte, den ungewöhnlichen Ausgang für ihn zu erbitten, mußte früh kommen und darum das Bündel Coppa's bereit sein. Welches Bündel? Indem er genauer darüber nachdachte, erkannte der arme Junge, daß er, wenn er auch gewollt, nichts mitnehmen könne als die Kleider, die er auf dem Leibe trug, nämlich die für den Ausgang bestimmten, da man ihn mit anderem Zeug nicht hinausgelassen haben würde. Er konnte aber wenigstens zwei Hemden und zwei paar Hosen anziehen, desgleichen noch ein zweites Paar Strümpfe einstecken, da dieses nicht in seine guten Schuhe gegangen wäre.

Alsdann wollte er auf seiner Pilgerfahrt in die weite Welt auch die Bücher und Schulhefte mitnehmen, welche zwischen Hemd und Jacke Platz finden würden; und endlich durfte er auch Feder und Tintenfaß nicht vergessen, um sogleich an Desiderio zu schreiben.

Nachdem er diese Vorkehrungen im Geiste getroffen, überließ er sich dem Schlafe.

Wie Coppa sich gedacht hatte, erschien Tita sehr früh; die Waisen waren noch nicht in der Schule, als er schon den Hof durchschritt und sich in das Cabinet des Rectors begab, um von diesem den gewünschten Urlaub für Coppa zu erbitten.

Im Vorübergehen suchte er den Knaben mit dem Blick und machte ihm, als er ihn gefunden, ein Zeichen des Einverständnisses. Er schien ein braver Mann zu sein, und Coppa überkam ein Zweifel, ob er ihn betrügen solle.

Aber er that sich Gewalt an, weil keine Zeit mehr war, schwach zu sein, wie er auch Desiderio merken ließ, welcher neben ihm stand und ihn mit seinen Thränen fast verrathen hätte.

„Warum weinst Du?" sagte er laut, damit der Aufseher ihn höre; „weißt Du vielleicht Deine Lection nicht? ... Laß uns vernünftig sein," fügte er hinzu, indem er ihn bei Seite zog; „wir dürfen uns nicht benehmen wie die kleinen Mädchen. In wenigen Minuten werden wir uns trennen; wirst Du Dich an Alles erinnern?"

„Ja," schluchzte Desiderio, welcher sich nicht stark genug gefühlt, um den Eigensinn seines Freundes zu bekämpfen, aber in seinem Herzen gehofft hatte, daß Coppa, wenn er noch einmal darüber geschlafen, das verwegene Unternehmen aufgeben würde — „ja, aber geh' nicht!"

„Das gemalte Fenster zu ebener Erde ... merk' Dir's wohl, alle Sonntage, zur Stunde des Spaziergangs ..."

„Ja," wiederholte Desiderio, „aber geh' nicht; kehre zurück, bedenke Dich noch ... es wird ein anderes Mal Zeit sein ..."

„Auf Leben und Tod," schloß Coppa feierlich, indem er dem Freunde auf jede Wange einen Kuß gab. Jetzt kam Tita wieder.

Desiderio sah ihn in der Hoffnung an, auf seinem Gesichte lesen zu können, daß der Rector die Erlaubniß verweigert habe; doch er las das Gegentheil darauf. „Gehen wir," sagte Tita.

„Lebewohl," sagte Coppa zu Desiderio.

Der Aufseher trat heran und theilte ihm mit, daß er sich ankleiden solle, weil er für den ganzen Tag Urlaub habe. Die Waisen, welche sich zum Gang in die Schule paarweis aufstellten, betrachteten ihren glücklichen Kameraden mit neidischen Blicken; nur Desiderio sah nichts mehr, weil er vor den Augen einen Schleier von Thränen hatte.

Als Coppa herunterkam, ganz gepanzert mit seinen Büchern und Heften, hatte er gleichsam ein kriegerisches Aussehen; man mußte begreifen, wenn man ihn nur anblickte, daß er das Leben herausfordere, und daß dieses Ungeheuer ihm keine Furcht mache.

Er war schon in der Thür, hielt aber noch einmal an.

„Ich habe Etwas vergessen," sagte er, und wandte sich rasch um. Und er lief die Treppen hinauf, nach dem Schlafsaal, suchte zwischen seinen Sachen, öffnete seine kleine Commode und nahm einen angefangenen Strumpf, vier Strickstöcke und ein Knäuel Garn heraus, die Erbschaft von der Tante.

Er packte Alles in eine Tasche, begab sich wieder zu seinem Führer und trat hinaus, um die freie Luft zu athmen.

„Laß uns jetzt nach Haus gehen," sagte Tita.

„Nein," erwiderte Coppa entschlossen, „ich gehe nach dem Kirchhof."

Der Mann ward zweifelhaft. „Weißt Du den Weg nach dem Kirchhof?"

„Nun, ob!" rief der Junge aus, dem es gar nicht wahr schien, daß er so bald frei sein könne; aber noch einmal ergriff ihn das Bedenken, ob er diesen Mann hintergehen solle, der sich seinethalb bemüht hatte; und mit etwas demüthigerem Tone wiederholte er, daß er den Weg nach dem Kirchhof kenne.

Der Mann blickte nach rechts und nach links, wie um einen Ausweg aus der Unentschlossenheit zu suchen; dann sagte er:

„Gut denn, spute Dich; ich erwarte Dich zu Haus; bleib' auf der Piazza Castello, vor den Gauklerbuden nicht stehen."

Coppa schüttelte den Kopf und machte sich auf den Weg.

„Coppa," rief Tita hinter ihm her.

Der arme Junge glaubte, daß sein Befreier anderen Sinnes geworden und beschleunigte den Schritt.

„Coppa!" wiederholte der Andere, und Coppa blieb stehen.

„Um zu erfahren, wo das Grab Deiner Tante ist," sagte Tita, „mußt Du den Kirchhofswächter fragen."

Der Knabe nickte mit dem Kopf und eilte fort.

Nun war er allein in der weiten Welt.

Die Berliner Theater.

Berlin, 9. Mai.

Unwiderleglich haben die Ereignisse der letzten Monate die Wahrheit einer Behauptung bewiesen, die zu bestreiten Schwärmer und Enthusiasten nicht müde wurden. Sie wollten nicht zugeben, daß die Bühne jetzt nur noch eine Vergnügungsanstalt in höherem Sinne sei, und betonten das bildende und erziehende Element derselben. Gegenüber dem tragischen Geschick, das unser Kaiserhaus getroffen, gegenüber der Ergriffenheit des deutschen Volkes nun hat sich das Theater völlig ohnmächtig gezeigt, der allgemeinen Stimmung auch nur einen schwachen Ausdruck zu verleihen. In seiner ganzen Einrichtung bleibt es hinter der unmittelbaren Wirkung der Zeitungen so weit zurück, daß es die Ereignisse nicht einmal widerzuspiegeln, viel weniger sie zu begleiten vermag. Kein Verständiger wird der Bühne wegen einer Unzulänglichkeit, die in ihrem Wesen begründet ist, einen Vorwurf machen; aber man soll ihr auf der anderen Seite nicht mehr einen moralischen Einfluß andichten, den sie vielleicht nie besessen, und von ihr die Belebung und Erregung nationaler Empfindungen erwarten, die in Wahrheit nur einmal, in Athen, von ihr ausgegangen ist. Selbst die Zeiten, wo sie wie im vergangenen Jahrhundert in Frankreich und in den vierziger Jahren des jetzigen bei uns die Anregerin neuer Gedanken, das Sprachrohr der Hoffnungen, die Prophetin einer schöneren Zukunft war, sind vorüber: es genügte, nach der Wiedereröffnung der Theater, die von dem Todestage Kaiser Wilhelm's bis über die Beisetzung seiner Leiche im Charlottenburger Mausoleum ihre Pforten geschlossen hatten, das Repertoire derselben anzusehen, um zu erkennen, daß sie sich selbst weder als Aula noch als Kirche, sondern nur als Orte für das Vergnügen und die Unterhaltung des Publicums betrachten; es war eben Alles beim Alten geblieben.

Aber die Vergnügungsluft der Menge ist gering, wenn die Weltgeschichte selber eine Tragödie aufführt und von dem Sterbebett des Vaters zum Krankenlager des Sohnes, gleichsam als müsse sie den Neid der Götter über das allzugroße Glück der Sterblichen offenbaren, schreitet. Trotz der Anstrengungen, die sie gemacht, haben die Theater einen schlechten Winter gehabt und ohne rechten Erfolg gegen die Gleichgültigkeit des Publicums gekämpft. Die Theilnahme an literarischen Schöpfungen, über die bloße Neugierde und Schaulust hinaus, ist in unserer Gesellschaft so schwach, daß sie einen Zusammenstoß mit politischen und nationalen Interessen gar nicht aushalten kann. Unter dieser Ungunst der Verhältnisse haben alle Neuigkeiten zu leiden gehabt, die in nicht geringer Anzahl auf den verschiedenen Bühnen erschienen sind. Aeußerlich, wenn man nur diese Zahl ins Auge faßt, wäre die Saison eine reiche zu nennen, die es nicht an bunter Mannigfaltigkeit ihrer Gaben fehlen ließ, allein sie entbehrte das Beste, die empfängliche Zuhörerschaft. Selbst den hervorragenderen Stücken gegenüber blieb das Echo aus; man merkte es dem Publicum an, daß es, auch wo es Beifall klatschte, mit seinen geheimsten Gedanken nicht bei der Sache war, sondern an das Extrablatt der Zeitungen dachte, das ihm bei dem Verlassen des Theaters angeboten werden würde.

Die duftigste von allen Gaben brachte uns das Schauspielhaus in einem fünfactigen Schauspiel von Paul Heyse: „Die Weisheit Salomo's“, das am Sonnabend den 18. Februar zum ersten Male aufgeführt wurde und sich bis jetzt in der Gunst des Publicums gehalten hat. Spruchweisheit und Liebeslyrik bilden die eigentliche Seele der phantastischen Märchencomödie, das orientalische, prachtvolle und originelle Costüm, der leise Anhauch aus dem Hohen Liede und dem Buche der Weisheit geben ihr den Reiz des Fremdartigen, der gerade wie in den ägyptischen Romanen von Georg Ebers das Publicum so leicht besticht. Goldmark's „Königin von Saba“, Rubinstein's „Sulamith“ haben den Stoff, so weit hier, bei den knappen Andeutungen des Alten Testaments, überhaupt von Stoff und Fabel gesprochen werden kann, musikalisch und, wie mich dünkt, reiner und einfacher als Heyse behandelt. In dem Aether der Töne, auf den Wellen der Harmonie schweben diese märchenhaften Gestalten sicherer, freier und anmuthiger, als sie in der ungleich festeren und rauheren Welt des Drama's dastehen. Im Volksliede nimmt sich die Liebe des Königsohnes zur Schäferin ebenso zärtlich wie rührend aus, und Niemand fällt es ein, sie auf ihre Wahrscheinlichkeit hin zu prüfen. Anders steht die Sache, wenn sie uns greifbar von der Bühne her entgegentritt. Da erscheint es den Sitten des Orients wie der menschlichen Natur gleich widersprechend, wenn eine Hirtin wie Sulamith dem großen König Salomo ihre Liebe weigert und ihm einen Hirten Hadad vorzieht; daß ein weiser Mann, in den Vierzigen, ein Fürst, der einen fürstlichen Gast, eine stolze Königin von Saba, eben in seinem Palaste empfangen hat, nichts weiter sinnt und nach nichts Anderem trachtet, als nach der Liebe oder, wahrer gesagt, nach dem Besitz und Genuß Sulamith's. Paul Heyse sieht Menschen und Welt nur aus dem Liebeswinkel an; ein Held wie Alkibiades, ein König wie Salomo stellen sich ihm einzig als Verliebte dar, nur die griechische Rüstung und der lange faltige Königstalar unterscheiden sie von einander. Wie der Athener zwischen der griechischen Hetäre und der persischen Prinzessin, steht Salomo zwischen Balkis und Sulamith. Im Abendroth sitzt Alkibiades vor der Fischerhütte, und die Freundin singt ihm ein Lied, im Mondschein wandelt Salomo mit Sulamith den Cypressenhügel des Gartens hinauf. Die wilde Leidenschaft und Eifersucht Mandanens wiederholt sich in der blinden Wuth der Balkis, als sie die Liebe Salomo's zu der Hirtin entdeckt. Sie bemächtigt sich des Mädchens und will es heimlich nach Arabien entführen lassen. Da bricht Hadad, um die Geliebte zu befreien, in die Gemächer der Königin — an die Unmöglichkeit, in den Harem eines morgenländischen Fürsten zu dringen, denkt der Dichter natürlich nicht — und diese erfährt nun den Irrthum ihrer Eifersucht. Empfindlicher noch als durch die Entführung Sulamith's kann sie sich durch die Vereinigung der beiden jungen Menschen an Salomo rächen, und rasch entschlossen bittet sie diesen, der mit seiner Wache auf der Suche nach der verschwundenen Sulamith eintritt, die Hand der Hirtin dem Hirten zu schenken, an den sie schon ihr Herz verloren hat. Hadad aber, von einer plötzlichen Tollheit ergriffen, stürzt sich auf Salomo mit geschwungenem Messer. Den Entwaffneten und Gefesselten läßt der König ins Gefängniß führen und verkündigt seinem Hofe seine bevorstehende Vermählung mit Sulamith. Wenn sie seine Königin ist, soll Hadad frei aus dem Kerker zu seiner Heerde ziehen dürfen. Erst im fünften Acte besinnt er sich bei dem Schmerz und der Verzweiflung Sulamith's auf seine Würde und Weisheit; er entsagt seiner Leidenschaft, legt Hadad's und Sulamith's Hände in einander und entläßt die „schöne Freundin“ Balkis, die in ihr Königreich zurückkehrt, mit dem Spruche: „Fremden Glückes sich neidlos freuen, ist aller Weisheit Krone“. Wenn die Figuren und der Ideengehalt des Stückes in ein Haus der Berliner Thiergartenstraße verlegt wären, zwischen der schönen Stiefmutter und der schöneren Stieftochter auf der einen, und dem älteren klugen Hausfreunde und dem flotten, ein wenig täppischen Husarenlieutenant auf der anderen Seite, würde das Ganze noch einmal so annehmbar und verständlich sein, denn aus diesem Bildungskreise stammen die Gedanken, Anschauungen und Empfindungen, die der Dichter ausspricht; der orientalische Firniß ist nur künstlich aufgetragen. Aus den Geschichten der Bathseba, der Thamar, der Abigail,

aus der Sage von den siebenhundert Weibern Salomo's wissen wir, wie in Wirklichkeit im alten Jerusalem an dem Hofe der Könige die Behandlung der Frauen war. Voltaire hat sich den Spaß gemacht, das berüchtigte englische Drama „The man after the heart of God" — der Mann nach dem Herzen Gottes, David ist gemeint — von Huet zu übersetzen und mit witzigen und boshaften Zügen auszuschmücken; von den Uebertreibungen und den Ausfällen gegen die Religion abgesehen, dramatisirt das Werk die Geschichte Saul's und David's getreu nach den jüdischen Chroniken in einem rohen, aber grandiosen Stil, im grellsten, aber zweifellos wahren Localton. Im Vergleich mit diesem Schauspiel erkennt man die ganze Märchenhaftigkeit und Künstelei der Heyse'schen Dichtung. Der brutale englische Realismus besitzt eine unwiderstehliche Kraft, die uns entsetzt und anekelt, deren Wirkung wir uns aber nicht entziehen können. Heyse's Figuren sind idealische Schatten aus Schirmer's biblischen Landschaften, Menschen in „reiner Menschlichkeit". Als ob das allgemein Menschliche, dieses Steckenpferd aller Akademiker, nicht stets und überall von bestimmten Sitten, Zuständen und Anschauungen beeinflußt worden wäre und von ihnen Farbe und Ausdruck empfangen hätte! Aber die spielerische Phantasie des Dichters hat auch ihr Recht, und ist es ihr einmal gelungen, uns in die Märchenstimmung zu versetzen, so folgen wir ihr willig und erfreuen uns ihrer bunten Wunder. Heyse's bald sinnreiche, bald zärtliche Verse bestricken Ohr und Gemüth, ihr melodischer Fall wiegt jedes Bedenken des Verstandes ein; noch rührender und anmuthender als der „Alkibiades" spricht diese „Weisheit Salomo's" zu den Zuhörern und Zuhörerinnen, denn sie ist nicht, wie jenes griechische Trauerspiel, durch irgend einen Schatten von Historie und Politik getrübt. Ausschließlich bewegt sie sich zwischen Leidenschaft und Entsagung, zwischen Weisheit und Sinnessturm, zwischen Jugend und Mittelalter. Die Handlung ist nicht reich, aber sie entbehrt der theatralischen Effecte nicht ganz und schreitet bis zum Ausgang des vierten Actes rasch und lebendig vor, in den äußerlichen Vorfällen wie in der Entwicklung der Charaktere. Ueberflüssig erscheint mir der fünfte Act; Salomo würde noch einmal so groß und weisheitsvoll dastehen, wenn er unmittelbar nach Habad's Mordanfall dem verliebten Jüngling verziehe und „fremden Glückes" sich freute; er ersparte dadurch der armen Sulamith eine traurige Nacht. Das Wundersame und doch Einfache der Fabel, die wirkungsvolle Gegenüberstellung der vier Hauptfiguren, das Harmonische in dem Auf- und Niedergang der Stimmungen, der Glanz und Wohlklang der Sprache, die Unterstützung dieser poetischen Vorzüge durch eine treffliche Ausstattung und die liebenswürdige Darstellung der Sulamith durch Frau von Hochenburger haben dem Heyse'schen Drama die verdiente Theilnahme des Publicums gewonnen und erhalten.

Wie verschieden sich das Alte Testament in den Köpfen unserer Dichter malt, hatte uns dieser Dichtung gegenüber die Aufführung des Trauerspiels „Die Makkabäer" von Otto Ludwig im Deutschen Theater Sonnabend den 18. Januar gezeigt. Seiner Zeit, bald nach ihrem Erscheinen, war Otto Ludwig's Tragödie auf der Bühne des Schauspielhauses gespielt worden, ohne jeden Erfolg, dreimal, vom 21. bis 25. April 1853. Und auch im Deutschen Theater ist ihr, bei ihrer jetzigen Erneuerung, das Publicum trotz des Beifalls, mit dem es sie bei der ersten Aufführung begrüßte, nicht treuer geblieben. Ich glaube, daß Rubinstein's Oper, „Die Maccabäer", zu deren Libretto Mosenthal mit findigem, theatralischem Sinn und Geschick Otto Ludwig's Trauerspiel bearbeitet hat, das Drama gerade so für die moderne Bühne getödtet hat, wie Wagner's „Ring des Nibelungen" alle Nibelungentrauerspiele. Schade, denn Otto Ludwig's Dichtung ist ein Werk voll außerordentlicher Kraft und an einzelnen Stellen, im Ausgang des zweiten Actes, wo Judah den Aufbau des heidnischen Altars hindert und die Syrer aus Modin vertreibt, und am Schluß des vierten, wo er durch sein unerwartetes Erscheinen die Belagerten in Jerusalem tröstet, aufrichtet und zum letzten Kampfe ermuthigt, von einer ergreifenden Wirkung; man möchte ihm gern ein dauerndes Leben auf unserer Bühne wünschen. Denn in ihm weht mit dem echten Geist des Alten Testaments der Hauch

einer genialischen Begabung. Otto Ludwig bildet mit Heinrich von Kleist, Grabbe und Hebbel das Viergestirn unserer kraftgenialischen Dramatik. Ihnen allen fehlt zu sehr der harmonische Ausgleich der Leidenschaften, als daß sie jemals Lieblinge des Publicums werden könnten. Rubinstein's Musik ist es vortrefflich gelungen, die Schrecken des Stoffes zu mildern, indem er sie durch die Erhabenheit und Alterthümlichkeit seiner Melodien gleichsam aus der Wirklichkeit entrückt; Otto Ludwig besitzt kein solches Zaubermittel; die immer auf das Aeußerste gespannte Leidenschaft seiner Figuren, die Raserei des Hasses und des Fanatismus erhöht für den Zuschauer noch die Greuel der Handlung, die wilden Kämpfe, die furchtbaren Martyrien. Es gehören stählerne Nerven dazu, die Leiden und Klagen der Mutter der Makkabäer anzuhören, und es ist der natürliche Selbsterhaltungstrieb, wenn der Zuhörer die Häufung des Entsetzlichen schließlich so wenig ernsthaft nimmt wie in dem letzten Theil der Hebbel'schen Nibelungen. Das alte Wort des Horaz: „ne pueros coram populo Medea trucidet“ behält auf der Bühne immer und überall seine Geltung. Aber Otto Ludwig zerreißt uns nicht nur grausam das Herz — er zerschneidet auch, was vom Standpunkt der Kunst und für die Wirkung seines Drama's bedenklicher ist, unsere Theilnahme. Sein Trauerspiel hat zwei Helden: einen epischen, den reisigen Judah, der nur ein Ziel kennt und erstrebt, mit Klugheit, List und heroischer Kraft die syrischen Heiden, die Unterdrücker seines Volkes von dem heiligen Boden Palästina's zu vertreiben, und eine tragische Heldin, Lea, die Mutter der Makkabäer. In ihrem Stolz auf ihre Söhne gleicht sie der Niobe und wird wie diese durch den Tod derselben bestraft; ihre blinde, abgöttische Neigung für den verzogenen Liebling Eleazar, in dem sie den zukünftigen Messias der Juden träumt, erfährt durch den Abfall desselben zu dem syrischen König Antiochus das gerechte tragische Verhängniß. Der tiefe Gegensatz zwischen den beiden Hauptfiguren, der Mutter, die Eleazar vorzieht, und Judah, der die Unentschlossenheit und den Leichtsinn des Bruders, seinen Ehrgeiz und seine Selbstsucht durchschaut, wird wohl in den ersten beiden Acten angedeutet, in den folgenden jedoch zerfällt das Schauspiel in zwei Theile: der eine behandelt den epischen Stoff, der andere den Untergang Lea's und ihrer jungen Söhne. Statt die Spannung und Theilnahme der Zuschauer auf eine Gestalt, die Entwicklung ihres Charakters und ihres Schicksals zu verdichten, zersplittert sie Otto Ludwig; statt das Düstere des Stoffes durch idyllische Züge, die ja ebenfalls in ihm liegen, zu erhellen, drängt er die Schrecknisse an einander. Die Gewalt der dramatischen Bewegung, die Großartigkeit des Vorwurfes, das Psalmenartige der Sprache an vielen Stellen vermögen die Zuschauer eine Weile über die Peinlichkeit der Handlung und über die Compositionsfehler des Drama's hinwegzuheben, aber auf die Dauer ein Publicum herbeizulocken sind sie nicht im Stande.

Jedenfalls verdient das Deutsche Theater den Dank der Freunde der dramatischen Kunst, daß es die Dichtung Otto Ludwig's wieder neu belebt hat; ganz sollten „Die Makkabäer“ und „Der Erbförster“ nicht aus dem Repertoire einer ersten deutschen Bühne verschwinden. Ihre eingeborene Kraft, ihre scharfe Charakteristik versöhnt wie in Hebbel's „Maria Magdalena“ mit dem Folternden und Quälenden ihres Inhalts. Ueberhaupt ist das Deutsche Theater in diesen letzten Monaten aus seiner gewohnten Gelassenheit und Vorsicht zu einem schnelleren und kühneren Tempo vorgegangen; es hat nicht allein von allen unseren Bühnen die größte Regsamkeit entwickelt, sondern sogar das Drama eines bisher unbekannten Dichters, noch dazu ein mittelalterliches Schauspiel, aufzuführen gewagt. Die Hoffnung, daß diesem ersten Versuche andere folgen werden, theile ich freilich nicht, denn der Erfolg der neuen Dichtung scheint mir den Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Emil Wolff's Trauerspiel in fünf Acten „Herzog Ernst“ fand zwar bei seiner ersten Aufführung am Montag den 5. März den lautesten und aufrichtigsten Beifall, hat es aber nicht zu einer größeren Zahl von Vorstellungen bringen können. Die bald darauf eintretende Landestrauer und der Schluß des Theaters haben ohne Zweifel mit darauf eingewirkt, andererseits gebricht es dem Stoff an jeder stärkeren Anziehungskraft. Emil Wolff ist Professor

am Gymnasium zu Altona, und man merkt seiner Dichtung das Magistrale an. Dem Stofflichen nach deckt sich sein Werk mit Uhland's Drama: „Ernst, Herzog von Schwaben". Wir werden in das deutsche Mittelalter um das Jahr 1030 versetzt; die Lehnspflicht gegen den Kaiser streitet mit der Freundschaft und Treue, die der Herzog und der Graf Werner von Kiburg einander geschworen haben. Stimmungsvoll hebt das Schauspiel in den Burgverließen des Giebichensteins an; hier sitzt Herzog Ernst als Rebell gegen den Kaiser Konrad gefangen. Seine Mutter Gisela, des Kaisers Gemahlin, und der Graf Werner kommen beinahe gleichzeitig, um ihn zu befreien; die Kaiserin treibt die Liebe, Sohn und Gemahl zu versöhnen; Werner, der sich mit List in die Burg geschlichen, will den Freund gewaltsam daraus entführen, um den Kampf gegen den Kaiser wieder aufzunehmen. Als die Kaiserin den geächteten Grafen in der Burg entdeckt, den sie für den bösen Rathgeber ihres Sohnes und den eigentlichen Anstifter seines Hasses und seiner Empörung gegen Konrad hält, befiehlt sie ihn zu tödten; erst Ernst's Drohung, daß er den Tod des Freundes nicht überleben würde, sichert Werner den freien Abzug. Dafür gelingt es den Bitten und der klugen Rede Gisela's, den Trotz und die Leidenschaft des Sohnes zu bändigen und ihn zu einer Versöhnung mit dem Kaiser zu bewegen. Am Hofe Konrad's II. in der Pfalz zu Ingelheim vollzieht sich diese Versöhnung; der Demuth und Huldigung des Herzogs geht die Großmuth Konrad's auf halbem Wege entgegen, wo der alte Zwiespalt wieder auszubrechen droht, besänftigt Gisela die erregten Gemüther, und Ernst's Base, die Prinzeß Edelgard von Lothringen, steht ihr treulich zur Seite. In dem erwachenden Gefühl der Liebe für das sanfte und schöne Mädchen, in der Erwiderung, die seine Neigung findet, vergißt Ernst des geächteten Freundes. Schon ist der Kaiser bereit, den Stiefsohn wieder mit Schwaben zu belehnen, als die Erneuerung der Acht gegen den Grafen Werner, der sich dem kaiserlichen Gericht nicht gestellt, sondern die Fehde fortgesetzt hat, ihn an die vergessene Pflicht, für den Freund einzutreten, an die halbgebrochene Treue gemahnt. Er weigert sich, dem Kaiser Treue zu schwören und das Herzogthum anzunehmen, weil er dann selbst an dem Freunde die Reichsacht vollstrecken müßte. Mit blutendem Herzen reißt er sich von der Geliebten los und flieht von dem Kaiserhofe in den Wald zu dem Grafen. Um das Leben fechtend, fallen Beide im Kampfe gegen die Reisigen des Grafen Mangold, dem der Kaiser die Bestrafung der Geächteten aufgetragen hat, Einer für den Andern. Wenn die Fabel auch äußerlich, im Vergleich zu der Uhland'schen Behandlung des Vorwurfes, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Gestalten und Vorfälle gewonnen hat, der Conflict selbst ist auch von Emil Wolff nicht vertieft und unserm Gefühl näher gebracht worden. Für uns sind Ernst und Werner Friedensbrecher und Rebellen, die eine gerechte Strafe erleiden; unser Rechts- und Staatsgefühl duldet diese mittelalterliche Selbsthülfe auch in der Theorie nicht mehr. Daß die Seele und der eigentliche Beweger der Handlung, der Graf Werner, während des dritten und vierten Actes hinter der Scene entschwindet, raubt dem Drama Bewegung und Fortgang. Der Held steht am Schluß des vierten Actes wie am Anfang des Stücks an demselben Scheidewege, vor der Wahl zwischen Lehnspflicht und Freundschaft, zwischen dem Kaiser und dem Reichsfeind. Wolff's Trauerspiel hat in seinem Aufbau eine Aehnlichkeit mit Wildenbruch's Dramen; auch bei ihm ist der Anfang überraschend, original. Aber der Verlauf entspricht zu wenig dem mächtigen Auftact. Um die Dichtung kühn, wie sie in dem Felsverließ des Giebichensteins phantastisch anhebt, fortzusetzen, hätte Wolff, wie mir scheint, sich nicht so eng an das historisch Thatsächliche halten, sondern einen Ritt ins alte romantische Land wagen müssen. Von so vielen Sagen ist die Gestalt des Herzogs Ernst umrankt, daß Niemand es dem Dichter verargt, wenn er frei, ohne Rücksicht auf die Jahrbücher deutscher Geschichte, seine Einbildungskraft hätte walten lassen. Mittelalterliche Stoffe liegen im Allgemeinen der modernen Bühne noch ferner, als griechische und römische; nur unter zwei Bedingungen, glaub' ich, können sie darauf leben: entweder in dem Duft und Schimmer einer volksthümlichen Romantik, wie sie Adolf Wilbrandt so glücklich um sein Schauspiel „Der Graf von Hammerstein" zu breiten gewußt hat, oder in der scharfen und

harten realistischen Wiedergabe, die nichts verschönt und ausgleicht, die nicht in Jamben, sondern in Prosa redet, die mehr die culturhistorischen Zustände und das Genrebild, als bedeutsame Thatsachen und Persönlichkeiten ins Auge faßt. In der Anordnung seines Drama's, in der Charakteristik einzelner Figuren, namentlich der Kaiserin Gisela, die mir die gelungenste von allen erscheint, in mancher eigenthümlichen Wendung der Sprache offenbart sich unverkennbar Emil Wolff's Talent zur dramatischen Dichtung; er erinnert bald an Wildenbruch's, bald an Albert Lindner's Weise und Begabung. Wie weit seine Schwingen tragen, ist nach dieser Probe — ich kenne die übrigen Stücke des Dichters nicht — um so schwerer zu sagen, da das historische Gewissen und seine Gelehrsamkeit ihm bei diesem Stoffe nicht die rechte Freiheit ließen. Die Hauptsache ist auch für den dramatischen Dichter die Erfindung der Fabel, die Gestaltung des Stoffs aus einer Idee heraus, die zum klaren und verständlichen Ausdruck kommen muß, die Vertiefung der einzelnen geschichtlichen Thatsache zur Symbolik — absichtlich sage ich, geschichtliche Thatsache, denn ich kann mir die fernere Wirksamkeit Emil Wolff's für unsere Bühne einzig im Bereich des historischen Schauspiels, in der Nachfolge Schiller's, Kleist's und Wildenbruch's denken.

Neben den großen Historienbildern, wie sie uns „Die Makkabäer" und „Herzog Ernst" entrollen, kam aber auch das historische Genre- und Costümbild im Deutschen Theater zu seinem Recht. In einer neuen geschickten Bearbeitung von August Förster ward Sonnabend den 24. März Friedrich Halm's bekanntes Schauspiel „König und Bauer" zum ersten Male aufgeführt. Halm's Stück ist selbst nur die Bearbeitung einer Comödie Lope de Vega's „El villano en su rincon": Der Bauer in seinem Winkel, die in ebenso frischer und naiver, wie origineller und übermüthiger Weise Land- und Hofleben, den König Alfonso und den stolzen freien Bauer Juan Labrador, der den König nicht sehen will, weil er auf seiner Scholle Erde sich selbst ein König dünkt und sich durch den Anblick eines Mächtigeren seine Selbstzufriedenheit nicht trüben lassen will, gegenüberstellt. Die Handlung ist nur gering, aber sie entwickelt sich folgerichtig und lebendig aus dem Gegensatz der beiden Hauptfiguren, der mehr noch in ihrer Stellung, als in ihren Charakteren begründet ist, und wird durch eine Fülle gefälliger Scenen, hier der ländlichen Idylle, dort des höfischen Treibens, in Wechsel und Bewegung erhalten. „Wie die Mädchen und Burschen mit Stangen und Stäben ausziehen," ruft Grillparzer in seinen Bemerkungen über diese Comödie aus, „um Oliven abzuschlagen; was dabei vorfällt, der Gesang, der Tanz, die gesellschaftlichen Spiele — das Alles ist so mannigfaltig und wahr, daß man seiner Bewunderung kein Ende findet." Warum Halm das spanische Colorit und das mittelalterliche Costüm, den echten nationalen Hintergrund des Lope'schen Schauspiels aufgegeben, aus dem spanischen Bauer-Edelmann einen französischen Bauer in der Nähe von Paris, aus dem König Alfonso Heinrich IV. mit dem ewigen Huhn im Topfe gemacht hat, ist mir von einem so feinsinnigen Kenner der spanischen Literatur und des Theaters unbegreiflich, denn dem Stück ist dadurch nicht nur sein Erdgeruch verloren gegangen, auch seine Vorbedingung hat jede Wahrscheinlichkeit eingebüßt. Einen freien Bauer wie Lope's Helden, der sich um den König nicht kümmert, gab es um das Jahr 1600 in dem ganzen Europa nicht mehr, er ist eine Gestalt aus dem frühen spanischen Mittelalter, in den Bergen und Thälern Leon's und Asturien's heimisch, ein geborener Hidalgo, den noch keine Adels- oder Priesterherrschaft niedergedrückt hat; Figuren wie Juan Labrador und „der Richter von Zalamea" sind keine Producte, die der französische Boden, Zola's „Terre", jemals hätte zeitigen können. Das Publicum achtet zum Glück nicht auf diese zeitlichen und räumlichen Unrichtigkeiten, sondern freut sich des wirksamen Widerspiels zwischen König und Bauer, des kräftigen Humors und der heiteren Lebensauffassung, die das Schauspiel durchweht.

Auch das moderne gesellschaftliche Schauspiel ist auf dem Deutschen Theater nicht leer ausgegangen und hat besonders mit dem dreiactigen Lustspiel von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg, „Die berühmte Frau", nachhaltig seine Rechnung gefunden. Zum ersten Male am Sonnabend den 4. Februar auf-

geführt, hat sich das Lustspiel bis heute den Zuspruch und den Beifall des Publicums erhalten. Literarisch steht es ein wenig höher als die Comödien von Heinemann „Auf glatter Bahn“ und von Girndt „Die Maus“; es verfolgt einen satirischen Grundgedanken und sucht seine Figuren und die Vorfälle seiner Fabel darauf zu stimmen. Tief greift freilich weder die Satire noch die Schilderung der modernen Gesellschaft; über die bekannten Theatermarionetten kommen die Autoren nur in einzelnen Zügen, nicht in der Anlage und Erfindung der Charaktere hinaus. Die berühmte Frau soll gegeißelt werden: die Frau, die sich als Schriftstellerin oder Sängerin auszeichnet, denn sie verfehlt ihren Beruf, zu heirathen und Kinder zu gebären. Die boshafte Antwort Napoleon's auf die Frage der Frau von Staël, welche Frau er für die bedeutendste hielte? wird hier des Breiteren von Frau Paula Hartwig erörtert, die in Wesen und Haltung, im Denken und in der Rede der „Tante Buchholzen“ auf ein Haar gleicht. Um diese Anschauung zu Ehren zu bringen, muß eine junge, talentvolle Sängerin Ottilie Friedland, die gleich bei ihrem ersten Auftreten auf der Opernbühne einen so außerordentlichen Erfolg erringt, daß ihr die glänzendsten Anträge von den Directoren gemacht werden, all' ihren Träumen von Ruhm und Kunst entsagen und einen ungarischen Grafen Bela Palmay heirathen, der sie, halb Tölpel, halb Narr, seit Wochen verfolgt. Die Figur ist natürlich kein Original, aber sie ist mit ihrem gebrochenen Deutsch und ihren ungarischen Kraftworten eine hübsche Variante auf den polnischen Virtuosen in Blumenthal's „Probepfeil“ und all die unzähligen Engländer, die sich in unseren Comödien herumtummeln. Die andere berühmte Frau des Stücks verdiente eher den Geißelschlag der Satire. Frau Agnes von Römer-Saarstein ist eine vielgelesene Romanschriftstellerin, aber sie hat, um ganz ihren literarischen Neigungen und Bestrebungen leben zu können, ihren Gatten und ihre beiden heranwachsenden Töchter im Stich gelassen. Die Entschuldigung, daß dieser Gatte zugleich ein Trottel und ein Wüstling ist, wollen die Autoren nicht gelten lassen; sie finden es für eine Frau rühmlicher und angemessener, Strümpfe für ihre Enkelkinder zu stricken, als Geschichten zu schreiben. Und da die beiden Töchter Herma und Wally — zwei jener unleidlichen, vorlauten Mädchenfiguren mit Straßenjungenmanieren, die das Entzücken unserer Theaterbesucher und -Besucherinnen sind — glücklich zwei reiche Männer erobert haben, bleibt den Eltern nichts übrig, als auch ihrerseits Frieden zu schließen. Aber in einer kritischen Analyse klingt das Alles ungleich schwerer und ernsthafter, als das Ganze an sich ist, wenn es sich munter und unbekümmert um jeden etwaigen Nachgedanken vor einer zum heiteren Gelächter bereiten Versammlung abspielt. Da sieht man nichts als lustige Theaterscherze, einen radebrechenden Ungar, einen Clavierlehrer und seine Schülerin, die sich beim vierhändigen Spiel Küsse rauben, während der Papa die Zeitung liest, einen ungezogenen verlogenen Backfisch, der aber „zum Anbeißen allerliebst“ ist und wie ein Kreisel umherwirbelt, eine junge Sängerin und Tante Buchholz. Dabei die Moral und die Anschauung der Durchschnittsphilister, mit einer Sicherheit vorgetragen, als ob ein Zweifel dagegen nur bei Narren möglich wäre. Das Theaterpublicum, wie es einmal ist, kann wirklich nicht mehr verlangen.

Einen geringeren Erfolg hatte das Deutsche Theater am Mittwoch den 18. April mit der Aufführung dreier kürzerer Stücke. Paul Heyse's einactiges Trauerspiel „Zwischen Lipp' und Bechersrand“ ist ebenso unwahrscheinlich wie unerquicklich. Daß ein junger Mann, unmittelbar nach seiner Verheirathung, im Begriff, die Hochzeitsreise anzutreten, seiner Frau „die Denkmäler seiner Jugendzeit“, seine Liebesbriefe an eine frühere Geliebte, feierlich übergibt; daß die junge Frau sich leidenschaftlich, ohne an die Abreise zu denken, in diese Lectüre vertieft, setzt schon einen festen Glauben des Publicums zu dem Dichter voraus. Aber der festeste hält nicht vor dem Verlauf der Handlung stand: Lydia erfährt nämlich aus diesen Briefen, daß ihr Gatte der Geliebte ihrer Mutter gewesen ist und ihren Vater im Zweikampf getödtet hat. Sie kennt diese unglückselige Geschichte, denn sie hat sich erst vor drei Jahren ereignet, allein nicht den Namen des Mannes, der so verhängnißvoll in das Leben ihrer Eltern eingegriffen, und seinerseits weiß der Gatte nicht, trotzdem er Jurist ist, wie

die Frau sich nannte, die er verführt und der Mann, den er getödtet hat. Man kann in der kurzen Frist eines Actes nicht mehr Unwahrscheinlichkeiten und Peinlichkeiten auf einanderhäufen, als es hier geschehen ist, und wir athmen auf, als Lydia rasch entschlossen, da sie weder mit ihrem Gatten leben, noch ihrer Liebe zu ihm entsagen kann, Gift nimmt. Die fiebernde Hast, mit der Paul Heyse in den letzten Jahren ein Drama nach dem andern in die Welt schickt, erfüllt gerade seine aufrichtigsten Bewunderer mit Sorge: die Gefahr liegt nahe, daß er in dieser Leidenschaft des Schaffens sein bestes Gut, sein künstlerisches Feingefühl und sein Maßhalten, verliert. Auch in der zweiten Gabe des Abends, in Emile Augier's Comödie „Schierling", die Arthur Fitger in deutsche Alexandriner gebracht, spielt das Gift eine Hauptrolle. La cigue stammt aus der neuclassischen Zeit des französischen Theaters, als Ponsard's „Lucretia" und die Darstellungen der Rachel die Antike der romantischen Schule gegenüber wieder zu Ehren und Sieg verholfen hatten: es ist 1844 zum ersten Male im Odéon aufgeführt worden. Ein junger reicher Athener Klinias will aus Lebensüberdruß Gift nehmen, wird aber durch die Schönheit einer reizenden cyprischen Sklavin und die Liebe, die plötzlich in seinem Herzen für sie erwacht, vom „letzten ernsten Schritt" zurückgehalten. Zwei Schmarotzer, der magere Paris und der dicke Kleon, die den reichen Freund zu beerben hoffen und darum einander bei ihm auszustechen suchen, erheitern mit ihrer gegenseitigen Eifersucht, ihrem Neid und den Albernheiten, zu denen sie von der lustigen Laune des Klinias angetrieben werden, die Dürftigkeit der Handlung. Die Comödie, für unsern Geschmack um einen Act zu lang, kann es an Anmuth, Zierlichkeit und Geist mit der bekannteren von Ponsard „Horaz und Lydia" nicht aufnehmen. Den Schluß des Abends machte ein Lustspiel in einem Acte von Max Bernstein: „Coeur-Dame," eine gefällige Plauderei zwischen Mann und Frau, die nur leider um jeden Preis witzig und geistreich sein will und darüber vergißt, daß Kürze die Lebensbedingung des Witzes ist.

Auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Drama's war die originalste Neuigkeit dieser ganzen Saison, neben Dumas' „Francillon" — dem Stücke wurde durch den Weheruf eines klerikalen Reichsboten über seine Unsittlichkeit die wirksamste Reclame bereitet — Henrik Ibsen's Schauspiel in fünf Acten „Die Wildente," das, in der Uebersetzung von M. von Borch am Vormittag des Sonntags 4. März im Residenz-Theater aufgeführt wurde. Warum unsere Ibsen-Gemeinde, der wir doch allein die Aufführung der Dramen: „Gespenster", „Rosmersholm" und „Die Wildente" zu verdanken haben, diese Vorstellungen halbwegs wie ein Mysterium behandelt, zu dem sich nur die Eingeweihten einfinden dürfen, ist mir nicht verständlich. Einem Dramatiker kann wie dem Redner der eine Freund Plato nichts nutzen, er lebt ja auch im Geiste von der Fülle der Zuhörer, nicht von dem verschwindenden Bruchtheil des Publicums, das eine theuere Sonntags-Matinée besucht. Ibsen nun gar, dessen letzte Schauspiele in ihrem Kern Leitartikel und Volksreden über die norwegische sociale Frage in dramatischer Form sind! Eine Eigenschaft, die sie übrigens mit allen nordischen Dramen der letzten Jahre theilen. In Dänemark und Norwegen ist die Bühne zum Katheder geworden, auf dem die Frauenemancipation, das sociale Wesen der Ehe, die Kindererziehung, die Unsittlichkeit der oberen Stände, das traurige Loos der Mädchen aus dem Volke, der Kampf gegen den Branntwein erörtert werden; die dramatische Form wird nicht der Kunst, sondern ihrer stärkeren Wirkung auf große Massen wegen gewählt. Absichtlich stellt sich das dichterische Talent in den Dienst der Volkswohlfahrt; für den Realismus, der nach Wahrheit und nicht nach Schönheit verlangt, müssen schließlich die Zwecke und Mächte, die mit der Kunst an sich nichts zu thun haben, die Hauptsache werden. In diesen Gleisen wandelt Ibsen, seit er das Stück „Stützen der Gesellschaft" schrieb, nur daß seine Tendenzen bei dem Schleier, der auf seinen letzten Werken ruht, dem Zuhörer unklarer bleiben und der Rest von Idealismus, der in ihm steckt, immer in die realistische Fabel und Charakteristik ein phantastisches Element hineinschmuggelt. So fühlt der Zuschauer wohl, daß die Absicht des Dichters in dem Schauspiel „Die Wildente" dahin geht, die Erbärmlichkeit

und Nichtswürdigkeit des Lebens und der Durchschnittsmenschen gegenüber der „idealen Forderung“ darzustellen und die völlige Trostlosigkeit seiner Weltanschauung zum ergreifenden Ausdruck zu bringen; aber diese Empfindung wird beständig durch die Betrachtung verwirrt, daß Gregers Werle, der die „ideale Forderung“ stellt, ein Narr ist, dessen täppisches Hereinfahren den Tod eines liebenswürdigen Kindes verschuldet, während er einen moralisch gesunkenen Freund zu einem neuen Leben erheben will. Wie Johannes Rosmer ist auch Gregers Werle von der fixen Idee besessen, aus Alltagsmenschen „Adelsmenschen“ machen zu wollen, um nach dem Scheitern seines Versuches zu erkennen, daß er keine andere Bestimmung hat, als der Dreizehnte bei Tisch zu sein. Ibsen's Vorwurf ist im letzten Kern ein komischer: die Narrheit und Aufdringlichkeit eines Weltverbesserers, die nur Irr- und Wirrsal stiftet, und alle seine Kunst und sein Tiefsinn, der Handlung eine tragische Seite abzugewinnen, vermag das Publicum nicht darüber zu täuschen. Auch darum nicht, weil der Anstifter des Unglücks heil davongeht und eine Unschuldige unbarmherzig und nutzlos der „idealen Forderung“ geopfert wird. Wie viel feiner verfährt da Molière, der seinen Alceste freiwillig die Verbannung aus der Gesellschaft wählen läßt, als er einmal die Unvereinbarkeit seiner Anschauungen und der geltenden Lebensformen eingesehen hat!

Wie allen neueren Dramen Ibsen's fehlt auch der „Wildente“ die Einfachheit und Durchsichtigkeit der Fabel. Das Symbolische und Geheimnißvolle, die „weißen Pferde“ aus „Rosmersholm“ und die Schatten der Vergangenheit aus den „Gespenstern“ verleihen dem Ganzen eine Art Dämmerung. Gregers, der Sohn des Großhändlers und Hüttenbesitzers Werle, ist nach vierzehnjähriger Abwesenheit aus den Bergen und Wäldern, von den Eisenwerken des Vaters wieder in die Stadt zurückgekehrt. Zwischen Vater und Sohn ist das Tischtuch längst zerschnitten, schon bei Lebzeiten der Mutter, deren Partei der Sohn stets gegen den Vater genommen. Nachher hat sich der Vater, ein Lebemann, ein Geschäftsmann ohne Skrupel, der auch vor der Berührung unsauberer Dinge nicht zurückschreckt, noch weniger mit dem hartköpfigen, ideologischen Sohn zu stellen gewußt. So führt denn auch jetzt die Unterredung zwischen Beiden zu völliger Trennung; Gregers wirft es dem Vater in seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe grad ins Gesicht: er habe ihn nur aus den Bergen gerufen, um Zeuge bei des Vaters Verheirathung mit der Frau Sörby, die ihm bisher das Haus geführt, zu sein. Da er keine Andere an der Stelle seiner Mutter sehen will, verläßt Gregers das Haus des Vaters und miethet sich bei seinem Jugendfreunde Hjalmar Ekdal ein. Zwischen den Ekdal's und den Werle's bestehen alte Beziehungen; Hjalmar's Vater, der frühere Lieutenant Ekdal, ist bei dem Erwerb des Waldes bei den Eisenwerken betheiligt gewesen, auch bei den Unregelmäßigkeiten, die bei dem Ankauf und der Vermessung desselben stattgefunden. Denn bei dem Proceß darüber ist er verurtheilt worden, während Werle freigesprochen wurde. Natürlich sieht Werle's Sohn die Sache anders an: sein schlauer Vater hat den armen Ekdal übertölpelt und in der Falle sitzen lassen. In seiner Weise hat sich Werle der unglücklichen Familie angenommen: er hat Hjalmar das nöthige Geld zur Einrichtung seines Ateliers gegeben, er unterstützt den Alten, nachdem dieser seine Gefängnißhaft überstanden, indem er ihm Schreibarbeiten aus seinem Bureau zutheilt. Eine schöne Wohlthätigkeit! spottet der Sohn dagegen, das heißt den Leuten Sand in die Augen streuen. Der letzte Grund dieser Theilnahme steckt darin, daß Werle Hjalmar mit seiner ehemaligen Geliebten Gina Hansen, die noch zu Lebzeiten von Gregers' Mutter in dem reichen Kaufhause diente, verheirathet hat. Ein Mädchen ist aus der Ehe entsprossen, Hedwig — aber wem gehört das Kind? Hjalmar hält es für das Seine, aber da Hedwig an den Augen leidet, wie der alte Werle, und mit Blindheit bedroht ist, wie er — ist sie am Ende nicht Werle's Tochter? Diese Unklarheiten, dieser Mangel an Freimuth, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen, sind charakteristisch für Ibsen's Darstellungsweise; wir, die Zuschauer, sollen errathen, was er, der Dichter, nicht klipp und klar zu sagen wagt. In dem Ekdal'schen Hause hat man bis zu Gregers' Eintritt schlecht und recht gelebt, in einer erträglichen Dürftigkeit. Ueber die Vergangenheit

machen sich weder Gina noch Hjalmar Sorgen; sie ist eine vortreffliche Gattin und Mutter, immer sauber und unermüdlich, die nicht nur das Hauswesen zusammenhält, sondern auch das Photographiegeschäft betreibt; denn Hjalmar ist faul, ein Großprahler, Einer, der eine weltumwälzende Erfindung machen wird, Nachmittags, wenn er sich auf dem Sopha streckt und dehnt, ein guter Kerl sonst, weichmüthig, jedem Eindruck zugänglich, der allein von der starken Hand Gina's vor dem Fall in das Vagabundenthum zurückgehalten wird. Der alte Ekdal wohnt bei dem Sohn; seine größte Freude noch von seinem Waldleben her ist die Jagd, und so hat er sich auf dem Boden mit Tannen- und Kiefernzweigen und allerlei Strauchwerk ein Waldrevier eingerichtet, wo er sich Tauben, Hühner und Kaninchen hält und zuweilen mit einer alten Pistole jagen geht. Dann zieht er seine verschossene Lieutenantsuniform an und braut sich mit seinem Sohn nach beendigter Kaninchenjagd einen tüchtigen Grog. Die Poesie des armseligen Heims ist die vierzehnjährige Hedwig, ein unschuldiges, zartes, engelhaftes Kind, wie das Wunder des Waldreviers eine — Wildente. Der alte Werle hat sie angeschossen, sein Hund sie aus dem Wasser heraufgeholt, und da die Diener im Hause die Narrheit Ekdal's kennen, haben sie ihm das Thier geschenkt. Nun wird es von Hedwig sorglich gepflegt und wie ein Schatz gehütet.

Die Schilderung der vier Personen, ihrer Umgebung in der Mischung von Dürftigkeit und Phantastik, die Trottelhaftigkeit des Alten, Gina's Resolutheit, das verschwommene, verlogene, schauspielerische Wesen Hjalmar's, der poetische Duft, der Hedwig umschwebt, ist in ihrer Wahrheit und ihrer eigenthümlichen Localfarbe bewunderungswürdig und von ergreifender Wirkung. Selbst die Symbolik mit der Wildente stört nicht allzusehr; man gewöhnt sich an das abenteuerliche Geschöpf des Dichters, so gleichgültig es auch für die Handlung ist. An diese Menschen, denen, wie sie einmal sind, zu ihrem Behagen nichts fehlt, als ein reichlicherer Erwerb, tritt Gregers mit seiner „idealen Forderung"; er will hier „den Grund zu einer wahren Ehe legen", er will Hjalmar aus diesem Sumpf erretten. Aus der Jugendzeit hat er eine bedeutende Vorstellung von seinem Freunde: er sieht in ihm einen genialischen Menschen, der nicht so verkommen soll. Merkwürdig genug hat er sich trotzdem vierzehn Jahre lang nicht um ihn gekümmert. Sein Eingreifen in die Verhältnisse, die Aufklärung, die er Hjalmar über Gina's früheres Verhältniß zu dem Großhändler gibt, bringt statt der gehofften Erhebung dumpfe Verwirrung und Zwiespalt hervor. Mit ihrer Feinfühligkeit merkt Hedwig, daß sie der Schatten sei, der die Eltern trennt; sie liebt ihren Vater zärtlich; um jeden Preis will sie sich seine Liebe wieder erwerben. Aber wodurch? „Durch das Opfer dessen, was Ihnen das Theuerste ist," sagt ihr Gregers, „tödten Sie die Wildente." Am Morgen darauf geht das Kind in das Waldrevier und tödtet nicht die Wildente, sondern sich selbst. Der erschreckte Gregers sucht sein Gewissen bei dieser Unglückskunde mit der Hoffnung zu beruhigen, daß der Tod seines Kindes in Hjalmar „das Große freimachen" werde. Der verkommene Doctor Relling, ein Zechbruder Hjalmar's, lacht ihn aus: der Photograph wird bleiben, was er ist, ein prahlerischer Lump. „Wenn Sie Recht haben," bricht Gregers aus, „und ich Unrecht, so ist das Leben nicht werth, gelebt zu werden" — und Relling darauf: „O, das Leben könnte trotzdem noch ganz schön sein, wenn wir nur Frieden hätten vor diesen vermaledeiten Gläubigern, die uns armen Leuten die Thüren mit der idealen Forderung einrennen." Damit ist die schärfste und härteste Bankerotterklärung des Idealismus gegeben — aber doch nur scheinbar, denn für die Zuschauer redet und handelt Gregers nicht nur als vollkommener Narr, sondern hat auch nicht den Schatten einer Berechtigung an diese Leute, die weder seine Bildung noch seine Empfindungen theilen, ideale Forderungen zu stellen. Der Gegensatz zwischen ihrer Prosa und — wenn es Ibsen so will — ihrer gemeinen Natur und seiner hochgestimmten Seele ist ein komischer, und Hedwig's Tod, der ihn zu einem tragischen machen soll, wirkt wie eine schrille Dissonanz, wie das verlegene Auskunftsmittel des Dichters, dem die Lösung des Conflicts aus den Charakteren heraus nicht gelingen will. Trotz der vortrefflichen Einrichtung des Stücks durch den Director des Residenz-

Theaters Sigmund Lautenburg und der meisterhaften Darstellung einzelner Rollen durch Frl. Martha Zipser (Hedwig) und die Herren Lautenburg (Hjalmar) und Pagay (der alte Ekdal) blieb darum der Eindruck der Dichtung auf das Publicum weit hinter der erschütternden Wirkung zurück, welche die „Gespenster“ hervorriefen; wir hatten Alle das Gefühl, daß es ebenso unsinnig ist, Menschen wie Gina, Hjalmar, Relling auf „ideal“ zu stimmen, wie Feigen vom Dornstrauch zu fordern.

Bis in den Ausgang des Aprils hinein beherrschte „Francillon“ das Repertoire des Residenz-Theaters; erst am Sonnabend den 28. April ward das Dumas'sche Schauspiel auf einige Tage von dem dreiactigen Lustspiel „Griechisches Feuer“ von Oscar Justinus abgelöst. Geschickt hat Justinus den Urstoff seiner Comödie aus der Erzählung „L'album du régiment“ von Edmond About in deutsche Verhältnisse übertragen und ihn durch eine zweite Liebesgeschichte und die drollige, die Caricatur ein wenig streifende Figur einer reichen Gutsbesitzerin erweitert, die ihre Tochter um jeden Preis mit einem Lieutenant verheirathen will. Diese eigenste Gestalt des Autors ist auch die gelungenste, während die Heldin, die Tochter des Obersten, Bianca von Sperling, ihr Urbild bei About nicht an Grazie erreicht. Die Axe der Fabel ist der bekannte Zwist der Verliebten: Bianca hänselt, kränkt, neckt den geliebten Lieutenant auf jede Weise und bringt ihn sogar durch einen recht häßlichen Streich erst in Arrest und dann in Lebensgefahr, aber schließlich macht ihr reuiges Geständniß und ihre Liebe — Justinus ist so galant, die verliebte Thorheit dieses ungezogenen Mädchens „Griechisches Feuer“ zu nennen — Alles in den Augen des Lieutenants und der Zuschauer wieder gut. Ein toller Schwank von George Feydeau „Der Damenschneider“, der am Dienstag den 8. Mai zum ersten Male in Scene ging, trieb den Unsinn der Mißverständnisse und Verwechselungen in echt französischer Uebertreibung bis zu jener Grenze, wo das Lachen mit dem Verdruß streitet: ein junger Arzt, der vor seiner Frau und noch mehr vor der Schwiegermutter flüchtet, bezieht eine Wohnung, die vor ihm eine Modistin innegehabt hat und wird in Folge dessen für einen Damenschneider gehalten und von Nähterinnen und Kundinnen überlaufen.

Von den verschiedenen Augenblickspossen des Wallner-Theaters hat ein Schwank von G. von Moser und E. Thun „Die Amazone“ die zäheste Lebenskraft besessen. Ein lustiges Verwechselungsstück, dessen Pointe auf der Verkleidung eines jungen Malers beruht, der bei einem Maskenfeste als Amazone erscheint, hat es dreißig Abende, den ganzen Monat April, das Publicum unterhalten, bis die Bühne von den Königlichen Schauspielern am 2. Mai in Besitz genommen ward. Großer baulicher Veränderungen im Innern des Hauses wegen haben sie für zwei Monate, Mai und Juni, das Schauspielhaus verlassen und sind in das Wallner-Theater hinüber gewandert. Leider ist mit diesem Umzug aber keine Aenderung des Repertoires eingetreten, wie man hoffte. Seit dem October des vergangenen Jahres leidet dasselbe an der bedenklichsten Einseitigkeit; in den vier letzten Monaten ist eine einzige Neuigkeit, Heyse's „Weisheit Salomo's“, zur Aufführung gekommen. Neu einstudirt ist von klassischen Dramen nur Schiller's „Maria Stuart“, und wenn hier die prächtige Ausstattung in Decorationen und Costümen alte Versäumnisse gut machte, so verdarb die neue Besetzung vielfach den Eindruck und ließ frühere Vorstellungen trotz ihrer stillosen Einrichtung und ihrer ausgeblaßten Hintergründe sehnlichst zurückwünschen. Das Experimentiren der Leitung mit den schauspielerischen Kräften, die geringe Schärfe des Urtheils in der Besetzung der Rollen, wenn man einem wackeren Naturburschen den Mortimer, der Darstellerin der Sulamith die Maria Stuart zuertheilt und Frau Seebach heute die Königin Elisabeth und morgen die alte Fadet in der „Grille“ spielen läßt, der beständige Wechsel der Künstler in den Hauptrollen haben eine Unsicherheit und Ungleichheit, ein unharmonisches Durcheinander des Vortrags in den Vorstellungen herbeigeführt und ihr künstlerisches Niveau, zur Betrübniß aller Freunde des Schauspielhauses, empfindlich herabgedrückt.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Mit innigster Theilnahme sieht die gesammte deutsche Bevölkerung alltäglich den Nachrichten aus Charlottenburg entgegen, woselbst Kaiser Friedrich, wie er das Muster treuester Pflichterfüllung ist, auch durch den im Ertragen seines Leidens bewiesenen Heldenmuth zum leuchtenden Vorbilde wird. Hat er sich nicht bloß als Sieger auf blutigen Schlachtfeldern, sondern auch durch seine Duldsamkeit als ein würdiger Nachfolger des großen Königs erwiesen, dessen Namen er führt, so bewährt er sich jetzt nicht minder als Dulder. Man begreift daher sehr wohl, wie selbst im Auslande sich aller Orten die Sympathien für unseren Kaiser regen und geltend machen, wie insbesondere die englische Presse aus Anlaß des von der Königin von England in Charlottenburg abgestatteten Besuches von Neuem die Heldengestalt des deutschen Kaisers in ihrer hohen Bedeutung für den Weltfrieden in die volle Beleuchtung rückt. Das auf dem Kaiserthrone gegebene große Beispiel wird sicherlich von dem deutschen Volke allezeit beherzigt werden.

Die Opferwilligkeit, mit welcher überall, wo deutsche Herzen schlagen, Abhilfe für die durch die jüngsten Ueberschwemmungen hervorgerufene Noth zu schaffen gesucht wurde, ist ein um so erfreulicheres Symptom, als inmitten des Streites der Parteien nur zu leicht dasjenige vergessen wird, was alle Deutschen einigt, während doch hinter diesem Gefühle unwandelbarer Zusammengehörigkeit sämmtliche Gegensätze zurückstehen müssen und in der Stunde der Gefahr regelmäßig auch zurückgetreten sind. Gilt es doch immer wieder, daran festzuhalten, wie bedeutsam die Segnungen sind, die wir der Einigung Deutschlands verdanken, so daß wir selbst dann, wenn wir minder erfreuliche Symptome wahrzunehmen glauben, nicht daran zweifeln dürfen, daß es sich eben nur um rasch vorübergehende Tagesströmungen handelt, welche die Entwicklung eines kraftvollen Staatswesens nicht jäh zu unterbrechen im Stande sind. Diese Thatsache, welche nur von lichtscheuen laudatores temporis acti in Abrede gestellt werden kann, gelangte bei Gelegenheit des Besuches von Karl Schurz auf deutschem Boden deutlich zur Erscheinung. Der sympathische Empfang, welcher dem um die Förderung und die Pflege guter Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hochverdienten Manne zu Theil wurde, illustrirt deutlicher als Alles die Wandlungen, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte vollzogen. Der herzliche Verkehr zwischen dem ehemaligen Befreier Gottfried Kinkel's und dem Fürsten Bismarck legte vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß, wenn auch nicht alle Blüthenträume der in ihrer Art für die Freiheit und Einheit Deutschlands begeisterten Männer gereift sind, ein in den Stürmen des Lebens erprobter Realpolitiker wie Karl Schurz doch sehr wohl begreift, wie Fürst Bismarck die Machtstellung des geeinten Vaterlandes so fest begründet hat, daß der innere Ausbau auf dieser Grundlage sicher erfolgen kann. Die Deutschen im Auslande besitzen auch dann, wenn sie einem fremden Staatswesen ihre Dienste gewidmet haben, einen freieren, unbefangeneren Blick für unsere heimischen

Zustände, während wir nur allzu leicht das Flüchtige, das unseren Widerspruch herausfordert, ins Auge fassen, das Dauernde der gewonnenen politischen Einrichtungen aber zu gering schätzen. Im Verkehre mit seinen alten politischen Freunden wird Karl Schurz sicherlich seine Wahrnehmungen in Deutschland in ersprießlicher Weise verwerthet haben, so daß auch dieser Gedankenaustausch zur Ausgleichung und Versöhnung unfruchtbarer Gegensätze dient.

Solche Gegensätze sind auch im parlamentarischen Leben Italiens in jüngster Zeit wieder schärfer hervorgetreten. Der italienische Ministerpräsident mußte in der Deputirtenkammer eine ganze Reihe von Sturmangriffen bestehen, die er sämmtlich mit der ihm eigenthümlichen Schneidigkeit zurückgewiesen hat. Seltsamerweise ist es noch immer das ostafrikanische Abenteuer, für welches Crispi von der Opposition verantwortlich gemacht wird, während doch keinem Zweifel unterliegen kann, daß er bei der Uebernahme der Regierungsgeschäfte das in Massowah eingeleitete Unternehmen nicht ohne Weiteres aufgeben konnte. Man braucht sich nur gegenwärtig zu halten, wie nach der von den italienischen Expeditionstruppen bei Dogali erlittenen Niederlage alle Welt darüber einig war, daß die Waffenehre in vollem Maße wiederhergestellt werden müsse. Freilich erscheint zunächst auffallend, daß, nachdem erst vor wenigen Monaten eine bedeutende Verstärkung der Expeditionstruppen erfolgt ist, in diesen Tagen die Rückkehr eines großen Theiles stattfand, ohne daß es vorher zu einem Zusammenstoße mit den Abessiniern gekommen wäre, wobei die Letzteren eine Züchtigung für ihren Uebermuth erhalten hätten. Mag immerhin in den Andeutungen der italienischen Regierung ein gewisser Widerspruch gefunden werden, so durfte sich der Conseilpräsident doch in der Sitzung vom 2. Mai mit Recht darauf berufen, daß es vor Allem geboten erschien, die aufgegebenen Punkte in Ostafrika wiederzuerlangen, und daß mit der Erreichung dieses Ziels auch das der militärischen Expedition vorgezeichnete Programm seine Verwirklichung gefunden hätte. Vom strategischen Gesichtspunkte aus kann das Verhalten des bisherigen Oberstcommandirenden der italienischen Truppen in Ostafrika, Generals di San Marzano, nur gebilligt werden, wenn er darauf verzichtete, die Operationsbasis auszudehnen und das von ihm geführte Corps neuen Ueberraschungen von Seiten der Abessinier auszusetzen, dagegen die besetzten Punkte so stark befestigen ließ, daß die Feinde, von der Aussichtslosigkeit eines Angriffes überzeugt, sich zurückziehen mußten. General di San Marzano war dann auch in der Lage, die Rückreise nach Italien anzutreten und dem General Baldissera den Oberbefehl über die zurückbleibenden Expeditionstruppen zu übertragen.

Unmittelbar an die Interpellationen über die Vorgänge in Ostafrika knüpfte sich eine Interpellation über die auswärtige Politik Crispi's, wobei der republikanische Deputirte Bovio insbesondere die Beziehungen Italiens zu Frankreich ins Auge faßte. Diese Beziehungen ließen in jüngster Zeit mancherlei zu wünschen übrig; auch ist der gegenwärtig zwischen den beiden Nationen geführte Zollkrieg an der Grenze sicherlich nicht geeignet, eine wesentliche Verbesserung des Verhältnisses herbeizuführen. Andererseits tragen die mannigfachen Zwischenfälle an der französisch-italienischen Grenze dazu bei, die Spannung innerhalb der Bevölkerung der beiden Länder zu erhöhen. Trotzdem gab der Abgeordnete Bovio dem Wunsche Ausdruck, daß eine Allianz der lateinischen Rassen erfolge, der auch England beitreten könnte. Es leuchtet ein, daß diese Ausführungen sich an erster Stelle gegen den Anschluß Italiens an das Friedensbündniß Deutschlands und Oesterreichs richteten. Bovio betonte auch ausdrücklich in der seltsamen Begründung seiner wenig zeitgemäßen Interpellation, daß Oesterreich die italienische Bevölkerung keineswegs freundlich behandle, und daß Deutschland wohl Italien an demselben Tage aufgeben würde, an welchem in Frankreich auf die Revancheidee verzichtet werde. Der italienische Deputirte muß die in Frankreich herrschende Stimmung sehr schlecht kennen, wenn er bereits diesen Tag — die Calendae graecae — in Betracht zieht; weit näher hätte es gelegen, die Festigkeit des deutsch-italienischen Bündnisses gerade mit Rücksicht darauf zu betonen, daß die Verhältnisse in Frankreich in absehbarer Zeit sich kaum ändern werden. Der irredentistische

Charakter der Rede Bovio's ist ebenfalls nicht geeignet, diesen als einen Politiker von Bedeutung erscheinen zu lassen. Crispi widerlegte deshalb die Behauptungen des Gegners ohne jede Schwierigkeit, indem er vor Allem darauf hinwies, daß Fürst Bismarck sicherlich nicht, wie behauptet werde, Oesterreich zu einer für Italien schädlichen Orientpolitik veranlassen würde. Zugleich äußerte der Conseilpräsident seine Ueberzeugung, daß Oesterreich selbst den Gedanken einer weiteren Ausdehnung seines Gebietes von sich weise. Ehe Crispi dann die Beziehungen Italiens zu Frankreich einer Erörterung unterzog, ging er noch im Allgemeinen auf die Bündnißverträge mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn ein. Da sein früherer Hinweis, daß er diese Allianzen beim Eintritt in die Regierung bereits vorgefunden habe, von der Opposition mehrfach in dem Sinne gedeutet wurde, als ob er sich bei freier Wahl anders entschieden hätte, unterließ Crispi in der Sitzung vom 3. Mai nicht, eine so abgeschmackte Legende zu beseitigen. Er erklärte, daß er heute gerade so wie vor zehn Jahren dächte, und daß er den von Italien übernommenen Verpflichtungen treu bleiben werde, welche ebenso wie die Allianzen selbst darauf abzielten, den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten.

Nachdem er auf die Gemeinsamkeit der Interessen Deutschlands und Italiens hingewiesen hatte, versicherte er, daß Letzteres trotz der Bündnißverträge mit den Centralmächten und trotz der erwünschten Gemeinschaft mit England zur See auch mit Frankreich diebesten Beziehungen unterhalte; so daß die Franzosen überzeugt sein könnten, daß die Italiener niemals das Nachbarland zuerst angreifen würden. Unter dem Beifall der Abgeordneten fügte Crispi aber hinzu, daß Italien auch nicht auf seine Existenzbedingungen verzichten wolle, daß namentlich das Mittelländische Meer kein französischer See werden dürfe, vielmehr dem Handel aller Nationen offen bleiben müsse, welche daselbst ein fruchtbares Gebiet für ihre Wirksamkeit zu finden streben. Da der italienische Ministerpräsident neben dem Ressort der auswärtigen Angelegenheiten auch dasjenige des Innern leitet, schloß er mit der Versicherung, daß er für die Aufrechterhaltung der Ordnung sowie für die Achtung vor dem Gesetze Sorge tragen werde, indem er die Losung ausgab: „Freiheit für Alle; von Allen soll aber ebenso das Gesetz geachtet werden". „Libertà per tutti, ma da tutti si rispetti la legge." So entwickelte Crispi seine Grundsätze für die auswärtige und die innere Politik, die ebensowohl für die Besonnenheit wie für die zielbewußte Energie des leitenden italienischen Staatsmannes Zeugniß ablegen. In der Sitzung der Deputirtenkammer vom 12. Mai gelangte denn auch ein Vertrauensvotum für die Regierung aus Anlaß der Interpellation über die Politik in Ostafrika mit großer Mehrheit zur Annahme.

Daß auch in den officiellen Kreisen Frankreichs eine durchaus friedliche Gesinnung herrscht, konnte aus Anlaß der jüngsten Rundreise des Präsidenten der französischen Republik im südwestlichen Frankreich von Neuem in erfreulichster Weise wahrgenommen werden. Die herzliche, hier und da sogar enthusiastische Aufnahme, welche Carnot von Seiten der Bevölkerung fand, bekundete zunächst, daß die Republik noch immer der weit überwiegenden Mehrzahl als die angemessenste Regierungsform erscheint. Mögen die Parteigänger des Generals Boulanger, die zumeist mehr oder minder offene Bonapartisten sind, noch so laut verkünden, daß das ganze Land die Revision der Verfassung verlange, so darf doch als sicher gelten, daß die französische Bevölkerung vor Allem die Aufrechterhaltung des Friedens wünscht. An dieser Thatsache wird auch durch das Verhalten eines Theils der Patriotenliga und der ihr ergebenen Organe nichts geändert, und es ist bezeichnend, daß selbst Boulanger in seinen neuesten Erklärungen seine friedliche Gesinnung betonen zu müssen glaubt. Die französische Weltausstellung von 1889, die zugleich eine Säcularfeier der großen Revolution sein soll, wäre ein durchaus verfehltes Unternehmen, falls allgemein die Ansicht durchdränge, daß die Bestrebungen Paul Déroulède's in der That die öffentliche Meinung widerspiegeln. Nicht minder phantastisch sind die Prophezeiungen Derjenigen, welche jetzt bereits den Sturz der französischen Republik ankündigen, weil die bonapartistischen und orléanistischen Wähler des Norddepartements in Gemeinschaft mit einer keineswegs beträchtlichen

Anzahl Republicaner den ehemaligen General Boulanger mit einem Deputirtenmandate betraut haben. Die dürftigen Kundgebungen, welche in der nächsten Umgebung des Palais Bourbon bei Gelegenheit des „Einzuges“ Boulanger's in die Deputirtenkammer stattfanden, bewiesen nur, daß die große Masse der Pariser Bevölkerung gegenüber der Propaganda für den „sauveur“ kühl bis ans Herz hinan bleibt. Zugleich wurde durch das unbedingt ablehnende Verhalten des hauptstädtischen Gemeinderathes, sowie durch die Straßendemonstrationen der Studentenschaft erhärtet, daß die von den Bonapartisten und den Ultraradicalen in Scene gesetzte Bewegung in Paris selbst keinen Boden hat. Weit eher darf daselbst, im Hinblick auf die zahlreichen, der Commune von 1871 ergebenen Elemente, ein Wiedererwachen dieser aufständischen Bewegung befürchtet werden, als die freiwillige Unterwerfung unter das Joch eines Dictators. Die hauptsächliche Gefahr droht der französischen Republik von den Republicanern selbst, während Bonapartisten und Orléanisten so lange ungefährlich erscheinen, als es ihnen an einem ernsthaften Prätendenten mangelt. Im republicanischen Feldlager bestehen aber die Gegensätze nach wie vor; Opportunisten und Radicale befehden einander, weil jede dieser beiden Parteigruppen die Regierung behaupten oder in den Besitz derselben gelangen will. Es ist nun bezeichnend, daß durch die von Boulanger und seinen Parteigängern hervorgerufenen Verwickelungen eine Art Waffenstillstand zwischen Opportunisten und Radicalen veranlaßt wurde, dessen Dauer und Festigkeit jedoch von Anfang an sehr problematisch erscheinen mußte. Zeigt sich erst, daß Boulanger weder in der Deputirtenkammer sich an die Spitze einer geschlossenen Partei zu stellen, noch im Lande selbst die zu seinen Gunsten in Scene gesetzte Bewegung auszudehnen vermag, so wird der Kampf im Parlamente um so heftiger geführt werden, als er eine Zeitlang latent bleiben mußte. Dann wird das alte Schaukelspiel von Neuem beginnen: die Opportunisten werden die erste sich darbietende Gelegenheit benutzen, in Gemeinschaft mit den übrigen Parteigruppen der Opposition das radicale Ministerium zu stürzen, worauf dessen Anhänger sich der gleichen Taktik bedienen, um die Opportunisten wieder zu verdrängen. Dieses Spiel wird sich bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen wiederholen, da die Auflösung der Deputirtenkammer unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein allzu gefährliches Experiment wäre.

Mit großer Spannung wurde in Frankreich den am 6. Mai im ganzen Lande mit Ausnahme von Paris vollzogenen Wahlen für die Municipalräthe entgegengesehen. Nicht nur, daß das Gesammtergebniß dieser Wahlen den Ausdruck der öffentlichen Meinung darstellen sollte, thatsächlich sind auch die Delegirten der Gemeinderäthe berufen, bei den Wahlen für den Senat eine hervorragende Rolle zu spielen, insofern sie zugleich mit den Deputirten der einzelnen Departements sowie den Mitgliedern der General- und Arrondissementsräthe an der Abstimmung Theil nehmen und durch ihre weit überwiegende Zahl den Ausschlag geben. Obgleich die Wahlen, insbesondere in den Hauptorten der Arrondissements, eine Mehrheit zu Gunsten der Republicaner ergeben haben, während anderwärts die Resultate der zahlreichen Stichwahlen abgewartet werden müssen, verhehlen sich doch gerade die besonneneren Elemente der Linken nicht, daß es großer Anstrengungen bedarf, wenn der Ansturm der äußersten Linken, der „Boulangisten“ und der Monarchisten mit Erfolg zurückgewiesen werden soll. So wird denn bereits darauf hingewiesen, daß das Listenscrutinium bei den Abgeordnetenwahlen wieder beseitigt und durch die Arrondissementswahlen ersetzt werden muß. Seltsamerweise sind es gerade die Opportunisten, welche nunmehr die Rückkehr zu dem früheren Wahlsystem verlangen, obgleich es seiner Zeit Gambetta war, der die Listenabstimmung im Interesse der Republik herbeizuführen bemüht war. Hoffte dieser ehrgeizige Politiker doch durch diesen Wahlmodus, bei welchem sämmtliche Abgeordnete eines Departements auf einer und derselben Liste gewählt werden, selbst zur höchsten Würde der Republik zu gelangen, sobald er erst an der Spitze einer großen Anzahl dieser Listen figurirte, mithin durch eine Art Volksabstimmung auf den Schild erhoben würde. Ebenso droht jetzt Boulanger, der Zukunftsdictator, den true des damaligen Exdictators nachzuahmen, indem er bei den nächsten allgemeinen Wahlen in einer

ganzen Reihe von Departements als Candidat auftritt. Die Probe hat der General bereits gemacht, indem er bei den jüngsten Ersatzwahlen in mehreren Departements Stimmen auf seinen Namen abgeben ließ, wobei sich zeigte, daß die französische Bevölkerung in ihrem Unmuthe über die unfruchtbare Parteiwirthschaft in der Deputirtenkammer sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, dagegen zu protestiren. Dagegen hat die jüngste Rundreise Boulangers sich keineswegs zu einem unbestrittenen Triumphzuge gestaltet. Andrerseits verdient hervorgehoben zu werden, daß der Präsident der Republik selbst in keiner Weise für die in der Kammer herrschenden Mißstände verantwortlich ist.

Wie unverdächtig aber insbesondere die Friedensliebe des Präsidenten der französischen Republik, Carnot, erscheint, bleibt doch das deutsch-österreichisch-italienische Bündniß die sicherste Bürgschaft gegenüber allen gegentheiligen Anwandlungen. Die Waffenbrüderschaft zwischen Deutschland und Italien hat sich bereits bewährt, aber auch in Oesterreich-Ungarn zweifelt kein besonnener Politiker daran, daß die Lebensinteressen der Monarchie das Zusammengehen mit Deutschland gebieterisch erfordern. Hieran wird auch nichts durch die nationalen Gegensätze geändert, die jüngst im österreichischen Reichsrathe bei Gelegenheit der Debatten über das Unterrichts-Budget von Neuem zum charakteristischen Ausdrucke gelangten. Die Rede, welche der Unterrichtsminister von Gautsch bei diesem Anlasse gehalten hat, zeigte vor Allem, mit welchen Schwierigkeiten die österreichische Unterrichtsverwaltung ringen muß. Alle die verschiedenen Nationalitäten wollen dort ihre weitgehenden Wünsche berücksichtigt sehen, während doch andrerseits die Einheitlichkeit der österreichischen Monarchie, der Staatsgedanke nicht aus den Augen verloren werden darf. So lassen sich in der erwähnten Rede zwei Gedankenreihen deutlich unterscheiden, von denen die eine mannigfache Zugeständnisse für Tschechen, Slovenen, Polen u. s. w. enthält, die andere dagegen dem Bestreben entspricht, das Gesammtinteresse der Monarchie nicht zu schädigen. Fügt man hinzu, daß der Ultramontanismus in der Unterrichtsfrage sein eigenes Spiel versucht, so erkennt man leicht, einen wie schwierigen Stand der Minister von Gautsch hatte, welchem zugegeben werden darf, daß er in Anbetracht der eigenthümlichen Verhältnisse in Oesterreich sich bemühte, eine gewisse Objectivität zu wahren und die widerstreitenden Interessen, wenn auch nicht zu versöhnen, doch einem leitenden Gedanken unterzuordnen. Der Unterrichtsminister versicherte, daß er sich bei den Maßnahmen seiner Verwaltung keineswegs durch Sympathien oder Antipathien, sondern durch die Erwägung bestimmen ließe, unter schwierigen Verhältnissen so gut wie möglich zu verwalten, wobei er lediglich auf die Unterstützung Derjenigen rechne, denen Sachlichkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit als Tugenden gelten. Als seine Aufgabe bezeichnete er die Verallgemeinerung der Bildung sowie die Förderung des Bildungswesens bei allen Völkern der Monarchie, wie er denn auch an seine frühere Erklärung, er werde niemals zulassen, daß das Bildungswesen an den österreichischen Mittelschulen herabgedrückt werde, mit dem Hinzufügen erinnerte, daß er ein solches Herabdrücken überhaupt unter keinen Umständen zugeben würde. Minister von Gautsch ging demnächst auf Beschwerden und Wünsche der verschiedenen Nationalitäten im Einzelnen ein, wobei er sich keineswegs so ablehnend verhielt, wie die deutschnationale Partei wohl gewünscht hätte. Allerdings betonte er im Hinblick auf abweichende Wünsche der Tschechen bezüglich der staatswissenschaftlichen Prüfung an der Universität Prag, daß die Regierung unbedingt an dem Standpunkte festhalten müsse, vielleicht sogar erhöhte Garantien für die Kenntniß der deutschen Sprache beim Eintritte in den öffentlichen Dienst zu schaffen. Nachdem der Minister dann den Polen das Zugeständniß gemacht, daß die Regierung einer Erweiterung der Universität Lemberg durch eine medicinische Facultät durchaus nicht abgeneigt wäre, nachdem er ferner den Slovenen in Aussicht gestellt hatte, daß in den Volksschulen, unbeschadet des Bestimmungsrechtes der Eltern, der Elementarunterricht in der Muttersprache ertheilt werden solle, versuchte er die Ansicht zu bekämpfen, daß die Entwicklung der verschiedenen Nationen in Oesterreich einen Niedergang der staatlichen Lebenskräfte darstelle. Da es sich hier um interne Angelegenheiten des befreundeten Nachbarstaates

handelt, muß es der österreichischen Regierung und den parlamentarischen Körperschaften überlassen bleiben, selbst zu ermessen, inwieweit sie die Entwicklung der verschiedenen Nationen ohne Beeinträchtigung der Gesammtheit fördern zu dürfen glauben. Vom deutschen Standpunkte aus läßt es sich aber kaum anfechten, wenn der Unterrichtsminister sein Programm dahin zusammenfaßte: „Gleiches Wohlwollen allen Völkern, aber auch gleiche Achtung vor Allem den Bedürfnissen und Anforderungen des Staates gegenüber, und weil ich meine, daß das öffentliche Unterrichtswesen in dem Sinne der gleichen Berücksichtigung Aller ausgebildet werden soll und muß, so darf ich es auch aussprechen, daß von meinem Standpunkte aus — und das ist mein Programm — das Unterrichtswesen niemals von dem exclusiven Standpunkte irgend einer Partei aus betrachtet werden darf, sondern daß auch hier das Wohl des Staates oberstes Gesetz bleiben muß."

Freilich wird daran festgehalten werden müssen, daß das allen Völkern gewährte Wohlwollen sich nicht thatsächlich zu einer Zurückdrängung des deutschen Elementes gestalten darf. Sollte selbst der Unterrichtsminister sich durch das ernsthafte Bestreben leiten lassen, sein Programm gewissenhaft auszuführen, so hegt doch nicht bloß der deutsche, sondern auch der deutsch-österreichische Club im Reichsrathe gegen das Cabinet Taaffe das Mißtrauen, daß die Deutschen in Oesterreich für alle den übrigen Nationalitäten gewährten Zugeständnisse an ihren eigenen Rechten Einbuße erleiden müssen. Der Abgeordnete Weitlof betonte deshalb als Redner der Linken mit Recht, daß der Unterrichtsminister sich den Nationalitäten gegenüber bereits zu nachgiebig erwiesen habe. An einer Reihe von Fällen zeigte er, wie die Deutschen in Böhmen und anderwärts in vollem Maße befugt sind, sich über Zurücksetzung zu beklagen. Ebenso bestritt er, daß der vom Minister von Gautsch in seiner Rede abgegebenen Erklärung, er würde die Herabdrückung des Bildungsniveaus in der Schule nicht zulassen, ernsthafte Bedeutung beigemessen werden dürfe. Weitlof führte das weiter aus, indem er zeigte, was in Oesterreich zu erwarten stände, falls gemäß dem Antrage des Fürsten von Liechtenstein den Geistlichen die Mitaufsicht über die Schule übertragen würde. Der liberale Abgeordnete erwähnte in diesem Zusammenhange auch die starke Vermehrung der klösterlichen Unterrichtsanstalten. In Uebereinstimmung mit einem Ausspruch des nicht minder bewährten Vorkämpfers für das Deutschthum in Oesterreich, Schmeykal, bezeichnete Weitlof als das Recht und die Pflicht der Deutschen, die „General-Quartiermeister" in nationalen, politischen und internationalen Kämpfen zu sein, nachdem sich die Verhältnisse in Oesterreich zwischen den verschiedenen Nationen in so eigenthümlicher Weise entwickelt haben. Der Vertreter der Linken schloß mit der Versicherung, daß die Deutschen dieses Recht stets wahren und ausüben würden, so lange es ihnen nicht durch die Verletzung ihrer nationalen Ehre unmöglich gemacht werde. Es ist bezeichnend, daß, wie die Deutschen, auch die Tschechen, Slovenen und Clericalen mit der Rede des Unterrichtsministers keineswegs zufrieden waren, so daß die letzteren Parteigruppen gegen das Unterrichtsbudget zu stimmen drohten. Der Umstand, daß das gesammte Ministerium sich mit Herrn von Gautsch in der Budgetangelegenheit solidarisch erklärte, würde kaum allein hingereicht haben, die Opposition eines großen Theils der Rechten zu beseitigen. Vielmehr bedurfte es der eifrigen Wirksamkeit des Executiv-Comités der Rechten, um der drohenden Ministerkrisis vorzubeugen. Neben den in der Rede des Ministers von Gautsch bereits in Aussicht gestellten Zugeständnissen mußten noch weitere Verheißungen erfolgen, während der deutsch-österreichische Club Selbstverleugnung genug bewies, indem er gleichfalls für die „Central-Leitung" des Unterrichts-Budgets stimmte, so daß dieser ursprünglich so heftig angefochtene Posten mit 189 gegen 53 Stimmen zur Annahme gelangte. Trotzdem fehlt es nicht an Stimmen, welche diesen parlamentarischen Erfolg des österreichischen Unterrichtsministers als einen Pyrrhussieg bezeichnen.

Literarische Rundschau.

Die beiden Rassen.

France et Allemagne: Les deux races. Par Matyas Vallady. Paris, Paul Ollendorf. 1887.

Nachdem Jahrzehnte lang das berühmte Buch der Frau von Staël die Hauptquelle französischer Kunde von Deutschland und den Deutschen gebildet hatte, ist im Laufe der drei letzten Lustren eine neue französische Literatur über Deutschland rasch emporgewachsen. Durch die Ereignisse von 1866 und 1870—71 darüber belehrt, daß die heutigen Deutschen nicht mehr sind, was ihre Väter gewesen, haben unsere westlichen Nachbarn das Bedürfniß gefühlt, sich über das neue Deutschland neu zu orientiren und das Geheimniß der Wandlung zu errathen, welches die Letzten zu den Ersten, das Volk der Dichter und Denker zu einer Nation unbezwungener Kriegs- und Staatsmänner gemacht hat. In der Summe war von diesen Erzeugnissen nationalistischer Befangenheit so wenig zu lernen, daß dieselben fast spurlos an uns vorübergingen und die Meinung nahe lag, Frankreich habe seit dem großen Kriegsjahre, mit Rücksicht auf Deutschland, „Nichts gelernt und Nichts vergessen".

Bedürfte es einer Widerlegung dieses Urtheils, so könnte das kürzlich erschienene Buch von Matyas Vallady als solche angesehen werden. Die Spitze dieser Schrift ist nämlich nicht gegen Deutschland, sondern gegen die (angeblich oder wirklich) in dem heutigen Frankreich herrschende Tendenz gerichtet, auf den wichtigsten Lebensgebieten mit den alt-gallischen Ueberlieferungen zu brechen und den Deutschen nachzuahmen, um sie dereinst mit ihren eigenen Waffen schlagen zu können. In die beiden auf den letzten Blättern des vorliegenden Werkes geschriebenen Sätze „Ne croyons plus travailler au salut de la France en nous défrancisant le caractère" und „Acceptons franchement notre nature toute entière" ist der Inhalt der gesammten, 336 Seiten starken, immerhin bemerkenswerthen Arbeit zusammengefaßt. — Deutlicher als dadurch geschehen, hätte überhaupt nicht bewiesen werden können, daß die von den Jacques Saint Cère, Tissot u. s. w. zur Schau getragene Geringschätzung neudeutschen Wesens eine absichtliche Unwahrheit und die Lehre von 1870 einsichtigere und aufmerksamere Schüler gefunden hat, als man lange hat eingestehen wollen. Der Glauben an die Mustergültigkeit deutscher Kriegs-, Bildungs- und Verwaltungseinrichtungen muß in der That große Fortschritte gemacht haben, wenn ein gescheidter und dabei leidenschaftlich-patriotischer Franzose für geboten hält, seine Leser vor Verzweiflung an der eigenen Art und vor Ueberschätzung eines feindlichen Auslandes ausdrücklich und dringend zu warnen. Uns scheint dieses mittelbare Eingeständniß schwerer zu wiegen als Alles, was an unbegründeten Behauptungen sonst in dem Buche vorkommen mag. Der Verfasser eines Buches, das eingehende Kenntniß der deutschen Literatur und Geschichte verräth und

dessen zahlreiche deutsche Anführungen ausnahmslos zutreffend zusammengestellt und fehlerlos wiedergegeben sind, hat im Ernste nicht annehmen können, daß die heutigen Deutschen zumeist Abkommen von zur Zeit der Völkerwanderung in den teutonischen Wäldern zurückgebliebenen Knechten (liti) seien, daß sich daraus ihr angeblicher Hang zum Servilismus erkläre, daß die gesellschaftlichen Gewohnheiten gewisser Schichten des süddeutschen Mittelstandes die gesammte Nation charakterisiren, daß die deutsche Hausfrau in der Regel nichts als die oberste Magd ihres Ehemannes sei, daß dem deutschen „Heim" Adel und Würde des englischen „home" vollständig fehlen und daß das Verlangen, „es den Lateinern nachzuthun" und „Pariser Ueberfeinerungen nach Berlin einzuführen", die Seele aller seit dem Jahre 1870 von dem deutschen Volke verfolgten Bestrebungen bilde.

An solchen Ausführungen fehlt es weder in den von Deutschland handelnden, noch in den, den französischen Eigenthümlichkeiten gewidmeten Abschnitten des Vallady'schen Werkes. Es ist richtig, daß der Deutsche vornehmlich ein auf sich selbst stehender, von der Berührung und dem Beifall Anderer unabhängiger Natur- und Landmensch, der Franzose seiner innersten Natur nach Städter ist, dem der Verkehr mit anderen Menschen über den Umgang mit der Natur, der Beifall seiner Umgebung über die Selbstbefriedigung geht und bei dem die Eitelkeit ebenso häufig zur Mutter großer Thaten wie zur Erzeugerin kleinlicher Verirrungen wird. Mag uns das Eingeständniß, „daß der Franzose damit anfängt, das scheinen zu wollen, was er werden will," höchst sonderbar berühren, wir wollen darum noch nicht in Abrede stellen, daß er „sehr häufig das wird, was er anfänglich nur schien". Verwahrung aber muß gegen den Ausspruch eingelegt werden, daß Neigung zur Veräußerlichung eine höhere Stufe der Entwicklung bedeute als Hang zur Verinnerlichung, daß sie den Lateiner menschlicher (humanior) erscheinen lasse als den Germanen, und daß der Cultus „derjenigen Leidenschaften, welche der Mensch der Natur hinzufügt", preiswürdiger sei als die Hingabe an die „durch Empfindung geläuterten Instincte, welche die Natur selbst dem Menschen einflößt". Nach dieser Ansicht sollte man kaum glauben, daß der Verfasser dann doch wieder hinsichtlich der wichtigsten aller menschlichen und unter Menschen bestehenden Verhältnisse, derjenigen der Ehe und Familie selbst zugibt, unsere Entwicklung sei glücklicher und gesunder gewesen als die französische, welche beständig aus dem Hause hinaus auf den Markt und auf die Straße blicke. Die Parallele, welche hier zwischen deutschen und französischen Liebes-, Ehe- und Familienverhältnissen gezogen wird, ist nicht nur zutreffend, sie ist auch fein und geistreich. Insbesondere gilt das von den Bemerkungen über die veränderte Stellung des Liebelebens im 18. und im 19. Jahrhundert, über die Vorzüge des in Deutschland geduldeten freieren Verkehrs zwischen jungen Personen der beiden Geschlechter u. s. w. Mit gleichem Nutzen könnte dieser Abschnitt des Vallady'schen Buches von Franzosen und Deutschen gelesen werden. Von den Letzteren, weil er auf manche unleugbare Wunde unserer gesellschaftlichen Zustände den Finger legt; von den Ersteren, weil er ihren Blick auf das hin lenkt, was er die „décadence de la famille contemporaine" nennt. Es ist kein besonderer Trost, wenn er sich über diese mit der Aussicht auf eine „Familie der Zukunft" hinwegsetzt, welche „breiter angelegt, geschmeidiger und glücklicher beschaffen als ihre Vorgängerin, das Selbstbestimmungsrecht der Einzelnen in höherem Maße achten" und, „wenn sie erst einmal hergestellt, rücksichtlich ihrer Sittlichkeit hinter der alten Familie nicht zurückstehen werde."

Die gelungensten, ja durchaus gelungenen Abschnitte des Vallady'schen Buches sind diejenigen über den Unterschied zwischen deutschem und französischem Naturgefühl und über die sich daraus ergebende Gegensätzlichkeit der hüben und drüben geltenden ästhetischen Grundsätze. Hier, wo Berührungen mit nationalen Leidenschaften und Eitelkeiten nicht zu fürchten waren, hat der Verfasser nicht nur gewußt, sondern ungescheut gesagt, wo die entscheidenden Punkte zu suchen sind und welche Bedeutung ihnen beizulegen ist. Unter gewissen Einschränkungen wird man auch die von ihm gezogenen Schlußfolgerungen gelten lassen und zugeben, daß die Stärke deutschen künst-

lerischen Schaffens auf den Gebieten der Musik und der lyrischen Poesie, diejenige lateinischen und französischen Könnens auf dem Felde des Drama's liege. Die Einseitigkeit, mit welcher der Satz durchgeführt wird, steht mit dem französischen Hange zu Formalismus und „Geradlinigkeit" freilich in so engem Zusammenhange, daß Irrthümer auch hier nicht haben ausbleiben können. Von einem Buche, das so echte Musiker wie Grétry, Isouard und Boieldieu, so echte Lyriker wie Béranger namhaft zu machen unterlassen hat, kann uns nicht wohl Wunder nehmen, daß es weder Shakespeare's und Lessing's noch Goethe's und Schiller's dramatischen Schöpfungen gerecht zu werden vermag. Davon gilt in eminentem Sinne, was Claude Bernard von der Natur des französischen wissenschaftlichen Geistes gesagt hat: „demselben sei ein durchdringender Blick für die allgemeine Regel (vue perçante du général) ebenso reichlich verliehen wie die Gabe, die Ausnahmen nicht zu sehen." Nicht übel hat — wie wir beiläufig bemerken wollen — der Verfasser einen verwandten Gedanken in die Worte „sehr häufig verwechseln wir Klarheit mit Wahrheit" gekleidet.

Daß von einer durchgeführten Parallele zwischen den beiderseitigen Leistungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst abgesehen wird, erscheint um so schwerer begreiflich, als die Landsleute des Verfassers in dieser Rücksicht den Vergleich mit anderen Völkern schlechterdings nicht zu scheuen brauchen. Auch ohne Selbstüberhebung kann der Franzose behaupten, daß Festigkeit der Ueberlieferung und Sicherheit in der malerischen Technik jenseits der Vogesen reichlicher und glücklicher entwickelt als bei uns, und daß die Zahl ausgezeichneter französischer Maler groß genug sei, um der der unsrigen die Wage zu halten. Herr Vallady hätte noch weiter gehen und hinzufügen dürfen, daß einer Nation, welche Landschaftsmaler wie Claude Lorrain, Poussin und Calame hervorgebracht hat, seiner Natursinn überhaupt nicht abgesprochen werden könne und daß das Wort „ils voient trop, pour voir beau" auf deutsche Maler directere Anwendung habe als auf deutsche Dramatiker (a. a. O. S. 215); diesen letzteren kann eben nur gerecht werden, wer das „il n'est vrai que le beau" wörtlich nimmt. Auf die folgenden, die wissenschaftliche Intelligenz beider Völker erörternden Abschnitte braucht nur beiläufig eingegangen zu werden. Das Zugeständniß der Ueberlegenheit unserer Philosophen über die französischen wird — wie uns dünkt — unbilliger Weise durch die Bemerkung eingeschränkt, daß die wissenschaftlichen Verdienste der deutschen nicht sowohl auf genialer Einsicht, als auf Fleiß und außerordentlicher Fähigkeit zur Weiterverfolgung fremder Gedanken beruhten. Denn wer wird leugnen, daß jedem wahrhaft großen Talente die Fähigkeit zu ebenso großem Fleiß beigegeben sein muß; daß es neben dem pedantischen auch einen genialen Fleiß gibt und daß nach Lessing's bekanntem Ausspruch der Fleiß die einzige menschliche Eigenschaft ist, der sich „Jedermann rühmen darf". Ueberdies wird der Verfasser selbst nicht in Abrede stellen wollen, daß wirklich bedeutenden Franzosen der eminente Fleiß ebenso wenig gefehlt hat wie bedeutenden Deutschen.

Das Schlußcapitel des Vallady'schen Buches bildet eine Gegenüberstellung der deutschen und der französischen Art zu wollen (volonté allemande et volonté française). Dieses Capitel ist das charakteristischeste und französischeste von allen. Der Verfasser räumt ein, daß ruhige, methodische, unermüdlich fortgesetzte, stets der Schwierigkeiten ihrer Aufgabe bewußte Beharrlichkeit das sicherste Mittel zur Erreichung eines Zieles bilde: und führt die Thatsache, daß diese Fähigkeit dem Germanen in höherem Maße eigenthümlich ist als dem Lateiner, und des Letzteren Eigenschaft, unter außerordentlichen Umständen Außerordentliches zu leisten, seine eigentliche Stärke ausmache, darauf zurück, daß der Erstere sich bestimmt (determinirt) wisse, während der Franzose sich „instinctiv" frei fühle. Statt der Beweisführung erhalten wir Sätze wie: „der Deutsche wartet das Können ab, um dann zu wollen, der Franzose glaubt Alles zu können, was er ernstlich will" — Sätze, die sehr geistreich klingen, in der That aber widerspruchsvoll sind und zu nichts als Widersprüchen hinleiten. Indem der Verfasser seine Landsleute dringend davor warnt, sich in dem Vertrauen auf geniale Improvisationen und „coups de collier" beirren zu lassen, ertheilt er ihnen den folgen-

den Rath: „Während der Stille, welche großen Entscheidungen und Kämpfen vorhergeht, soll der französische Wille (le vouloir à la française) die Einsicht ruhig abwägen, berechnen und in den Besitz der gehörigen Mittel gelangen lassen. Da der französische Wille einer Einsicht (intelligence) gepaart ist, die ebenso maßvoll und verständig als er selbst (sc. der Wille) extrem und intransigent, so wird man finden, daß den Ursachen und Ansichten, welche den französischen Willen so tollkühn vorwärts treiben, fast immer viel Gerechtigkeit und Vernunft zu Grunde liegen. Bemächtigt sich seiner aber das Fieber der That, so wird dieser Wille immerdar mehr auf sich selbst, als auf die begleitenden Umstände rechnen, mehr von der ihm in unvorhergesehenen Fällen zu Gebote stehenden Kraft als von den Vorbereitungen erwarten, mit denen er sich auf die wahrscheinlichen Fälle eingerichtet hat." — Ist es nöthig, die bedenkliche Logik dieser Ausführungen im Einzelnen nachzuweisen? Wer seine Hauptrechnung auf außerordentliche Umstände setzt, wer von Thaten, im Zustande der Erregung zu vollbringen, den eigentlichen Erfolg erwartet, wird die zu planmäßiger Vorbereitung seiner Unternehmungen erforderlichen Eigenschaften schwerlich erwerben. Von einem „Willen", der als „extrem, intransigent und tollkühn" charakterisirt werden muß, wird niemals angenommen werden können, daß er unter der Aufsicht einer „maßvollen und verständigen" Einsicht stehe und daß ihm „fast immer" Motive der „Gerechtigkeit und Vernunft" zu Grunde liegen. Wird gar einer Nation der Rath ertheilt, sich in dem Glauben an die Unwiderstehlichkeit ihrer „coups de tête" und ihres „élan" nicht beirren zu lassen, so können Ermahnungen zu ruhiger und planvoller Vorbereitungsarbeit nicht ernst genommen werden: es ist, als ob man einen Geschäftsmann auf das Hazardspiel verwiese und gleichzeitig die Erwartung ausspräche, daß er ein gewissenhafter Haushalter und genauer Cassirer sein werde. Daß bei großen, außerhalb des regelmäßigen Laufes der Dinge liegenden Entscheidungen der Augenblick das Beste thun, daß die Eingebung des Momentes der planmäßigen Vorberechnung zu Hilfe kommen muß, das werden wir niemals bestreiten; ebenso wenig aber zugeben, daß aus dem Unberechenbaren ein regelmäßiger Rechnungsfactor gemacht werde, und Fähigkeiten, die sich erwerben lassen, von Inspirationen zu erwarten seien. Für uns hat das Wort Bulwer's, nach welchem „niemals dem Genie überlassen werden darf, was durch Arbeit erlangt werden kann," vor wie nach dem Jahre 1870 uneingeschränkte Geltung behalten; und wenn wir auf das französische Militär- und Schulwesen einen Blick werfen, so glauben wir, daß man, trotz Herrn Vallady, in den ernsten und maßgebenden Kreisen seines Vaterlandes die Wahrheit jenes Wortes gleichfalls längst eingesehen und beherzigt hat.

Kunst und Kunstgeschichte.

1. Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden. Kreis Constanz. Von F. X. Kraus. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1887.

2. Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Heft 1 Amtsbezirk Jena. Von P. Lehfeldt. Jena, Gustav Fischer. 1888.

Die beiden Publicationen sind nach denselben Grundsätzen mit gleicher Sorge zusammengestellt und auch typographisch in gleich musterhafter Anordnung vollendet worden. Auch ist der Anstoß zu ihnen ziemlich von derselben Seite ausgegangen. Zwei großherzogliche Regierungen (bei Nr. 2 noch einige herzogliche daneben) ordnen die Aufnahme dessen an, was an Ueberresten der Kunst und des Kunstgewerbes der Aufzeichnung würdig erscheint und geben die Arbeit vorzüglichen Kräften in die Hände. Lichtdrucke und Holzschnitte erläutern den Text. Vorreden ertheilen über die innegehaltene Methode und über die Geschichte der Unternehmung Auskunft. Der Vorbericht zu Nr. 1 gibt die Geschichte dieser Registrirungen vaterländischer Alterthümer von der Zeit an, wo man in Frankreich zuerst mit ihnen systematisch vorzugehen begann; der zu Nr. 2 läßt Einblick in die Art gewinnen, wie dergleichen heute auf Grund der gewonnenen Erfahrungen angefaßt zu werden pflegt. Hier wie dort sind diese Theile des Buches mit dem offenbaren Gefühle gearbeitet worden, daß man sich an ein großes, entweder festzuhaltendes oder noch zu gewinnendes Publicum wende und daß dieses einfache und klare, womöglich sogar stilistisch fesselnde Darlegung verlange. In heutigen Tagen, wo in jedem Fache eine überfließende Lectüre zu bewältigen steht und eine gewisse Flüchtigkeit bei ihr zur Nothwendigkeit wird, ja, wo man oft nur Stichproben aus Büchern nehmen kann, ist es ein großes Lob, wenn katalogisch angelegten Schriften wie diesen, die, ohne darum schlecht zu sein, vielleicht nur zusammengeklebtes Actenmaterial wiedergeben dürften, nachgesagt werden kann, man habe sie mit Genuß durchgegangen und freue sich auf die Fortsetzungen. Auszüge aus den beiden Vorreden und dem Texte lassen wir zwar aus, da der Raum gerade hier dafür fehlt, empfehlen aber möchten wir die Bücher Jedem, der für vaterländisches Wesen ein warmes Interesse fühlt: er wird ihnen einen Zuwachs an Kenntnissen sowohl als auch an Gesichtspunkten verdanken und manchem jüngeren Manne vielleicht zeigen, wie man neben Skatspiel und Veloциped seinen Geist und seine Beine auf erfreuliche und gesunde Art anstrengen könne. Diese Bücher gewähren eine Einführung in die Deutsche Geschichte, die mit allem Schulmäßigen nichts zu thun hat. Jeder, der begreift, um was es sich hier handelt, kann sich sofort zum Mitarbeiter an diesen Bestrebungen ausbilden, und sogar der Naturforscher, dem diese Dinge sonst fern liegen, findet Gelegenheit, sich an ihnen zu betheiligen.

Sei nun auch auf einen Unterschied beider Arbeiten hingewiesen, dessen die Autoren derselben sich vielleicht nicht bewußt gewesen sind, der uns aber nach beendeter Durchsicht so recht lebhaft entgegensprang.

Professor Kraus' Publication ist ein schöner, wie man heute gern sagt, vornehmer Band in, wir erlauben uns die Classification, Miniaturfolio. Vorzügliches Papier, ausgezeichnete Schrift, als sei sie dafür besonders geschnitten, viel Weiß auf den Seiten, nichts eigentlich am Ganzen auszusetzen als nur das Eine, daß das Buch mehr dazu da sein wird, in stattlichem Einbande in einer Bibliothek zu stehen, als auf dem Schreibtische oder sonst zur Hand zu liegen. Ein Anderes macht sich daneben bemerklich: das Buch ist mit feinem Geschmack und mit der gewissen Individualität der Feder geschrieben, welche verrathen, mit welchem Eifer der Verfasser, als die eigentliche Seele des Unternehmens, das Ganze fertig zu stellen bemüht war. An vielen Stellen ahnt man die persönliche Theilnahme des Landesherrn heraus, dessen Vorliebe und besondere Betheiligung der Sache zu Gute gekommen ist. Ohne dieses persönliche Eingreifen von zwei Seiten her würde der Band vielleicht nicht eine so exquisite Beschaffenheit gewonnen haben, möglicherweise sein Erscheinen sogar noch auf sich warten lassen.

Nun ist Professor Lehfeldt's Arbeit noch etwas größer sogar im Formate, das Papier gleich untadelhaft, die Ausstattung elegant, der Druck schön, die Holzschnitte und Heliogravüren ebenso gut, zahlreich und scharf wie drüben, aber dieses sich auf den Amtsgerichtsbezirk Jena beschränkende Buch erscheint als enger verwachsen mit dem Boden, auf dem es entstanden ist, und zeigt neben der Hand des Herausgebers auch die Mitarbeit Anderer, die offenbar daran betheiligt gewesen sind. Die Bewohner des Amtsbezirkes Jena stehen, von diesem Buche aus betrachtet, als eine umfangreiche, kunsthistorisch begabte Familie da, deren Mitglieder nach bestem Wissen und Können das Zustandekommen des Werkes mit vorbereitet haben, und an ihm, nun da es da ist, ein fortlaufendes lebendiges Interesse nehmen. Dieser Thüringer Publication wohnt ein gewisses volksbildendes Element inne, das jener gewiß nicht fehlt, nicht in dem Maße aber bei ihr heraustritt wie hier. Ich drücke mich vielleicht besser aus, wenn ich sage, der Constanzer Kreis sei mehr für den Kunsthistoriker von Fach, der Amtsgerichtsbezirk Jena nicht nur für diese, sondern auch für den Pfarrer, Schulmeister und Gutsbesitzer beschrieben worden. Ich könnte mir denken, daß die thüringische Arbeit nicht ohne Folgen für die Erhöhung des allgemeinen Bildungsstandes all der Ortschaften bliebe, deren künstlerische Denkmäler hier so einfach und richtig aufgezeichnet worden sind. Die Einsicht, wie das, was wir heute sind, zu so großem Theile auf dem beruhe, was unsere Voreltern waren, scheint mir als ein mächtiges Element diejenige conservative Gesinnung zu bekräftigen und zu schaffen, ohne die, mag man politisch stehen wo man will, der Mensch innerhalb der Familie und auf dem Boden, den er bewohnt, zu keiner rechten Stätigkeit gelangen kann. Die Welt ist voll von Gräbern, von denen wir wissen sollten. In Kraus' Buch suchte ich nach dem des alten Meister Sepp, des Freiherrn Joseph von Laßberg in Meersburg, einem der Aeltesten, die die germanistische Wissenschaft begründen halfen. Da fand ich es wohl angemerkt und daneben das der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, mit deren Schwester er verheirathet war. (Auch Bädeker unterläßt nicht, die Grabstätten anzuführen.) Das Land um den Bodensee, auch der schweizerische Theil, ist wie ein herrlicher Garten. Die Reichenau, mit ihren kostbaren Resten von Architekturen, die noch ganz in der leichten Grazie antiker Baukunst sich erheben, trüge auch heute noch den Namen Augia Dives mit Recht. Wie tief hingen überall die Aeste der Fruchtbäume nieder, als wir sie zum letzten Male umfuhren. Wie freundlich wird man überall von den Bewohnern angesehen, und was spiegelte sich ringsum nicht in den Gewässern des Sees, um nicht wieder vergessen zu werden! Kraus' schönes Buch hat diesen Dörfern und Schlössern und Kirchen Sprache gegeben. Wie lebhaft fühlt man sich hier an die Carolinger und an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnert; während in Thüringen dagegen mehr die Tage der Reformation hervortreten. Wir Alle heutzutage sind, was die Architectur anlangt, geborene Antiquare und verzichten fast darauf, Etwas für uns zu sein. Die Welt ist überschwemmt mit Mustern aus allen Jahrhunderten und Jahrtausenden, die nachzuahmen heute für nützlich und unerläßlich angesehen wird.

Sei in Betreff dieser heutigen Neigung des Publicums für Geschichte der Baukunst, nachdem so viel für die beiden Bücher gesagt worden ist, noch etwas nicht zu ihren Ungunsten als Arbeiten, aber gegen ihren Inhalt als sinnlich wirkende Totalität vorgebracht.

Ohne Zweifel hat der, welcher das Leben früherer Epochen schildern will, von dem auszugehen, was von ihnen erhalten blieb. Daraus scheint zu folgen, es müsse auch die Darstellung an diese Ueberbleibsel anknüpfen, wenn sie sicher gehen wolle. Und so nun kann es geschehen, daß der Zufall, der hier zerstörte und verschwinden ließ, dort die Dinge erhielt und für ihre dauernde Sichtbarkeit sorgte, an den Büchern, die über und auf Grund von dergleichen geschrieben werden, in ganz legitimer Weise als Mitarbeiter betheiligt sei. Für Literatur und Kunst und Politik gilt das gleichmäßig. Die verschwundenen Tragödien des Aeschylos und Sophokles, die zerstörten Denkmale der Römer, die verlorenen Correspondenzen der Fürsten dürfen sich in unseren Geschichtsbüchern kaum eine Rolle anmaßen.

Es wäre nun die Frage, wie weit die Befugnisse des Zufalles hier aber zu respectiren seien. Wir haben da aus dem Kreise Constanz und dem Bezirke Jena eine Fülle von Kirchen, Schlössern, Statuen, Gemälden und Geräthschaften. Welche Stelle jedes einzelne dieser Stücke zu der Zeit einnahm, als es entstand, wissen wir darum nicht! Da muß die souveräne Phantasie des Historikers denn doch das Beste thun und die ungeheure Masse des katalogisirten Gutes aus vergangenen Tagen ersetzt die Organisation der Masse zu etwas wirklich Lebendigem nicht, die herzustellen nur einzelne Wenige berufen und befähigt sind. Meiner Ansicht nach steht im Allgemeinen das Katalogisiren heute etwas zu hoch im Werthe, und die Herbeischaffung neuer Alterthümer sowie die Bewirthschaftung der Museen werden überschätzt.

Und noch Folgendes. Den vorzüglichsten Stoff für den Inhalt unserer beiden Bücher liefert die Architectur. Bemerken wir aber, daß unter allen Kirchen und Schlössern nicht ein einziges sich findet, das so daftände, wie der Baumeister es fertig hinstellen wollte. Entweder unvollendet und erst später weiter gebaut, oder ursprünglich anders angelegt, dann umgebaut und mit Zusätzen versehen, oder ganz neuerdings wissenschaftlich restaurirt, oder überhaupt in Trümmern liegend: das sind die vier Zustände, in denen wir den Bauten fast ausnahmslos begegnen. Ein solches Product verschiedener Zeiten und Stände aber, was repräsentirt es? Uns darf, um uns dem Genusse eines Kunstwerkes hinzugeben, doch nur das vor Augen stehen, was es als sichere ideale Einheit sein will.

Interessant und wichtig ist es, ein Bauwerk durch seine Schicksale hindurch aufwärts zu verfolgen bis zu dem Momente, wo der erste Stein dafür gelegt wurde, und die darauf verwandte Arbeit ist nicht verloren. Niemals aber darf die heimliche Frage unterbleiben, wie weit diese Mühe uns denn zu wirklich klaren Anschauungen zu leiten im Stande gewesen sei. Die Antwort wird lauten, auch hier liefere das Beste die phantastisch reconstruirende Gedankenarbeit. B. K. F.

ξ. **Das Einheitsgymnasium als psychologisches Problem behandelt,** zugleich eine Lösung der Ueberbürdungsfrage auf psychologischer Grundlage. Von L. Vieweger. Danzig, Saunier's Commiss.-Verl. 1887.

Ein Versuch, das Englische als erste Lernsprache statt der lateinischen zu empfehlen. Interessant ist die genauere Durchführung dieses Vorschlages, auf dessen Annahme der Verfasser große Hoffnungen setzt.

Es wird auch dem außenstehenden Publicum nichts übrig bleiben, als sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Eine umfangreiche und wichtige Literatur behandelt sie bereits, und unsere Schrift ist nicht ungeeignet, auch den Laien in die Dinge einzuführen, über die gestritten wird. Herr Vieweger spricht sich ruhig, verständig und verständlich aus und theilt nebenbei Vieles mit, das der Neuhereinblickende irgendwoher zum ersten Male erfahren muß.

Unserer Meinung nach müssen diese Debatten bei Weitem mehr noch umfassen als bisher der Fall war, wenn Resultate von bleibendem Werthe erzielt werden sollen. Bisher nämlich, soweit wenigstens als wir die betreffende Literatur überblicken, ist immer, oder meist, nur von den Schülern die Rede gewesen. Man wird sich aber dazu bequemen müssen, in Betracht zu ziehen, wie denn die Lehrer beschaffen seien. Das heißt, was der zum Lehrer auf der Universität erzogene und examinirte junge Mann eines Theils auf der Universität denn eigentlich empfangen habe, und anderntheils, was ihm im Examen denn eigentlich abgefragt worden sei. Hierüber würden Selbstbekenntnisse von Lehrern vielleicht sehr bemerkenswerthe Themata für weitere Verhandlungen abliefern. Könnte z. B. nicht einmal festgestellt werden, in welchem Umfange Studenten, die in die feinste Kritik eines Autors, gleichviel welcher Nation und welches Zeitalters, eingeführt werden, die Schriften dieses Autors bereits vorher kannten und auch später kennen lernten? Und, als Fortsetzung dieser Frage, wie viele zukünftige Lehrer der Jugend, die die stilistischen Fehler eines Autors genau kennen, auch über dessen geistige Schönheiten Auskunft zu geben wüßten? Und dergleichen mehr.

μλ. **Schulgesundheitspflege.** Zum Gebrauch für Schulvorstände, Lehrer und Eltern. Von Dr. Ernst Engelhorn, Königl. Württemb. Oberamtsarzt in Göppingen. Stuttgart, Carl Krabbe. 1888.

Dies werthvolle Buch bietet den Versuch einer Verständigung zwischen Aerzten und Pädagogen über die wichtigen Fragen der Körperpflege schulpflichtiger Kinder. Es ist nicht von jenem einseitigen ärztlichen Standpunkt aus geschrieben, welcher das körperliche Gedeihen des heranwachsenden Geschlechts als die oberste oder einzig maßgebende Rücksicht bei der Erziehung hinzustellen liebt, sondern es erkennt an, daß in unseren Culturzuständen eine ernstliche geistige Arbeit dem Kinde so wenig erspart werden kann, als unzähligen Erwachsenen, obwohl sie an sich von einer gewissen Abnutzung, ja Schädigung des leiblichen Organismus unzertrennlich ist. Wenn der Verfasser nun auf Grund eingehender Studien und reicher praktischer Erfahrung im Einzelnen die Wege zeigt, wie ohne Beeinträchtigung der sittlichen und intellectuellen Aufgaben der Schule solche Schädigung auf das geringste Maß zurückgeführt, hier und da durch geeignete Maßregeln wieder ausgeglichen werden kann, so werden ihm dahin alle einsichtigen Erzieher der Jugend mit Dank folgen. Es ist besonders anzuerkennen, daß er die Eltern mit einschließt, ja sich unter Umständen an sie allein wendet. Denn im Durchschnitt dürften ihrer nach den Erfahrungen der letzten Jahre wohl viel weniger sein, als der Lehrer, welche die Gesundheitsbedingungen des schulpflichtigen Alters eingehend zu erforschen und in ihrem Bereich mit nachhaltigem Eifer herzustellen trachten, während doch gar manche der Körperpflege dienliche Schuleinrichtung durch vermeidbare häusliche Mißgriffe in ihren Wirkungen gelähmt wird. — Der erste Theil des anziehend und faßlich geschriebenen Buches behandelt den gesunden und kranken Organismus des Schulkindes, der zweite die Einrichtungen der Schule und des Unterrichts nach den Regeln der Gesundheitslehre. Die Forderungen des Verfassers in letzterer Beziehung halten sich in den Grenzen des Erreichbaren und sind zugleich so wohl begründet, daß einsichtige Lehrer und Eltern sich ihnen nicht entziehen können. Wir vermissen eine Würdigung des körperlichen Einflusses der Handarbeit für Mädchen, und namentlich der sich immer mehr Bahn brechenden Handfertigkeit für Knaben.

βχ. **Patrick Henry.** By Moses Coit Tyler. (American Statesmen, edited by John T. Morse Ir.) Boston and New-York; Houghton, Mifflin and Co. 1887.

In der Sammlung von Lebensbeschreibungen amerikanischer Staatsmänner, welche seit einigen Jahren erscheint, nimmt dieses Buch einen hervorragenden Platz ein. Zugleich einen eigenthümlichen. Während es sich nämlich bei den übrigen Fällen zumeist darum handelt, in angemessener Darstellung die Summe aus einer bereits vorhandenen Forschung und Literatur zu ziehen, mußte Tyler erst sehr wesentliche Züge in der volksthümlichen Vorstellung seines Helden als falsch austilgen, andere nicht minder bedeutsame durch eingehende Studien als richtig erweisen und in das Bild einfügen. Er hatte dabei große Schwierigkeiten zu überwinden. Einmal ist die Ueberlieferung, welche die amerikanischen Politiker des 18. Jahrhunderts betrifft — sofern sie nicht aus dem schreibseligen Massachusetts stammen — an sich spärlich und lückenhaft. Dann aber beruht der Ruhm Patrick Henry's auf seinen Reden, von denen wir jedoch keine Stenogramme, sondern nur unvollständige Auszüge oder dürftige Umschreibungen besitzen. Trotzdem ist es dem Verfasser gelungen, durch Benutzung ungedruckter Briefe und Memoiren, durch geschickt combinirende Ausbeutung aller directen und indirecten Zeugnisse zum ersten Male eine durchaus vertrauenswürdige Biographie Patrick Henry's zu schaffen, welche die jetzt verbreiteten Ansichten über diesen Mann endgültig berichtigt und die kleinliche Mißgunst in den Mittheilungen des bisherigen Hauptzeugen, Thomas Jefferson, nach Gebühr offenlegt.

Patrick Henry (geb. 1736, gest. 1799) war ein Virginier von guter Geburt, wuchs aber in ärmlichen Verhältnissen auf. Dennoch erwarb er sich eine zureichende, wenn auch nicht gründ-

liche Bildung, wurde Advokat und fand in diesem Berufe die reichste Gelegenheit, seine erstaunliche und überwältigende Beredtsamkeit zu entfalten. Diese Gabe war es auch, welche ihn zu einem hervorragenden Politiker machte. Aber nicht diese allein; denn rasche, gesunde Auffassung, ein scharfer Verstand, eindringliches, juristisch geschultes Abwägen der Argumente, und insbesondere ein weiter, furchtloser Blick, verliehen seinen politischen Reden, neben ihrer glänzenden und bilderreichen Sprache, die tiefgreifende Wirkung. In dem Kampfe wider England stand er von allem Beginn an der Spitze. Er hat die Virginia-Resolutionen von 1765 verfaßt, durch welche gegen die britische Stempelacte Verwahrung eingelegt wurde; er hatte entscheidenden Antheil an den Arbeiten des ersten Congresses der Colonien; er hat zuerst die Nothwendigkeit des Kampfes in Worten voll glühender Begeisterung ausgesprochen; er war der erste Gouverneur des selbständigen Virginiens und war es noch viermal in schwerer Zeit. Aber auch nach der Beendigung des Unabhängigkeitskrieges blieb sein Einfluß bedeutend. Von ihm stammen die wichtigen Amendements der Constitution der Vereinigten Staaten, welche die Centralgewalt schärfer gegen die Rechte der Bundesstaaten und ihrer Bürger abgrenzten. Die angebotenen höchsten Ehrenstellen ablehnend, ist Henry in stiller Zurückgezogenheit gestorben. Das Gedächtniß der Nachwelt pries ihn mehr als patriotischen Redner, denn als Staatsmann. Um so höher ist das Verdienst Tyler's anzuschlagen, welcher die schattenhaften Umrisse der Tradition zu einer lebensvollen Gestalt ausgebildet hat. Allerdings war der Verfasser für diese Aufgabe schon durch seine weitläufigen Studien in älterer amerikanischer Literatur trefflich gerüstet, als deren Frucht 1879 ein zweibändiges Werk erschienen ist, das aber nur den Zeitraum bis 1765 umfaßt. Hoffen wir, daß seine neue Stellung an der Cornell University ihm Stimmung und Muße gönnen wird, auch jene frühere Arbeit wieder anzugreifen. Jedenfalls gibt das Buch über Patrick Henry seinen Fähigkeiten als Forscher und Darsteller von Neuem ein rühmliches Zeugniß.

yx. **Kongoland.** I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen. II. Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wirthschaftsgebiet nebst einer Liste der Faktoreien bis zum Jahre 1887. Von Pechuël-Loesche. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

Man erinnert sich des ungemeinen Aufsehens, welches die beiden im vorigen Jahre erschienenen Schriften des Verfassers „Herr Stanley und das Kongounternehmen“ und „Herrn Stanley's Partisane und meine officiellen Berichte vom Kongolande“ hervorriefen. In denselben nahm er Bezug auf seine im Archiv zu Brüssel liegenden Berichte, die er als Beamter und zeitweiliger Oberbefehlshaber der Expedition dem Ausschusse übersandt hatte, indem er zugleich die unverkürzte Veröffentlichung derselben anzeigte. Dies geschieht nun in dem ersten Theil des vorliegenden Werkes, während der zweite Theil aus Aufsätzen und Betrachtungen besteht, in welchen der Verfasser seine Ansichten über die wirthschaftlichen Verhältnisse, über Handel und Produkte, über die Natur und Bewohner dieser jetzt der Colonisation erschlossenen Gebiete zusammenfaßt. Auf welche Seite man sich auch in dem Streite zwischen dem Verfasser und Stanley stellen möge, so wird man zugeben müssen, daß der Erstere einer der competentesten Beurtheiler jenes Unternehmens ist, welches seit einem Jahrzehnt das Interesse des Publicums in so hohem Grade in Anspruch nimmt. Nicht nur die reiche Erfahrung, die er durch seinen wiederholten und mehrjährigen Aufenthalt im Südwesten des schwarzen Erdtheiles sich erworben hat, sondern auch die streng wissenschaftlichen Studien, welche die Grundlage seiner scharfen Beobachtungen bilden, zwingen uns, seinen Ansichten einen hohen Werth zuzuerkennen, so daß sein Werk wie kein anderes geeignet erscheint, sowohl die übertriebenen Hoffnungen, als auch andererseits die sich geltend machenden pessimistischen Anschauungen, die sich an das Kongounternehmen knüpfen, auf das richtige Maß zurückzuführen.

yx. **Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate** in den Jahren 1884 und 1885 von Josef Chavanne. Mit zahlreichen Original-Holzschnitten nach Aufnahmen des Verfassers und zwei Karten. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

Der Verfasser des vorliegenden, von der Verlagsbuchhandlung reich ausgestatteten Werkes ist dem Publicum durch mehrere schätzbare literarische und kartographische Beiträge auf dem Gebiete der Afrikaforschung bekannt. Ein längerer Aufenthalt am unteren Kongo, sowie eine Expedition nach San Salvador, den dürftigen Resten der sagenhaften, einst so prächtigen Hauptstadt des alten Kongoreiches, gab ihm Gelegenheit, aus eigener Anschauung Land und Leute jener Gebiete kennen zu lernen, welche für die nächste Zukunft zum Eingangsthor der weiten, von dem Riesenstrome durchflossenen Länderstrecken bestimmt zu sein scheinen. In fesselnder Darstellung schildert der Verfasser seine Erlebnisse, die besonders in Bezug auf das bisher wenig besuchte San Salvador unsere Theilnahme wecken. Bedauerlich ist es, daß er in denjenigen Kapiteln, welche er der Schilderung der Natur- und Handelsverhältnisse widmet, seine eigenen Beobachtungen nicht genügend von den aus anderen Werken entlehnten Darstellungen trennt.

yel. **Die Aerzte in Rußland bis zum Jahre 1800.** Ein Beitrag zur Geschichte der Europäisirung Rußlands. Von A. Brückner. Petersburg, 1887. Kaiserliche Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff (R. Hammerschmidt).

Dem Inhalt entsprechend würde der Titel angemessener lauten: „Einige biographische Notizen über verschiedene fremdbürtige und einige einheimische Aerzte in Rußland.“ Der Versuch, zu ziffermäßigen Ergebnissen zu gelangen, leidet ebenso an der Unzulänglichkeit des lediglich aus abgeleiteten Quellen gewonnenen Materials, wie an mangelhafter Beherrschung der statistischen Methode. Dazu laufen selbst in rein geschichtlichen Fragen eine Reihe bedenklicher Irrthümer mit unter. Für die großen Probleme, welche die Einleitung streift, kommt bei dieser Art historischer Forschungen herzlich wenig heraus.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik. Herausgegeben von Dr. Heinrich Braun. I. Jahrg. 4. Hft. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1888.

Artaria's Universal-Administrativkarte der österreichisch-ungarischen Armee mit der Eintheilung des Reiches in die Territorial- und Ergänzungsbezirke des k. k. Heeres und der Kriegsmarine, der k. k. und k. ungarischen Landwehr und des Landsturmes. Wien, Artaria & Comp.

Auch ein Wort zur Naturforschung und Schule. [illegible] Jena, G. Maule's Verlag (A. Scheni). 1888.

Barine. Essais et fantaisies par Arvède Barine. Paris, Hachette & Cie. 1888.

Bluck. Anna Blume. Historischer Roman von Paul Bluck. Berlin, Otto Janke. 1888.

Boden. Der deutsche Patriot Ulrich von Hutten als Ritter und Kriegsmann, als Dichter und Schriftsteller dem deutschen Volke geschildert von Karl Boden. Leipzig, Otto Spamer. 1888.

Bulsward's Kunst en Kunstgeschiedenis, door M. E. von der Hoeven. Haarl. H. Peltzer. 1888.

Bungert. Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk von Aug. Bungert. Berlin, Fritsche Buchhandl.

Church. Saint Anselm. By R. W. Church. London, Macmillan and Co. 1888.

Crescenzia. Wilfan. Von Amalie Crescenzia. Wien, Karl Konegen. 1888.

Dante's Göttliche Comödie übersetzt von Otto Gildemeister. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Derh. Hoch Oben. Novellen von J. Derh. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1888.

Dislocationskarte der russischen Armee (im europäischen Reichstheile) nebst tabellarischer Uebersicht der „Ordre de bataille" und der Armeeverhältnisse im Frieden, in der Mobilisirung und im Kriege. Nach dem offiziellen russischen Truppen-Verzeichnisse „Rasspisanie" bearbeitet von E. S. Wien, Artaria & Co. 1888.

Döllinger. — Akademische Vorträge von J. v. Döllinger. I. Bd. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1888.

Dostojewski. Der Hahnrei. Roman von Fedor Dostojewski. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer. 1888.

Gedenkblatt an Kaiser Wilhelm I. — Lahr (Baden), Ernst Kaufmann. 1888.

Goldschmidt. — Das Leben des Staatsrath Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Zweite verm. Aufl. Berlin, Julius Springer. 1888.

Gopcevic. — Serbien und die Serben von Spiridion Gopcevic. I. Bd.: Das Land. Leipzig, B. Elischer. 1888.

Grad. — Le peuple allemand, ses forces et ses ressources, par Charles Grad. Paris, Hachette & Cie. 1888.

Graffigny. Die Luftschifffahrt und die lenkbaren Ballons. Von Henry de Graffigny. Autorisirte Uebersetzung von Adolph Schulze. Leipzig, Carl Reissner. 1888.

Groß. Goethe's Werther in Frankreich. Eine Studie von Ferdinand Groß. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Hahn. Wilhelm der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches. Von Ludwig Hahn. Herausgegeben von Oscar Hahn. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Hanstein. Albert Lindner, in seinem Leben und seinen Werken dargestellt von Adalbert von Hanstein. Berlin, Max Schildberger. 1888.

Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke. Eine Anleitung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen. Von E. Angerstein und G. Eckler. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 1888.

Hoyos. — Gedichte von Rudolf Graf Hoyos. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1887.

Jahn. — Frau Eva. Von Hermann Eduard Jahn. Mit einem Vorwort von L. von Sacher-Masoch. Budapest, G. Grimm. 1888.

Jürgens. — Russischer Sprachführer. Konversationswörterbuch für Reise und Haus von Konstantin von Jürgens. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mantegazza. — Das nervöse Jahrhundert. Von Paul Mantegazza. Leipzig, F. W. Grunow.

Meiner. — Die theistische Götter- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Von Dr. Ernst Meiner. Neisse, Jos. Graveur'sche Buchhandlung (Georg Neumann). 1888.

Meyer's Konversations-Lexikon. Vierte Auflage. X. Bd. Kaufbeuren—Luzon. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888.

Müller. Generalfeldmarschall Graf Moltke. Von Wilhelm Müller. Volks-Ausgabe. Stuttgart, Karl Krabbe.

Müller. Kaiser Friedrich. Von Wilhelm Müller. Stuttgart, Karl Krabbe. 1888.

Müller. Reichskanzler Fürst Bismarck. [illegible] Von Wilhelm Müller. Stuttgart, Karl Krabbe.

Neumann. — Gräfin Tholde. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ludwig von Neumann. München, E. Mangelsdorf. 1888.

Pfau. Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften von Ludwig Pfau. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Plothow. — Rome's Debut. Erzählung von A. Plothow. Berlin, Otto Janke. 1888.

Ratzel. Völkerkunde. Von Dr. Friedrich Ratzel. III. Bd.: Die Culturvölker der Alten und Neuen Welt. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888.

Rogers. A history of agriculture and prices in England. From the year after the Oxford parliament (1259) to the commencement of the continental war (1793). Compiled entirely from original and contemporaneous records by James E. Thorold Rogers. Vol. I.–IV. Oxford. At the Clarendon Press. 1887.

Rosenthal-Bonin. Die Tochter des Kapitäns. Roman von H. Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Rothschild's Schatzkästlein des kaufmännischen Wissens. Bearbeitet von L. F. Huber. Stuttgart, Levy & Müller. 1888.

Schmidt. Die Familie von Bismarck. Eine genealogisch-heraldische Studie. Von Dr. Georg Schmidt. Rathenow, Max Babenzien. 1888.

Schmidt. — Neue Bismarck-Anekdoten. Gesammelt und bearbeitet von A. G. Schmidt. Leipzig, Zangenberg & Himly. 1888.

Seeger. Ulrich von Hutten. Schauspiel in fünf Aufzügen von Seeger von der Lutz. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Shorthouse. — A teacher of the violin and other tales by J. H. Shorthouse. London, Macmillan and Co. 1888.

Stickel. — Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung mit Uebersetzung und Beigaben von Dr. Johann Gustav Stickel. Berlin, H. Reuther. 1888.

Stokvis. — Manuel d'histoire, de généalogie et de chronologie de tous les états du globe, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, par A.-M.-H.-J. Stokvis. I.: Asie, Afrique, Amérique, Polynésie. Leide, E. J. Brill. 1888.

Stölzel. — Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten von Dr. Adolf Stölzel. 2 Bde. Berlin, Franz Vahlen. 1888.

Tellheim. Silhouetten. Gedichte von Bruno Tellheim. Budapest, G. Grimm. 1888.

Thaden. — Eine Leidenschaft. Ein Traum. Ein Ferientag. Drei Novellen von Ludwig Thaden. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Traill. — William the Third. By H. D. Traill. London, Macmillan and Co. 1888.

Viehoff. — Drei Bücher erzählender Gedichte. Von Heinrich Viehoff. Aus dem Nachlasse des verstorbenen Verfassers herausgeg. von V. Kiy. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1888.

Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. Unter Mitwirkung von Erich Schmidt und Bernhard Suphan herausgegeben von Bernhard Seuffert. I. Bd. 1. Hft. Weimar, Hermann Böhlau. 1888.

Villatte. — Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern von Prof. Dr. Césaire Villatte. Zweite, stark vermehrte Aufl. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

Wache. — Der Kampf um Konstantinopel. Von Otto Wache. 2. Aufl. Leipzig, Eduard Baldamus. 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Vierzehnter Jahrgang. Heft 7. April 1888.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Hoffmann & Herrnsdorf. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchh. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gatthoff'sche Buchh. — Neapel, Heinrich Detken. U. Hoepli's Buchh. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rosario de Santa Fé (Argentinien), Jos. Kolb. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Inghirahmi & Brandt. Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Austral.), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k.k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co. Sortiment).

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik. Herausgeg. von Dr. Heinrich Braun. I. Jahrg. 1. Hft. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1888.

Artaria's Universal-Administrativkarte der österreichisch-ungarischen Armee mit der Eintheilung des Reiches in die Territorial- und Ergänzungsbezirke des k. k. Heeres und der Kriegsmarine, der k. k. und k. ungarischen Landwehr und des Landsturmes. Wien, Artaria & Comp.

Auch ein Wort zur Naturforschung und Schule. Von *,*. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). 1888.

Barine. — Essais et fantaisies par Arvède Barine. Paris, Hachette & Cie. 1888.

Block. — Anna Sturm. Historischer Roman von Paul Block. Berlin, Otto Janke. 1888.

Boden. — Der deutsche Patriot Ulrich von Hutten als Ritter und Volksmann, als Dichter und Schriftsteller. Dem deutschen Volke geschildert von Karl Boden. Leipzig, Otto Spamer. 1888.

Bolswerd's Kunst en Kunstgeschiedenis, door M. E. van der Meulen. Sneek. H. Pyttersen. 1888.

Bungert. — Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk von Aug. Bungert. Berlin, Friedr. Luckhardt.

Church. — Saint Anselm. By R. W. Church. London, Macmillan and Co. 1888.

Crescenzia. — Militan. Von Amalie Crescenzia. Wien, Carl Konegen. 1888.

Dante's Göttliche Comödie übersetzt von Otto Gildemeister. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Dery. — Hoch Oben. Novellen von J. Dery. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1888.

Dislocationskarte der russischen Armee (im europäischen Reichstheile) nebst tabellarischer Uebersicht der „Ordre de Bataille" und der Armeeverhältnisse im Frieden, in der Mobilisirung und im Kriege. Nach dem offiziellen russischen Truppen-Verzeichnisse „Rosspissanie" bearbeitet von E. S. Wien, Artaria & Co. 1888.

Döllinger. — Akademische Vorträge von J. v. Döllinger. I. Bd. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1888.

Dostojewski. — Der Hahnrei. Roman von Fedor Dostojewski. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer. 1888.

Gedenkblatt an Kaiser Wilhelm I. — Lahr (Baden), Ernst Kaufmann. 1888.

Goldschmidt. — Das Leben des Staatsrath Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Zweite verm. Aufl. Berlin, Julius Springer. 1888.

Gopcevic. — Serbien und die Serben von Spiridion Gopcevic. I. Bd.: Das Land. Leipzig, B. Elischer. 1888.

Grad. — Le peuple allemand, ses forces et ses ressources, par Charles Grad. Paris, Hachette & Cie. 1888.

Graffigny. — Die Luftschifffahrt und die lenkbaren Ballons. Von Henry de Graffigny. Autorisirte Uebersetzung von Adolph Schultze. Leipzig, Carl Reissner. 1888.

Groß. — Goethe's Werther in Frankreich. Eine Studie von Ferdinand Groß. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Hahn. — Wilhelm der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches. Von Ludwig Hahn. Herausgegeben von Oscar Hahn. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Hanstein. — Albert Lindner, in seinem Leben und seinen Werken dargestellt von Adalbert von Hanstein. Berlin, Max Schildberger. 1888.

Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke. Eine Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen. Von E. Angerstein und G. Eckler. Berlin, Th. Chr. F. Enslin. 1888.

Hoyos. — Gedichte von Rudolf Graf Hoyos. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1887.

Jahn. — Frau Eva. Von Hermann Eduard Jahn. Mit einem Vorwort von L. von Sacher-Masoch. Budapest, G. Grimm. 1888.

Jürgens. — Russischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch für Reise und Haus von Konstantin von Jürgens. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mantegazza. — Das nervöse Jahrhundert von Paul Mantegazza. Leipzig, F. W. Steffens.

Melzer. — Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Von Dr. Ernst Melzer. Neisse, Jos. Graveur'sche Buchhandlung (Georg Neumann). 1888.

Meyer's Konversations-Lexikon. Vierte Auflage. X. Bd. Königshofen—Luzon. Leipzig, Bibliogr. Institut. 1888.

Müller. — Generalfeldmarschall Graf Moltke. Von Wilhelm Müller. Volks-Ausgabe. Stuttgart, Karl Krabbe.

Müller. — Kaiser Friedrich. Von Wilhelm Müller. Stuttgart, Karl Krabbe. 1888.

Müller. — Reichskanzler Fürst Bismarck. 1815—1885. Von Wilhelm Müller. Stuttgart, Karl Krabbe.

Neuenaar. — Gräfin Isolde. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ludwig von Neuenaar. München, E. Mongelsdorf. 1888.

Pfau. — Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften von Ludwig Pfau. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Plothow. — Rome's Debut. Erzählung von A. Plothow. Berlin, Otto Janke. 1888.

Ratzel. — Völkerkunde. Von Dr. Friedrich Ratzel. III. Bd.: Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888.

Rogers. — A history of agriculture and prices in England. From the year after the Oxford parliament (1259) to the commencement of the continental war (1793). Compiled entirely from original and contemporaneous records by James E. Thorold Rogers. Vol. I./IV. Oxford, At the Clarendon Press. 1887.

Rosenthal-Bonin. — Die Tochter des Kapitäns. Roman von H. Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Rothschild's Schatzkästlein des kaufmännischen Wissens. Bearbeitet von L. F. Huber. Stuttgart, Levy & Müller. 1888.

Schmidt. — Die Familie von Bismarck. Eine genealogisch-heraldische Studie. Von Dr. Georg Schmidt. Rathenow, Max Babenzien. 1888.

Schmidt. — Neue Bismarck-Anekdoten. Gesammelt und bearbeitet von A. E. Schmidt. Leipzig, Zangenberg & Himly. 1888.

Seeger. — Ulrich von Hutten. Schauspiel in fünf Aufzügen von Seeger von der Lutz. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Shorthouse. — A teacher of the violin and other tales by J. H. Shorthouse. London, Macmillan and Co. 1888.

Stickel. — Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung mit Uebersetzung und Beigaben von Dr. Johann Gustav Stickel. Berlin, H. Reuther. 1888.

Stokvis. — Manuel d'histoire, de généalogie et de chronologie de tous les états du globe, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, par A.-M.-H.-J. Stokvis. I.: Asie, Afrique, Amérique, Polynésie. Leide, E. J. Brill. 1888.

Stölzel. — Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten von Dr. Adolf Stölzel. 2 Bde. Berlin, Franz Vahlen. 1888.

Tellheim. — Silhouetten. Gedichte von Bruno Tellheim. Budapest, G. Grimm. 1888.

Thaden. — Eine Leidenschaft. Sein Traum. Ein Ferientag. Drei Novellen von Ludwig Thaden. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Traill. — William the Third. By H. D. Traill. London, Macmillan and Co. 1888.

Viehoff. — Drei Bücher erzählender Gedichte. Von Heinrich Viehoff. Aus dem Nachlasse des verstorbenen Verfassers herausgeg. von B. Kth. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1888.

Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. Unter Mitwirkung von Erich Schmidt und Bernhard Suphan herausgegeben von Bernhard Seuffert. I. Bd. 1. Hft. Weimar, Hermann Böhlau. 1888.

Villatte. — Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern von Prof. Dr. Césaire Villatte. Zweite, stark vermehrte Aufl. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

Wachs. — Der Kampf um Konstantinopel. Von Otto Wachs. 2. Aufl. Leipzig, Eduard Baldamus. 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Vierzehnter Jahrgang. Heft 7. April 1888.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Hoffmann & Herrnsdorf. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorenz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchh. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gatthoff'sche Buchh. — Neapel, Heinrich Detken. A. Hoepli's Buchh. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Muzeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rosario de Santa Fé (Argentinien), Jos. Kolb. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Jughirahmi & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Austral.), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co. Sortiment).



Wilhelm I., Deutscher Kaiser,
König von Preußen.
(Nach der Natur modellirt von Bildhauer C. Schuler.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg